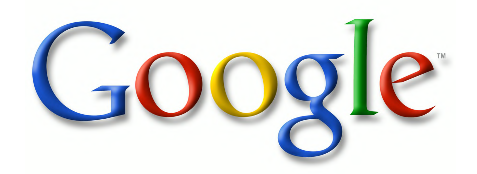
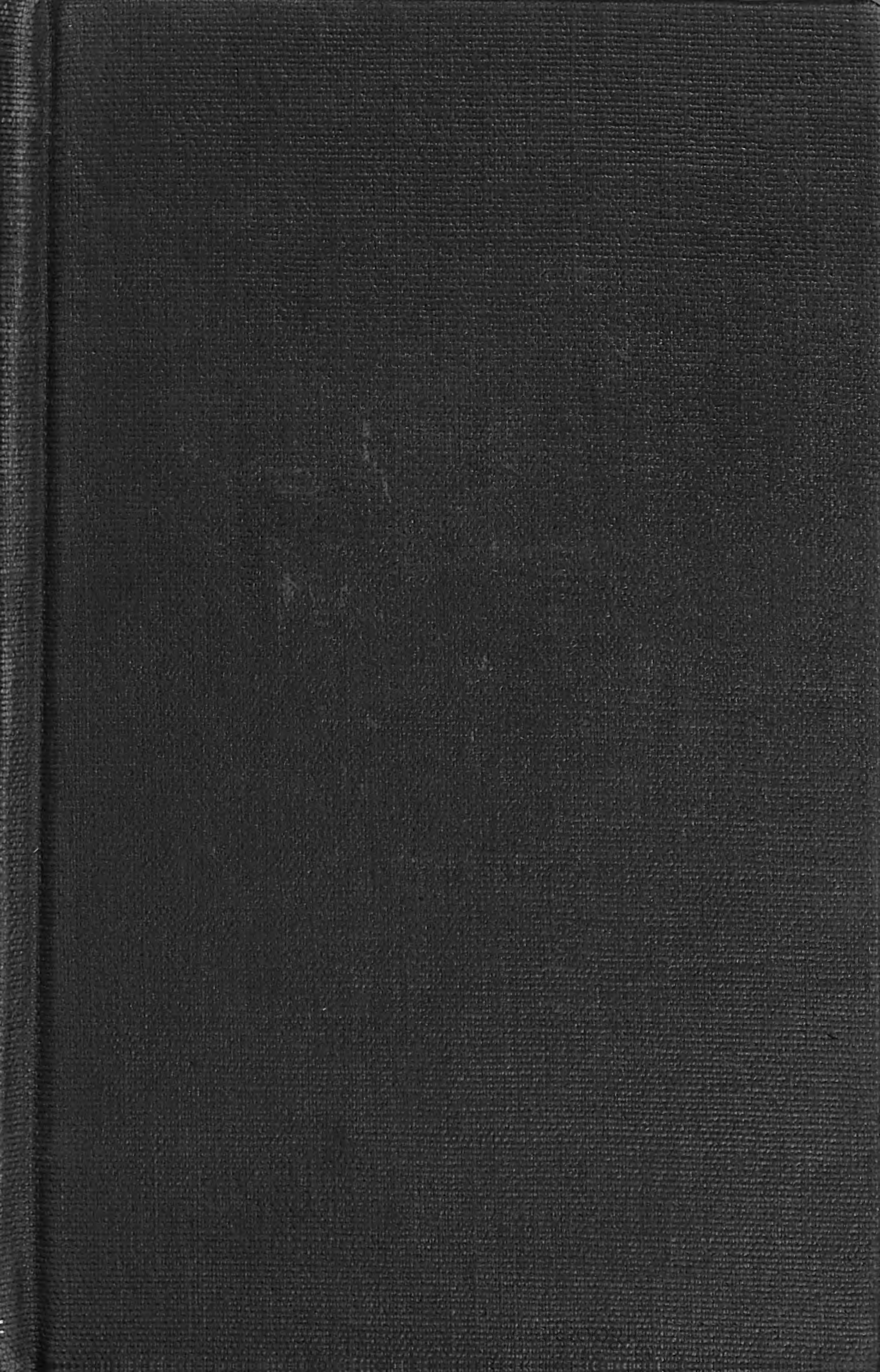
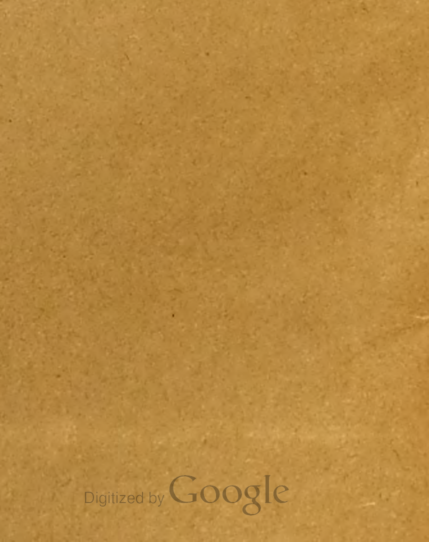





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · GEORGIAE ·
ET DOCERE ET RERVM EXQVIRERE CAVSAS
1785



ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



81. JAHRGANG, 150. BAND
DER NEUEN SERIE 50. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1926

Inhalts-Verzeichnis des 150. Bandes
der neuen Serie 50. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1924

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Neuere Sprachen

Germanisch

Friesisch

Romanisch

Französisch

Provenzalisch

Italienisch

Spanisch

Felix Liebermann.

(20. 7. 1851 — 7. 10. 1925.)

Durch dreiviertel Jahrhundert hat Liebermann still in Berlin gelebt. Kein Lehramt hat ihn gehoben noch gehemmt; keine Auszeichnung wurde ihm zuteil, außer dem Professortitel und dem Jubiläumsband, den ihm ein Dutzend Mitforscher zum 70. Geburtstag auf den Tisch legte. Aber die Akademien von Göttingen, London und München sowie die *Royal Historical Society* wählten ihn zum auswärtigen Mitglied; die Universitäten von Oxford und Cambridge ehrten ihn und sich durch die Ernennung zum Ehrendoktor; In- und Ausland horchte in Sachen seines Faches auf sein Wort, und wenn er gesprochen hatte, war *res iudicata.* Besonders viel Arbeit hat er dem 'Archiv' zugewendet, das seinem eifrigen Förderer, dem das Bewußtsein geistiger Pflichterfüllung als Lohn zu Lebzeiten genügte, jetzt desto mehr einen Nachruf schuldet.

Er war ein geborener Wissenschaftler. Aufs Verdienen brauchte er bei der Wahl des Studiums nicht zu achten; um so begeisterter gab er sich dem frei erkorenen hin. Am Friedrich-Werderschen Gymnasium eignete er das feine Latein sich an, in dem er anläßlich seiner Promotion zu Göttingen seine Lebensbeschreibung abfaßte.[1] Nach bestandener Reifeprüfung 1869 wurde er von seinem

---

[1] Felix Liebermann natus sum Berolini d. XX. m. Jul. a. h. s. LI patre Ludovico matre Philippina e gente Haller quibus superstitibus laetor. Fidei addictus sum judaicae. Prima litterarum elementa in schola Dorotheana edoctus, inde ab a. h. s. LXI usque ad a. LXIX gymnasii Friderico-Werderani Berolinensis discipulus fui. Quo anno maturitatis testimonio instructus argentariam facere multo quamvis invitus coactus sum. Sed cum neque ibi neque Londini mercatura amorem liberalium artium exuere possem tandem a. h. s. LXXII a patre impetravi ut universitatem adirem. Ordini igitur philosophorum Berolinensium adscriptus per sex menses scholis interfui Mommsenii, Droysenii, Harmsii. Deinde in hac academia Gottingensi per quinquies sex menses hos inprimis viros clarissimos audivi: Waitz, Pauli, Hanssen, Frensdorff, Lotze, Baumann, Unger. Praeterea ad exercitationes historicas Pauli, Waitz, Steindorf, Frensdorff aditum benigne mihi permiserunt. Quibus viris omnibus optime de me meritis maximas has ago gratias.

Abschrift des obigen Dokuments danke ich dem Dekan der Philos. Fakultät Göttingen, Prof. Kahrstedt, der mir in großer Güte auch die von Liebermann dort gehörten Vorlesungen herausschreiben ließ: Sommer 73 — Deutsche Geschichte, Waitz; Politik, Waitz; Geschichte des Mittelalters, Pauli; Geschichte Großbritanniens, Pauli; Nationalökonomie, Hanssen; Geschichte der Reformation, Stern. — Winter 73/74: Deutsche Geschichte, Waitz; Neueste Geschichte seit 1815, Pauli; Röm. Geschichte, Wachsmuth. — Sommer 74: Deutsches Altertum, Waitz; Historische Arbeiten, Waitz; Allg. Länder- und Völkerkunde, Wachsmuth; Kunstgeschichte, Unger. — Winter 74/75: Hist. Arbeiten, Waitz; Physiologie, Lotze; Geschichte der Philosophie, Baumann; Historische Arbeiten, Pauli; Griech. Geschichte, Wachsmuth; Nationalökonomie, Hanssen. — Sommer 75: Deutsche Rechtsgeschichte, Frensdorff; Rechtsquellen, Frensdorff; Hist. Arbeiten, Waitz; Übungen in der Urkundenschrift, Steindorff.

Vater, der es in der Textilindustrie sehr hoch gebracht und bereits den älteren Sohn, den später berühmten Maler Max Liebermann, an die Kunst abgegeben hatte, zuerst zum Eintritt in eine Berliner Bank, dann zu einem längeren Aufenthalt in London und Manchester veranlaßt, um denselben Erwerbszweig zu pflegen; das vermochte aber seine Anlage zum Forscher nicht zu ersticken, sondern nur sie mit auf englisches Gebiet zu lenken. Endlich setzte er es durch, im Winter 1872/73 auf die Berliner Universität gehen zu dürfen, wo er besonders bei Mommsen und Droysen hörte. Die Auswahl der Vorlesungen, die er dann durch fünf Semester in Göttingen traf, zeugt von ebenso viel Beharrlichkeit wie Umsicht. Früher als nach sechs Universitätssemestern hätte er den Doktor gar nicht machen können; er war offenbar ungemein fleißig, und dieser riesige Fleiß blieb ihm sein Lebtag treu, als natürlicher Begleiter ebenso starker Begabung.

Er war ein gründlicher Wissenschaftler — das verrät bereits seine Dissertation, die sich mit dem 'Dialogus de Scaccario', also mit dem Exchequer-Amt, und zwar im 12. Jahrhundert beschäftigt (Göttingen 1875). Mit der für ihn charakteristischen Methodik vereinte er darin historisches, juridisches und pilologisches Denken; er zeigt sich nicht bloß im Schatzwesen Heinrichs II. bewandert, sondern geht auch der Staatsauffassang seines Autors nach, der nur seine englische Insel als Heimat betrachtete und sich um die festländischen Besitzungen seines Königs gar nicht kümmerte, wohl aber um die Kirche, deren Wohlfahrt ihm vor allem am Herzen lag; und er stellte die echt philologischen Fragen nach der Lateinbeherrschung und der Weltanschauung des sonst fast unbekannten Dialogschreibers. Anderseits enthielt er sich der Vermutungen und auch der Darstellungskünste; Tatsache ist an Tatsache gereiht, jede klar bewiesen und sorgsam eingeschätzt, bis ein Mosaikbild von selbst sich rundet. Dieser einbohrenden und schlicht überzeuglichen Technik hing er an, solang er lebte. Er pflegte die Wahrhaftigkeit, nicht den Glanz; er schrieb für die Eingeweihten, allerdings so klar, daß jeder Novize mitkam. Sein Ziel war, das Material zum Sprechen zu bringen, nach allen Seiten und unangreifbar — er selber enthielt sich der Meinungen, Verknüpfungen, Ausblicke, Charakteristiken, überhaupt der subjektiven Elemente. Bescheiden war er und beobachtungsreich.

Ein *magnum opus* zu schaffen und zu vollenden war ihm vergönnt: die Ausgabe von Altenglands Gesetzen bis herab zur Mitte des 12. Jh.s. Als er wenige Jahre nach der Promotion mit einer Studie über anglo-normannische Geschichtsquellen hervorgetreten war (1879), vertraute ihm begreiflicherweise die Münchener Akademie die *Anglo-Saxon Laws* an, mit denen nun sein Name dauernd verknüpft ist. Er hat sich nicht sofort (1882) auf den ehrenvollen

Auftrag gestürzt; zuerst erfüllte er eine ältere Obliegenheit, nämlich für die *Monumenta Germanica* das altenglische Material, betreffend die deutsche Geschichte des 12.—13. Jh.s, zusammenzustellen; er tat dies 1884 in zwei mächtigen Bänden (Scriptores 27/28). Dann ging er zuerst an vorbereitende Sonderausgaben der ags. Abhandlung über Gutswirtschaft (Gerefa 1886) und des hagiographischen Denkmals 'Die Heiligen Englands' (1889), an das Rechtsbuch von 1114, genannt 'Quadripartitus' (1892), die 'Consiliatio Cnuti' (1893), den Pseudo-Cnut 'De foresta' (1894) und die 'Leges Eduardi Confessoris' (1896). Dazu gesellten sich ausführliche Literaturberichte in der Zs. f. deutsche Geschichtwissenschaft und zahlreiche Originalartikel. Selten wohl hat sich ein Forscher so gründlich auf eine Lebensaufgabe gerüstet, und wie groß war sie! Mit 180 Hss. hatte er es zu tun, auf 24 Städte waren sie verteilt, und jede hat er geprüft, eingereiht, verwertet. Der erste Band begann 1898 zu erscheinen (bis 1903) und brachte die Texte samt deutscher Übersetzung — wer jemals aus dem Ags. genau zu übersetzen versuchte, weiß, was das bedeutet; mehrere Texte waren auch anglonormannisch. Ein zweiter, noch stattlicherer Quartband folgte 1906—12 mit reichem Wort- und Sachkommentar; er ist eine Fundgrube in lexikalischer und kulturhistorischer Hinsicht. Ein dritter Band rundete 1916 das Ganze ab und bot einen Kommentar zum laufenden Text. Unmöglich ist es, ein Denkmal gründlicher auszubeuten.

Man verfaßt nicht ein so mächtiges Werk, ohne zugleich an Persönlichkeitsmacht zu gewinnen. Jahr für Jahr hatte sich der beschauliche Gelehrte mit urenglischem Originalwesen getragen und es in seinem Innern mit deutscher Gegenwartsart verglichen. Diese Doppelnatur seines Geisteslebens wurde aufgerüttelt durch den Weltkrieg. Er drang in neuere Perioden der englischen Literatur und Politik vor. Über Shakespeares 'König Johann' und 'Heinrich VIII.' schrieb er Studien, teils in der Geiger-Festschrift, teils im 'Archiv', die alles in den Schatten stellten, was bisher über die Königsdramen vom Wirklichkeitsstandpunkt aus gesagt war. Über das Englandbuch von W. Dibelius hat er im letzten Bande dieser Zeitschrift eine in jeder Hinsicht große Anzeige veröffentlicht, in der er sich über unsere modernste Lage erschließt, wie in einem politischen Testament. Kurz vor seinem Hinscheiden widmete er noch dem Drama Shaws über die Jungfrau von Orleans eine vergleichende Betrachtung (Hist. Zs. 133), die den besten Literar- und Kulturhistoriker zieren würde. In lapidarer Zusammenfassung aber gab er sein Urteil über Deutschland und England in der Widmung, mit der er 1916, mitten im Kriege, den Schlußband der 'Gesetze' einem deutschen und zugleich einem englischen Meister der Rechtsgeschichte, Brunner und Maitland, zueignete: da bricht die weh-

mütige Erinnerung an früheres Zusammenarbeiten mit freundlichen Engländern hervor, der rücksichtslose Anspruch Großbritanniens auf Alleinherrschaft zu Wasser und im Handel wird zurückgewiesen, das Recht der Deutschen auf freien, friedlichen Mitbewerb um die Güter der Erde erhärtet und dennoch auf eine künftige Zusammenarbeit im Interesse der höheren Menschheitsgüter als unabweisbar gehofft. Er, der soviel für England empfand und tat, vermochte zwar die allenfalsige Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung über Machtfragen zu begreifen, aber nicht die der englischen Pressefehde gegen deutschen Geist und Charakter. Ein Beispiel wollte er geben für möglichste Einfühlung in den Sinn und die Lage des Gegners, und obwohl er durch Krieg verarmte, blieb er dieser humanistischen Betrachtungsweise treu bis zum Ende. Einen Beweis wollte er liefern für deutsche Duldsamkeit, indem er öffentlich in Berlin die Wissenschaft des Feindes anerkannte, ohne Strafe oder auch nur den leisesten Tadel fürchten zu müssen. Als Antwort darauf von englischer Seite liegt jetzt der warme, obwohl politisch zurückhaltende Nachruf auf ihn von Professor Tout vor (History, Januar 1926, S. 311—19). Auf die Dauer wird sein Lebenswerk die Wirkung auf die Vernünftigen in England nicht verfehlen.

Was der Anglist von Liebermann zu lernen bekam, sei gegenüber dem Dank der Historiker an dieser Stelle betont. Wenn ich in meiner Straßburger Zeit, vom Verlegerfreunde Trübner zu einer ags. Literaturgeschichte verpflichtet, den Historikerkollegen Breslau um Angaben über ags. Originalurkunden bedrängte, in der Hoffnung auf gesichertere Dialektgrundlagen, so lautete immer die Antwort: 'Das weiß alles Liebermann und sonst keiner.' Nach Berlin übersiedelt, fand ich den Sachkundigen auch ungemein hilfsbereit. Der Hauptvorteil seines Urkundenwissens kam Wolfgang Kellers ags. Paläographie zugute. Oft ging ich noch mit anderen verzweifelten Fragen in die Bendlerstraße 10 hinüber, wo der immer freundliche Geschichtskenner inmitten seiner Bibliothek saß und gern hörte, gern nachschlug. Um mir die Entstehung der ags. Annalen vor 732 klarzulegen, schrieb er einen eigenen Aufsatz für das 'Archiv'. Ausgehend von der gesunden Überzeugung, daß ein noch so leises äußeres Zeugnis mehr wiegt als breite Stiluntersuchungen, führte er mich zu der Chronologie von Alfreds Schriften, die in meiner Literaturgeschichte vertreten ist. Den Dichter von 'Eule und Nachtigall' stach er binnen zwei Stunden aus den Pfarrlisten des 13. Jh.s heraus. Solche Wohltat der Beratung wandte er auch meinen Schülern zu, die sich an ags. Dissertationen wagten. Als der Krieg die englischen Bücher und Zeitschriften rar machte, legte er mannigfache Früchte seiner immer noch ausgedehnten Lektüre im 'Archiv' ins Fenster, damit sie den Fachgenossen nicht

entgingen. Immer mehr wurde er einer der Unseren; solange es dankbare Anglisten gibt, werden sie es nicht vergessen.

Die Augen hat Liebermann allmählich verbraucht bis fast zum Verlust der Sehkraft; fest blieb sein ethisches Rückgrat. Er war ein ernster Pflichtenmensch, auch gegenüber dem Vaterland, als es in der Not die Hilfe der Bürger anrief. Für die Sonnigkeit des Hauses sorgte seine verständnisvolle Frau, deren stiller Einfluß auch in der kürzesten Skizze seiner Tätigkeit nicht zu übergehen ist.

Diesen ungewöhnlich wertvollen Mann hat ein gewöhnliches Auto, besetzt von einem gewöhnlichen Fahrer und einer gewöhnlichen Dame, als er am hellen Mittag vom Arbeitstisch weg etwas hastig auf die Straße trat, umgeworfen und so verletzt, daß er noch am selben Abend starb; alles, um ein paar Sekunden Zeit zu gewinnen! Er hatte noch die Kraft, den unglücklichen Fahrer von der Schuld zu entlasten. Wie wird es jetzt unseren altenglischen Studien ergehen?

Berlin. A. Brandl.

Frühbriefe von Adolf Pichler, Innsbruck, an Ludwig August Frankl, Wien (1847—66).

Auf einem Innfloße war Pichler (1819—1900) im Herbst 1842 aus seiner tirolischen Heimat nach Wien gefahren, um dort Medizin zu studieren, da in seiner bisherigen Universität Innsbruck diese Fakultät noch fehlte. Zugleich war er Dichter und nahm sich in der Sammlung 'Frühlieder aus Tirol' 1846 auch anderer Dichter an. Innsbruck besaß bereits eine eigene literarische Sphäre, der es aber an geschäftlicher Organisation gebrach, weil die Bevölkerung im Hochgebirge nicht sehr kaufkräftig war. Er suchte daher die Hilfe von Wiener Redaktoren und Verlegern und kam so zu Frankl (1810—94), der aus Böhmen stammte, in Wien seit 1828 sich ebenfalls der Medizin ergeben und seit 1828 zugleich mit historischen Epen hervorgetan hatte. F. war Sekretär der israelitischen Kultusgemeinde, hatte gute Beziehungen zu den literarischen Geschäftskreisen in der Reichshauptstadt und gab seit 1842 die 'Sonntagsblätter' heraus (unterdrückt Oktober 1848); von ihm erschien als erstes zensurfreies Gedicht in den Märztagen 'Die Universität' und erregte ungeheures Aufsehen. Er war ein kleingewachsener, aber beweglicher und wohlmeinender Mann, bedeutsam von Miene und knapp-bestimmt in der Ausdrucksweise; seine Fürsorge konnte dem beträchtlich jüngeren Tiroler in dessen Druckernöten wirksam helfen. F. gewann ihn auch persönlich lieb, besonders als er 1869 am Achensee im Gasthaus Scholastika mit ihm, Sebastian Ruf u. a. Sommerfrische gehalten hatte.

Nach Frankls Ableben blieben die Originalbriefe Pichlers im Besitz seines Sohnes Dr. Bruno Frankl, R. v. Hochwart — mit diesem Prädikate, das an die Gründung des Blindenhauses auf der Hohen Warte erinnerte, war nämlich Vater Frankl nach der Enthüllung des von ihm zumeist geförderten Schillerdenkmals in Wien 1876 in den erblichen Ritterstand erhoben worden. Ich gebe die Briefe vollständig und genau; nur Orthographie, Absätze und Unterscheidungszeichen sind modernisiert und Datierungen ausgeschrieben. Wieviel sie zur Kenntnis des jungen Pichler beitragen, ist jetzt aus der gerade herausgekommenen Pichler-Biographie von J. E. Wackernell† ~~und~~ A. Dörrer bequem zu ersehen. Dunkle Einzelstellen sind, allerdings möglichst knapp, durch Anmerkungen erklärt; die süddeutschen Literaturverhältnisse sind ja noch nicht in demselben Grade den norddeutschen Lesern bekannt, der der feundlichen Gemütsteilnahme des Norddeutschen an der temperamentvollen Phantasietätigkeit des Süddeutschen entsprechen würde.

Berlin. A. Brandl.

I.

Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Ludwig Frankl, Redakteur der Sonntagsblätter, am Donaukanale, Leopoldstadt 585, Wien.

Wien, 23. März 1847.

Euer Wohlgeborn!

Es scheint ein eigener Unstern zu walten, daß ich E. W. nie mehr zu Hause treffe. Ich war fünf- oder sechsmal in Ihrer Wohnung, jenes Manuskript 'Der letzte Römerkönig'[1] abzuholen. Ich ersuche daher brieflich, es herauszulegen, damit mir selbes zu Handen gestellt werde.

Von jenen Reiseskizzen[2] aus Tirol bitte ich Nr. III nicht mehr abzudrucken, da es sich auf Verhältnisse bezog, welche nur von Tagesinteresse waren, und daher dieser Teil des Aufsatzes veraltete. Nr. II hat Bedeutung für sich und verliert nicht im mindesten, wenn auch Nr. III nicht folgt.

In einigen Tagen habe ich vielleicht das Vergnügen, E. W. zu sehen.

Ergebenst Adolph Pichler.

II.

Wien, 4. April 1847.

Verehrter Herr!

Hier lege ich ein Heft meiner Gedichte[3] bei. Wenn Sie so gefällig sein wollen, sie zu lesen, so bitte ich, das Paket nur aufzumachen. Ich möchte Sie ersuchen, es dann mit günstiger Gelegenheit an die Adresse zu befördern, was Ihnen auf dem Wege des Buchhandels leichter ist als mir. Entschuldigen Sie darum, daß ich Sie belästige.

Wollen Sie mir ja Ihr Urteil nicht vorenthalten; Sie mögen wohl manches daran auszusetzen haben.

Wenn Sie das Heft gelesen haben, bitte ich es mich wissen zu lassen, am besten durch die kleine Post ins Spital; seit zwei Tagen logiere ich Blumengasse 119, erster Stock links, Alservorstadt.

Von Hamburg habe ich auch einen Brief. Campe[4] schreibt: 'Die Hessischen Auswanderer' und 'Seume' seien längst schon verschollen und daher das Thema nicht zeitgemäß. Er hat sich wahrscheinlich nicht die Mühe genommen, das ganze Gedicht zu lesen. Ich mußte herzlich lachen. So mag denn der Plunder im Kasten verschimmeln. Glauben Sie, daß die Redaktion des Stuttgarter Morgenblattes eins oder das andere der Gedichte aufnehmen wird? Mehr mündlich. Ihr A. Pichler.

III.

Verehrter Herr Redakteur!

Ich teile Ihnen hier einige Stellen aus einem Privatbriefe mit; wenn Ihnen diese Neuigkeiten wichtig genug erscheinen, so mögen Sie ihnen in Ihrem Blatte Raum gönnen.

---

[1] Bereits 1843 hatte P. zwei Akte seiner 'Tarquinier' geschrieben; s. (Wackernell-) Dörrer, A. Pichler, Freiburg i. Br., 1925, S. 42.

[2] In selbständiger Form erschienen Reiseschilderungen von P. zuerst 1861: 'Aus den Tiroler Bergen', München; s. Dörrer S. 110.

[3] Vgl. Dörrer S. 49 ff.

[4] Verleger; vgl. P.s 'Seume' mit dem Anhang über 'Die Hessischen Auswanderer', Ges. W. XIII (München 1906) 170.

Innsbruck, 23. April 1847.

Die Zeitschrift unseres Museums, dieser Sarg aller Aufsätze, ist Gott sei Dank eingegangen, um unter bessern Auspizien und mit Lithographien nach den vorzüglichsten Bildern unserer Sammlung illustriert wieder zu erscheinen. Sie wird dann den Mitgliedern des Museums nicht mehr gratis ausgegeben, sondern um einen mäßigen Preis, der auch außertirolische Käufer und Mitarbeiter anziehen soll — Mitarbeiter deswegen, weil dann das Museum imstande sein wird, Honorar zu zahlen.

Unter den Vorlesungen, die im heurigen Winter am Museum gehalten wurden, zeichneten sich vorzüglich jene von Flir[1] *über Hamlet, die von Schuler*[2] *über Grabbe und die von Albert Jäger*[3] *über den Heimfall Tirols an Österreich aus. Es wurde hier das Treiben des Roschmann*[4] *auf den verdienten Pranger gestellt.*

Die Gebirgskarte Tirols, welche der geognostische Verein herausgibt und zu der D[r.] Stotter[5] *den Text arbeitet, schreitet mehr und mehr der Vollendung entgegen. Seine Exzellenz der Landesgouverneur ließ auch ein Buch zum Drucke fördern: Die Geschichte der Tirolischen Landeshauptleute von Michael v. Brandis.*[6] *So wird mehr und mehr der Grund zu einer Landesgeschichte gelegt.*

Fallmerayer,[7] *dessen Namen einige unter den neuen Professoren der Münchner Hochschule zu finden hofften, kommt bald nach Innsbruck, um sich nach dem Orient zu verfügen. Zu München kann man es ihm noch immer nicht verzeihen, daß er den Nimbus des Neuhellenentums zerstreute und unwiderleglich in seiner Geschichte von Morea dartat, daß die heutigen Griechen mit Miltiades, Perikles, Plato, Sapho und Phidias in gar keiner Blutsverwandtschaft stehen, sondern einfach die Abkömmlinge jener Slawenhorden sind, die zu Anfang des Mittelalters das ausgemordete Land besetzten.*

Unsere Katholischen Blätter, 'οἱ νήπιοι',[8] *wie sie Ludwig Steub*[9] *in der*

[1] Alois Flir, P.s Hauptlehrer (Ges. W. I 121 u. ö.); seine wertvollen Hamletbriefe erschienen zu Innsbruck 1865.

[2] Johannes Schuler, geb. 1800, redigierte den Tiroler Boten und war der Bruder von P.s literarischer Freundin Cornelie. Ges. W. I 133 ff.

[3] Albert Jäger, 1801—1891, Professor der Geschichte an der Universität Innsbruck seit 1845 und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien seit 1847, Verfasser geschätzter Geschichtswerke.

[4] Ausführliches über ihn steht Ges. W. I (1905) 241.

[5] Dr. Michael Stotter, Professor an der Innsbrucker Universität für Naturkunde und Landwirtschaft und als solcher einer von Pichlers Lehrern. Vgl. Dörrer S. 34.

[6] Gerühmt Ges. W. I 109.

[7] Jakob Philipp Fallmerayer, 1790—1861, seit 1835 Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften, veröffentlichte 1845 die berühmten 'Fragmente aus dem Orient' und wurde im März 1848, mitten auf einer kleinasiatischen Reise, auf den Geschichtslehrstuhl von Görres nach München berufen.

[8] Kinder, die noch nicht reden können.

[9] Ludwig Steub, 1812—1888, in der Verwaltung zu Athen bis 1836 tätig, seit 1845 Rechtsanwalt in München, hatte sich durch die 'Bilder aus Griechenland' 1841 einen Namen gemacht, schrieb dann 'Über die Urbewohner Rätiens und deren Zusammenhang mit den Etruskern' 1843 und entwickelte sich zum Humoristen in den 'Drei Sommern in Tirol' 1846.

Allgemeinen Zeitung trefflich nannte, brachten letzthin[1] *einen guten Artikel über die spekulative Entwicklung der Trinitätslehre. Der Verfasser kennt doch wenigstens Schelling und Hegel.*

Das neue Konvikt,[2] *welches auf 400 Zöglinge berechnet wurde, hat dermalen nur 18, wovon nur zwei oder drei Tiroler sind. Sic transit gloria mundi.*

Poetisches Pulver wird in unserer Schützenzeitung ungemein viel verschossen, in die Scheibe gehen wohl die wenigsten Schüsse.

Ich habe im wesentlichen die Worte des Verfassers beibehalten, nur hie und da einiges erläutert. Nehmen Sie selbst heraus, was Ihnen gefällig scheint.

Ergebenst A. Pichler.

IV.

Herrn Dr. Ludwig August Frankl, Redakteur der Sonntagsblätter, am Donaukanale in der Leopoldstadt, Wien.

Dringend. Innsbruck, 6. Juli 1848.

Hochzuverehrender Herr!

Vor einigen vierzehn Tagen bin ich aus dem welschen Krieg zurückgekehrt; die zweimonatliche Dienstzeit, welche Tiroler Schützen einzuhalten haben, war nämlich für meine Kompanie abgelaufen. Sie werden wissen, daß ich zwei siegreiche Gefechte[3] bestand. In etlichen Wochen bin ich wieder zu Wien; ich möchte Ihnen herzlich gern für Ihr Blatt 'Skizzen aus dem Feldlager' anbieten, wenn ich nicht fürchten müßte, daß der politische Krimskrams für derlei keinen Raum läßt.

Ich bin gegenwärtig damit beschäftigt, eine kleine Broschüre 'Aus dem welsch-tirolerischen Kriege'[4] zu schreiben; es möchte[n] etwa vier Druckbogen sein. Wäre ich selbst in Wien, so zweifle ich nicht, daß es mir leicht sein würde, einen Verleger zu finden, da der Stoff interessant und aus der Zeit ist. Wegen Absatz dürfte ein geschickter Buchhändler kaum verlegen sein. Ich möchte Sie daher ersuchen, sobald als möglich bei Ihnen bekannten Verlegern anzufragen, ob einer die Sache übernehmen möchte. — Daß ich für diese Broschüre auf ein ordentliches Honorar Anspruch machen würde, versteht sich von selbst. Wollen Sie mir diese Gefälligkeit tun, nachzufragen? — Ihre Antwort müßte freilich so bald als möglich erfolgen. Mit Wiederholung meiner Bitte

Ihr Dr.[5] Adolf Pichler, Tiroler Schützenhauptmann.

Briefe wären abzugeben bei Herrn Dr. Schuler, Redakteur des Tiroler Boten, Innsbruck.

V.

Verehrter Freund!

Zuerst meinen Dank für die Korrektur des Welsch-tirolischen Grenzkrieges; sie fiel, abgesehen von zwei komischen Druckfehlern, ganz gut aus: diese werden vermutlich auf Rechnung meiner zierlichen Handschrift kommen.

---

[1] Jahrg. V, 12. April 1847, S. 366, gezeichnet V.

[2] Gemeint ist das Jesuitenkolleg zu Innsbruck, dessen Begründung 1838 ff. die Jesuitenlieder Gilms veranlaßte.

[3] Beschrieben im 'Sturmjahr', Ges. W. II (1905) 73 ff., 82 ff.; Dörrer S. 30.

[4] Zuerst gedruckt unter dem Titel 'Aus dem wälsch-tirolischen Kriege' (Wien 1849).

[5] Promoviert 4. April 1848 (Dörrer S. 19).

Hier zu Innsbruck bin ich hermetisch abgesperrt wie eine Fliege zwischen Glasfenstern; Sie würden mir eine große Gefälligkeit tun, wenn Sie mir einiges über den Erfolg der Broschüre zu Wien mitteilen wollten. Außer der Wiener und Öst. Zeitung verliert sich von Wiener Blättern kaum etwas herauf. Wie ist's, haben Sie nichts Literarisches angefangen? Wenn Ihnen der derbe Tiroler Condottiere in etwas dienen kann, so verfügen Sie über seine Feder.

Sie könnten mir eine große Gefälligkeit tun, wenn Sie mir jenes Jesuitenlied, das Sie dichteten, schicken möchten; ich habe einigen Freunden davon erzählt, die wären sehr begierig darauf.

In Tirol hofft man allgemein, im Frühjahr werde der Krieg wieder losgehen; da werde ich dann zur Abwechslung wieder ein bißchen mitraufen. Ich habe bereits für diesen Zweck einige Vorstudien gemacht, die mir trefflich zustatten kommen werden. Daß es zu Wien nicht sonderlich erfreulich aussehn mag, kann ich mir gar wohl vorstellen und möchte Ihnen von Herzen eine reinere Luft wünschen. Bei uns redt man davon, es soll wieder was losgehen. Wenn nur die Leute mit ein bißchen mehr Sachkenntnis und Bedacht vorgehn möchten; so aber rennen sie platterdings mit dem Kopf an die Wand. Mit solchen Strolchereien kommt nichts heraus.

Was macht die Muse? Sie wird doch nicht schlafen, ἐν πέντε σισύραις ἐγκεκορδυλημένος?[1]

Sind Sie noch immer über uns Tiroler grantig? Es sieht bei uns jetzt trotz dem Fasching hübsch langweilig aus; ich wollt nur, es käm bald der Frühling, daß ich auf die Berge hinaufsteigen könnt, zu den Alpenrosen und Jochprimeln, zu Speik und Brunell!

Die Beilage bitte ich baldmöglichst an die Adresse zu übermitteln. Ich hoffe, Sie werden mich bei Gelegenheit mit ein paar Zeilen erfreuen. Grüßen Sie mir zu Wien, was noch Leben und Atem hat.

Innsbruck, 28. Januar 1849. Ihr Dr. Pichler.

VI.

Verehrter Freund!

Zuerst meinen Dank für die schnelle Antwort auf meinen Brief. Ihr Gedicht hat mir neuerdings Freude gemacht; es aber durch Flugblätter zu verbreiten, wäre bei uns in Tirol höchst unzweckmäßig. Meine lieben Landsleute haben im allgemeinen sehr wenig Sinn für Poesie, es müßte denn ein Schnadahüpfl oder Zotenliedl sein. Wir müßten uns also auf den Kreis meiner nähern Freunde beschränken, wo die edel durchbildete Form des Dichters begriffen wird und der Beifall gewiß nicht fehlt. Übrigens werde ich versuchen, es in der Innsbrucker Zeitung abdrucken zu lassen. Es ist eigentümlich, daß bei den Tirolern, die doch in Plastik und Malerei manches leisteten, für die höhern Arten der Poesie so wenig Verständnis herrscht. All die großen Siege am Schluß des vorigen und am Beginn dieses Jahrhunderts haben keine Blume getrieben, die nur von fern mit dem Lied Halbsuters[2] auf die Sempacher Schlacht oder gar mit den serbi-

[1] 'In fünf Wollhäute eingewickelt': Aristophanes, 'Wolken' gleich zu Anfang.

[2] Halbsuters Lied auf die Sempacher Schlacht 1386 war kurz vorher (1844) in Ettmüllers Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich erschienen. (Benutzt von Uhland, s. Goedeke.)

schen Gesängen in Vergleich zu setzen wäre. So gingen auch die Kämpfe des Jahres 1848 spurlos vorüber. Dreinschlagen können meine Landsleute, sind aber dabei stumm wie Fische. Jetzt suchen sie wieder ihre alten, durch die löbliche Polizei lang unterdrückten dramatischen Vorstellungen aus der Bibel hervor; so z. B. geht zu Drei Königen eine Schar Bauernburschen in Kostüm von Haus zu Haus und spielt dort die betreffende Szene aus der Heiligen Schrift. Der Gebrauch ist uralt; die Verse sind aber meistens von poetischen Schulmeistern unleidlich zusammengestoppelt.

Was Ihren Wunsch rücksichtlich der Beiträge über die Märzrevolution anlangt, so werde ich ihm mit Vergnügen und um so lieber entsprechen, da ich gerade jetzt selbst daran bin, das damals Gesehene und Erlebte zu sichten und für künftige Benutzung aufzuschreiben. Wenn Sie mir noch vierzehn Tage Zeit lassen wollen, so kann ich Ihnen dann einige Bogen übersenden, wobei ich mich streng auf das beschränken will, was ich selbst beobachtete.

Es würde mich sehr erfreuen, wenn Sie Ihren Vorsatz, meine Broschüre im Lloyd zu besprechen, zur Tat machen würden. Sie sind wohl am ehesten dazu berufen; Sie können am besten über den Verfasser und sein Werklein urteilen. Ein Grund, warum bisher so wenig Beurteilungen desselben erschienen, dürfte wohl darin zu suchen sein, daß der Verfasser wohl Schriftsteller, aber nicht Literat ist. Deswegen war ich bei meinen Studien und Arbeiten stets ein Einsiedler, von niemand berücksichtigt und gehoben, oft sogar der Möglichkeit beraubt, etwas zu veröffentlichen, denn ich habe es stets verschmäht, mit den Fröschen in Cotteriepfützen mitzuquaken. Eine Beurteilung von Ihrer Feder wäre mir daher um so erwünschter, weil sie nebst der geistigen Vollendung auch noch moralisches Gewicht hätte.

Die Beilage an Keck [1] enthält die Weisung, an die Redaktion des Lloyd sowie an einige andere Redaktionen Exemplare zu übermachen. Herr Keck scheint noch seinen Vorteil nicht recht zu begreifen; so sandte er nach Innsbruck, wo eine ungemeine Nachfrage war, z w e i Exemplare, so daß sich die hiesigen Buchhandlungen m i t d e r P o s t mehr bestellen mußten.

Zufällig las ich heute im Lloyd von Betti Paoli [2] einen recht hübschen Aufsatz; sie scheint auf einen neuen Lenz deutscher Poesie zu hoffen, und das ist recht weiblich. Ich kenne diese Schriftstellerin nicht persönlich, die wenigen Fragmente aber, die ich von ihr zu Gesicht bekam, machen mir ihre Subjektivität interessant.

Von Engländer [3] hörte ich letzthin, er mache zu Leipzig dumme Streiche; soll ihn der Teufel holen, wenn's wahr ist; um sein Talent ist's doch schade. Was macht Mautner? [4] Ich habe ihn einmal bei Ihnen gesehen. Ist seine Poesie auch eingefroren, oder von Welden belegt?

---

[1] Joseph Keck war der Verleger von P.s Heft 'Aus dem wälsch-tirolischen Kriege'; vgl. Dörrer S. 35.

[2] Schriftstellername für Barbara E. Glück, 1814—1894; geborene Wienerin, hatte sie bei der Fürstin Schwarzenberg eine Stellung als Gesellschaftsdame bis 1848. Mit Gedichten war sie seit 1841 aufgetreten.

[3] Siegmund Engländer gab 1848 das illustrierte Witzblatt 'Katzenmusik' heraus und mußte deshalb nach den Oktobertagen flüchten. Mühsam erlangte er später die Erlaubnis zur Rückkehr. Vgl. Stefan Hock, Erinnerungen von L. A. Frankl, Prag 1910, S. 312, 350.

[4] Eduard Mautner, geb. in Pesth 1824, Lustspieldichter (Wurzbach).

Wenn Sie mich um politica fragen, so kann ich Ihnen nur berichten, daß gegenwärtig in Tirol Politik und Berge vier Schuh tief eingeschneit sind; wenn sich die Politik nicht etwa gar in einen Kirchenstuhl versteckt hat.

Um nun auf etwas Liebenswürdigeres zu kommen, was macht Ihre Frau, was treiben die schönen Wienerinnen? Zu Innsbruck läßt sich der Fasching sehr gut an; ich besuche aber keinen Ball mehr, seit ich jüngsthin bei einer Soiree zum Tanzen genotzüchtigt wurde und als Eisbär in plena dignitate herumwatschelte.

Die komischen Druckfehler möchten Sie gern wissen?

Einmal heißt es: 'die Schützen von Lodra' anstatt 'die Schützen im Lodenrock'. In ganz Tirol gibt es kein Lodra. Da fragen mich die Leute immer, wo denn die Schützen von Lodra seien? Dann steht weiter hinten bei der Inschrift der Fahne: Agli guai amici! anstatt: Guai agli amici! [1], was sich gewiß recht prächtig ausnimmt.

Wenn zufällig ein Bekannter nach mir fragt, meinen herzlichen Gruß. Ich schließe mit Gruß und Handschlag. Ihr Pichler.

Innsbruck, 6. Februar 1849.

VII.

Sr. Wohlgeborn Herrn Ludw. Aug. Frankl, Doctor medicinae,
Seitenstettergasse 494(?), Stadt Wien.

Verehrter Freund!

Umlauft [2] wird Ihnen meinen Gruß entboten haben; hintenach hinke ich mit einem Briefe, und zwar Ihre Güte und Freundlichkeit in einer Angelegenheit zu beanspruchen. Von Neujahr an erscheint zu Innsbruck eine belletristische Zeitschrift, zu der sich die gebildetsten und wackersten Männer der Provinz vereinigen.[3] Mir läge nun wirklich daran, dieses Unternehmen möglichst zu unterstützen, da es viel Gutes bewirken kann. Ihr geschätzter Name könnte nun vieles beitragen, es zu fördern. Irgendeinen kleinen Aufsatz, ein kleines Gedichtchen haben Sie gewiß in Vorrat; Sie könnten uns dadurch einen großen Gefallen tun. Man ist freilich nicht in der Lage, das erste Quartal schon Honorar zu bieten. Deswegen ersuche ich Sie auch nur um einen kleinen Beitrag. Ein Freiexemplar soll Ihnen allsogleich zur Verfügung stehen. Sollte ich Ihnen einen Gegendienst erweisen können, so wissen Sie von früherer Zeit, wie gern ich dazu bereit bin.

Soeben habe ich ein Werk über die Dramatik des Mittelalters in Tirol beendet und gedenke es bald der Öffentlichkeit zu übergeben.[4]

Wann erscheint Ihre Revolutionsgeschichte? Ist es wahr, daß Umlauft

---

[1] Ges. W. II 102.

[2] Johann Umlauft, geboren in Prag 1807, kam 1840 nach Wien und ließ sich zunächst bei der Zensur der Tagesblätter unter Sedlnitzki beschäftigen, wurde aber 1848 Demokrat und saß im Parlament auf der äußersten Linken. Dafür sandte man ihn nach Innsbruck an die Statthalterei, wo er alsbald mit der Geistlichkeit sich überwarf. Abberufen und pensioniert 1851, trat er in ein Wiener Buchgeschäft ein und setzte seine radikale Politik im dortigen Gemeinderat fort (Wurzbach).

[3] Gemeint ist die Wochenschrift 'Phönix'; s. Ges. W. III 8.

[4] 'Über das Drama des Mittelalters in Tirol', Innsbruck (1850).

wieder Renegat geworden? Hier erzählt man es. Der kleine Stegmayer läßt Sie grüßen; seine noch kleinere Frau, emsig bemüht, dem kleinen Gemahl eine Freude zu machen, läßt Sie durch mich bitten, ihm auf den 12. Jänner, wo er seinen 50. Geburtstag feiert, ein paar freundliche Zeilen zu schreiben. Stegmayer ist ein guter Kerl, man heißt ihn hierorts den 'kleinen Gmundner Demagogen'. Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, zu Innsbruck gibt es nichts Neues, nur die unsterbliche Langeweile erneut sich stündlich.

Ich ersuche Sie dringend, mir über den Erfolg meiner Bitte bald zu berichten; ich gebe mich der Hoffnung hin, selbe freundlich erfüllt zu sehen.

Innsbruck, 9. November 1849. Ihr aufrichtiger Pichler.

Adresse: Dr. A. Pichler, abzugeben Wittingsche Buchdruckerei zu Innsbruck.

VIII. (?)

Verehrter Freund!

Sie werden den Brief erhalten haben, worin ich Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches, einige Erlebnisse von mir aus der Märzrevolution zu erzählen, zusagte. Das gedruckte Blatt, welches beiliegt, enthält jenen Bericht, den ich unmittelbar nach den Märztagen für den Tiroler Boten schrieb. Ich habe nachträglich zu Ihrem Gebrauch einige schriftliche Noten 1, 2, 3, 4 beigesetzt. Weiß nicht, ob Sie die Sache brauchen können, und habe mich deswegen besonnen, ob ich es schicken soll; ich hätte zwar viel Imposantes schreiben können, wie es andere machen, die sich aus Lüge und Wahrheit einen Heiligenschein flechten; das mag ich aber nicht.

Ihr Gedicht 'Jesuit und Zither' wird in der Innsbrucker Zeitung abgedruckt werden; diese Zeitung ist das einzige liberale Blatt in Tirol, und Sie könnten wirklich etwas Gutes tun und leisten, wenn Sie sich herbeilassen möchten, hin und wieder ein kleines Briefchen über Wiener Zustände zu schreiben. Ja, Sie könnten hier wirklich Gutes wirken!! Die Zeitung ist freilich arm, sie kann kein Honorar zahlen; — denn der Liberalismus trägt in Tirol nichts ein; aber ich weiß, daß Ihnen der Erfolg der beste Lohn ist.

Haben Sie den 'Welsch-Tirolischen Krieg' im Lloyd schon besprochen? Wie sehr würde es mich freuen, wenn Sie mir in diesem Falle einen Abdruck senden möchten!! Bei uns in Tirol geht es im Frühling beinahe gewiß los; der Oberkommandant General Roßbach hat mir erlaubt, in diesem Falle ein Freikorps zu schaffen.

Was macht Hebbel?[1] Grüßen Sie mir ihn. Ich habe Ihnen im letzten Briefe eine solche Reihe von Fragen gestellt, daß ich wenigstens auf eine derselben Antwort hoffe. Hat das Sonntagsblatt noch immer die Maulsperre?

Wie steht's mit der Belletristik und belletristischen Journalen zu Wien? Verdammt schlecht höchst wahrscheinlich.

Erfreuen Sie bald mit einer Antwort

Ihren aufrichtigen Freund Pichler.

[1] Mit Friedrich Hebbel, in Wien seit 1846, wurde P. durch S. Engländer bekannt (Ges. W. III 8). Später entsprang zwischen den beiden Dichtern ein namhafter Briefwechsel; s. Dörrer, S. 321 f.



IX. (?)

Hochverehrter Freund!

Überbringer dieses ist Herr Doktor Gasser aus Bozen,[1] ein wackerer Mann. Wenn Sie ihm bei seiner Mission in irgendeiner Beziehung förderlich sein können, so möchte ich Ihnen selben bestens empfohlen haben.

Ist Ihnen mein letzter Brief mit der Märzgeschichte zugekommen? Hier zu Innsbruck hieß es einmal, Sie seien in politische Liebeshändel mit Welden verflochten, so daß mir schon ein wenig bange war um Sie. Lassen Sie doch wieder einmal etwas hören. Trägt das Sonntagsblatt noch immer à la Papageno das Schloß vor dem Mund? — Cerri[2] hat, wie ich höre, wieder etwas von politisch-poetischem Liebesgeheul losgelassen, mag nicht übel sein. Dem Grillparzer hat man nun doch auch etwas angehängt!!!! Was treibt denn Herodes[3]-Hebbel? Wenn Sie ihn sehen, einen Gruß von mir an ihn.

Sie fragen, was ich mache? — Nun gegenwärtig fluche ich über den ewigen Tiroler Winter, bei dem weder die Blumen noch auch das Herz aufblühen wollen. Heute, 18. April, schneit es draußen ganz lustig. Im übrigen hülle ich mich in meine Bärenhaut, lese Aristophanes und Plato und danke Gott, daß ich nicht mitberufen bin:

Die Welt, die aus den Gelenken,
Wieder einzurenken.

Letzthin kam mir Auerbachs Tagebuch[4] aus dem Oktober zu Gesicht. — Das ist minder! — Endlicher?[5] — auch minder!! Doch muß ich schließen. Schreiben Sie doch wieder Ihrem aufrichtigen Pichler.

X.

Verehrter Freund!

Die beiden Gedichte, welche Sie zu übersenden so gütig waren, habe ich dem Redakteur[6] des Phönix eingehändigt; er läßt Ihnen durch mich seinen Dank ausdrücken. Ihrem Schreiben entnehme ich, daß Ihnen der Phönix noch gar nicht zu Gesicht gekommen sein muß. Daran ist einzig und allein die Nachlässigkeit des Verlegers schuld; der Redakteur hat ihm jetzt aufgetragen, Ihnen das erste Quartal und die laufenden Nummern des zweiten zu übersenden. Schreiben Sie mir doch recht bald, ob Ihnen alles richtig zugestellt wurde.

Der Phönix sucht nach Kräften eine ernste und gediegene Richtung einzuhalten und hat gewiß bereits manches Lobenswerte geleistet; leider ist aber die Zahl der Gebildeten, welche sich für ein solches Blatt interessieren, in unserer Provinz sehr klein. Sie könnten vielleicht durch Ihren Einfluß für die Verbreitung des Blattes zu Wien wirken.

---

[1] Vgl. Ges. W. II 52.

[2] Cajetan Cerri, geboren 1826 bei Brescia, veröffentlichte in Wien 'An Hermine, ein Lied von Unsterblichkeit' 1849 und 'Glühende Liebe, Gedichte eines Deutsch-Italieners' 1850 (Wurzbach).

[3] Hebbels 'Herodes' erschien 1850: bezeichnend für das Datum des Briefes.

[4] Erschienen Breslau 1849.

[5] Stephan Ladislaus Endlicher (1804 — 28. März 1849) war Professor der Botanik an der Universität Wien, aber auch in altdeutscher, klassischer und chinesicher Literatur bewandert.

[6] Ignaz Vinzenz Zingerle; vgl. Ges. W. III 8 f., wo P. die Geschichte des Phönix bis zu dessen Eingehen 1853 skizziert.

Umlauft ist vor einigen Tagen angekommen; ich bedaure ihn sehr, in Tirol wird er sich nie heimisch fühlen. Sie fragen, ob die Luft hierorts noch Sauerstoff enthalte? — Jawohl! Aber einen so spezifisch tirolischen, daß er nicht für jede Lunge zuträglich sein dürfte. Die Stimmung ist keineswegs eine ganz freudige. Man murrt über die schlechten Geldverhältnisse, über Einquartierungslast und verschiedene Oktroyierungen; selbst die kirchlichen Reformen neuester Zeit finden an den stockkonservativen Tiroler Felsen nicht den Wiederhall, welchen das Ministerium voraussetzte. Unser Klerus, der gern alles auf die Spitze treibt, wird es wohl auch jetzt versuchen, diese von den Märzhelden gewiß nicht beabsichtigte 'Errungenschaft der Revolution' für sich möglichst auszubeuten; der Erfolg dürfte aber nicht ganz sicher sein.

In den öffentlichen Blättern steht zu lesen, daß man die Reichstagsreden von Purtscher [1] nebst anderen Reliquien herauszugeben beabsichtige. Ist Ihnen nichts Näheres von der Sache bekannt? Ich habe von Purtscher noch manches und sehr Interessantes in Händen; wenn sich der Herausgeber an mich wendet und mir Zeit und Ort bestimmen will, so bin ich gern bereit, meinen Anteil beizutragen. Erkundigen Sie sich doch, wie es sich mit dieser Zeitungsnachricht verhalte.

Herr Zingerle,[2] der Redakteur des Phönix, überschickt Ihnen hiemit seine Bearbeitung des mittelhochdeutschen Gedichtes Laurin[3] und einen Band Zeitgedichte, die er vor einigen Monaten gemeinsam mit Vinzenz von Ehrhart erscheinen ließ. Von mir erscheint in Bälde eine größere Arbeit über 'Das Drama des Mittelalters in Tirol',[3] wozu mir das Sterzinger Archiv reiche Quellen öffnete. Die Sache hat an und für sich wenig ästhetischen Wert, gibt aber doch einen wesentlichen Beitrag zur Ergänzung der Geschichte des deutschen Dramas in jener frühen Zeit. Ich habe auch die Absicht, in Bälde einen Band Poesien hinausfliegen zu lassen, denn bei uns in Tirol muß ich wohl darauf verzichten, mit einem freien Liede aufzutreten.

Sie fragen, was ich mache? — Das war ein trauriger Winter! Ich verlebte ihn ganz zurückgezogen bei meinen Büchern; zu Wien konnte ich mich doch hie und da an der Betrachtung großartiger Kunstwerke in den verschiedenen Gallerien erfreuen — hier aber bin ich doppelt einsam. Doch jetzt wird es wohl besser werden, es kommt ja der Frühling, und ich schaue bereits mit Sehnsucht empor zu den hohen Bergen, von [denen] schon die Lawinen niederdonnern zum Zeichen, daß die Bande des Frostes gelöst seien und die Alpenblumen bald aufblühen.

Was macht denn Hebbel? — Nur selten gelangt irgendeine 'verlorne Kunde' zu mir; wenn Sie ihn sehen, entrichten Sie ihm meinen freundlichsten Gruß. Ebenso an Seidl.[4]

---

[1] Dr. Adolf Purtscher, ausführlich beschrieben in Pichlers Autobiographie: Ges. W. I 104 ff.

[2] Z. (1825—1892) hatte damals eine Professur am Gymnasium zu Innsbruck, die er 1856 mit dem Ordinariat für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Innsbruck vertauschte. Er biographierte seinen jurist. Freund v. Ehrhart (1823—1873) im Neudruck von dessen 'Gedichten' 1882.

[3] Erschien Innsbruck 1850.

[4] Johann Gabriel Seidl (1804—1875) war seit 1840 Kustos des Münzen- und Antikenkabinetts in Wien und redigierte seit 1850 auch die 'Zeitschrift

Haben Sie im Phönix Grillparzers Gedicht[1] gelesen? — — — — —

Auf Ihre Geschichte der Märzrevolution bin ich sehr gespannt; ich erwarte ein treffliches Werk und werde nicht ermangeln, es in unseren Blättern anzuzeigen. Man muß sich eben an die Vergangenheit halten, wenn uns die Gegenwart drückt und einengt. Es war eine schöne, große Zeit; mir kommt vor, als ob ich nur eigentlich in jenen Tagen recht gelebt hätte.

Den Seume habe ich um- und fertiggedichtet; er soll nun lesbar sein.

Auch habe ich mich fortwährend bemüht, mir militärische Kenntnisse zu erwerben und die bereits erworbenen zu vervollständigen; denn dieses scheint mir die Zukunft eher zu fordern als so manches andere; oder sollen wir, wie Platen sagt, für immer dazu verurteilt sein,

Mit süßem Nichts die Tage zu verträumen,
Bei jedem flüchtigen Genuß zu säumen?

Nun, was machen Sie? Davon haben Sie mir in Ihrem letzten Briefe gar nichts geschrieben. Lassen Sie doch bald etwas von sich hören, und zwar recht viel.

Innsbruck, 20. Mai 1850. Ihr Pichler.

XI.

Verehrter Freund! Innsbruck, 2. Jänner 1851.

Als Antwort auf Ihr Schreiben vom 3. J. d. J.[1] sende ich Ihnen einen neuen Beitrag zur Lebensgeschichte Purtschers; teilweise werden Sie ihn bereits im Phönix abgedruckt gefunden haben — nur teilweise, da die Veröffentlichung des ganzen von einigen Rücksichten hintangehalten wurde. Aus Windisch-Matrei habe ich noch nichts erhalten, werde jedoch unter heutigem Datum ein zweites Schreiben dahin abgehen lassen. Ich glaube, wenn Sie die Biographie Purtschers bald veröffentlichen, dürfte selbst in unserem gegen alles Literarische ziemlich apathischen Tirol für den Verleger ein ziemlicher Absatz zu hoffen sein. Dem beiliegenden Briefe von Purtschers Bruder kann ich einiges, wenn auch nur Unwesentliches, zur Ergänzung beifügen. Als Adolf Purtscher zu Innsbruck die philosophischen Schulen besuchte, kam er einmal nachts gerade zu einer Rauferei zwischen Studenten und Philistern. So nannte man nämlich die Handwerksburschen, mit denen sich unsere Musensöhne nicht gar selten herumbalgten. Purtscher nahm persönlich keinen Anteil an der Schlägerei, erhielt jedoch unversehens von einem Spenglergesellen mit einem Ziegenhainer einen Schlag in die Seite. Purtscher nahm nun einem Studenten den Stock aus der Hand und brachte seinem Gegner damit eine tiefe Wunde an Nase und Oberkiefer bei. Die ganze Geschichte hätte wenig auf sich gehabt, allein bei Purtscher stellten sich Pleuritis und infolge davon Brustleiden mit Verwachsung der Lunge an das Rippenfell ein. Später jedoch erholte er sich so ziemlich und machte wieder wie zuvor ausgedehnte Bergpartien, wobei jede Sorge wegen etwa eintretender Schwindsucht völlig in den Hintergrund trat. So gingen er und ich im ersten Jahre jus — wir studierten nämlich zusammen — um 6 Uhr früh von Innsbruck fort, überstiegen das nordwärts gelegene, über 6000 Fuß hohe Kalkgebirge, wan-

---

für österreichische Gymnasien'. Als fruchtbarer Dichter seit 1826, als Erzähler seit 1828, als Verfasser von 'Wanderungen durch Tirol und Steiermark' 1840 vor der Öffentlichkeit.

[1] 'Der Reichstag', Phoen. I (Nr. 5) 21 f.; sehr antidemokratisch.

derten dann durch die Schluchten, welche dahinter die Isar bildet, in die Scharnitz und von dort auf der Poststraße nach Innsbruck zurück, wo wir um 4 Uhr früh anlangten, und das alles in einem Trabe. Durch diese Tatsache ist wohl die Meinung, als sei Purtscher fortwährend lungenkrank gewesen, hinlänglich widerlegt. Als ich nun nachmittags in die Schwimmschule ging, hockte Purtscher bereits nackt ausgezogen auf einem Querbalken und erzählte einem Schwarm Studenten, die unten im Wasser standen, die Abenteuer unserer Fahrt, wobei er es in seiner gewohnten Weise nicht an interessanten Übertreibungen fehlen ließ. Von seinem Innsbrucker Studentenleben läßt sich wenig Wichtiges mitteilen, da er meistens auf allen Bergen in der Weite herum war.

Im September des Jahres 1842 machten wir beide zusammen die Reise nach Wien, um dort Medizin zu studieren. Da wir nicht Geld genug hatten, so setzten wir uns zu Hall auf ein sogenanntes Hallerschiff, welches auf der Wasserstraße des Innes und der Donau Waren nach Wien lieferte. Jeder von uns bezahlte 2 fl. C. M.[1] Fährgeld, wir mußten aber beide, da untertags nicht gelandet wurde, selbst für unsere Kost sorgen. So kauften wir denn zusammen ein tönernes Geschirr, blecherne Löffel und zwei Suppenschüsseln. Abends wurde immer gelandet, um in irgendeiner Ortschaft zu übernachten, in der Frühe gingen wir dann zu einem Metzger und kauften Fleisch ein. Die Schiffsknechte hatten sich auf dem Verdeck, wenn man es so nennen will, einen kleinen Herd zum Kochen hergerichtet, auf diesem Herd bereiteten denn auch Purtscher und ich unsere frugale Kost. Wenn die Sonne warm schien, legten wir uns auf das Dach des Bretterverschlages, unter dem die Waren sich befanden, schauten die Gegend, die an uns vorüberglitt, an oder lasen, wenn diese keine Reize hatte, wohl auch miteinander Homer. So gelangten wir in den ersten Tagen des Oktobers nach Wien. Dort sah es mit unserem medizinischen Studium oft ziemlich windig aus; die Kollegien gewisser Professoren schwänzten wir regelmäßig; er, um in der Gegend von Wien herumzulaufen, ich, um in den Sälen der Gallerien Kunststudien zu machen. Ich wüßte mich aus dieser Zeit durchaus keiner Tatsache zu erinnern, die für die Charakteristik Purtschers von Belang sein könnte. Im Winter des zweiten Jahres Medizin erkrankte er an einem Rotlaufe, infolgedessen ihm alle Haare ausgingen; da sah er aber auch schauderlich aus, wie ein chinesischer Götzenpfaffe. Um die Damen und das Salonleben hat er sich nie sonderlich gekümmert. Einmal waren wir beide auf einen Ball in einem sehr guten Hause geladen. Purtscher borgte einen Frack und kam nun abends zu mir, ich solle ihm Handschuhe leihen. Ich hatte deren nur zwei Paar; das Glacépaar behielt ich für mich, Purtscher nahm die waschledernen. Auf dem Balle selbst sah ich ihn unvermutet in einem Kreise von Mädchen, die dem, was er voll Lebendigkeit sagte, mit offenem Munde zuhörten. Ich schlich neugierig rückwärts hinzu und hörte zu meinem großen Ergötzen, wie er ihnen Stellen griechischer Dichter zitierte und dann erläuternd übersetzte. Daß er sich an den Märztagen in keiner Weise besonders betätigte, habe ich Ihnen bereits geschrieben; von seiner späteren Zeit habe ich nur in Erfahrung, daß er zu Windisch-Matrei als Arzt sehr beliebt war und sein Tod allgemein betrauert wurde. Purtscher hatte trotz seiner Schwächen

[1] Konventionsmünze.

ein Herz voller Seelengüte und Liebe. Ich werde mir Mühe geben, noch einiges über ihn zu erfahren, zweifle aber sehr, daß die Ausbeute besonders reichhaltig sein werde.

In bezug auf Schloß Amras habe ich auch nachgefragt und kann Ihnen schreiben, daß zur Renovierung und Erhaltung der Fresken schon vor längerer Zeit einiges Zweckdienliche geschehen ist.

Ihr Trinklied hat allgemeinen Beifall, ebenso 'Jesuit und Zither', von dem ich einen Abdruck beilege. Ich habe es in 'Harfe und Zither' gegeben, weil ich wünschte, daß dieses Ihr Gedicht meinen Landsleuten bekannt werde, und die anderen Blätter es mit ihrer Tendenz nicht recht hätten in Einklang bringen können. Von dem Priester, der die Zithern zertrümmerte, will ich Ihnen noch folgende Anekdote beibringen. So oft er irgendwo Musik, die bei uns auf dem Lande fast ausschließlich in der 'Zither' besteht, hörte, ging er in das betreffende Haus und sagte zu den Leuten mit aufgehobenem Finger: 'Ihr werdet noch vor dem ewigen Richter zittern, wenn ihr eure Zithern nicht weggeben wollt!' Jetzt hat Umlauft die Redaktion von 'Harfe und Zither' übernommen, freilich ohne seinen Namen dazu herzugeben. 'Harfe und Zither' ist rein nur belletristisches Unterhaltungsblatt im allergewöhnlichsten Sinne und scheint sich, wie wenigstens bis jetzt die Auspizien stehen, von Korsarenwirtschaft fristen zu wollen. Mit Umlauft komme ich selten zusammen, denn ich lebe in mich zurückgezogen wie eine Schnecke. Umlauft scheint ein recht guter Mensch zu sein und interessant als Gesellschafter; indes halte ich ihn für sehr zerflattert und zweifle, ob sich seine Tätigkeit zu etwas Bedeutendem noch verdichten werde. — Mein Trauerspiel 'Der letzte Römerkönig' werde ich wahrscheinlich durch die Presse veröffentlichen, einen oder den anderen Akt vielleicht in einem Journale. Doch habe ich deswegen noch keine Schritte getan. Die Dornenpfade, welche auf die Bühne führen, mag ich um so weniger betreten, da ich nie gelernt habe, zu fuchsschwänzen oder Kulissengöttern zu huldigen. Ich lege Ihnen den ersten Akt bei. Durchdacht und wieder durchdacht ist das ganze schon seit Jahren; wenn manches skizzenhaft oder vielmehr nur entworfen, nicht ausgeführt erscheinen sollte, so geschah es darum, weil ich glaube, daß bei einem Drama die eigentliche Architektur ebenso wenig durch überflüssige Zutaten verdeckt werden dürfe als bei einem Bauwerke die strenge Gliederung durch üppige Ornamente. Die Charaktere habe ich mehr durch Kraft der Zeichnung als Breite der Darstellung hervorzuheben gesucht, daher mag denn mancher Kopf wohl einen zu scharfen Schnitt haben. Mit Fleiß einen Plan durcharbeiten kann ich, aber mit Butter lasieren mag ich nicht; Phrasen bin ich überall absichtlich aus dem Wege gegangen. Was den Vers anlangt, so habe ich ihn überall für einen gediegenen Vortrag einzurichten gestrebt, jedoch keineswegs eingeölt. Doch lesen Sie bei Gelegenheit die Sache selbst, und sagen Sie mir dann Ihre Meinung. Meine Broschüre über das Drama des Mittelalters sollen Sie bei nächster Gelegenheit erhalten. Ich will eben noch einiges in betreff Purtschers abwarten, was ich vielleicht in Bälde durch Vermittlung seines Bruders erhalten kann. Das müssen Sie auch als Entschuldigung dafür ansehen, daß meine Antwort auf Ihr freundliches Schreiben vom 3. Jänner[!] erst jetzt erfolgt.

Ich darf wohl hoffen, daß von Ihnen recht bald ein paar Zeilen in die Einsamkeit meines Studierzimmers hereinfliegen. Ihr Pichler.

XII.

Verehrter Freund!

Ihren Brief vom 2. 1. 51 beantworte ich alsogleich und sende zugleich eine ganze Fracht von Beilagen mit. Zuerst Adolf Purtscher betreffend. Lebensskizze kann ich Ihnen deswegen keine liefern, da mir dazu die nötigen Daten fehlen; doch habe ich nach Erhaltung Ihres Briefes alsogleich an Purtschers Bruder Otmar geschrieben und ihn ersucht, mir ehetunlichst die gewünschten Aufschlüsse zu geben. Purtschers handschriftlichen Nachlaß besitze ich ebenfalls nicht; auf meine Anfragen in diesem Sinne erhielt ich von den Verwandten den Bescheid: 'Es sei nichts vorfindig!' Ich bin sehr geneigt, das zu glauben, denn Purtscher ging stets sehr unordentlich mit seinen Manuskripten um. Jedoch besitze ich einiges, was ich hier gern mitteile.

a) Den Entwurf eines Gedichts 'Die Tanne'. Der Verfasser, der es im Winter von 1846—1847 konzipierte, hatte für dieses Thema große Vorliebe und wollte es verschiedentlich umgestalten, namentlich in bezug auf Form; es unterblieb jedoch bei den nachfolgenden politischen Ereignissen des Jahres 1848. Daher ist es bei allem Reichtum an trefflichen Stellen im ganzen unklar und verworren, als ob es aus Granitblöcken zusammengewürfelt wäre. Es ist wohl das Letzte, was Purtscher dichtete — rauhe, unförmliche Steintrümmer auf einem Hünengrabe! — Da ich es als ein wertes Andenken bewahre, so bitte ich Sie, mir es, nachdem Sie es für Ihre Zwecke benützt, wieder treulich zurückzusenden.

b) Purtschers lyrische Gedichte, welche in den von mir 1845 herausgegebenen 'Frühliedern aus Tirol' erschienen. Eine Beurteilung derselben brachte auch Ihr Sonntagsblatt; doch erinnere ich mich nicht mehr, ob im Jahrgange 1845, 1846 oder 1847. Doch das können Sie selbst nachsehen.

c) Aus der Kritik, welche Gabriel Seidl in der Gegenwart veröffentlichte, jene Stelle, welche die soeben berührten Gedichte Purtschers in den Frühliedern betrifft.

d) Einige Gedichte, welche da und dort in Almanachen von ihm erschienen. Ich habe sie bereits früher im Tiroler Nationalmuseum hinterlegt und sende hier eine Abschrift.

e) Meinen Nekrolog Purtschers, gedruckt im Phönix Nr. 30.

Da ich nicht weiß, ob Sie mit Adolf Purtscher persönlich bekannt waren, so füge ich keine Schilderung seiner Persönlichkeit bei und erwarte in dieser Beziehung ihre weiteren Aufträge, die ich ehetunlichst an mich abgehen zu lassen bitte, damit ich Sie in der Beilage zum Briefe von Otmar Purtscher, an den ich bereits für Sie um nähere Daten geschrieben, zufriedenstellen kann.

Von Alex Medis[1] weiß ich sehr wenig. Er studierte das Gymnasium zu Bozen; wenn ich mich entsinne, war er auch von Bozen gebürtig. Sein Talent erwarb ihm vielseitige Unterstützung, der er jedoch durch wenig gemäßes sittliches Betragen verlustig wurde. Die philosophischen Studien absolvierte er zu Innsbruck; auch hier stand er in keinem ganz guten Rufe — seine Armut mochte ihn auf Erwerbsquellen verweisen, die er

[1] 'Licht vom Westen', Gedicht von ihm, steht in 'März- und Mairevolution ... nach eigenen Erlebnissen', Wien, o. D. (Ferdinandeum Bibl. 1868/3), S. 64. Auf dem Titel nennt er sich 'Nationalgardist'.

unter günstigeren Verhältnissen wohl schwerlich benutzt hätte. Im Jahre 1842 traf ich ihn während der Ferien als Apothekergehilfen zu Kufstein; ich erinnere mich nur dunkel an einige erotische Gedichte, die er mir damals mitteilte, sie schienen mir wenig Wert zu haben. Im Winter 1847 traf ich ihn zu Wien, sein Aussehen deutete auf sehr elende Lebensverhältnisse; es gelang mir, eine in Wien seßhafte Tiroler Familie zu seiner Unterstützung zu bewegen. Er bekam Kleidung und einiges Geld mit dem Versprechen, daß man ihm gewiß helfen werde, wenn er fortfahre, fleißig Medizin zu studieren — diesem Fache hatte er sich nämlich zugewendet — und keine Streiche mehr mache. Ich sah ihn dann nur noch einmal. Er besuchte mich im Winter desselben Jahres und brachte ein ganzes Paket lyrischer Gedichte mit, welche er mir vorlegte. Talent und Feuer war denselben nicht abzusprechen, die Form jedoch war sehr schlecht. Als ich ihn darauf aufmerksam machte und die Muster der antiken Kunst und Platens als Vorbilder hinstellte, äußerte er: 'Es komme nicht so sehr auf die Form an, der Geist werde durch die Form nur gehemmt und gebunden.' Dies war unser letztes Begegnen, seitdem blieb er mir verschollen, bis ich zufällig in einem Blatte die Nachricht seines Todes las. Ich kann nur dieses wenige von ihm schreiben, es ist alles — was ich weiß; wenn ich etwa noch beisetze, daß ich gehört zu haben glaube, er sei 1821 geboren. — In Tirol ist er völlig unbekannt geblieben; da sich niemand um ihn kümmerte, ist auch nichts Weiteres zu erfragen.

In bezug auf Purtscher habe ich neuerdings bei allen Freunden und Bekannten Umfrage gehalten; es war nichts zu entdecken als zwei bisher ungedruckte lyrische Gedichte, welche ich beischließe. Er verbrachte seine letzten Tage zu Windisch-Matrei, einem Seitental vom Pustertal; dort habe ich freilich keine Verbindungen; indes werde ich, wenn Ihnen daran liegen sollte, wohl auch dorthin Fäden ziehen. Von Purtschers politischem Leben kann ich gar nichts sagen; Sie wissen, daß ich im April 1848 nach Italien zog. An der Bewegung der Märztage nahm Purtscher gar keinen Anteil, so daß er vielfältig von seinen Freunden getadelt wurde. Überhaupt wirft man ihm trotz seiner ungeheuren Körperkraft Mangel an persönlichem Mut vor, was selbst seine besten Freunde nicht ganz leugnen können. Nach unserer allgemeinen Überzeugung paßte er mehr für die Tribüne als für das Schlachtfeld. An den Beratungen der Tiroler in Wien, eine Kompanie zum Schutze des vom Feinde bedrängten Heimatlandes zu bilden, nahm er auch keinen Anteil; seine politische Tätigkeit begann daher erst nach, und zwar lange nach den Märztagen, wo ich schon von Wien fort war. Am wichtigsten wäre vielleicht seine Rede zu Kremsier, nicht lange vor dem Schluß des Reichstages; in dem Reichstagsblatte wird sie wohl zu finden sein.

Was mich anlangt, so habe ich bereits am 12. Oktober 1850 an die Sig. Bermansche Buchhandlung, Himmelpfortgasse 948, zufolge einer von derselben an mich ergangenen Aufforderung meine Biographie für das öst. Universallexikon eingesandt. Ich glaube, man wird sie Ihnen — gedruckt oder ungedruckt — ohne Anstand einhändigen. Sollte es nicht geschehen, so bitte ich mir zu schreiben, und ich werde das Nötige besorgen. Mein Leben war bis zu den Märztagen ein ziemlich stummes, wenn auch innerlich bewegtes, was aber wenig Stoff für eine Darstellung bietet; denn Liebesunglück, Kampf mit äußern Verhältnissen und dergleichen sind

Sachen oder vielmehr alte Geschichten, um die sich niemand kümmert. An den Märztagen nahm ich jenen Anteil, der sich für einen Mann oder den, der einer sein will, ziemt; was es mit dem Hervortun von einzelnen für eine Bewandtnis habe, darüber habe ich bereits in meiner Broschüre Seite 14 zu Anfang meine Ansicht ausgesprochen. Einen Beitrag kann ich noch geben. Wir Tiroler in Wien beteiligten uns im März mit wenigen Ausnahmen ebensosehr an der allgemeinen Bewegung, als wir dann uns für die Zustände in der Heimat interessierten. Die Innsbrucker Universität übersandte durch Dr. Schuler eine Adresse an die Wiener, welche von mir übergeben wurde. Ich lege eine Abschrift bei, weil ich glaube, daß von diesem Dokument zu Wien wohl schwerlich mehr ein Abdruck vorhanden sein dürfte. Wir Tiroler in Wien hielten fortwährend Versammlungen, und zwar im Hörsaal der Anatomie, später im Seziersaal. Da wurde denn eine Adresse an die Innsbrucker Universität beschlossen; ich übernahm es, sie zu entwerfen. Auch von diesem Dokument liegt die Abschrift bei — Abdrücke kann ich keine schicken, denn ich habe von dem einen und dem anderen nur ein Exemplar, welches ich als teure Reliquie für spätere Zeiten aufbewahren möchte. Meine Erlebnisse im welschen Kriege kennen Sie ohnehin aus meiner Broschüre, zu glänzenden Taten war keine Gelegenheit. An den Oktoberereignissen, wie Sie wissen, beteiligte ich mich nicht, denn eine Runde, die ich Mitte Oktober durch den ganzen Verteidigungsrayon machte, überzeugte mich rasch und hinlänglich von der völligen Haltlosigkeit der ganzen Bewegung, wie ich dieses alsobald frei und bestimmt aussprach. Ein sinnloses Vorgehen ohne alle Kenntnis und Berechnung der Mittel könnte mich in keiner Weise, selbst bei den bestgemeinten Zwecken, festhalten; eigene Anschauung und gewonnene Erfahrung hatten mich das berühmte altrömische 'Prius quam egeris etc.' hinlänglich verstehen gelehrt.

Sie fragen, was ich gegenwärtig mache? — Sehr wenig, was könnte man jetzt wohl tun? Ob mir Innsbruck, diese enge Sackgasse, genüge? — Ich liebe meine Berge, und Philister gibt es überall, davon überzeugte ich mich auf meiner letzten Reise sattsam, es ist nirgends besser! Ich habe längst allen Glauben an die Weltgeschichte verloren und mag an staatliche Verhältnisse gar nicht mehr denken. Sie schreiben mir: 'Sie sollten trachten, auf einen weiteren Kampfplatz zu kommen.' — Kampf ja! mit Philologen und diplomatischen Silbenstechern? Wenn es einen ehrlichen Kampf für eine ehrliche Sache Schwert an Schwert gäbe, könnte man es sich gefallen lassen, aber so! Unsere politischen Verhältnisse ekeln mich an wie Eier, welche, ehe sich noch ihr Lebenskeim entwickelte, faul geworden sind.

Ich lebe sehr zurückgezogen und fast einzig nur der Wissenschaft. Mein Trauerspiel 'Der letzte Römerkönig', dessen Entwurf ich Ihnen bereits zu Wien zeigte, habe ich nun auch vollendet. Es liegt viel Mühe und Arbeit daran, ich denke aber, es soll nun etwas gleichsehen. Sie erinnern sich vielleicht noch daran: es behandelt jenen Zeitpunkt, wo die vertriebenen Tarquinier ein Volk nach dem andern gegen Rom hetzten, jedoch an der Kraft von Rom völlig scheiterten, bis zum Tode des Brutus in der Schlacht gegen Aruns, den Sohn Tarquins. Mein neuestes Büchlein 'Über das Drama des Mittelalters' möchte ich Ihnen gern senden, wenn ich voraussetzen dürfte, daß Sie sich für einen so spezifischen Gegenstand interessieren.

Möchten Sie mir nicht Ihr schönes Gedicht 'Der Jesuit und die Zither' schicken? Ich könnte es nun in einem Journale unterbringen.

Zugleich lege ich Ihnen einen Aufsatz von mir: 'Die Literatur in Tirol', bei. Er erschien in der Grazer Wochenschrift für Kunst und Literatur von Wouvermans.[1] Da ich diese Zeitschrift und ihre Verhältnisse nicht kenne, so wäre es mir sehr erwünscht, wenn Sie mir darüber einige Aufschlüsse geben würden.

Bei der Redaktion des Phönix bin ich in keiner Weise beteiligt; dieses Blatt hat mit großen Schwierigkeiten, namentlich in Tirol, zu kämpfen; denn vielleicht nirgends ist der Lesepöbel so überwiegend über das Lesepublikum als bei uns.

Schreiben Sie mir doch recht bald über die in diesem Briefe berührten Punkte; ich werde Ihr Unternehmen gewiß mit größtem Vergnügen nach Möglichkeit zu fördern trachten.

Innsbruck, 9. Jänner 1851. Ihr Pichler.

Ehe ich diesen Brief schließe, fällt mir noch eben ein, daß Gab. Seidl in seinen Almanachen manche Gedichte von P. brachte, ja sogar noch Ungedrucktes, namentlich ein Gedicht auf die Jesuitenbesitze. Erkundigen Sie sich bei ihm, er wird Ihnen gewiß alles verabfolgen. Nach meiner Ansicht werden Sie gut tun, die Sache bald herauszugeben, da wäre auch noch in Tirol auf Absatz zu rechnen; Sie wissen ja, daß nichts schneller vergessen wird als ein Toter.

XIII.

Verehrter Freund!

Gestern ließ ich ein Paket an Sie abgehen; heute erhalte ich von Windisch-Matrei einen Brief über Purtschers letzte Tage. Ich zweifle sehr, ob noch irgend etwas auszumitteln sein dürfte; Purtschers Stiefmutter hat von seinem Nachlaß gewiß keine Zeile; denn zu Windisch-Matrei, wie Sie dem beiliegenden Briefe entnehmen können und wie ich auch von anderer Seite auf das bestimmteste erfuhr, beschäftigte sich Purtscher nur mit der praktischen Medizin, und früher war er, der überhaupt nur sehr ungern und dann stets kurze Briefe schrieb, mit seiner Stiefmutter durchaus in keinem Verkehr. Äußerungen, die er gegen mich machte, lassen sogar den bestimmten Schluß zu, daß er mit ihr gerade nicht in einem feindlichen, jedoch auch in durchaus keinem freundlichen Verhältnisse stand. Doch habe ich auch hier noch einen letzten Versuch gemacht, taubes Gestein zu klopfen, ob nicht etwa für Sie ein Körnlein brauchbares Erz herausfalle, und an Purtschers Bruder zu Schwaz mit der heutigen Post einen Brief abgehen lassen. Meine Freunde habe ich für Sie allerorts aufgeboten, und sie taten auch das mögliche; die geringen Resultate, jene zwei bisher noch ungedruckten Gedichte, sind bereits in Ihren Händen. Meine Briefwechsel mit Freunden aus früherer Zeit habe ich, insoweit sie noch übrig waren, ebenfalls durchgesehen; sie enthalten aber in bezug Purtschers gar wenig, und dieses wenige habe ich Ihnen auch bereits mitgeteilt.

An einen Umstand erinnere ich mich noch, den ich im vorigen Briefe beizusetzen vergaß und jetzt nachtrage. Purtscher besuchte mit mir einmal das Belvedere, und da machte das Bild von Hayez, die beiden Foscari, einen

[1] Über denselben Stoff vgl. Ges. W. XII (1908) 197—223.

solchen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, diesen Stoff dramatisch zu behandeln. Während seiner Krankheit, von der ich Ihnen auch bereits geschrieben, arbeitete er Szenen des ersten Aktes aus und entwarf den zweiten — alles auf Papierfetzen mit Bleistift; nach seiner Genesung ließ er den ganzen Plan fallen; das bereits Aufgezeichnete vernichtete er, ohne es nur jemand zur Durchsicht gegeben zu haben.

Nun dürfte wohl schwerlich mehr irgend ein Materiale aufzutreiben sein; sollte mir noch etwas vorkommen, seien Sie überzeugt, daß ich es Ihnen schnell zusende.

Innsbruck, 7. Februar 1851.

XIV.

Innsbruck, 17. Mai 1851.

Verehrter Freund!

Meinen letzten Brief vom 10. März 51 werden Sie erhalten haben; ich berichtete darin, daß von Purtscher nichts mehr zu erfragen sei. Zugleich lege ich einen Abdruck des ersten Aktes meines Trauerspiels bei; ich bitte, das übersandte Manuskript zu vernichten. Es wurde nur wenig daran geändert. Neues gibt es zu Innsbruck gar nichts. Umlauft redigiert 'Harfe und Zither' in einer Weise, welche die honetten Leute aller Parteien verstimmen muß. Der liberalen Sache schadet oft niemand mehr als die Liberalen.

Die Redaktion des Phönix läßt sich Ihnen empfehlen und die bescheidene Anfrage stellen, ob sich vielleicht nicht unter Ihren Schriften irgendein geflügeltes Blatt nach Tirol finde? Besonderen Beifall fand Ihr Trinklied bei den Lesern.

Sie haben sehr lange nicht geschrieben, sehr lange! — Eh' ich diesen kurzen Brief schließe, rufe ich Ihnen noch dies Ihr Unrecht ins Gedächtnis, damit Sie es bei nächster Gelegenheit gutmachen.

Oder sind Sie krank? — Ich will es nicht glauben! Schreiben Sie bald Ihrem aufrichtigen Freunde Adolf Pichler.

XV.

Innsbruck, 1. September 1851.

Verehrter Freund!

Ich bin so recht wie ein Holländer von Wien fortgegangen, ohne Sie noch einmal zu begrüßen. Statt aller Entschuldigung lege ich einen nicht uninteressanten Brief Purtschers vom Jahre 1845 bei, mehr war nicht mehr zu finden. Da dieser Brief nicht mein Eigentum ist, so muß ich Sie bitten, ihn mir, wenn Sie ihn für Ihren Zweck benutzt haben, unverzüglich zurückzusenden. Sollten Sie mir von der Tanne die drei ersten Blätter — denn vom Rest hat sich zufällig noch eine Abschrift gefunden — beilegen, so wäre es mir sehr erwünscht. Gusle[1] ist mir noch nicht zu Handen gekommen; ich werde gewiß das meinige tun, aus Freundschaft für Sie und weil ich zum vornhinein von dem Werte des Geschenkes, welches Sie mit diesen serbischen Liedern dem deutschen Volke machen, überzeugt bin.

Was sagen Sie zu den letzten Ereignissen? Der Tiroler Klerus hat großenteils die faktische Aufhebung der Konstitution beifällig aufgenommen — das stand zu erwarten! Gestern, Sonntag, wurde auf allen Kanzeln des Landes laut bischöflichen Erlasses die Innsbrucker Zeitung als ein Produkt schlechter Presse bezeichnet und das geistliche Verdikt darauf gelegt; heute

[1] Gusle, Übersetzungen serbischer Nationallieder, erschienen Wien 1852.

erfahre ich, daß die Jesuiten gesonnen sind, zu Innsbruck ein zweites Gymnasium zu errichten. Wohin wird das noch alles führen!!!

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Ich glaube aber, wenn das Ding so fortgeht, werden bald Steine und Bäume und die Vögel in den Lüften Weltgeschichte predigen.

Leben Sie wohl, mit herzlichem Händedrucke

Ihr Pichler.

XVI.

Innsbruck, 27. Jänner 1852.

Verehrter Freund!

Ihr letztes Schreiben habe ich mit schmerzlicher Teilnahme gelesen. Da bis jetzt nichts verlautete, daß die gegen Sie beantragte Gewaltmaßregel[1] zur Ausführung gekommen sei, so darf ich wohl besseres hoffen! — Wie sind doch all die Ideale der letzten Jahre gleich Rauch zerronnen! Man könnte sich trösten, wenn die jetzige Generation an Charakter gewonnen hätte, was an jugendlicher Expansivkraft verloren ging; die Erfahrungen der Gegenwart vernichten aber auch diese Aussicht!

Der Phönix wurde bisher für Sie nach Prag geschickt, weil Sie einem Gerüchte zufolge sich dahin gezogen haben sollen. Ich habe jetzt der Redaktion gesagt, dies einzustellen und erst abzuwarten, bis von Ihnen eine bestimmtere Angabe Ihres Aufenthalts hieher gelange. Das Blatt ist jetzt gediegener als früher; es hat, wie Sie es wünschten, einen mehr tirolischen Charakter.

Als Beilage sende ich den zweiten Akt des letzten Römerköniges; ich muß mich mit der Ausgabe solcher Fetzen begnügen, bis sich einmal ein Verleger für das ganze Werk findet, denn auf szenische Darstellung ist ohnehin nicht zu rechnen. Den ersten Akt sandte ich früher; ich denke, Sie werden aus diesen zwei Akten zur Genüge sehen, daß ich mich nicht auf das Produzieren von Ungeheuerlichkeiten verlegte. Den Vers habe ich auf das 'Gesprochenwerden' berechnet und in dieser Beziehung mehr auf Charakter als auf Glätte gesehen.

Diesen Brief sende ich unbestimmt ins Weite; ich hoffe darauf, daß ihn Freundeshand bestelle. Was macht der Herr von Redwitz[2] in Wien? — Ist er persönlich auch so christlich-mystisch-romantisch-flau und marklos wie seine Amaranth? — Leben Sie wohl, und bleiben Sie mir stets freundlich wie bisher.

Ihr Pichler.

NB. Wo bleibt denn Gusle??

XVII.

Verehrter Freund!

Aus Nr. 26 des Phönix werden Sie entnommen haben, daß Ihr freundlicher Brief zu Innsbruck eingetroffen sei und die Beilage desselben an die Redaktion, welche Ihnen danken läßt, abgegeben wurde.

Hier sende ich ein Exemplar meiner Lieder der Liebe. Wie Sie bemerken werden, sind um zwei mehr, als der Phönix brachte. Ich glaube, daß durch ihre Einfügung der Zyklus Licht und Schatten genug habe, um als ein zusammenhängendes Ganzes zu gelten. Sie rügen, daß schon wieder

[1] Fr. sollte als mißliebiger Schriftsteller von 1848 her in seine böhmische Heimat verbannt werden.

[2] Oskar v. Redwitz, 1823—1891, erwarb sich 1849 durch das romantische Epos 'Amaranth' große Bekanntheit, lebte 1851/52 in Wien als außerordentlicher Professor der Ästhetik und zog sich dann auf ein Landgut zurück.

auf dem Titelblatte der Druckort Innsbruck stehe. Wie soll ich diesem Übelstande abhelfen? Es geht mir hier wie mit dem letzten Römerkönig, den ich deswegen tropfenweise geben muß, weil ich keine Firma in Deutschland finde, welche den Verlag übernähme. Ich habe mich schon an drei oder vier gewendet und bin es satt, stets eine abschlägige Antwort, sei sie nun motiviert oder nicht, zu erhalten. Und gerade beim letzten Römerkönig läg mir daran, ihn vollständig gedruckt zu sehen, weil ich Gewicht auf die Komposition lege, die natürlich durch eine so trümmerhafte Veröffentlichung nie ersichtlich werden kann. Ich möchte mein Drama nicht gern als mixtum compositum von lyrischen Stellen angesehen wissen und bin derlei Blumen fast absichtlich aus dem Wege gegangen, was seine Berechtigung eben nur wieder in der Komposition hat, die bei einem größeren Werke nicht durch Einzelheiten überwachsen und verdeckt werden soll. Stets nur für Journale zu schreiben, bleibt verlorene Mühe; man verzettelt sich ohne nachhaltigen Erfolg.

Haben Sie die Gedichte von Redwitz[1] gelesen? Der fromme Mann ist jetzt in Mode, und da hilft nur die Zeit, welche, wie Ödip sagt, die menschlichen Dinge erhebt und zerstört. Nach und nach wird wohl auch dieser Berg von Zucker zerfließen; mögen sich die sentimentalen Weiblein noch lange daran den Magen verderben! Doch wer mag jetzt an derlei Plunder denken! Durch mein Fenster schauen die Berge herein, grün bis an den Scheitel, groß und herrlich; der Himmel legt sich klar und durchsichtig auf die fernsten Gletscherkanten; ich bin froh, daß ich mich an der Natur freuen kann und die Schaumblasen, die aus der unreinen Flut unserer Presse auftauchen, nicht zu zählen oder gar zu registrieren brauche. Wenn ich nicht schulhalten muß, treibe ich mich tagelang im Hochgebirge um und bleibe dabei frisch und stark; die Gesellschaft der Innsbrucker, beiläufig die langweiligste, welche es in der Welt geben kann, misse ich nicht im mindesten.

Der Phönix ist noch immer etwas in der Mauser, doch scheint sich sein Befinden einigermaßen zu bessern; es finden sich, wenn auch nur tropfenweise, Abonnenten ein, und an Mitarbeitern in den verschiedensten Gegenden Deutschlands fehlt es auch nicht. Die Verlagshandlung gibt denselben Freiexemplare; so ist das Blatt doch nicht mehr die Stimme des Rufenden in der Wüste, welche niemand hört als die Steine und der Himmel. Vielleicht schreibe ich eine literarisch kritische Skizze über die Poesie in Österreich; an Materiale fehlt es mir nicht, und manches ist schon vorgearbeitet, wie z. B. die Beurteilung von Meißners[2] Ziska. Ich bin dem ganzen Treiben gerade fern genug, um als völlig unbeteiligt objektiv zu bleiben, und anderseits bin ich mit dem Terrain insoweit hinlänglich bekannt, daß mir nichts Bedeutendes entgehen wird.

Ich habe bei meiner letzten Anwesenheit in Wien Herrn Compert[3] versprochen, ihm aus Tirol für sein Feuilleton etwas einsenden zu wollen. Ich ersuche, die Beilage gefälligst an ihn zu bestellen.

---

[1] Erschienen Mainz 1852.

[2] Alfred Meißner, 1822—1885, trat mit dem Epos 'Ziska' 1846 an die Spitze der deutsch-böhmischen Dichter. Er ließ 1849 'Revolutionäre Studien aus Paris' folgen und wandte sich dann dem Drama zu.

[3] Leopold Kompert, 1822—1886, bekannt durch seine 'Geschichten aus dem Ghetto' 1848, redigierte 1848—1852 den 'Österreichischen Lloyd'.

Neues nichts. Sollten Sie zwischen Stethoskop und Plessimeter[1] eine freie Stunde finden, so vergessen Sie mich nicht und schreiben Sie recht bald

Ihrem aufrichtig ergebenen Pichler.

Innsbruck, 4. Juli 1852.

XVIII.

Verehrter Freund!

Herr Sallmeier hat mir Ihren Gruß ausgerichtet. Es war mir eine angenehme Überraschung, daß Sie nach Ihrer Rückkunft aus Palästina meiner noch gedachten. Bei meinen Streifereien durch die Einsamkeit des Hochgebirges habe ich mich manchmal an Sie erinnert, und ich meine, es ging uns so ziemlich gleich: Sie haben Trost gesucht für eine elende Gegenwart in einer großen Vergangenheit, ich in der Beobachtung des stillen Waltens der Natur. Glauben Sie mir, es liegt in dieser Beschäftigung, die langsam und bescheiden an dem großartigen Tempel der Naturwissenschaft mitbaut, ein eigener Reiz, ein inniger Frieden, den ich erst jetzt vollkommen zu schätzen weiß, nachdem ich im Leben so vielem entsagt habe. Die Resultate meiner geognostischen Untersuchungen, welche sich auf die nordöstlichen Kalkalpen Tirols erstreckten, werde ich demnächst der Öffentlichkeit übergeben. Übrigens hat mir mein Leben in der Wildnis auch manche andere Blüte gezeitigt. Ich kann den bereits erschienenen Hymnen[2] mehrere neue beifügen. Gleichzeitig mit diesem Briefe erhalten Sie das Büchelchen, welches ich Ihnen bereits in Wien zugesagt. Gönnen Sie ihm einen freundlichen Blick! Wenn ich bei diesen Gedichten die strenge Form strophischer Dreigliederung angenommen und festgehalten habe, so geschah es wahrlich nicht, um einen philologischen Eiertanz aufzuführen, sondern weil ich darin ein bestimmtes Kunstgesetz erkannte, welches sich am Ende auch im Stollenbau mittelalterlicher Lyrik ausgesprochen findet. Freuen würde es mich, wenn Sie meinen Brief mit einigen Zeilen erwidern möchten.

Herzlich grüßend Ihr Pichler.

Innsbruck, 13. November 1856.

XIX.

Verehrter Freund!

Dem Wunsche des H. Hammerle[3] entsprechend erlaube ich mir, Sie zur Teilnahme an dem belletristischen Journal einzuladen, welches demnächst unter seiner Redaktion erscheinen wird. Die Sache dürfte sich gut anlassen; honorieren kann er freilich noch nicht, aber ein paar Verse gönnen Sie ihm vielleicht doch. Meine Hymnen haben Sie seinerzeit wohl erhalten.

Herzlich grüßend Ihr Pichler.

Innsbruck, 22. März 1857.

XX.

Verehrter Freund!

Von Neujahr an erscheint hier unter dem Titel 'Innzeitung', ultramontaner Intoleranz zum Trotze, ein liberales Blatt. Es läge nun der Redaktion, die freilich noch nicht honorieren kann, sehr daran, für die erste Nummer eine Korrespondenz aus Wien zu haben. Nun weiß ich zwar, daß Sie der trägste aller Briefschreiber sind, habe aber dieses Mal doch meine

---

[1] Meßinstrumente zum Behorchen und Beklopfen des menschlichen Körpers. [2] Erschienen Innsbruck 1855. [3] Vgl. Dörrer S. 50.

Hoffnung auf Sie gesetzt, indem Sie vielleicht die Regel durch die Ausnahme bestätigen. Vielleicht erbarmen Sie sich später gelegentlich auch des Feuilletons.

Bei unserer Pfaffenhetze habe ich wacker mitgeschlagen; freilich ist die Hoffnung auf einen Sieg des Fortschrittes nicht sehr groß.

Mein Buch 'Aus den Tiroler Bergen' [1] ist Ihnen vermutlich schon zu Gesicht gekommen.

Und Sie? Danach hätte ich eigentlich zuerst fragen sollen: Sind Sie noch immer frisch und tätig?

Warum sind die Feuilletons der Wiener Journale so armselig? Wär' es nicht an der Zeit, mit einem Blatte aufzutreten, das auch die Interessen von Kunst und Wissenschaft und nicht bloß Geldsack und Wurstelprater vertritt? Warum tun Sie nichts, Sie, der dazu am meisten Beruf besäße?

Was macht Hebbel?

Glückauf zum neuen Jahre mit 110 Millionen Defizit.

Herzlich grüßend Ihr Pichler.

Innsbruck, 24. Dezember 1861.

XXI.

Verehrter Freund!

Für die Ahnenbilder[2] den besten Dank. Sie haben mir viel Freude gemacht; möge Ihnen in dieser poesielosen Zeit der Erfolg werden, den Sie verdienen. Demnächst wird der Bote von Tirol eine kleine Besprechung bringen; freilich ist alles in den Wind geredet, wenn es sich um Verse handelt.

Nun etwas Geschäftliches. Bei meiner letzten Anwesenheit in München ersuchte mich Hermann Schmid,[3] ihm für den Heimgarten etwas aus der Rokokozeit Wiens zu verschaffen; insbesondere wünschte er einen Aufsatz über Sonnenfels.[4] Ich wies auf Sie als den geeigneten Mann; freilich dürften Sie nicht zu hoch hinaufsingen, denn der Heimgarten, welcher übrigens gut honoriert, ist im katholischen Süddeutschland viel gelesen, und da zieht man gleich die Fühlfäden ein. Ich habe Schmid versprochen, Ihnen zu schreiben; Sie können sich auf meinen Brief beziehen und das übrige selbst mit ihm verhandeln.

Bei uns sieht es scheußlich aus; soeben enden die Jesuitenmissionen — ein wahrer Raubzug gegen Wissenschaft und Literatur! Sogar die Gymnasiasten mußten auf Order des Bischofs von Brixen teilnehmen; kaum war es unter Brandis ärger!

Ist das der Fortschritt, den man täglich von Wien aus mit Phrasengeschmetter in die Welt trompetet?

Doch ich will abbrechen! Ihr Pichler.

Innsbruck, 29. 3. 1864.

---

[1] Erschienen München 1861.

[2] Erschienen Leipzig 1864.

[3] Schmid, 1815—1880, zuerst dramaturgischer Beirat beim Münchner Hoftheater 1848, dann wegen seines Eintretens für Ronges deutsches Kirchentum 1850 pensioniert, schrieb seit 1861 eine Reihe erfolgreicher Dorfgeschichten und 1862 den historischen Roman 'Der Kanzler von Tirol'.

[4] Josef Sonnenfels, 1732—1817, Reformator der Wiener Bühne.

XXII.

Lieber Freund!

Fr. von Diesner [1] war so gütig, mir Ihre Zeilen mitzuteilen. Bezüglich Gilms[2] folgendes: Sein Nachlaß soll von seinem Schwager veröffentlicht werden, ich stehe der Sache ganz fern. Einen Aufsatz über ihn finden Sie in der A[ugsburger] Allgemeinen Zeitung etwa Mitte Juni (Beilage). Da Sie mich gern einspannen möchten, schlage ich aus und fordere Sie auf, unter das Joch zu treten. Ich kenne niemand, der geeigneter wäre, eine öst. — wenn auch just keine schwarzgelbe — Literaturgeschichte zu schreiben. Also frischauf! Bezüglich Tirols, dessen Literatur- und Kulturzustände nicht übergangen werden dürften, wollte ich Ihnen gern das Material nachweisen. Leute wie Senn,[3] Flir, Schuler verdienen volle Beachtung. Übrigens finden Sie auch in Tirol kaltes Wasser; die Kaltwasserheilanstalt zu Mühlau erfreut sich des besten Rufes. Sie ist bei Innsbruck. Gegen Gicht wird bei uns das Brennerbad sehr gelobt. Da wäre August die rechte Zeit. Und dann September, wo es im Hochgebirge kalt wird, Mühlau. Ihr in Wien, die Ihr immer die großösterreichische Trommel schlagt, wißt Ihr niemand, der allenfalls ein Büchlein über Senn, respektive die zweite Auflage seiner Gedichte mit manchen Weglassungen, gegen mäßiges Honorar in Druck nähme?

Allenfalls fände sich 'draußen in Deutschland' wohl auch jemand; soll man aber nun mit den öst. Dichtern im Ausland, besser gesagt außerhalb Österreich, hausieren gehen?

Leben Sie wohl, und wenn es Ihr Zipperlein gestattet, schreiben Sie gelegentlich. Herzlich grüßend Ihr Pichler.

Innsbruck, 1. Juli 1864.

XXIII.

Lieber Freund!

Entschuldige, daß ich gestern nachmittag nicht kam; ich war durch eine Einladung verhindert.

Das heutige Wetter läßt wohl kaum an einen Ausflug denken, und so denk ich soll es mir noch gelingen, mich persönlich von Dir zu verabschieden. Dein Pichler.

Wien, 27. März 1866.

XXIV.

Lieber Freund!

Ich bin glücklich auf meiner Flucht als 'rosiger Hypochonder' aus dem höllischen Wien im heiligen Tirol angelangt. Hier die Senniana; ich habe nur das gänzlich Wertlose ausgeschieden. Du kannst die Manuskripte drei Monate behalten, dann laß sie an mich für die Bibliothek des Museum zurückgelangen.

Du arbeitest an der Herausgabe Deiner Schriften. Wieviel muß Dich da aus dem Persönlichen auf das Allgemeine führen! Zwei Jahre nimmst Du dafür in Anspruch; nun, dann bleibt Dir ein schöner Rest des Lebens,

[1] Schwester des Ministerpräsidenten Schmerling, lebte als Frau eines höheren Beamten in Innsbruck, Landhausgasse.

[2] Gestorben 31. 5. 1864.

[3] Johann Ch. Senn, 1795—1857; vgl. Ges. W. XII 99 ff. und S. M. Prem, Geschichte der neueren deutschen Literatur in Tirol, Innsbruck 1922, S. 140 ff.

um jene Aufgabe, für die Du vor allen geschaffen bist — die Literaturgeschichte Österreichs —, zu beginnen und vollenden. Ich meine, Du kannst gar nicht einmal Deine Biographie schreiben, ohne diesen wichtigen Gegenstand, mit dem jede Faser Deines Wesens verflochten ist, zu behandeln.

Bezüglich Tirols biete ich Dir alles Gedruckte und manches Ungedruckte. Doch das hat noch Zeit!

Bestätige mir mit ein paar Zeilen den Empfang des Paketes.

Grüße mir Frau und Kinder!

Dein Pichler.

Innsbruck, 13. April 1866.

Die Aufsätze:

1. Orographische Gruppe der Ötztaler Ferner (Österreichisches Archiv für Gesch., Erdbeschreib., Staatenkunde, Kunst und Lit. 1832);
2. Hydrographisches System der Halbinsel Morea (Österr. Blätter);
3. Die große Wasserscheide der europ. Westalpen

lasse ich weg.

XXV.

Lieber Freund!

Dein Brief hat mich bei meiner Rückkehr aus Oberinntal überrascht. Da ich es mir versagen mußte, an den Zeitereignissen tatsächlich teilzunehmen, griff ich zum geognostischen Hammer und bin es zufrieden, für den stolzen Bau der Wissenschaft wieder einige Sandkörnlein im Schweiße des Angesichts errungen zu haben. Beim Beginn des Krieges verwies ich jene, die das Tedeum vor dem Sieg anstimmten, zur Mäßigung; ich erlaubte mir zu sagen, daß die Preußen Deutsche seien, daß deutsches Fußvolk stets als das beste galt. Ich wurde natürlich als Preußenfreund denunziert, denn man rettet ja noch immer den Staat durch die Polizei, und mochte mich schließlich in nichts mehr mischen. Bald gab mir der Erfolg recht. Übrigens finden sich bei uns Leute, die da meinen, ein Sieg Österreichs wäre ein Sieg des Asiatentums gewesen in Sprache, Sitte, Religion und Regierung. Andere glauben, daß alle Leute von Intelligenz, die man bisher in Österreich zurücksetzte und beleidigte, weil sie des Verbrechens schuldig waren, Hirn im Kopf zu haben, den Preußen zu Dank verpflichtet seien, indem sie durch ihre Siege gerächt wurden. — Uns hat keine Schmach getroffen — ob ein Unglück, kann die Zukunft lehren; überhaupt sollten wir uns abgewöhnen, in politischen Dingen das 'Wir' zu gebrauchen. 'Wir' sind weder geschlagen worden, noch haben 'wir' Venedig verloren. Überlassen wir das Toren und offiziellen Sykophanten. Ob die Niederlage von Sadowa ein Jena? Kaum! Man hat nichts gelernt, und kämen auch die Scharnhorst, Stein und Gneisenau, bei uns brächten sie es höchstens zum Aktuar oder Leutnant, wenn sie nicht ewige Kadetten oder Praktikanten blieben oder vor dem Eid davongejagt würden. Es wird alles gut: in Prag eröffnet man ein neues Jesuitengymnasium! Auf die Deutschen in Österreich blicke ich mit Zweifel und Besorgnis — was Tirol insbesondere anlangt, so kann ich mich wenigstens des mannhaften Sinnes freuen, der überall zutage trat, wo der Boden der Heimat bedroht schien. Das ist doch besser als das Maskenfest der neuen Welt 'in euerer entina gentium'. Unsere Ultramontanen sind froh, 'aus Deutschland zu sein', als ob die Deutschen Österreichs aus Deutschland hinausgeworfen wären, weil die österreichische Regierung und Diplomatie hinausgeworfen sind. Das ist wieder das 'Wir'!

Ich denke, für uns beginnt jetzt eine Zeit neuen Kampfes, neuer Tätigkeit: wir müssen uns um das Banner Deutschlands scharen, wir müssen es hochhalten gegen Slawen und Madjaren, wir müssen mannhaft streiten, damit wenigstens unsere Söhne ein Vaterland haben. Und nicht bloß das, es gilt die Sache der Bildung, der Humanität. Ich habe mir gelobt, auszuharren, und das wirst Du auch!

Im Frühling komme ich wieder nach Wien. Du hast leicht, mich einen rosenfarben Hypochonder zu schelten; ich habe mir aus großen Städten schon zweimal den Typhus geholt, und da wären alle guten Dinge sicher nicht — drei!

Wenn Du mir Senn bis Neujahr schickst, tut es sich auch noch!

Grüße an Weib und Kind! Dein Pichler.

Innsbruck, 21. September 1866.

XXVI.

Lieber Freund!

Dein Gedicht auf Tegethof erhalten; recht. Es war ein deutscher Sieg — ohne ein paar schwarzgelbe Flecken hast Du es aber auch nicht getan. Ich kann Dir leider nichts entgegen bieten als geologische Aufsätze mit allerlei krausen Namen, vor denen Dich ein gelindes Entsetzen packen würde.

Ich habe in der letzten Zeit mehr als einmal an Dich gedacht; der Tod Vogels,[1] den ich persönlich nicht kannte, veranlaßt mich, Dir wieder Deine Pflicht, eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte zu verfassen, ins Gedächtnis zu rufen. Wer soll sie schreiben als Du? Du hast alles miterlebt und nahst Dich den Tagen, wo man die Vergangenheit mit dem Auge ruhiger Betrachtung überblickt. Du hast nicht nur den Stoff, Du hast auch die Sicherheit und Milde des Urteils, ihn angemessen zu behandeln.

Der Hauptgrund, warum Du daran sollst, ist zugleich der, welcher dem politischen Geschichtschreiber die Feder in die Hand drückt: Königgrätz öffnet die Tore einer neuen Zeit und schließt die der alten. Vielleicht fließen bald zwei Ströme ineinander, auf deren einem wir noch fahren, und mischen die Wogen. Ich glaube, Königgrätz bildet einen viel tieferen Einschnitt in unserer Geschichte als 1848. Es schließt wieder eine Periode.

Du bist glücklich, daß Deinem Alter, nachdem Du jene schönen hoffnungsvollen Tage schildern durftest, noch die großartige Aufgabe bleibt, eine Geschichte des deutsch-österreichischen Geisteslebens zu schreiben und den österreichischen Dichtern ihr Recht zu schaffen.

Doch Du arbeitest vielleicht schon; ich kann Dich nicht müßig denken. Kennst Du das neue Werk von Rosenkranz[2]: 'Diderots Leben und Werke'? Nimm es zur Hand, ich wenigstens verdanke ihm vielfältige Belehrung. Wir müßten jetzt wieder auf die Aufklärer zurückgehen; welch lange Zeit haben wir Deutsche mit der Romantik verduselt!

Sei mit Weib und Kindern herzlich gegrüßt!

Innsbruck, 24. November 1866. Dein Pichler.

---

[1] Joh. Nepomuk Vogl, 1802—1866, veröffentlichte 'Balladen und Romanzen' 1835, 'Soldatenlieder' 1849, 'Schnadahüpfln' 1850, 'Aus dem alten Wien' 1865 u. v. a. [2] Fruchtbarer Schüler Hegels (1805—1879).

Ein dramatischer Kunsthandwerker der englischen Renaissance (A. Munday).

(Schluß.)

§ 5. Mundays Romreise und ihre Folgen. Im Jahre 1577 machte Munday, wie viele seiner Zeitgenossen, Robert Greene u. a., eine Reise nach dem Kontinent. Es scheint, daß nach damaliger Sitte junge Leute von Bildung, die die Welt sehen wollten, sich wie Handwerksburschen ohne viele Mittel auf die Wanderschaft begaben — wir wissen das ja auch von Oliver Goldsmith — und sich für ihr Fortkommen auf gut Glück, die Unterstützung wohlmeinender Leute und die Gelegenheit, ihr Talent zu verwenden, verließen. Auch Munday ist wohl aus Wanderlust und Wißbegierde auf Reisen gegangen. So behauptet er selbst. Von seinen katholischen Feinden wurde ihm allerdings später vorgeworfen, er habe Material gegen die englischen Katholiken auf dem Kontinent und namentlich gegen das englische Seminar in Rom sammeln wollen, um dieses später schriftstellerisch zu verwerten.[1] Mir erscheint das unwahrscheinlich, und sein späteres zweideutiges Verhalten sehr wohl aus den Verhältnissen zu erklären. Er fuhr mit einem gewissen Thomas Nowell nach Boulogne und wanderte weiter mit ihm nach Amiens. Unterwegs fielen sie in die Hände plündernder Soldaten, die sie beraubten. Ein englischer katholischer Priester nahm sich in Amiens ihrer an und empfahl sie weiter an Dr. Allen, den Leiter des Priesterseminars in Reims. Sie gingen aber nach Paris, wo der englische Gesandte ihnen Geld zur Rückkehr nach England gab. Statt dessen gingen sie auf Veranlassung von Agenten der katholischen Priesterseminare nach Rom. Hier wurde Munday krank und fand eine Zuflucht in dem englischen College, dessen Rektor Dr. Morris seinen Vater gekannt hatte. Er scheint hier den Proselyten gespielt zu haben und behauptet sogar, in das Seminar als 'päpstlicher Schüler' aufgenommen worden zu sein, was aber von seinen Gegnern bestritten wird.[2] Jedenfalls vertraute man ihm voll-

[1] Der Verfasser der Biographie in dem Dict. of National Biogr. ist derselben Ansicht. Er sagt: Although his motives are described (in *The English Romayne Life,* the most entertaining of his works) as desire to see strange countries and to learn their language, it is more probable that, with the concurrence of Allde and one or two publisher allies, such as John Charlewood and White, he left England with the intention of making literary capital out of what he could learn to the detriment of English catholics abroad. His enemies asserted that his object was to spy into the conduct of the English seminary at Rome and then to betray it.

[2] Er nennt sich in dem Titel eines Pamphlets: *A. M. sometime the Popes schollar, allowed in the seminarie amongst them.* Er will damit wohl seinen Mitteilungen einen größeren Grad von Autorität geben. Dagegen heißt es

ständig, denn man führte in seiner Gegenwart 'verräterische' Reden, während er krank im Bette lag, und gab ihm bei seiner Abreise vom Papst geweihte Bilder, mehrere 'Agnus Dei' und ein Kruzifix mit, die er in Reims abliefern sollte.[1] Er muß im Frühjahr 1578 in Rom gewesen sein, denn er traf dort den irischen Abenteurer Thomas Stukeley, der von Rom nach Portugal zog, um den König Sebastian auf seinem abenteuerlichen Kreuzzuge nach Afrika zu begleiten, wo er am 4. August 1578 zusammen mit ihm bei Alcassar den Tod fand.[2] In demselben Jahre kehrte Munday nach England zurück.[3]

Um Mundays Verhalten nach seiner Rückkehr richtig zu beurteilen, muß man versuchen, sich in die Zeit und die Zeitstimmung zurückzuversetzen. Es war damals der Höhepunkt der Gegenreformation. Die englischen katholischen Priester in Rom waren Fanatiker, die in dem Gedanken an den Umsturz der bestehenden Regierung in England, der Ermordung der ketzerischen, vom Papst durch eine Bulle als abgesetzt erklärten Königin und der Wiederherstellung des wahren Glaubens lebten und webten, und die in ihrem Eifer, Proselyten zu machen, in ihren Äußerungen und ihrem Vertrauen sehr unvorsichtig waren. Munday hatte, solange er unter ihnen war, mit den Wölfen geheult, vielleicht auch, wie viele junge Leute von Geist und Phantasie, eine Zeitlang zum Katholizismus geneigt. Nun kam er nach Hause und fand dort eine starke antikatholische Stimmung vor. Auf die päpstliche Absetzungsbulle hatte die Regierung mit strenger Durchführung des Act of Uniformity, d. h. der religiösen Einheit, und mit dem Verbot der Messe geantwortet. Ein Priester,

---

in der schon mehrfach zitierten Gegenschrift: *then wandering towards Italy, by his own report became a cosener in his journey. Coming to Rome, in his short abode there, was charitably relieved but never admitted in the Seminary, as he pleaseth to lye in the title of his booke.*

[1] Vgl. Mundays *Report of the Execution of Traitors,* abgedruckt von Collier zusammen mit seiner Ausgabe von *John a Kent and John a Cumber* p. 119 ff.

[2] Thomas Stukeley ist der Held des Dramas *The Battell of Alcazar* c. 1591), das George Peele zugeschrieben wird; er ist auch der Held eines anonymen Dramas *The Famous History of Captain Thomas Stukeley* (1596).

[3] Fritz Flügge: *Fidele and Fortunio: A Comedy of Two Italian Gentlemen, ein Beitrag zur Kenntnis des elisabethanischen Dramas sowie einige Ergänzungen zur Biographie Anthony Mundays,* Breslau 1912, Dissertation, S. 42, setzt Mundays Reise ein Jahr früher an, da er dort den John Fox getroffen haben will, über den er eine Schrift verfaßt hat. Der Papst gab diesem am 29. März 1577 ein Empfehlungsschreiben an den König von Spanien mit. Weihnachten vorher will Munday in Mailand gewesen sein. Da er aber erst im Oktober 1576 bei John Allde eintrat, kann er nicht schon Weihnachten in Mailand gewesen sein. Es muß also dabei bleiben, daß er im Herbst 1577 England verlassen hat und im nächsten Frühjahr oder Sommer zurückgekehrt ist.

Cuthbert Mayne, bei dem die Bulle gefunden wurde, wurde hingerichtet. Die Verfolgung erweckte, wie immer, Märtyrer. Vom Festlande kamen zahlreiche Jesuiten und predigten in Verkleidung. Viele Adlige, namentlich in Nordengland, wandten sich dem alten Glauben zu. Aus Rom sandte der Jesuitengeneral zwei Mitglieder des Ordens, Campion und Parsons, die mit Erfolg in England für die Wiederherstellung des alten Glaubens wirkten. Campion wurde 1581 hingerichtet; Parsons entfloh. Und Märtyrer folgten auf Märtyrer; in den nächsten zehn Jahren sollen, wie von katholischer Seite behauptet wird, 200 Priester hingerichtet worden sein. Es war ein Kampf auf Leben und Tod, auf der einen Seite mit Fanatismus und todesmutigem, ja todessüchtigem Glaubenseifer geführt, auf der anderen mit unerbittlicher Strenge und Grausamkeit. Waren doch unter den Adligen, die dem alten Glauben anhingen, die ersten des Landes, unter anderen Cecils Schwiegersohn, der Graf von Oxford, einer der stolzesten und glänzendsten Pairs des Reiches, ein berühmter Kunstmäzen und ein Günstling der Königin!

In diese Verhältnisse kam Anthony Munday bei seiner Rückkehr hinein. Er war des Katholizismus verdächtig, was an sich schon fast ein Verbrechen war. Und um sich von diesem Verdacht zu reinigen, um nicht selbst verfolgt zu werden, blieb ihm, wie er wohl glaubte, bei den Methoden Cecils nichts übrig, als sich an der Verfolgung zu beteiligen. Ein Mann von großer Charakterstärke war er allerdings nicht, und zum Märtyrer fühlte er weder Beruf noch Neigung. So ließ er sich denn von der Regierung als Angeber gegen die katholischen Priester benutzen und wurde ihnen sogar am Fuße des Galgens gegenübergestellt, um sie der Verbrechen, deren sie bezichtigt waren, zu überführen — es war gewiß keine beneidenswerte Stellung, und die heftigen Angriffe der Katholiken auf Munday sind wohl begreiflich.[1] Munday hat in dieser Sache von 1582—84 sechs Schriften veröffentlicht, von denen die literarisch bedeutendste und auch biographisch interessanteste *The English Romayn Life* ist.[1] Es blieb ihm aus dieser Episode in seinem Leben ein lebhafter Haß gegen die katholische Kirche und Religion, der auch in seinen anderen Schriften, namentlich seinen Dramen, stark zutage tritt.

§ 6. Schauspieler und Pamphletist. Außer in der

---

1 Der ganze Titel lautet: The English Romayn Life: Discoursing the Lives of the Englishmen at Rom, the orders of the English Seminaries, the dissension between the Englishmen and the Welshmen, the banishment of the Englishmen out of Rome, the Pope sending for them again: a report of many of the paltrie Reliques in Rome, their Vautes under the grounde, their holy Pilgrimages &c. Written by A. M. sometimes the Popes schollar in the Seminarie among them. Honos alit Artes.

antikatholischen Polemik entfaltete Munday nach seiner Rückkehr aus Italien auch sonst eine sehr vielseitige Wirksamkeit. 'Und da er es müde war,' heißt es in der vorher genannten Schmähschrift gegen Munday, 'rechtschaffen zu handeln, fraß er wie der Hund wieder, was er vorher gespien hatte.[1] Ich will nicht berichten, wie dieser junge Gelehrte, kaum aus Italien zurückgekehrt, aus dem Stegreif spielte; die Herren, die dabei waren, können am besten von seiner Geschicklichkeit Zeugnis ablegen, denn, seiner Torheit überdrüssig, haben sie ihn von der Bühne heruntergezischt.' Von diesen Stegreifaufführungen — offenbar machte das Aufsehen — ist auch noch ein andermal die Rede.[2] Er wird diese Kunst wohl aus Italien mitgebracht haben, wo sie im 15. und 16. Jahrhundert in hoher Blüte stand. Daß er einer bestimmten Schauspielertruppe dauernd angehört habe, ist wenig wahrscheinlich. Zwar nennt er sich in mehreren 1579 und 1580 veröffentlichten Schriften *Servant to the Earl of Oxford* und widmet sie auch diesem Granden, aber er hat wohl nur zum Haushalt des Grafen gehört, zu dem er vielleicht gerade durch die Katholiken Beziehung erhalten hatte. Widmet er doch eine seiner Schriften, eine Sammlung von Moritaten, Verbrechen, seltsamen Wundern, Erdbeben u. dgl.,[3] zwei 'Herren' aus dem Gefolge des Grafen! Vielleicht nahm er in dem Hause dieses verschwenderischen Mäzens eine ähnliche Stellung wie sein fast gleichaltriger Zeitgenosse John Lyly ein, der der Sekretär des Grafen war.[4]

Es scheint, als ob Munday um diese Zeit, weit entfernt davon, selbst Schauspieler zu sein, sich an dem Feldzuge beteiligt habe, den die Stadt London gegen das Theater führte. Von den theaterfeindlichen Schriften jener Jahre, die zum Teil von früheren Dramendichtern oder Schauspielern verfaßt waren, wird eine Doppelschrift, deren erster Teil die Übersetzung eines Kapitels aus einem Werke des Kirchenvaters Salviames ist, während der zweite sich auf die englischen Bühnenverhältnisse bezieht, von mehreren Kennern aus einleuchtenden Gründen Munday zugeschrieben.[5] Die Schrift heißt: 'Ein zweites und drittes Rückzugssignal von Schauspielern und Theatern' (Buchhändlerregister

---

[1] Der Ausdruck: *he returned to his first vomit again* geht zurück auf Prov. Sal. 26, 11 oder 2. Petri II, 22.

[2] In dem Drama *Histriomastix*, gedr. 1610, aber lange vorher erschienen, in dem Munday als Dichter Posthaste, d. h. Eilfertig, verspottet wird. Darüber weiter unten.

[3] *A View of Sundry Examples*, gedr. 1580, abgedruckt bei Collier a. a. O.

[4] Vgl. dazu *Modern Language Review* IV, 484 ff. einen Aufsatz von John Dover Wilson: *Anthony Munday, Pamphleter and Pursuivant.*

[5] Vgl. John Dover Wilson a. a. O, ferner Creizenach, Englisches Drama, S. 10, auch Thompson, Controversy between the Puritans and the Stage 1903, p. 61, und E. R. Chambers, The Elizabethan Stage I, 254.

18. 10. 1580).[1] Außerdem wird in der schon mehrfach erwähnten katholischen Schmähschrift von Munday erzählt, er habe, durch seinen Mißerfolg entmutigt, eine Ballade gegen die Schauspieler veröffentlicht, aber 'jetzt', so heißt es weiter, '(o standhafter Jüngling) beginnt er wieder, auf der Bühne umherzustolzieren'.[2] Die Ballade ist nicht erhalten; sie wird wohl mit Recht identifiziert mit einer, für die am 10. 11. 1580 der Buchhändler Edward White die Druckerlaubnis erhielt und die ein an Mundays Ausdrucksweise und Stil erinnerndes Motto führt: *A Ringinge Retraite Couragiouslie sounded, wherein Plaies and Players are fytlie Confounded.* Man sieht, der gute Munday konnte wie Schmock rechts und links schreiben; er mochte ein Talent sein, ein Charakter war er nicht.

Auch an einem sehr heftigen literarischen Streite aus dem Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, der in Flugschriften, aber auch auf dem Theater ausgefochten wurde und der ein sehr interessantes Vorspiel bildet zu dem großen Entscheidungskampfe zwischen dem Puritanismus und der bischöflichen Staatskirche, der Marpelate, d. h. Prälatenverderber-Kontroverse, war Munday beteiligt, und zwar auf seiten der Bischöfe, in deren Dienst ja auch John Lyly, Thomas Nashe und andere Literaten den Kampf gegen den anonymen puritanischen Streiter führten. Munday spielte hier, wie früher gegen die Katholiken, die nicht gerade würdige Rolle eines *pursuivant*, d. h. eines politischen Agenten und Spions im Dienste des Erzbischofs von Canterbury, Whitgift.[3] Einer der sog. antimartinistischen Traktate, *An Almond for a Parrot* (d. h. eine Mandel für einen Papagei), wird Munday von John Dover Wilson mit gutem Grunde zugeschrieben. Für seine amtliche Wirksamkeit erhielt Munday das Recht, sich *Servant to the Queen's most excellent Majestie*[4] oder auch *one of the Messengere of her Majestie's Chamber*[5] zu nennen, und er ge-

[1] Der Verfasser nennt sich Anglophile Eutheo. Es heißt von ihm in der Vorrede der Schrift: *Touching the Author of the latter blast, thour maist conjecture who he was, but I maie not name him this time for my promise sake; yet this do I saie of him that he hath bine, to use his veri wordes, A great affecter of that vaine Art of plaie making ... Yea, which I ad, as excellent an Autor of those vanities as who was best.* Und der Autor bestätigt dies selbst dann noch einmal (p. 123). Ein Abriß des Inhalts findet sich bei Chambers a. a. O. IV, p. 208—212. Es scheint doch etwas merkwürdig, daß Munday schon um diese Zeit als guter Dramatiker bezeichnet sein soll, aber vielleicht hatte er schon geschrieben.

[2] Die Stelle lautet: *Then being thereby discouraged, he set fortha balet against playes, but yet (a constant youth) he now beginnes againe to ruffle upon the stage.*

[3] Vgl. John Dover Wilson in der Mod. Language Review IV, 488 ff.

[4] Auf dem Titel seiner Schrift *A. Banquet of Daintie Conceits* 1588.

[5] Z. B. auf dem Titel von *The famous Historie of Palladino of England* und sehr häufig bis 1593.

brauchte die letztere Bezeichnung mit Vorliebe in seinen Veröffentlichungen, vielleicht als eine Art Empfehlung und Schutz gegen seine Feinde. Es war das ein bloßer Titel ohne Rechte und Einkünfte, wie sie u. a. auch Lyly führte. Die sparsame Königin war in der Verleihung solcher billiger Ehren durchaus nicht knauserig. Ben Jonson verspottet Munday einmal als den *Poet Nuntius.*[1] Es scheint also, als ob er unter diesem Namen unter den Dichtern bekannt gewesen sei.

§ 7. Mundays literarische Tätigkeit als Übersetzer und Schriftsteller. Neben seiner politisch-pamphletistischen Tätigkeit war Munday in den Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien außerordentlich fruchtbar als Übersetzer, Kompilator, Dichter und Schriftsteller. Er wollte der Masse Unterhaltung bieten, und er entfaltete hierin eine erstaunliche Energie, ohne allerdings einen hohen literarischen Maßstab anzulegen. So übersetzte er die spanischen Amadisromane, die Ausläufer der Artussage, die im 16. Jahrhundert Europa in ihrem Banne hielten, meist aus dem Französischen. Die Übersetzungen sind dem Geschmacke eines halbgebildeten Publikums angepaßt und erheben keinerlei literarische Prätentionen.[2] Sie bildeten die geistige Kost der Handwerker und Lehrlinge, die dann auf dem Volkstheater Ähnliches suchten und in den Stücken Thomas Heywoods u. a. auch fanden. In Beaumont und Fletchers

---

[1] Es heißt in *Every Man in his humour* in der Quarto-Ausgabe I, 1, 178: *But (grant that Lorenzo) live in more penury of wit and invention than either the Hall Beadle or Poet Nuntius.*

[2] Die Titel sind: *Galien of France* 1579 erwähnt, dem Grafen von Oxford gewidmet (nicht erhalten); *Palmerin d'Oliva* translated by A. M. 1588, 4to; *The famous, pleasant and variable Historie of Palladino of England.* Discoursing of honorable Adventures, of knightly deedes of Armes and Chivalrie: entrelaced likewise with the love of sundrie noble personages. Translated from the French by A. M. Patere aut abstine 1588. *The famous History of Palmendos, son to the Renowned Palmerin d'Oliva,* Emperor of Constantinople &c. 1589, 4to; *Gerileon of England,* Written in French and translated into English by A. M. 1592; *Amadis de Gaule,* the first book translated by A. M. 1595; *The Second Booke of Amadis de Gaule.* Englished by L. P. London 1595 (Lazarus Piot, Pseudonym für A. M.); *Palmerin of England,* transl. 1602 (vermutlich Neudruck eines früheren Werkes); *The famous and renowned Historie of Primalion of Greece.* Translated out of French and Italian into English by A. M. London 1619 (schon 1589 verfaßt und 1595 zuerst veröffentlicht) u. a. Southey, der eine Revision der Palmerin-Übersetzung übernahm, spricht sich sehr abfällig über Mundays Übersetzertätigkeit aus (vgl. Flügge a. a. O. S. 25). Außerdem übersetzte Munday noch zwei Predigten Calvins (1584), eine *Histoire de Roland l'Amoureux* (1592), *the Conversion of a most Noble Lady of France* (1608) und aus dem Italienischen der Madonna Isabella Sforza, der Schwester des Herzogs von Mailand, einen religiösen Traktat (*The Heaven of the Mynde, or the Myndes Heaven*), der aber nur als Ms. im Brit. Museum erhalten ist. Die Druckerlaubnis war nach Munday schon erteilt, aber es ist kein gedrucktes Exemplar bekannt.

glänzender Parodie dieser melodramatischen Volksstücke, dem '*Ritter mit der brennenden Mörserkeule*' (gedr. 1613, verf. 1607 bis 1610/11) wird dargestellt, wie die Abenteuer, Kämpfe und Liebesgeschichten dieser Helden dem Lehrling Ralph den Kopf heiß machen und ihn veranlassen, auch auf Abenteuer auszuziehen.

Auch als Balladendichter war Munday bekannt. Ben Jonson bezeichnet ihn in der ersten Szene seines Lustspiels *The Case is altered* spöttisch als Antonio Balladino. Auf die Balladendichter sahen die übrigen herab. 'Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau, Als einer von den Vers-Balladen-Krämern,' sagt Percy in *Heinrich IV.* (1. Teil, III, 1, 129). Ihre auf grobem Papier gedruckten Erzeugnisse, die bald die jüngste Moritat oder das letzte Erdbeben behandelten, bald eine fromme Ermahnung an das Volk richteten, wurden schnell vergriffen und nicht aufbewahrt, und so ist von Mundays Balladendichterei auch nichts geblieben als einige Titel. Eine, 'Mundays Traum', erschien nach dem Buchhändlerregister bei John Allde (2. 8. 78), eine andere erhielt eine Ermutigung der Soldaten (St. R. 8. 3. 80),[1] von einer dritten gegen die Theater gerichteten (St. R. 10. 11. 80) war schon vorher die Rede, und von einer vierten *Ballet of Untruss*, d. h. wohl Ballade vom Ausziehen, der Entblößung oder Auspeitschung, spricht der Satiriker Thomas Nash. Im allgemeinen scheinen also Mundays Balladen moralisch und satirisch gewesen zu sein.

Außerdem verfaßte er eine Menge Kompilationen aller Art sensationellen, erbaulichen, lehrhaften und unterhaltenden Inhalts. Die erste heißt 'Der Spiegel der Veränderlichkeit oder Hauptteil des Spiegels für Würdenträger'[2] (1579), gewidmet dem Grafen von Oxford und gedruckt von John Allde, Mundays Lehrherrn. 'Eine Beschreibung', so heißt der Titel weiter, 'des Falles von verschiedenen berühmten Fürsten und anderen bedeutenden Personen. Meist aus der Heiligen Schrift ausgewählt von A. M.' Es folgt im Jahre 1580 eine Schrift, die den Titel führt 'Eine Darlegung von allerhand Exempeln'.[3] Dies Schriftchen, von dem schon die Rede war, enthält u. a. die Geschichte von der Ermordung des Kaufmanns Saunders, das Thema der Kriminaltragödie *A Warning for fair Women* (gedr. 1599), den Bericht über ein Erdbeben, das am 8. April 1580 stattfand, und über einen Mord aus demselben Jahre, über den die Untersuchung noch gar nicht abgeschlossen

[1] *A ballet made by A. M., of the encouragement of an English soldier to his fellow mates.*

[2] *The Mirror of Mutabilities, or principall part of the Mirror for Magistrates &c.*

[3] *A View of Sundry Examples* 1580.

war. Man sieht, Munday hatte das Zeug zum Journalisten in sich; er bot seinem Publikum das Neueste vom Neuesten. Außerdem wollte er für das Gemüt und die Seele sorgen. Im Jahre 1586 erschien von ihm eine Sammlung von Geboten und christlichen Betrachtungen in Gesprächsform.[1] Ferner veröffentlichte er zwei Übersetzungen aus dem Französischen, die einer Gattung geistiger Unterhaltung angehörten, welche im Mittelalter besonders beliebt war und von der sich auch in der angelsächsischen Literatur Beispiele finden,[2] nämlich Erörterungen von moralischen, religiösen und anderen Fragen in dialogischer Form. Der Titel der ersten veröffentlichten Schrift[3] dieser Art lautet: 'Die Verteidigung der Gegensätze. Paradoxe gegen die öffentliche Meinung, behandelt in Form von Reden an Stelle öffentlichen Tadels, nur um den Geist junger Leute in schwierigen Dingen zu üben. Worin kein Anstoß ist gegen Gottes Ehre, die Stellung der Fürsten oder die ehrlichen Handlungen von Privatleuten, sondern angenehme Unterhaltung, um über die böse Zeit hinwegzuhelfen ...' (1593, 4to).[4] Eine andere Schrift führt den Titel 'Der Redner'. 'Sie behandelt', wie es weiter heißt, 'hundert verschiedene Gegenstände in der Form von feierlichen Reden. Einige der Darlegungen sind aus Titus Livius und anderen alten Schriftstellern entnommen, die übrigen hat der Verfasser selbst erfunden: und von diesen sind einige Dinge, die in unserer Zeit sich ereignet haben. In französischer Sprache verfaßt von Alexander Silvayne und ins Englische übersetzt von L. P. (d. h. Lazarus Piot = Anthony Munday)', 1596, 4to.[5]

Die Reihe der Unterhaltungsschriften Mundays ist hiermit keineswegs erschöpft. Im Buchhändlerregister findet sich im Jahre 1579 ein Buch über einen Engländer John Fox, der nach 14jähriger Gefangenschaft unter den Türken seinen Kerkermeister tötete und sich sowie 266 Christen befreite.[6] Aus dem Französi-

[1] Der Titel lautet: *Ant. Munday, his godly Exercises for Christian Families, containing an order of Praiers for Morning and Evening with a little Catechism between a Man and his Wife.* London 1886. 8°.

[2] Unter dem Titel: Der Dialog von Salomo und Saturn.

[3] Vorher geht eine andere, die sich handschriftlich im Britischen Museum befindet und deren Titel lautet: *A Courtly Controversie between Love and Learning. Pleasantly passed in Disputation between a Ladie and a Gentleman of Sienna. Wherein is no offence offered to the Virtuous nor any ill Motion to delight the Vicious* 1581.

[4] *The defence of Contraries. Paradoxes against common opinion, debated in forme of declamations, in place of public censure: only to exercise young wittes in difficult matters* &c. &c.

[5] *The Orator. Handling a hundred severall Discourses in forme of Declamations. Some of the Arguments being drawn from Titus Livius and other ancient writers* &c. &c.

[6] Dieses Buch findet sich im Brit. Museum in einer Ausgabe von 1608

schen übersetzte Munday eine Geschichte der angeblichen Wiederkehr des Königs Sebastian von Portugal, dessen Schicksal in England, wie die schon vorher genannten Dramen bezeugen, besonderes Interesse erregte[1] (1601). Aus dem Jahre 1602 wird eine Schrift genannt, die den Titel führt 'Wahre Selbsterkenntnis', von der aber kein Exemplar bekannt ist.[2] Im Jahre 1604 veröffentlichte Munday die Übersetzung eines französischen Buches des Bischofs von Marseilles, das von einem Mädchen handelte, das drei Jahre lang ohne Speise oder Trank gelebt hatte; Thomas Dekker schrieb Weisen hierzu.[3] Endlich sei noch eine Weltgeschichte genannt, 'eine kurze Chronik der Folge der Zeiten von der Erschaffung der Welt bis auf diesen Augenblick', die 1611 erschien. Alle diese Erzeugnisse der Übersetzungstätigkeit und Kompilation haben literarisch keinen Wert; sie beweisen aber die erstaunliche Vitalität und Energie des Mannes.

§ 8. Munday als lyrischer Dichter und Romanschriftsteller. Aber Munday begnügte sich nicht damit, der Menge Unterhaltungsstoff zu schaffen. Er hatte auch den Ehrgeiz, einem feineren Geschmack zu gefallen. Im Jahre 1580 veröffentlichte er eine Gedichtsammlung, die den Titel führt 'Die Qual der Lust. Nützlich für die Weisen zu lesen und notwendig für die Leichtsinnigen zu befolgen. In Versen' (4to). Es sind moralische Gedichte, die von den bösen Folgen der Hingabe an Vergnügungen und Spiel handeln. Im allgemeinen sind sie ohne poetischen Wert.[4] Eine zweite Sammlung mit dem Titel 'Die süßen Seufzer und verliebten Klagen von Schäfern und Nymphen in einer Phantasie von A. M. 1583'[5] ist nicht erhalten; ein gleichzeitiger Kritiker, William Webbe, rühmt sie in seiner 'Abhandlung über englische Dicht-

---

mit dem Titel: *The admirable Deliverance of 266 Christians by John Reynard Englishman from the captivitie of the Turks* &c. &c.

[1] *The Strangest Adventure that ever happened, either in the ages part or present containing a discourse concerning the successe of the King of Portugall, dom Sebastian, from the time of his voyage into Affricke, when he was lost in the battell against the infidels in the year 1578, unto the sixt of January this present 1601* &c. &c.

[2] *True knowledge of a Man's own Self.*

[3] *A true and admirable Historie of a Mayden of Confolens in the Province of Potiers, that for the space of three yeares and more hath lived and yet doth without receiving either Meat or Drinke. London 1604 so translated from the French of Nicholas Caffetrau, bishop of Marseille, with verses of Thomas Dekker.*

[4] Die Sammlung heißt *The Pain of Pleasure.* Profitable to be perused by the Wise and necessary to be followed by the Wanton. Vgl. über diese Sammlung und die übrigen Gedichte Mundays *M. St. Clara Byrne The Shepherd Tony* in der Mod. Lang. Rev. XV, p. 364 ff.

[5] *The sweet sobbes and amorous Complaintes of Sheppardes and Nymphes in a fancye composed by A. M.*

kunst' (1586) als 'die auserlesene Art eines witzigen poetischen Kopfes' und als 'ein Werk, das wohl wert ist, beachtet zu werden und als sehr seltene Poesie zu schätzen ist' und nennt Munday 'einen ernsten Reisenden in dieser Kunst'. Eine dritte Sammlung führt den Titel 'Ein Gastmahl köstlicher Einfälle. Ausgestattet mit sehr zarten und auserlesenen Erfindungen, um den Geist derer zu ergötzen, die Freude an der Musik haben und um süße Lieder zu singen zur Laute, Bandora, dem Spinett oder einem anderen Instrument. Honos alit artes 1588.' Das sind Texte zu Melodien, meist moralischen Inhalts und wenig Originalität des Gedankens und Schönheit der Sprache zeigend.[1] Auch in den Dramen und den Romanen Mundays finden sich hübsche Gedichte. Im Jahre 1600 erschien die Gedichtsammlung *England's Helicon*, eine von den zahlreichen Anthologien, die um die Wende des Jahrhunderts veröffentlicht wurden. In dieser werden sieben Gedichte einem 'Schäfer Tony' zugeschrieben, und zwei unter diesen sieben finden sich auch in Schriften Mundays. Man hat daher angenommen, daß dieser 'Schäfer Tony' und Munday identisch seien. Eins unter diesen Gedichten, *Beauty sat bathing by a spring*, gehört zu den Perlen elisabethanischer Lyrik und hat sogar in Palgraves *Golden Treasury* Aufnahme gefunden. Es scheint also, daß dem Vielschreiber Munday, der in allen Sätteln gerecht war, auch in der Lyrik einmal ein Wurf gelungen ist und daß sein Zeitgenosse William Webbe ihn nicht ganz mit Unrecht unter den ersten Dichtern nennt.

Munday war der Kollege John Lylys im Dienste des Grafen von Oxford. Der Ruhm des Verfassers des *Euphues* reizte ihn zur Nachahmung, und er verfaßte deshalb einen Roman, den er in feiner Weise Lyly zueignete. Dieser Roman, von dem das einzige bekannte Exemplar sich in der Bodleiana in Oxford befindet, verdankt das Interesse, das er heute noch erregt, allein dem Umstande, daß er in seinem dritten Teile eine andere Version der Geschichte enthält, die Shakespeares 'Kaufmann von Venedig' zugrunde liegt.[2] Sein Titel lautet: 'Zelauto'. Die Quelle des Ruhms. Errichtet in einem Obstgarten verliebter Abenteuer. Enthält eine feine Disputation, die höflich geführt wird zwischen zwei adligen Herren aus Italien. Als freundliche Unterhaltung dem Euphues zugeeignet bei seiner neulichen Ankunft in England' (1580). Der Roman hat keinen lehrhaften Charakter wie sein Vorbild *Eu-*

---

[1] *A Banquet of Daintie Conceits.* Furnished with very delicate and choice inventions, to delight their mindes who take pleasure in Musique, and therewithall to sing sweet ditties, either to the Luste, Bandora, Virginalles, or any other instrument &c.

[2] Vgl. Friedr. Brie: Zur Entstehung des 'Kaufmann von Venedig' im Shakespeare-Jahrbuch XLIX, S. 97—121.

phues; er will bloß unterhalten. Der belesene Verfasser hat darin allerhand Reminiszenzen aus den von ihm übersetzten Ritterromanen und aus italienischen Novellen mit eigenen Erlebnissen vermengt, ohne daß es ihm aber nach dem Urteil von Prof. Brie — mir selbst war der ganze Roman nicht zugänglich — gelungen ist, sie künstlerisch zu einer Einheit zu verschmelzen. Der Schluß des dritten Teils des Romans, *Astraepho,* enthält die Shylock-Geschichte, die Prof. Brie im Shakespeare-Jahrbuch abgedruckt hat. Das Verhältnis dieser Erzählung zu Shakespeares Drama hat für uns keine Bedeutung. Es sei nur erwähnt, daß bei Munday der Wucherer kein Jude, sondern ein Christ und ein Nebenbuhler des Hauptliebhabers ist und daß die Version Mundays von dem Herausgeber nicht als Shakespeares Quelle betrachtet wird, sondern als nur auf eine gemeinsame Quelle, eine englische Novelle oder ein englisches Drama, zurückgehend. Der Stil Mundays ist flüssig und gewandt, reichlich mit Antithesen geschmückt, doch nicht 'euphuistisch' im strengen Sinne. Interessant ist, daß wir hier eine Beziehung zwischen Munday und Shakespeare finden, wie wir sie auch im Drama noch feststellen werden.

§ 9. Munday als playwright. In den achtziger und neunziger Jahren und darüber hinaus war Munday auch für das Theater tätig, gegen das er vorher Balladen und Traktate geschrieben hatte. Die Zeit, für die seine Tätigkeit als playwright beglaubigt ist, erstreckt sich von 1584 bis 1602. Aber diese Zahlen sind rein zufällig. Für das Jahr 1584 haben wir nur ein einziges, erst kürzlich wieder entdecktes Stück, das aller Wahrscheinlichkeit nach von Munday stammt. Die anderen von ihm verfaßten oder mit ihm in Beziehung gebrachten Dramen beginnen erst mit dem Jahre 1595, und die einzige sichere Stütze für die Verfasserschaft Mundays bilden die Aufzeichnungen in Henslowes Tagebuch, die ja nur die Jahre von 1593 bis 1603 umfassen. So mag er auch vorher und nachher für das Theater gearbeitet haben. Die literarische Konjektur hat hier ein weites Feld, das auch recht fleißig beackert worden ist, namentlich von F. G. Fleay, dem Konjekturalpolitiker des englischen Renaissancedramas. Gewiß ist, daß Munday zur Schar der Lohnschreiber Henslowes gehörte, die den Bedarf der niederen Volksbühnen hauptsächlich deckten, und daß er unter ihnen eine führende Stellung eingenommen hat. Von den sechs erhaltenen Stücken, die er allein oder mit anderen verfaßt hat, wird später die Rede sein. Von einer größeren Anzahl haben wir nur die Titel bei Henslowe. Sie sollen kurz aufgezählt werden, da sie für die Richtung der dramatischen Tätigkeit Mundays bezeichnend sind:

1. *Mother Redcap,* mit Drayton, Dez. 1597 bis Jan. 1598. Ein Volksstück, dessen Heldin vermutlich eine weise Frau war, über

deren 'Testament' im Jahre 1594 ein Traktat erschien (St. R.). Das Stück war sehr populär; Henslowe zahlte jedem der Verfasser im Dez. 1597 £ 3.

2. *The Funeral of Richard Cordelion* (d. h. Cœur-de-Lion), mit Chettle, Rob. Wilson und Drayton, Juni 1598, vermutlich eine Fortsetzung zu den Robin-Hood-Dramen, die uns ja erhalten sind.

3. *Valentin and Orson*, mit Hathway, Juli 1598. Der Gegenstand ist eine alte Volkssage, die im 14. Jahrh. vielfach in Romanen, Balladen und Volksbüchern behandelt worden ist. Ein Drama dieses Titels ist nach dem S. R. vom 23. 5. 1595 als Stück der Queen's Players gedruckt worden, aber nicht erhalten; der Gegenstand war offenbar beliebt und ist mehrfach dramatisiert worden.

4. *Chance Medley* (d. h. ein Zufallsgemisch), mit Chettle oder Dekker, Drayton und Wilson, Aug. 1598.

5. *Owen Tudor*, zusammen mit Drayton, Hathway und Wilson, Jan. 1600, offenbar eine Historie. Henslowe zahlte den Verfassern £ 4.

6. *1. Fair Constance of Rome*, zusammen mit Drayton, Hathway, Wilson und Dekker, Juni 1600, anscheinend ein romantisches Drama.

7. *1. The Rising of Cardinal Wolsey*, mit Chettle, Drayton und Smith, Aug. bis Nov. 1601. Eine Historie.

8. *Jephthah*, mit Dekker, Mai 1602, ein biblisches Drama.

9. *The two Shapes*, mit Drayton, Dekker, Middleton, Webster, 29. 5. 1602. Mit diesem Stücke identifiziert Chambers eine andere Eintragung vom 22. 5. 1602, wo ein Stück *Cæsar's Fall* genannt wird von denselben Verfassern *and the rest*, wie es bei Henslowe heißt.

10. *The Set at Ternis*, von Munday allein, Dez. 1602. H. zahlte dafür £ 3.

Es wird unter Juli 1602 noch ein Stück genannt, *The Widow's Charm, a play by Anthony the poet.* Ob dieser Dichter Munday war oder ein gewisser A n t o n y W a d e s o n , von dem wir nichts wissen, als daß er einmal von Henslowe Vorschüsse auf ein Drama erhielt, wie Fleay annimmt, muß wohl unentschieden bleiben. Dieser Wadeson gehört zu den schattenhaften Gestalten, die im Drama ihr Wesen treiben und sich jeder Konjektur einfügen, da man in der angenehmen Lage ist, nichts von ihnen zu wissen.

Aus den Titeln dieser Stücke — das ist ja alles, was wir von ihnen besitzen — geht zweierlei hervor, nämlich erstens, daß Munday mit Vorliebe h i s t o r i s c h e o d e r s a g e n h a f t e v o l k s t ü m l i c h e S t o f f e behandelte, und ferner, daß er mit anderen, bis zu vier, bereitwillig zusammenarbeitete. Michael Drayton, als Epiker berühmt, ist sein häufigster Mitarbeiter (sechsmal), dann

kommen Wilson und Dekker (je viermal), Hathway (dreimal), Chettle (zweimal), und Smith, Middleton und Webster je einmal. Als alleiniger Verfasser wird Munday nur in einem, eventuell zwei Fällen genannt.

Und dennoch, obgleich nur ein Theaterjournalist, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, hat Munday in dem dramatischen Betrieb seiner Zeit eine recht angesehene Stellung eingenommen. Francis Meres, der Verfasser des 1598 erschienenen Büchleins (*Palladis Tamia* ('Das Schatzkästlein des Witzes'), nennt ihn in einer Aufzählung der Dramatiker unter *the best for Comedy* und gibt ihm außerdem noch das schmückende Beiwort *our best plotter*, 'unser bester Erfinder', ein hohes Lob, das auch Mundays Kunstauffassung, wie wir sehen werden, nicht schlecht bezeichnet und zeigt, welche Rolle ihm bei der Kompaniearbeit zufiel. Das Lob fand Verbreitung und Beachtung. Ben Jonson unterstreicht es, indem er es spöttisch in der ersten Szene seines Lustspiels *The Case is altered* zitiert.[1] Da sagt Antonio Balladino, d. h. Anton der Balladendichter: 'Wenn ich nur einen guten Stoff habe, was liegt am Schreiben, auf die Handlung kommt es an.' Und als sein Gegenspieler antwortet: 'Ganz recht, Ihr seid ja auch schon als bester Erfinder gedruckt,' meint Antonio: 'Man hätte mich auch wegen der Pantomime hineinbringen können.' Der selbstbewußte Dichter spottet über den Volksdramatiker, den bloßen playwright, der sich nicht um die feinen Herren kümmert und nur für 'die gewöhnliche Sorte', das Publikum des Penny-Platzes schreibt, wie er sagt, die Masse unterhalten will und keine literarischen Ansprüche macht. Und ebenso scheint Munday verspottet zu sein in einem anonymen Drama *Histriomastix* (d. h. Geißel der Schauspieler), das, wie man annimmt, im Jahre 1599 von Marston bearbeitet worden ist, ebenfalls einem Dramatiker, der von der Literatur gekommen war und ihr auch im Drama treu blieb.[2] Da kommt ein Dichter Posthaste, d. h. Eilfertig, vor, ein ehemaliger Balladendichter, gut in Stegreifdichtungen, auch in Staatsangelegenheiten verwendet, der für die Menge schreibt und 'allen Luxus und alle Feinheiten verachtet und nur 'Altenglands Mutterworte' gebraucht. Das paßt nach allgemeiner Ansicht auf niemanden so gut wie auf Munday. Er galt also schon bei seinen Zeitgenossen als Typus des Volksdramatikers, des schnellfertigen dramatischen Kunsthandwerkers oder playwright.

---

[1] Die Stelle ist etwa um 1599 oder 1600 in das um 1597 geschriebene Stück eingefügt worden. Vgl. darüber mein Buch über Ben Jonson (Berlin 1906) S. 16 f.

[2] Das Stück ist abgedruckt bei Simpson, School of Shakespeare, London 1878, vol. II. Vgl. darüber Small, The Stage-Quarrel etc. Breslau 1899 und E. K. Chambers, The Elizabethan Stages, Oxford 1923, vol. III, 445.

§ 10. Munday im Dienste der Stadt London. An der genannten Stelle nennt Ben Jonson den Antonio Balladino auch 'Festdichter der Stadt Mailand' *(pageant poet to the City of Milan)* und im *Histriomastix* wird Posthaste als *peaking pageanter* — d. h. wohl 'schmächtiger Festdichter' bezeichnet. In der Tat war Munday nach seinen eigenen Angaben im Jahre 1618 26 Jahre, d. h. seit 1592 'in verschiedenen Beschäftigungen' im Dienste der Stadt tätig.[1] Der Sohn des Londoner Bürgers und Tuchhändlers fand in reiferen Jahren den Weg zum städtischen Dienste zurück, um seiner unsicheren Literaten-Existenz eine solidere wirtschaftliche Unterlage zu geben. So erscheint er neben Peele, Dekker, Thomas Heywood und Middleton als einer der Dichter, die namentlich bei Einführung eines Lord Mayors die Stadt und die besondere Zunft, der er angehörte, in patriotisch-allegorischen Festdichtungen verherrlichten. Von Mundays Festspielen von 1592—1604, wenn er solche verfaßt hat, ist keins erhalten, dagegen haben wir mehrere von 1605 an, das letzte aus dem Jahre 1623. Diese dekorativen Schaustellungen, deren Seele nach einem Worte Ben Jonsons 'Malerei und Zimmermannsarbeit' war,[2] und in denen die Poesie nur eine dienende Rolle spielte, gehören nicht der Literatur an; sie sind reines Kunsthandwerk.[3] Munday nennt sich in ihnen immer 'Bürger und Tuchhändler'. Er soll sogar in den letzten Jahren seines Lebens das väterliche Gewerbe betrieben haben.

Am Schlusse seiner Laufbahn finden wir Munday noch mit einem großen städtischen Werke verknüpft, John Stowes *Survey of London* (1598, 2. Aufl. 1603). Der Verfasser Stowe war mit Munday befreundet und übergab ihm vor seinem Tode (1605) alle seine Papiere und Sammlungen. Im Jahre 1606 erhielt Munday den offiziellen Auftrag, das Werk fortzuführen. Die von ihm besorgte Auflage erschien 1618, und eine andere, noch

---

[1] Vgl. seine Angabe in Stowes *Survey of London* 1618. Chambers (III, 445) bezweifelt, daß dies *pageants* gewesen seien und daß überhaupt solche in der letzten Dekade der Elisabeth aufgeführt worden seien.

[2] Vgl. *An Expostulation with Inigo Jones* Works by W. Gifford, edited by T. Cunningham, III, 211/212.

[3] Einige Titel mögen doch zur Charakteristik hier genannt werden: *The Triumphes of re-united Britannia*. Performed at the cost and charges of the Right Worship. Company of the Merchant-Taylors, in Honor of Sir Leonard Holliday knt. to solemnize his entrance as Lord Mayor of the City of London, on Tuesday the 29. of October 1605. Devised and written by A. Mundy, Citizen and Draper of London. — *Chryso-thriambos*. The Triumphe of Golde. At the Inauguration of Sir James Pemberton, Knight, in the Dignity of Lord Maior of London: On Tuesday, the 29. of October 1611. Performed in harty love, and at the charges of the Right Worshipfull, Worthy and Ancient Company of Gold-Smithes &c. — *Himatia Poleos*. The Triomphes of Olde Draperie, or the rich Cloathing of England. 29/10 1614 &c. &c.

bedeutend erweiterte, an der auch andere mitgearbeitet hatten, 1633, kurz nach seinem Tode. Im Jahre 1720 wurde das Werk noch einmal gedruckt und ist zum letzten Male 1908 neu verlegt worden. Merkwürdig ist, daß wir in dieser Geschichte von London nichts über die Londoner Theater finden. Offenbar hatte Munday das Interesse an der Bühne verloren. Seine Tätigkeit für dieselbe war nur eine Episode in seinem ereignisreichen Leben gewesen. Er starb am 10. August 1633; die 'Beschreibung von London' enthält auch die Nachricht von seinem Tode und bringt die ausführliche und außerordentlich lobende Grabschrift auf seinem Denkmal in der Stephanskirche in Cobman Street, die 1666 durch das Feuer zerstört wurde. Munday, dessen Leben so lange den Charakter unsteten Literatentums trägt, stirbt als braver und geachteter Bürger, Tuchhändler und Familienvater. Auch hierin ist er ein Typus einer Reihe anderer playwrights, die den Weg von der Bühne und Literatur zum bürgerlichen Berufe suchten und fanden: Lodge wurde Arzt, Marston und Daborne starben als Geistliche; manche andere befanden sich wohl unter den Verfassern der zahlreichen anonymen Dramen.

III. Munday als Dramatiker.

§ 11. Fedele and Fortunio. 1. Das erste Drama, das wir wohl Munday zuschreiben dürfen, ist eine Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung eines italienischen Stückes von Luigi Pasqualigo, *Il Fedele* (1575), unter dem Titel *Two Italian Gentlemen* oder auch, wie es in der Buchhändlereintragung vom 12. 11. 1584 heißt: *Fidele and Fortunio* (gedr. 1585).[1] Allerdings wird Munday nicht ausdrücklich als Verfasser genannt. Ein Exemplar des alten Druckes, das sich in der Bibliothek des Herzogs von Dvonshire befindet, ist im Jahre 1909 von F. Flügge im Archiv f. n. Spr.[2] abgedruckt worden; es ist unvollständig und enthält keinen Verfassernamen. Ein zweites, das im Jahre 1919 gefunden worden ist, ist vollständig und M. A. unterzeichnet. Collier behauptete, ein Exemplar, das A. M. unterzeichnet war, gesehen zu haben, und auch dieses ist, wie Chambers sagt, neuerdings entdeckt worden. Einige Zeilen aus dem Stücke sind in der Gedichtsammlung *England's Helicon* unter dem Pseudonym 'Schäfer Tony' zitiert, der ja, wie wir vorher sahen, mit Munday identifiziert wird. Andere allerdings finden sich in *England's Parnassus* unter S. G., was als Stephen Gosson gedeutet wird,

[1] Der Titel lautet vollständig: *Fidele and Fortunio. The deceites in Love: excellently discoursed in a very pleasant and fine conceited Comoedie, of two Italian Gentlemen. Translated out of Italian, and set down as it hath beene presented before the Queenes most excellent Maiestie.*

[2] Bd. CXXIII, 45 ff.

und unter Chapman. Eine sichere Entscheidung über die Autorschaft des englischen Dramas läßt sich also nicht fällen.[1] Doch sprechen für Munday sein Aufenthalt in Italien, seine genaue Kenntnis des Italienischen und auch die Art, wie der Bearbeiter es verstanden hat, das italienische Stück für die englische Bühne zu bearbeiten. Das italienische Original muß sehr populär gewesen sein, da es kurz vorher von Abraham Fraunce unter dem Titel *Victoria* ins Lateinische übertragen worden ist.[2] Daß auch die englische Bearbeitung sich einer weiten und lang andauernden Verbreitung erfreute, zeigt eine Anspielung auf ihren Hauptcharakter, den Bramarbas Crackstone in einer satirischen Schrift von Thomas Nashe (1596)[3] Von einer Aufführung des Stückes wissen wir nichts, außer daß in dem Drucke berichtet wird, daß es vor der Königin aufgeführt worden sei; das 1919 entdeckte, aber noch nicht neu herausgegebene Exemplar enthält ja auch einen Prolog 'vor der Königin' und einen Epilog 'bei Hofe'. Seiner Anlage und seinem Inhalte nach, und auch wegen seiner Popularität und Fortwirkung ist eine öffentliche Aufführung als sicher anzunehmen.[4]

2. Das Thema des Lustspiels ist, wie das der ersten romantischen Lustspiele Shakespeares, die launische Liebe, die Verwirrung schafft und die Menschen durcheinanderwirft. Fidele und Fortunio, zwei Freunde, lieben zwei Damen aus Neapel, Victoria und Virginia, aber ihre Neigungen kreuzen sich. Der Liebeskonflikt wird sehr hübsch in folgenden Versen ausgedrückt:

Lo! here the amorous fault of love to follow her that flies;
And fly from her that makes pursuit with loud lamenting cries.
Fedele loves Victoria, and she him hath forgot;
Virginia likes Fedele best, and he regards her not. (I, 3, 285)

[1] Vgl. hierüber Fritz Flügge: Fidele and Fortunio: A Comedy of two Italian gentlemen, ein Beitrag zur Kenntnis des elisabethanischen Dramas sowie einige Ergänzungen zur Biographie Anthony Mundays. Breslau 1912. (Diss.) Vgl. ferner Charles Crawford, *Englands Parnassus* 1913 a. a. O., bes. Anm. zu Nr. 1763, 1783 und 2056 und T. M. Parrott (*Modern Philology* XIII, 241 ff.) und E. K. Chambers a. a. O. IV, 13 f.

[2] Die lateinische Komödie ist nach dem Originalmanuskript herausgegeben worden von G. Moore Smith (Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas XIV), 1906. Das Stück ist auch ins Französische übersetzt worden von Pierre de Larivey 1611. Weder die lateinische noch die französische Übersetzung sind, wie aus einer Vergleichung der Personen hervorgeht, dem englischen Bearbeiter bekannt gewesen.

[3] In dem Traktat *Have with you to Saffron Walden* vergleicht Nashe seinen Gegner mit Captain Crackstone. Die Stelle lautet: *Yet for all he is such a vaine Basilisco and Captain Crackstone in all his actions and conversation and swarmeth in vile Canniball words, there is some good matter in his booke against thee.*

[4] Daß das Stück identisch sei mit Henslowes *Jealous Comedy* vom 5. 1. 1592, ist eine Vermutung Flügges, die aber nichts als eine Vermutung ist.

Zwei Dienerinnen sind den Liebhaberinnen zugesellt, und zwei Helfer, der 'Pedante', Fideles Lehrer und Freund, und auf der anderen Seite der Bramarbas Crackstone, stehen den Helden bei. Dazu kommt noch eine Zauberin Medusa, die Liebeszauber verkauft. Die Handlung spielt, wie schon im römischen Lustspiel, auf der Straße zwischen den Häusern. Es ist ein Kampf von List und Schlauheit, ein Intrigieren, Belauschen, Werfen von Briefen aus den Fenstern, heimliches Hinundherschleichen, Huschen, Flüstern und Raunen, Lachen, Singen und elegisches Liebesklagen.

3. Die Handlung ist geschickt angelegt und gipfelt in einigen wirksamen Szenen. Eine spielt im Tempel, wo bei Kerzenlicht mit Hilfe von wächsernen Herzen und Nadeln Beschwörungen vorgenommen werden, die belauscht und dann plötzlich unterbrochen werden; in einer zweiten wird der Bramarbas Crackstone, der von Vittoria geworben war, den Fidele zu ermorden, in einem Netze gefangen und in das Haus der Vittoria geschleppt, die ihn verleugnet und deren Dienerin ein Nachtgeschirr auf seinen Kopf entleert. Am Schlusse werden nach Verkleidungen, Intrigen, Entführungen und Straßenkämpfen alle verheiratet, und es endigt alles in Wohlgefallen.

4. Wenn auch von Charakteristik im höchsten Sinne nicht die Rede sein kann, so sind doch einige Typen sehr hübsch herausgebildet. Da ist vor allen Dingen der Bramarbas Crackstone, der nicht, wie sein italienisches Vorbild Frangipietra, nur eine passive Nebenfigur ist, sondern aktiv in die Handlung eingreift, Prahler, Intrigant, Mädchenjäger, aber auch ein Witzbold, ein Vorgänger der Parolles, Bobadill, Tucca und Falstaff, denn, wie der letztere, weiß er, daß er witzig ist und andere belustigt.[1] Der Pedant, eine typische Figur der italienischen Komödie, ist stark anglisiert worden. Er erinnert an Shakespeares Holofernes in der 'Verlorenen Liebesmühe'. Und auch die Kupplerin und Zauberin Medusa, eine typische Gestalt des Dramas, ist recht lebensvoll dargestellt. Das ganze Stück ist keineswegs eine Übersetzung aus dem Italienischen, sondern gewissermaßen eine Transponierung auf englische Verhältnisse und englische strengere Moralanschauungen, dabei besser gebaut und straffer zusammengefaßt als sein Vorbild, mit weniger Personen, wirksameren Situationen und in einem flotten, weniger schwerfälligen Stil.[2]

---

[1] *The Gentlemen are every one glad of my Company.*
Because I have such a worm in my head and make them all merry v. 63/64.

[2] Vgl. die genaue Vergleichung des Stückes mit dem italienischen Original bei Flügge a. a. O. Englische Beziehungen sind frei eingemischt. Einmal (v. 537/38) wird sogar auf Robin Hood angespielt, der später die Lieblingsbühnengestalt Mundays wurde.

5. Die Form allerdings zeigt noch eine sehr frühe Stufe der Entwicklung. Der Stil ist nicht einheitlich. Die Verse sind fast durchgehend gemischt, bald paarweise, bald kreuzweise; ihre Länge wechselt: neben Septenaren Alexandriner, 5- und 4füßige und auch Knüttelverse von verschiedener Länge, bis zu 22 Silben. Ohne daß der Inhalt dazu Anlaß gäbe, kommen Strophen dazwischen, meist 6zeilige von 5füßigen Versen mit der Reimform ababca. Italienische Brocken und lateinische Zitate, letztere besonders zur Charakterisierung des Pedanten, sind wahllos eingemischt. Der Bramarbas gebraucht gern 'kannibalische Worte', wie Nashe sich ausdrückt, *terebinthivall, valerosity, perplexionablest* u. a., Experimente einer jungen Sprache, die sich zu fühlen beginnt. Einige der eingestreuten Lieder, Vittorias Lied am Fenster und Fideles Antwort (I, 2), die Klage über die Falschheit der Frauen (III, 4), ein Spottlied auf den im Netze gefangenen Crackstone (IV, 6) u. a. zeigen ein hübsches lyrisches Talent.

Das Stück ist nicht unbedeutend und hat der englischen Komödie der 80er und des Anfangs der 90er Jahre den Weg bereiten helfen. Es ist ein Vorläufer von Shakespeares *The two gentlemen of Verona* und *The Taming of the Shrew.*

§ 12. John a Kent and John a Cumber. 1. Erst etwa ein Jahrzehnt später fällt ein neues Drama Mundays, das nur handschriftlich überliefert und zuerst von Collier für die alte Shakespeare Society herausgegeben worden ist (1851): *John a Kent and John a Cumber.*[1] Das Manuskript trägt die Unterschrift *Finis Anthony Munday. December 1596.* Es ist aber wahrscheinlich, daß das Stück, wie Fleay annimmt, identisch ist mit einem von Henslowe erwähnten Drama: *The Wisman of West Chester,* das am 2. Dezember 1594 von den Admiral's men im Rose Theater gespielt wurde und bis zum 18. Juli 1597 32 Aufführungen erlebte. Es war also ein sehr großer Erfolg,[2] den Munday vermutlich erst nach mehrfachen Versuchen erreichte. Das Manuskript hat sehr gelitten; der 5. Akt ist nur noch teilweise erhalten.

2. Der Gegenstand des Stückes ist der Volkssage entnommen. John a Kent war ein Priester im Dorfe Kentchurch in Herefordshire, von dem noch heute lebendige Überlieferungen allerhand Wundertaten, Zaubereien, Überlistun-

---

[1] 1912 von Faber in den Tudor Facsimile Texts neu gedruckt.

[2] Nach Chambers, *The Elizabethan Stage* II, 148 hatte in den drei Jahren, über die sich Henslowes genaue Aufzeichnungen erstrecken, kein Stück einen solchen Erfolg, denn die Rose war ein 'Repertoirtheater' und wiederholte ein Stück nach der ersten Aufführung einmal, dann einmal wöchentlich und nach wenigen Wochen in viel größeren Zwischenräumen. Munday war also ein sehr erfolgreicher Dramatiker.

gen des Teufels u. dgl. berichten. Auch die erste Heldin Sidanen muß der Sage bekannt gewesen sein; Collier fand im Buchhändlerregister von 1579 den Titel einer Ballade, in der die Geschichte 'von der britischen Sidanen von einem Höflinge zum Lobe der Königin angewandt wurde'. Das Drama hat also eine folkloristische Grundlage. Munday hat hier das Gebiet gefunden, auf dem er auch später schafft: die Volkssage und volkstümliche Geschichte. Greenes *Friar Bacon and Friar Bungay* ist sein Vorbild. Thomas Heywood und gelegentlich Dekker, Samuel Rowley und Middleton pflegen später dasselbe Genre.

3. Die Fabel des Stückes ist sehr einfach. Sidanen, die Tochter des Fürsten von Nordwales, soll den Grafen von Morton, ihre Freundin Marian, Tochter des Grafen von Chester, den von Pembroke heiraten. Beide sind heimlich mit anderen verlobt und entschlossen, Gift zu nehmen, wenn sie zur Heirat gezwungen werden. Die Liebhaber haben die Dienste des Zauberers John a Kent für sich gewonnen, der die Mädchen zu ihnen bringt. Die Gegenpartei bedient sich der Kunst eines anderen Zauberers, John a Cumber, und so entwickelt sich ein Wettstreit zwischen diesen beiden Künstlern. Es folgt ein Hin und Her und Auf und Ab von Kunststücken, Verwandlungen und Entführungen, in denen der Dichter seine Kunst im *plotting*, der Erfindung, zeigen kann. Nach einer anfänglichen Niederlage siegt John a Kent, namentlich mit Hilfe eines kleinen Kobolds Shrimp, der wie Puck im 'Sommernachtstraum' und noch mehr wie Ariel im 'Sturm' — denn auch er bedient sich der Musik — die Menschen hin und her und durcheinander führt. Wie hierdurch, werden wir auch an Shakespeare erinnert durch die Rüpelszene, in der, ähnlich wie im 'Sommernachtstraum', Bauern und Handwerker vor den hohen Herrschaften ein Schauspiel aufführen, dessen Komik sich namentlich auf die falsche Anwendung von Fremdwörtern stützt. Hübsche Lieder, vorgetragen von sog. *Antiques,* d. h. komischen Maskengestalten, beleben die Handlung des heiteren Stückes.

4. Es ist ein Volksstück im besten Sinne des Wortes, gut gebaut, anmutig, voller harmloser Freude an heimischem Wesen und heimischen Überlieferungen, ohne höhere Ansprüche und tiefere Charakteristik, aber erfreulich durch die Übereinstimmung in Zweck und Mitteln. Es mag Shakespeare manchen Wink gegeben haben.

§ 13. Die Robin-Hood-Dramen Mundays. 1. Mundays Robin-Hood-Dramen haben ein besonderes Interesse als Muster und Typus des Volksdramas. Zwei Stücke sind unter seinem Namen überliefert, das erste *The Downfall of Robert Earl of Huntington* als allein von ihm verfaßt, wenn auch

später von Chettle für den Hof bearbeitet, das zweite *The Death of Robert Earl of Huntington* als die gemeinsame Arbeit von Munday und Chettle. Sie sind beide im Jahre 1601 gedruckt worden, aber, wie aus den Aufzeichnungen Henslowes hervorgeht, schon 1598 verfaßt, aufgeführt und für den Hof bearbeitet worden.[1] Die Dramen, die von den Admiral's men gespielt wurden, waren Konkurrenzdramen zu Shakespeares 'Heinrich IV' und auch noch zu 'König Johann'. Über die Verteilung der Autorschaft sind die Ansichten verschieden. Das erste Stück rührt wahrscheinlich fast ganz von Munday her, an dem zweiten hat Chettle wohl den Hauptanteil.[2]

2. Der Vergleich der Dramen mit den Quellen[3] ist nicht ohne Interesse. Die Dichter haben in weitem Maße die Chronikenliteratur, Grafton, Holinshed, Stowe, Matthaeus Paris und die Balladendichtung ausgeschöpft und auch gleichzeitig Dichtungen und Dramen benutzt.[4] Sie haben es fertiggebracht — und das Verdienst darf wohl in erster Linie Munday, dem geschickten *plotter*, zugeschrieben werden —, die verschiedenen Handlungen wirksam zu einem Ganzen zu verknüpfen. Ein historischer Hintergrund ist geschaffen worden, indem das Treiben Johanns in England in Abwesenheit seines Bruders, des Königs Richard Löwenherz, und seine und seiner Mutter Willkür und Grausamkeit und dann die plötzliche Rückkehr des Königs in enge Beziehung zu den Hauptlielden gebracht werden. Und diese selbst sind auf eine höhere soziale Stufe gehoben und dadurch den Zuschauern interessanter geworden, denn schon damals liebten, wahrscheinlich noch mehr als zur Zeit Thackerays, die Engländer der unteren Klassen vor allem einen Lord. Der Volksheld der Balladen, Robin Hood, der sächsische Freisasse, wird zum Grafen Huntington,[5] und seine Geliebte, die schöne

[1] Beide Stücke sind am 1. Dezember 1600 in das Buchhändlerregister eingetragen. Der Titel des ersten lautet: *The Downfall of Robert, Earle of Huntington, Afterwards called Robin Hood of merrie Sherwodde: with his love to chaste Matilde, the Lord Fitzwaters daughter, afterwards his fair Maide Marian* &c. Die Stücke sind herausgegeben erst von Collier (1833), dann bei Dodsley[4] VIII (1874) und 1913 von J. S. Farmer in der Student's Facsimile Edition.

[2] Vgl. darüber Fleay, *A Chronicle History of the London Stage* II, 114 f. und neuerdings E. H. C. Oliphant, *Sir Thomas More* im Journal of English and Germanic Philology III, p. 226 ff., April 1919.

[3] Vgl. darüber Albert Ruckdeschel, *Die Quellen des Dramas 'The Downfall and Death of Robert, Earle of Huntington, otherwise called Robin Hood,'* Erlangen 1897 (Diss.).

[4] Eine Anspielung auf die 'merry jests' eines früheren Dramas (*Downfall* IV, 2) geht wohl auf ein früheres nicht erhaltenes Stück zurück, das unter dem Titel *The Pastoral Comedy of Robin Hood and Little John* unter dem 14. 5. 94 in das S. R. eingetragen worden ist.

[5] Schon in Graftons Chronik.

Jungfrau Marian, wird, wie in einem der poetischen Heldenbriefe Draytons,[1] der ja als Dramatiker Mundays Kollege und oft sein Mitarbeiter war, zur Tochter eines Lords. So wird es sozial möglich, daß die Königin Eleonora den Helden liebt und ihm nachstellt, und daß König Johann die keusche Heldin mit seinen Anträgen verfolgt. Und noch andere grausige und rührende Geschichten aus den Chroniken sind in die Handlung hineingewoben, manches auch von den Dichtern frei erfunden, denn sie schalten mit dem Stoffe recht willkürlich.

3. Der Inhalt. a) Robert, Graf von Huntington, wird auf Betreiben seines schurkischen Oheims, des Priors von York, und mit Hilfe seines Verwalters Warman geächtet und entflieht mit seiner Braut Matilda, die den Nachstellungen der eifersüchtigen Königin Eleonora entgeht, in den Wald. Dort führt er mit seinen Getreuen, Klein-Johann und anderen, ein fröhliches Freibeuterleben. Die Waldgesellen beschützen die Armen und Schwachen, ehren die Frauen, aber schonen niemals 'einen Priester, einen Wucherer und einen Schreiber'. Zu ihnen kommt, als Bettler verkleidet und sich blind stellend, der Vater Matildas, Lord Fitzwater, der den König Johann, als er ihm die Zumutung machte, ihm seine Tochter als Mätresse zuzuführen, niedergeschlagen hat und dann entflohen ist. Auch Warman, der Sheriff von Nottingham geworden, aber dann von Johann abgesetzt und geächtet worden war, findet bei seinem großmütigen Feinde eine Zuflucht. Endlich kehrt König Richard unerwartet aus dem Morgenlande zurück. Robert wird wieder in sein Erbe eingesetzt und kann jetzt Matilda heiraten. Die Guten werden belohnt, die Bösen bereuen und erlangen Verzeihung; alles endet in Freude und Wohlgefallen.

b) Der erste Teil heißt 'Der Untergang des Grafen Huntington' und stellt doch gerade das Gegenteil dar, seine Überwindung der Feinde und Wiedereinsetzung in alle seine Würden. Der zweite Teil, 'Der Tod des Grafen Huntington'[2] bringt diesen Tod schon am Ende des ersten Aktes. Robert wird vom Prior von York vergiftet. Dann tritt der Dichter Skelton, der sehon im ersten Teil als 'Bruder Tuck' den *Presenter*, d. h. den Vermittler zwischen dem Publikum und den Darstellern gespielt hatte, auf und sagt: 'Wir wollen jetzt schließen.' Darauf meint aber der andere: 'Der Gesellschaft zu Gefallen wollen wir noch Matildas Tragödie vorführen', und die Handlung geht noch vier Akte

[1] *Matilda the fair and chaste daughter of the Lord Robert Fitzwater* (1594 verf. und 1596 gedr.).

[2] Der Titel lautet: *The Death of Robert, Earle of Huntington. Otherwise called Robin Hood of merrie Sherwodde: with the lamentable Tragedie of chaste Matilda, his faire maid Marian, poysoned at Dunmowe by King John. Acted &c.*

4*

weiter. Es sind vielmehr zwei Handlungen, die durch- und nebeneinander hergehen. Die eine stellt die versuchte Verführung und die Vergiftung der keuschen Heldin und ihren Tod dar und endet mit ihrer feierlichen Bestattung und der Reue des Königs; die andere, die der Dichter auch in den Chroniken fand, ist die Geschichte von der Grausamkeit Johanns gegen die Gattin des aufständischen Lord Bruce und ihren jüngeren Sohn, die er gefangennimmt und in einem Turme verhungern läßt. Der ältere Sohn besiegt den grausamen Fürsten, aber er will doch den französischen König, der im Lande ist, nicht unterstützen und versöhnt sich daher mit Johann.

4. Das Doppeldrama als Typus der volkstümlichen Historie. a) Handlung und Situationen. Der Bau dieses Dramas ist typisch für das Volksdrama und verdient eine eingehendere Betrachtung. Die Komposition ist sehr lose. Offenbar haben die Dichter ursprünglich keinen Plan gehabt und erst nachträglich auf die Geschichte von Robin Hood, die für ein Stück zu lang und für zwei Stücke zu kurz war, die von Matilda und Lady Bruce aufgepfropft. Und als uraltes Mittel, die Szenen zu verknüpfen und die Handlung vorwärtszubringen, dient der *Presenter*, der, wohl um eine Person zu sparen, zugleich die Rolle des Friar Tuck und den Intriganten spielt, und in den sog. Skeltonischen Kurzversen, dem *ribble-rabble rhyme Skeltonical,* wie es einmal heißt, bald, zum Publikum sprechend, Lücken der Handlung durch seine Erzählung ausfüllt, bald als Bruder Puck selbst eingreift. Zur Unterstützung der mehr epischen als dramatischen Szenenfolge nimmt der Dichter dann noch ein anderes Mittel hinzu, die *dumb show,*[1] die Pantomime oder das lebende Bild, deren Bedeutung dann Puck als Presenter, man könnte sagen als Conférencier dem Publikum erklärt. Die Technik hat Ähnlichkeit mit der des Kinos; sie ist auf das Äußerliche, Visuelle und auf den Effekt gestellt. Das Publikum will etwas sehen für sein Geld. Daher eine Fülle von Geschehnissen, wirkungsvolle, glänzende Szenenbilder, Kampf, Mord, Festlichkeiten und am Ende ein großes Schlußtableau mit vielen Personen und großer Prachtentfaltung, im ersten Teile der Tod Robins, im zweiten die prunkvolle Bestattung der Matilda. Die Dichter verstehen ihr Handwerk. Aber das Publikum verlangt nicht nur Handlungsfülle; es verlangt Sensation, Aufregung, Gräßliches auf der Szene. Die Fleischer und anderen Handwerker, die den *pit* des Rose-Theaters füllten, hatten starke Nerven, und diesen mußte etwas geboten werden. Daher

---

[1] In *The Case is altered* sagt Antonio Balladino auch (s. o.): *Ay, I might as well have been put in for a dumb show too.*

krasse Schauerszenen. Matilda, die keusche Heldin, wird auf offener Szene mißhandelt, bei den Haaren gezogen, von der bösen Königin zerkratzt, und dann später von einem Mönch und einer Äbtissin — auf die katholische Geistlichkeit hat Munday es immer abgesehen — in zynischer Weise zu verführen gesucht und, als sie fest bleibt, von einem gedungenen Mörder vergiftet. Alles, nota bene, auf offener Szene! Noch schlimmer ist die Geschichte von Lady Bruce und ihrem Knaben. Nachdem diese im Turme verhungert sind, werden ihre Leichen am Fenster ausgestellt, und der ältere Sohn erzählt, wie seine Mutter sich selbst zerfleischt hat, um ihr Kind mit ihrem Fleisch zu nähren, dieses aber die blutige Nahrung zurückgewiesen hat. Es ist krasseste Kinokunst, ein wollüstiges Herumwühlen in den Vorstellungen der Grausamkeit, aber es erklärt doch auch manches bei Shakespeare selbst, das uns abstößt, wie z. B. die Blendung Gloucesters im 'König Lear'.

Und neben Gräßlichem, Grausamem will das Volk Rührung; es soll ein Wechsel der Gefühle stattfinden, nach der äußersten Spannung die Lösung, nach dem prickelnden Gruseln die erquickende Träne. So ist Robin Hoods Tod dargestellt, seine rührenden Reden voller Ermahnungen, sein Lebewohl und sein Grablied; so endet Matilda mit einem Gebete für ihre Mörder. Alles muß versöhnend ausgehen: so verlangt es die Volkspsychologie. Auch die größten Disharmonien sollen in einem Akkorde ausklingen.

b) Die Charaktere unterliegen auch den Forderungen der Volkspsychologie. Sie sind, so wie das Volk urteilt, schwarz oder weiß, ganz schlecht und teuflisch, vor keiner Schandtat zurückschreckend oder ganz edel und tugendhaft, immer verzeihend, selbst ihren Peinigern und sogar Mördern. Manche schwanken auch hin und her nach den Erfordernissen der Handlung, sind bald Werkzeuge der Grausamkeit, bald in Rührung zerfließend. Vor allen Dingen gehört zur Volkspsychologie die schnelle Reue und Umkehr des Bösen; das Beharren darin ist selten. So auch in unserem Drama: auf der einen Seite König Richard und seine Getreuen, Robert oder Robin der Volksheld, tapfer, liebend, großmütig, sentimental, seine Braut Marian oder Matilda, keusch und jungfräulich, solange Robert noch geächtet ist, und nach seinem Tode für ihre Keuschheit den Märtyrertod erleidend, und der ganze Kreis, der zu den beiden gehört; auf der anderen die böse Königin Eleonora, der wilde, grausame, wenn auch tapfere Johann, der Prior, der Sheriff Warman usw.

c) Die Form ist hier schon einheitlich, der Blankvers, vielfach gereimt, meist so, daß Versende und Sinn zusammenfallen *(endstopt)*, hier und da gemischt mit einsilbigen Skeltonischen

Kurzversen. Auch hübsche lyrische Einlagen finden sich im Drama, so das Grablied Robin Hoods in *The Death of Robert Earl of Huntington.*[1] Die Sprache ist nicht ungewandt, aber sie verfällt nicht selten in Bombast, hat weithergeholte, künstliche Bilder.

d) Das Stück ist ein typischer Vertreter der volkstümlichen Historie, wie sie auch Th. Heywood pflegt. Bei Shakespeare haben wir selbst in *Heinrich IV* stets das Gefühl, daß die historische Handlung doch immer die Hauptsache bleibt, daß Falstaff und seine Zechbrüder nur vorübergehend geduldet werden und am Ende, wie es ja auch geschieht, in der Versenkung verschwinden müssen. Bei Munday, wie bei Heywood, ist das Historische nur Hintergrund, Staffage; die Handlung dreht sich in erster Linie um Robin und seinen Kreis und um Lady Bruce und ihre Kinder. Die Auffassung des öffentlichen Lebens ist, wie die des Volkes und des Kindes, nicht historisch, sondern anekdotisch.

5. Es gibt noch ein anonymes Drama, das zur Klasse der Robin-Hood-Dramen gehört mit dem Titel *Look about you,* d. h. Sieh dich um oder Trau, schau, wem!, gespielt von der Admiralstruppe und 1600 gedruckt. Man hat nach Anlage des Stückes vermutet, daß Munday der alleinige Verfasser[2] oder doch der Mitverfasser etwa mit Chettle[3] sei, und manches spricht dafür, obgleich sich etwas Sicheres natürlich nicht sagen läßt. Auch hier spielt sich die eigentliche Handlung auf einem historischen Hintergrunde ab, den Kämpfen des schwachen Königs Heinrich II. mit seinem unbotmäßigen Sohne. Sie ist ein Durcheinander von Intrigen, Verkleidungen, Kämpfen, Straßenräubereien, 33 Szenen ohne Akteinteilung, die am Ende geschickt zu einem effektvollen Schluß verknüpft sind. Ein böser Intrigant, Skink, der, als Eremit verkleidet, auf der Heide von Blackheath wahrsagt und Ränke spinnt, und als sein Gegenspieler ein gutmütiger, brauseköpfiger Humorist, der Graf von Gloucester; als komische Person ein stotternder Bote, der geschäftig hin und her rennt; als Mittelpunkt versuchter Verführung, Umwerbungen und lustiger Verkleidungen und Verwechslungen die schöne Lady Faulconbridge und als ihre Helfer der junge Graf Huntington, Robin Hood — das sind

---

[1] Es lautet:
Wop! wop! ye woodmen wail! Your hands with sorrow wring:
Your master Robin Hood lies dead, Therefore sigh as you sing.
Here lies his Primer and his beads, His bentow and his arrows keen,
His good sword and his holy cross, Now cast on flowers fresh and green,
And as they fall shed tears and say, Wella wella day, wella wella day.

[2] Vgl. Creizenach, Geschichte des Dramas V, 173—175.

[3] Baynes in der C. H. of Engl. Lit. V, 320.

die Hauptträger dieses lebhaften, geschäftigen, munteren — man möchte fast sagen — Kinodramas, das zwischen dem Hofe, dem Gefängnis, einer Londoner Kneipe und der Heide hin und her pendelt. Und nun der Schluß! Wie muß der den Gründlingen gefallen haben! Große Versammlung des gesamten Hofes. Gloucester wird hereingeführt, endlich gefangen. Er soll auf Betreiben der bösen Königinmutter — man weiß nicht recht, weshalb — coram publico hingerichtet werden. Die Mordwerkzeuge, das Messer, der Hammer, der es hineintreiben soll, das Tuch, das Becken um das Blut aufzufangen, sind an die Anwesenden verteilt, der Wundarzt bezeichnet die Stelle, wo das Messer angesetzt werden soll, Gloster wird aufgefordert, sich bereit zu halten — da umarmt der junge König den Grafen und versichert ihn schluchzend seiner Freundschaft. Und auf den ersten Knalleffekt folgt der zweite: Der junge König Heinrich, der seinen Vater vom Throne gestoßen und ihn schändlich behandelt hat, kniet vor ihm nieder und gibt ihm reuig seine Würde zurück. Und fromme Worte beschließen das muntere Stück. Hier haben wir in der Tat den Typus des kunsthandwerksmäßigen Dramas: alles auf äußeren Effekt, auf schnellen Wechsel und Mannigfaltigkeit der Gefühlswallungen bei einfachen, primitiven Menschen angelegt, die auf Motivierung, Wahrscheinlichkeit und dergleichen Dinge wenig Wert legen und Aufregung und Spaß im Theater suchen. Wir möchten in der Tat glauben, daß Munday an diesem Stücke mitgearbeitet hat, wenn er nicht der alleinige Verfasser war.[1]

§ 14. Munday mit Shakespeare zusammenarbeitend: *Sir Thomas More.* 1. Das Drama *Sir Thomas More, The Booke of Sir Thomas More,* wie es genannt wird, ist nur handschriftlich überliefert und im Jahre 1844 zuerst von Dyce für die Shakespeare-Society herausgegeben worden.[2] Das Manuskript gibt keinen Verfasser an, ist vielfach korrigiert und mit Zusätzen versehen und zeigt in diesen verschiedene Hände. Ein besonderes Interesse hat das Stück dadurch erregt, daß man in einem der Zusätze (148 Zeilen) nach Inhalt und Stil wie nach der Handschrift Shakespeares Geist und Hand hat erkennen wollen.[3] Man

---

[1] Zu dem Robin-Hood-Kreise gehört auch das verlorene Drama *The Funeral of Richard Cœur-de-Lion* (Juni 1598 Hensl.), an dem Munday mit Chettle, Robert Wilson und Drayton beteiligt war.

[2] Die Ausgabe von A. Dyce ist zwar sorgfältig, aber unkritisch. Andere Ausgaben sind von A. F. Hopkinson (1902), von C. F. Tucker Brooke (1908 in den *Shakespeare Apocrypha*) von J. S. Farmer (1910 in den *Tudor Facsimile Texts*) und zuletzt meisterhaft von W. W. Greg (1911 in den *Modern Society Reprints*).

[3] Vgl. darüber R. Simpson in den Notes and Queries (1871, 4, VIII, 1; J. Spedding ds. 4, X, 22), ferner E. M. Thompson, *Shakespeare's Handwriting* (1916) und

denke nur: welche wichtige Entdeckung! Drei Seiten Verse von Shakespeares Hand, die uns bisher nur aus einigen Unterschriften bekannt war, wie löst das mit einem Schlage die sog. Shakespeare-Frage! Außerdem wird ein kleiner Teil (30 Zeilen) Dekker zugeschrieben. Der Hauptteil des Dramas aber ist von Munday geschrieben worden, wie die Sachverständigen aus einer Vergleichung der Handschrift mit der 1919 entdeckten von *John a Kent and John a Cumber* und einem anderen Manuskript von Mundays Hand festgesetellt haben.[1] Doch ist Munday auch nicht der alleinige Verfasser dieses Hauptteils; derselbe zeigt zwar eine Handschrift, aber nicht einen Stil und ein Versmaß, so daß wir annehmen müssen, daß hier Munday zum Teil nur als Schreiber fungiert hat.[2] Das Stück hat dem Master of the Revels und Bühnenzensor Sir Edward Tilney zur Begutachtung vorgelegen, und dieser hat so viel daran auszusetzen gehabt, herumgestrichen, Änderungen verlangt und auch selbst korrigiert, daß die Aufführung am Ende unmöglich war. Es hat wahrscheinlich niemals die Bretter gesehen, wenn auch die Aufführung beabsichtigt und sogar die Rollen zum Teil schon verteilt waren, wie die Nennung eines Schauspielers beweist.[3] Und diese Strenge der Behörde war kein Wunder Behandelte doch das Stück den Prozeß und die Hinrichtung Sir Thomas Mores, eine Episode aus der Regierung Heinrichs VIII., des Vaters der regierenden Königin, und zwar eine solche, die durch die damit verbundenen Assoziationen, die Frage der Ehescheidung des Königs und der Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Elisabeths Mutter, auf der die ganze politische Existenz der Herscherin beruht, dieser unerträglich sein mußte. Zwar gingen die Dichter, wie die Katze um den heißen Brei, um die Sache herum, brachten den König gar nicht auf die Bühne und erwähnten den Grund des Konflikts nicht. Aber der Anstoß blieb doch. Und auch der zweite Gegenstand des Stückes, die Fremdenunruhen von 1517, war politisch unmöglich, denn solche Aufstände hatten in London 1586, 1593 und 1595 stattgefunden und wurden streng unter-

---

zuletzt *Shakespeare's Hand in the play of Sir Thomas More.* Papers by Alfred W. Pollard, W. W. Greg, E. M. Thompson, J. Dover Wilson, R. W. Chambers 1923.

[1] Vgl. hierüber bes. W. W. Greg, *Autograph Plays by A. Munday* (1913, *Modern Language Review* VIII, 89). Das andere Ms. befindet sich im Brit. Museum und ist ein aus dem Italienischen übersetztes Traktat (*The Heaven of the Mynde*) mit einer Widmung vom 22. Dezember 1602 an Sir John Swynnerton.

[2] Vgl. hierüber den schon zitierten Aufsatz von E. H. C. Oliphant in dem *Journal of English and Germanic Philology* XVIII, p. 226 ff. Nach O. soll etwa die Hälfte des Stückes von Munday herrühren, der Rest von anderen. Daß zwischen einzelnen Teilen des von Munday Geschriebenen nach Versbau, Sprache und Stil ein großer Unterschied besteht, ist unleugbar.

[3] T. Goodal, ein Schauspieler, wird genannt, auch Oagle, ein Perückenmacher.

drückt. So verbot der Zensor die Darstellung des Aufstandes mit Entschiedenheit, 'auf eure eigene Gefahr,' wie er drohend sagt,[1] schrieb an anderen Stellen 'bessert das' oder 'alles zu ändern' an den Rand und strich und verbesserte so viel, daß die Aufführung aufgegeben wurde. Die Meinungen über das Datum der Abfassung schwanken zwischen 1586/87 als erstem (R. Simpson) und 1605/08 als letztem Termin (Schücking).[2] Etwas Sicheres läßt sich nicht feststellen. E. K. Chambres schließt aus den mancherlei literarischen, sachlichen und paläographischen Anzeichen auf das Jahr 1596 und nimmt an, daß das Stück, das bei Henslowe nicht erwähnt wird, auf Shakespeares Bühne gespielt werden sollte. Beides ist jedenfalls nicht unwahrscheinlich.

2. Das Stück ist, wie *Thomas Lord Cromwell* (1592) und andere, ein biographisches Drama, das ohne Akteinteilung in loser chronikartiger Szenenfolge — es sind 17 Szenen — den Aufstieg, Fall, Prozeß und den Tod des großen Humoristen und Staatsmannes More darstellt. Die ersten neun Szenen behandeln den Aufstieg. Thomas More, Sheriff von London, weiß durch seine persönliche Beliebtheit und die Macht seiner Rede einen gefährlichen Aufstand gegen die Fremden zu unterdrücken. Der Dichter steht mit seinen Sympathien ganz auf seiten der Aufständischen und ist den Fremden feindlich. In diesem Teil findet sich unter den *Additions* als wichtigste die Shakespeare zugeschriebene, die in ihrer Sprache und namentlich in den monarchisch-aristokratischen, für Ordnung und Autorität eintretenden Ansichten und in der Geringschätzung der Masse den späteren Dichter von *Julius Caesar* und *Coriolanus* und der Rede des Ulyses über den Rang *(degree)* in *Troilus and Cressida* (I,3) erkennen läßt. Und nicht bloß die Übereinstimmung der Ideen, sondern auch das Versmaß und die Bildhaftigkeit des Ausdrucks weisen auf Shakespeare als den Verfasser dieser drei Seiten hin.[3] In diese Handlung sind eine Reihe von Episoden eingeflochten, die den Charakter des Helden beleuchten oder auch nur das Publikum amüsieren sollen. Thomas More zeigt seinen Humor als Richter, indem er einen Spitzbuben anstiftet, einem allzu strengen und selbstgewissen Amtsbruder vor Gericht die Briefe zu stehlen; ein anderes Mal, als der berühmte Erasmus ihn besucht, macht er sich den Spaß, ihn dadurch auf die Probe zu stellen, daß sein Diener in Ver-

[1] Er sagt: *Leave out the insurrection wholly and the cause thereof and begin with Sir Thomas Moore at the mayor's sessions with a report afterwards of his good service done being sheriff of London upon a meeting against the Lombards, only by a short report and not otherwise, at your perils.*

[2] Das Datum des pseudo-shakespeareschen *Sir Thomas More* 1913, Engl. St. XVI, 228 ff.

[3] Vgl. bes. den Aufsatz von R. W. Chambers in dem Sammelbändchen *Shakespeare's Hand in The Play of Sir Thomas More*, s. w. o.

kleidung seine Rolle spielt; bei einem Bankett, das er nach seiner Erhebung zum Lordkanzler den Londoner Stadtvätern gibt, und wo Schauspieler auftreten, tritt er für einen fehlenden Schauspieler ein und spielt dessen Rolle in einer Moralität. Solche und andere scherzhafte Episoden zeigen More als einen Mann nach dem Herzen des Volkes, humorvoll, leutselig und gerecht. Er ist nun ein großer Mann geworden, der aber auch in seiner hohen Stellung nicht seinen Ursprung vergißt und maßvoll bleibt. — Von der 10. Szene an beginnt dann Mores Fall. In einer königlichen Ratsversammlung werden allen 'Artikel' vorgelegt, die zu unterschreiben sind. Was in diesen 'Artikeln' steht, wird nicht gesagt. Alle unterschreiben außer dem Bischof Fisher von Rochester und Sir Thomas More. More legt sein Amt nieder und kehrt nach Hause zurück, wo er seiner ängstlich wartenden Familie erzählt, daß er nicht mehr Lordkanzler sei. Bald darauf wird er in den Tower abgeführt und von dort zum Tode. Alle trauern um ihn, nicht bloß seine Familie, sondern auch seine Diener, die Armen, für die er immer eine offene Hand gehabt hatte, selbst die Gefängniswächter. Er bewahrt bis zuletzt seine Fassung und Heiterkeit. 'Ein sehr gelehrter, würdiger Herr besiegelt den Irrtum mit seinem Blute' sind die Schlußworte des Richters.

3. Das Stück ist nachlässig und lose gebaut und zeigt mehrfache Widersprüche in der Handlung. Versbau und Stil sind im einzelnen sehr ungleich, wie das bei dieser Art von Komposition natürlich ist. Es ist ein wahres Volksstück, die Biographie eines volkstümlichen Helden, gestellt auf Effekt, Rührung und Spaß. Der Hauptcharakter ist lebensvoll herausgebildet, humorvoll, leutselig, wahrhaftig, liebevoll gegen die Seinen und mildtätig gegen die Armen. Munday hat den Hauptanteil an dem Stück. Er ist, wie mir scheint, der eigentliche Unternehmer und Urheber des Ganzen, wenn er auch nur etwa die Hälfte verfaßt hat und nicht das Beste darin. Dekker, Shakespeare und andere halfen, namentlich auch, um dem Zensor anstößige Stellen durch andere, möglichst loyale und harmlose zu ersetzen. Das Stück ist besonders auch dadurch interessant, daß es uns einen Blick tun läßt in die dramatische Werkstatt.

§ 15. Ein Konkurrenzdrama: *Sir John Oldcastle.* Im Jahre 1600 erschien 'der erste Teil der wahren und ehrbaren Geschichte von dem Leben Sir John Oldcastles, des guten Lord Cobham', aufgeführt, wie der Titel sagt, von den Lord Admiral's Servants. Als Verfasser wurde in der ersten Quartausgabe, die wir besitzen, niemand, in der zweiten[1] Shakespeare genannt, dem

[1] Diese zweite trägt die Jahreszahl 1600; das ist aber eine Fälschung vermutlich für 1619. Cf. Chambers a. a. O. III, 479.

das Stück auch in der dritten und vierten Folio zugeschrieben wird.[1] Ein zweiter Teil des Dramas, der auch im Buchhändlerregister angemeldet ist, ist nicht erschienen oder doch nicht erhalten.[2] Aus Henslowes Tagebuch kennen wir die Namen der Verfasser, nämlich Munday, Drayton, Wilson und Hathway. Die Abfassungszeit fällt in das Ende des Jahres 1599. Das Stück war erfolgreich, denn Henslowe zahlte den Dichtern außer dem Honorar von £ 10 noch 10 s. als Geschenk nach der ersten Aufführung und ließ im Jahre 1602 Zusätze schreiben, die mit £ 2 10 s. honoriert wurden. Das letztere war ein sicheres Zeichen, daß ein Stück gefallen hatte, und eine beliebte Art, es dem Publikum als Neuheit zu empfehlen und vorzuführen.

2. Das Stück ist ein Gegenstück zu Shakespeares *Heinrich IV.*, namentlich zu den Falstaff-Szenen. Für Falstaff stand ursprünglich Sir John Oldcastle. Dieser war eine historische Persönlichkeit, ein Anhänger Wyclifs und der Lollarden und hatte als solcher unter Heinrich V., obgleich vorher sein Freund, als Verräter und Ketzer den Tod erlitten. Den Protestanten galt er als Märtyrer, und an seiner Verspottung als 'dicker Ritter' auf der Bühne wurde Anstoß genommen. Shakespeare ändert daher den Namen, ohne alle Spuren des früheren restlos zu tilgen[3] und entschuldigt sich im Epilog des zweiten Teils.[4] Die Dichter des Henslowe-Betriebes, vier an der Zahl und mit Dekker fünf, benutzten diese Stimmung, um ein Protest- oder Rettungsstück zu schreiben. Im Prolog heißt es mit Bezug auf Shakespeares Stück ausdrücklich, daß sie 'keinen üppigen Schlemmer' darstellen wollen oder 'alten Berater junger Sünde', sondern einen 'tapferen Märtyrer und tugendhaften Lord'. Und die Konkurrenten Shakespeares arbeiten schnell. Das Stück ist nach *Heinrich IV.* und auch nach *Heinrich V.* geschrieben worden,[5] an den es sich in manchen Punkten eng anlehnt, und zwar, wie sich nachweisen läßt, denn wir können aus der Anspielung auf Essex' Zug nach Irland die Aufführung *Heinrichs V.* ziemlich genau bestimmen,[6] zwischen Som-

---

[1] Ausgabe: *Shakespeare Apocrypha* C. F. T. Brooke 1908; W. Scott 1810 (*Anc. Br. Dr.*), P. Simpson 1908 (*Mal Soc. Repr.*) und J. S. Farmer 1911 (*Tud. Facs. Tests*).

[2] Geplant war der zweite Teil sicher, denn Henslowe zahlte Drayton dafür £ 4 im Dez. 1599, und im März 1600 wurden Requisiten dafür angeschafft.

[3] 1 *Henry IV* I, 2: *my old lad of the castle.*

[4] *For Oldcastle died a martyr, and this is not the man.*

[5] Es ist nicht umgekehrt, wie Schelling (*Elizabethan Drama* I, 275) meint; das geht aus dem Vergleich der Daten augenscheinlich hervor.

[6] *Heinrich V.* muß aufgeführt sein, während Essex zur Niederwerfung des irischen Aufstandes in Irland war, also zwischen dem 27. März, wo er abfuhr, und dem 28 Sept. 1599, wo er zurückkehrte, vermutlich im Sommer dieses Jahres.

mer und Oktober 1599.[1] Es ist Schnell- und Massenarbeit gegen das Genie. Das Merkwürdige ist nun hierbei, daß sich trotz des beabsichtigten Gegensatzes die Dichter, wohl auch infolge ihrer Schnellarbeit, dem Einflusse Shakespeares nicht haben entziehen können. Ist Falstaff hier durch einen edlen, tugendhaften Ritter ersetzt, so haben wir eine Kopie des Shakespeareschen Ritters in einem liederlichen, diebischen Pfarrer, Sir John Wrotham, dem nur der Geist und Witz Shakespeares fehlt. Ferner ist die Verschwörung des Grafen Cambridge und seiner Genossen in *Heinrich V.* auch in unserem Drama, sensationell aufgebauscht, behandelt, und die schöne Szene des Spaßes des Königs mit dem Soldaten Williams (IV, 1 und IV, 8) findet sich in vergröberter Form auch hier. Auch sonst fehlt es nicht an Anspielungen und an Anklängen an das Shakespearesche Stück. Und doch, wie anders ist das Drama von Munday und Genossen!

3. Das Grundmotiv des Stückes wird gleich angeschlagen: es ist der Kampf zwischen dem Protestantismus, der hier mit der Bewegung Wyclifs gleichgestellt wird, und der katholischen Kirche. Sir John Oldcastle, Lord Cobham, ein edler, mildtätiger Freund der Armen, hat einen wegen eines Totschlags verfolgten Wyclifiten in sein Haus aufgenommen und vom Könige, der ihn liebt, seine Begnadigung erlangt. Aber auf Veranlassung seines Feindes, des Bischofs von Rochester, wird er an den Hof zitiert. In seiner Abwesenheit schickt der Bischof ihm einen Beamten, um ihn vor einen geistlichen Gerichtshof zu laden, doch wird dieser von dem derb-humoristischen Hausmeister gezwungen, den bischöflichen Brief samt dem Siegel zu verspeisen. Ein wyclifitischer Aufstand bricht aus, wird aber bald niedergeschlagen. Oldcastle, der beschuldigt wird, daran teilgehabt zu haben, beweist seine Unschuld. Ja noch mehr, er rettet das Leben des Königs dadurch, daß er ihm eine Verschwörung entdeckt, für die man ihn selbst als Teilnehmer zu gewinnen hoffte. Damit scheint nun die Sache zu Ende, denn der König hat seinen Edelmut und seine Treue erkannt. Aber das Stück muß weitergehen. So wird denn der Held vom Bischof auf Grund eines früheren vorschnellen Verhaftungsbefehls in den Tower abgeführt, entkommt von dort mit Hilfe eines treuen Dieners in den Kleidern des Bischofs, muß weiter in Verkleidung flüchten, wird unter dem Verdacht des Mordes vor Gericht geführt und nur durch die Festnahme des wirklichen Mörders gerettet. Alles das ist so schlecht, manchmal so albern motiviert, daß man über die Dichter staunt, die dem Publikum so etwas zu bieten wagten,

---

[1] Die erste Zahlung Henslowes für den fertigen ersten Teil von *Sir John Oldcastle* fand am 16. Oktober 1599 statt.

und noch mehr über die Anspruchslosigkeit und Naivität des Publikums, das es hinnahm.

4. Aber was kommt es viel auf Motivierung an? *The plot must carry it,* wie bei Jonson Antonio Balladino sagt. Bewegung und Abwechslung: das ist die Seele des Volksstückes wie des heutigen Kinodramas. Mannigfaltig ist der Schauplatz: bald im Schlosse, bald im Königssaale, bald auf der Landstraße, bald in der Kneipe, im Tower oder im Gerichtssaale. Und wie wechseln erst die Situationen: Kämpfe, Prügeleien, Straßenraub, Verkleidungen, Flucht, Volks- und Massenszenen, Versammlungen, Aufstände, Gerichtsverhandlungen u. dgl. Aufregung ist da, daneben derbe Komik, und auch die Rührung darf nicht fehlen, so in der Szene, wo Oldcastle und seine Gattin, den Verfolgungen entronnen, im Walde bei einfachem Mahle liebevolle Reden tauschen (V, 8). Der Dialekt wird zur Erzielung komischer Wirkungen verwandt, wie in Shakespeares *Heinrich V.;* ein Schinder tritt auf, und ein Fuhrmann und seine Frau sprechen in ihrer heimischen Mundart.

Charakteristik in höherem Sinne kann man von diesen Stücken nicht verlangen. Es reicht höchstens zu derb-komischen volkstümlichen Charakteren, wie dem humoristischen Haushofmeister Oldcastles, dem dicken Brauer, der an dem Aufstand teilnimmt, weil man ihm die Ritterwürde versprochen hat, und der die goldenen Sporen bei sich trägt, als er zur Hinrichtung abgeführt wird, dem liederlichen Pfarrer mit seiner Doll, der den König selbst beraubt, aber von diesem zur Erinnerung an seine eigenen Jugendstreiche Verzeihung erlangt, u. a. Oder die Charaktere sind Schurken, wie der Bischof Rochester und die Verschwörer. Die ernsten guten Charaktere sind psychologisch unmöglich.

Wie ist nun das Stück unter die Mitarbeiter zu verteilen? Das läßt sich schwer sagen, denn diese Volksdramatik der niederen Art hat zu wenig Eigenart, als daß man, wie etwa bei den Beaumont-Fletcherschen Stücken, die Teile genau scheiden könnte. Man darf nur vermuten, daß von Munday, der von Henslowe ja auch vor den übrigen ausgezeichnet wird — es heißt einmal *Munday and the rest* —, der Grundgedanke, die antikatholische Tendenz und die Komposition herrührt; vielleicht hat Hathway, von Meres gerühmt unter den *best for comedy,* die komischen Szenen beigesteuert, und Drayton, der Dichter sentimentaler Liebesepisteln, die schon erwähnte Rührungsszene. Aber auch das ist bloße Vermutung.[1]

[1] Dasselbe gilt von dem Versuch E. H. C. Oliphants, die Teile zu scheiden (*Journal of English and Germanic Philology* VIII, p. 226 ff). Nach ihm stammen von Munday nur IV 3, V 9 und die Schlußszene.

§ 16. Das Volksdrama im allgemeinen. *Sir John Oldcastle* ist das letzte uns erhaltene Drama, an dem Munday beteiligt war. Es folgen noch eine ganze Reihe von Titeln, wo sein Name bei Henslowe steht, unter anderen auch ein Drama *Caesar's Fall* (s. o.), das wohl auch ein Konkurrenzstück zu Shakespeares *Julius Caesar* war. Mundays Kunst, die typisch ist für das kunsthandwerkmäßige oder Volksdrama, kann als eine Art Kinodramatik vor der Erfindung des Kinos bezeichnet werden. Sie hat dieselben soziologischen und psychologischen Voraussetzungen und unterscheidet sich nur durch den Gebrauch des Wortes und die ganz verschiedene Technik von den volkstümlichen Kinodramen von heute. Wie bei diesen, kommt es hauptsächlich auf Abwechslung und Bewegung an; Einheit, Zusammenhang, Wahrscheinlichkeit und Konsequenz in den Handlungen, also richtige Motivierung, sind von geringer Bedeutung. Die Masse, für die beide bestimmt sind, hat keine Fähigkeit oder Lust, nachzudenken. Sie schluckt bereitwillig die größte Unwahrscheinlichkeit, ja Albernheit, vorausgesetzt, daß sie etwas zu sehen bekommt, lachen kann und die ganze Skala der Gefühle vom furchtbarsten Gruseln bis zur tränenreichsten Rührung durchlebt. Vom Publikum, nicht von der Individualität des Dichters ist dieses Drama zu verstehen, und es ist nicht nur selbst so zu verstehen, sondern es wirft auch ein Licht auf das ganze Drama Shakespeares, das im Grunde doch auch Volksdrama war und als solches, nicht durch seine Poesie und Psychologie, seinen Zeitgenossen gefiel, und dessen Eigenart, etwa im Vergleich mit dem sog. klassizistischen Drama oder auch dem Drama Schillers und seiner Nachfolger, sich nicht zu geringem Teile aus diesem Grundcharakter erklärt.

Berlin. Philipp Aronstein.

Zu 'Griechen und Romanen in Unteritalien'.

Als K. Witte im Jahre 1820 die Griechen in Süditalien gewissermaßen wiederentdeckte, betrachtete er sie selbstverständlich als die unmittelbaren Nachkommen der Besiedler der Magna Graecia, wie das dem ganzen Denken der damaligen Zeit entsprach, und er fand damit im allgemeinen Zustimmung, immerhin mit einer von C. Lombroso und N. Comparetti nicht begründeten, aber ausgesprochenen Einschränkung, daß nämlich zu dem alten Stamme im Laufe des Mittelalters zu verschiedenen Zeiten neue Ströme von Griechenland hergekommen seien, 'di origine pseudoellenica', wie der erstere sich ausdrückt. Es ist klar, wie diese Auffassung entstehen konnte. Auch bei oberflächlicher Betrachtung mußte man sehen, daß die Sprache dieser Kolonien sich denn doch vielfach vom alten Griechischen stark entfernte und dem Neugriechischen näher stand. Dieser Eindruck wurde dann zur Gewißheit, als Morosi 1870 und 1876 eine streng wissenschaftliche Darstellung des Laut- und Formensystems sowohl des otrantinischen wie des kalabrischen Griechisch gab, und er zog nun daraus die scheinbar richtige Folgerung, daß es sich überhaupt nicht um Anknüpfung an altes Gut handle, daß vereinzelte Notizen aus dem Altertum, wonach in Süditalien das Lateinische das Griechische verdrängt habe, wörtlich zu nehmen seien, daß diese Italogräken in der Zeit der größten Machtentfaltung der Byzantiner, die einen im 9., die andern im 11. Jh. eingewandert seien. Diese These, die noch gestützt schien durch den Nachweis einiger arabischer und türkischer Wörter, was also noch späteren Zustrom möglich erscheinen läßt, wurde fast allgemein angenommen, nur der beste Kenner der mittel- und neugriechischen Sprachgeschichte Chatzidakis vertrat einen Standpunkt, der dem Lombrosos und Comparettis entspricht.

Morosi hatte für seine Arbeit als Grundlage fast nur die neugriechische Grammatik von Mullach zur Verfügung. Nun hat aber auch auf dem Gebiete des Neugriechischen seit dem Jahre 1876 die Wissenschaft gewaltige Fortschritte gemacht, so daß es wohl an der Zeit sein mochte, die ganze Frage neu zu untersuchen. Neben dem Morosischen Standpunkt, daß die Übereinstimmung zwischen Neugriechisch und Italogriechisch sich daraus erkläre, daß die Umgestaltungen der alten Sprache, die beiden gemein sind, erst gegen das 9. Jh. eingetreten seien, wäre doch noch ein anderer möglich, daß sie sehr viel älter sind als wir meinen, daß sie in eine Zeit hinaufreichen, wo noch von Athen bis Alexandrien und bis Neapel eine annähernd gleichmäßige Vulgärsprache gesprochen wurde, die sich von der klassischen ganz wesentlich unterschied.

Aber ein solcher Gedanke wäre wohl sofort als phantastisch abgelehnt worden, zu einer Zeit, wo man Abweichungen vom schulmäßigen Typus in Handschriften und Inschriften nicht beachtete oder sie als böse Fehler schleunigst aus dem schönen Texte entfernte, sie kaum in der varia lectio erwähnte. Darin sind ja nun unsere Ansichten ganz andere geworden, nicht zum mindesten auch durch die vielen Papyrusfunde.

Unter solchen Umständen ist es sehr dankenswert, daß G. Rohlfs sich bei seinen Dialektaufnahmen in Süditalien auch dieses nichtromanischen Gebietes erbarmt hat. Er sammelte vor allem den Wortschatz in viel weiterem Umfange, als es bisher der Fall gewesen ist, er verfolgte die Verbreitung der einzelnen Ausdrücke von Ort zu Ort und konnte damit zunächst ein klares Bild der Verteilung dieses Wortschatzes geben. Was davon für die Lösung der Ursprungsfrage in Betracht kommt, legt er nun vor in seiner Publikation 'Griechen und Romanen in Unteritalien, ein Beitrag zur Geschichte der unteritalienischen Gräzität' (Genève, Olschki, 1924. VIII, 178 S. Lex.-8°. Eine Karte. 6 Abbildungen. Bibliotheca dell' Archivum romanicum, serie 2, 7) und verbindet damit eine allseitige gründliche Erörterung der Frage. Die Antwort, die er gibt, ist die folgende: Die heutigen Italogräken sind die letzten Reste der vorrömischen Griechen, etwa wie die Basken die Überbleibsel der vorrömischen Pyrenäenbevölkerung sind. Ihr Gebiet ist einst wesentlich größer gewesen, war es noch im 12. Jh. und ist dann langsam, in neuester Zeit rascher von Norden her eingeengt worden. Das ergibt sich aus den Ortsnamen, vor allem aber aus einer Anzahl griechischer Wörter im Kalabrischen und im Apulischen, die in ziemlich kompakter Weise in Apulien bis zu der Linie Nicastro—Cortone, in Kalabrien bis Tarent—Brindisi reichen und die nach ihrer ganzen Art sich nicht als Export, sondern als Relikten erweisen. Auch längs des Golfs von Tarent sind sie noch zum Teil nachweisbar, so daß also die geographische Kontinuität nicht ganz gestört ist.

Ich halte den Beweis für erbracht und will nun im einzelnen die Gründe darlegen, dabei manches wohl noch verstärkend, anderes etwas einschränkend.

Für die Wandertheorie konnte man sich auf die Albanesen und Slawen berufen, die allerdings hauptsächlich infolge des Eindringens der Türken nach der Südostküste Italiens und sogar die ersteren bis Sizilien gekommen sind.[1] Zu Morosis These paßt das zeitlich nicht ganz, aber wenn er auf türkische Elemente in Bova hinweist,

[1] Die 1488 gegründete albanische Kolonie Piana dei Greci oberhalb Palermo trägt ihren Beinamen nicht von Griechen, die mit oder neben Albanesen hier gewesen waren, sondern nach dem Ritus, da die Albanesen der griechischen Kirche angehören.



muß er doch damit gerechnet haben. Aber ein Vergleich mit diesen Einwanderern zeigt eine tiefgehende Verschiedenheit. Die Geschichte der Slawen hat Resetar in abschließender Weise behandelt.[1] Wohl sehen wir auch hier in früherer Zeit ein viel größeres fremdsprachliches Gebiet, das jetzt italienisch ist; so berichtet 1576 der Dominikanerpater Serafino Razzi von slawischen Gemeinden bei Vasto, und noch heute werden die Bewohner einer Reihe von Dörfern in den Kreisen Chieti, Lanciano und Vasto von ihren Nachbarn als 'schiavoni' bezeichnet. Aber mit wenigen Ausnahmen tragen die Dörfer italienische Namen (Stanazze und Gradina sind slawisch), in den meisten Fällen wohnen diese Slawen in bei ihrer Ankunft schon vorhandenen italienischen, wie ja auch die Deutschen am Monte Rosa und im Veronesischen und Vicentinischen italienische Orte bezogen haben (vgl. Namen wie *Gressoney, Alagna, Eucugnaga, Erbezzo, Roveré, Asiago* u. a.) und von einem Einfluß auf den Wortschatz der Abruzzen-Mundarten ist keine Rede. In Kalabrien und Apulien dagegen ist die Zahl der griechischen Ortsnamen eine außerordentlich große, wie Rohlfs zeigt. Hier hätte nun allerdings eine genauere etymologische Analyse einsetzen müssen, wäre zu zeigen gewesen, daß es sich wirklich um alte Namentypen, nicht etwa um jüngere Bildungen handelt. Sehr beliebt ist der Ausgang *-á*: *Ciminá* zu *kýminon Melikukká,* vgl. dazu in anderer Gegend *Kalamiá* neben *kalámi*, *Arganá* zu *origanon* (Dieterich, Sprache und Volksüberlieferungen der südlichen Sporaden S. 267 ff.). Daher wird man dieses *Melikukká* unbedenklich zu *melikokkos* stellen, das zwar in alte Zeit nicht überliefert ist, dessen weite Verbreitung über Süditalien[2] es aber als alt erscheinen läßt, besonders wenn man noch den On. *Malakupiá* in Kapadokien dazunimmt, der kaum anders gedeutet werden kann. Danach darf man weiter *Dumá* zu *dúmos, Lasá* zu *lásos* und *Dafiná* aus **dafniá* zu *dáphne* stellen. Sind diese Orte heute rein italienisch, so hat der Verfasser doch natürlich recht, wenn er sie als ursprünglich griechische Gründungen in Anspruch nimmt. Auf der andern Seite können *Korl'anó* aus *Cornelianu, Gallikianó* aus *Gallicianu, Gaviglianó* nicht als Beweis ursprünglich lateinischer Siedlungen betrachtet werden, da die Pächter der Höfe, aus welchen später Dörfer entstanden sind, ebenso wenig Römer gewesen sein müssen wie die der acun. Höfe. Ja, man darf noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß *Galliciano*, wenn es im 2. oder 3. Jh. lateinisch gewesen wäre, heute *Gallizzano* lauten müßte, daß also gerade die Sprachform für ununterbrochene griechische Tradition spricht. Zu demselben Ergebnis führt eine von Morosi gemachte,

[1] Schriften der Balkankommission der k. Akademie der Wissenschaften, Linguistische Abteilung, Bd. 9.

[2] Vgl. die Belege bei Schuchardt, Zs. 34, 329.

aber nicht richtig bewertete Beobachtung. Die Stadt *Lecce* heißt bei den apulischen Griechen *Luppío,* in römischer Zeit *Lupiae.* Da nun Gregor von Tours noch *Luppiae* schreibt, erst im 10. Jh. *Lyciae* erscheint, so schließt Morosi, daß der Wandel von *py* zu *čč* zwischen der Zeit Gregors und dem 10. Jh. erfolgt sei, daß also die Griechen innerhalb dieser Periode eingewandert seien. In Tat und Wahrheit wissen wir natürlich nicht, wie lange vor dem 10. Jh. *Lecce* gesprochen worden ist, so daß also das 6. Jh. als terminus post quem rein willkürlich ist. Aber man beachte folgendes: Der alte Name war *Lupia,* wie durch CIL. x. 1795 gesichert ist. Das heutige *Luppío,* dessen *o*-Auslaut mir nicht ganz verständlich ist, setzt eine griechische Betonung *Lupíae* voraus, der Vokal in *Lecce* ein *Lýpiae.* Es liegt wohl auf der Hand, daß *Lupíae* nur bei alter ununterbrochener griechischer Tradition verständlich ist, in *Lýpiae* möchte ich einen Hyperurbanismus sehen. Zunächst sprach man in Großgriechenland *y* noch als *u*, und so mochten Römer, die das gut griechische *y* (*i*) sprachen, irrtümlich auch *Lypiae* sagen, das nun die Form der Romanen wurde. So haben wir hier den Beweis einer alten durch das Mittelalter hindurch bewahrten Doppelsprachigkeit. Läßt sich so bei genauerem Studium der Lautgestalt der Ortsnamen noch mancherlei ermitteln, das wohl für die Kontinuitätsthese spricht, so müßte doch auf der andern Seite erst noch festzustellen versucht werden, bis wann überhaupt neue Siedlungen entstanden. Rohlfs führt *Gerace* auf ein *hierakion* 'Habicht' zurück, wogegen Jireček, 'Das christliche Element in der topographischen Nomenklatur der Balkanländer' 16 darin das von Konstantin Porphyrogenetes erwähnte *hagia Kyriake* sieht. Die Entscheidung wird der Historiker und Geograph an Ort und Stelle zu treffen haben. Hat Jireček recht, dann wäre es eine jüngere byzantinische Gründung. Aber es gibt auch ein Geraci in Sizilien, das nach seiner Lage auf dem Berge sehr wohl ein 'Habichtnest' sein kann. Daneben steht ein *Chirikó,* das *kyrikon* für *kyriakon* darstellt, und an *hagios Kyrikos* auf Ikaros (Dieterich, Byzant. Archiv 1, 278), aber ebenso sehr an verschiedene *S. Chirico* in Mittel- und Süditalien (Verf. Rom. Namenst. 2, 37) erinnert, also eine Kirchengründung beliebiger Zeit ist. Höchst merkwürdig ist weiter *Zammaró,* das auffällig an siz. *a Zammara, u Zammaru* anklingt, die man ihrerseits nicht von siz. *zammaru* 'Aloe', das arabischen Ursprungs ist, trennen kann. Malara verzeichnet *zambára* auch für Reggio, so daß man an einem Zusammenhang der drei Ortsnamen nicht zweifeln wird, zugleich aber sieht, daß der Ort jünger ist als die Durchsetzung des süditalienischen sizilianisch-kalabresischen Wortschatzes mit arabischen Elementen.

Aus dem den On. folgenden Verzeichnis von Familiennamen möchte ich die negative Tatsache hervorheben, daß die heute in

Griechenland so verbreiteten auf *-pulos* fehlen. Nun sind nach Moritz, Über die Zunamen bei den byzantinischen Historikern 1, 218, diese Namen bei den Byzantinern noch nicht sehr häufig, sein erstes Beispiel stammt aus dem 7. Jh. Wenn nun auch die Familiennamen im Volke bei den Griechen wie überall nicht festen Fuß gefaßt haben, so würde doch das völlige Fehlen dieses Typus bei späterer Einwanderung auffallen.

Das Hauptargument für Rohlfs bildet nun aber die Liste von 81 griechischen Wörtern, die über ein weites Gebiet Kalabriens, das heute italienisch ist, verteilt sind. Betrachten wir diese Wörter etwas genauer, so können wir sofort feststellen, daß sie sehr verschiedenen Zeiten angehören. Wenn z. B. neben bov. *thimonía* 'großer Getreidehaufe' siz., kalabr. *timoña* steht, so zeigt die Bewahrung des *th* als *t* und die Tonstellung, daß *themónia* sehr früh im Lateinischen Siziliens üblich gewesen ist. Zweifel habe ich dagegen bei von Traina als siz. angeführten *armacchia* 'Mauer', das Rohlfs mit Recht zu bov. *armacía*, regg. *armačere*, nordostsiz. *armačía* stellt. Die Form mit Velar überrascht. Man darf nicht neap. *makkaria* neben ital. *bonaccia* aus *malakia* vergleichen. Wohl ist auch hier die eine Form: *bonácia* aus *malácia*, die mit lateinischer, die andere die mit griechischer Tonstellung, und auch das Verhältnis von Velar und Palatal ist scheinbar das nämliche. Aber während man versteht, daß in der Hafenstadt Neapel in einer Zeit, die der süditalienischen Palatalisierungsepoche nachfolgt, ein griech. *malakía* 'Windstille' neu aufgenommen werden konnte, ist es sachlich schwer zu erklären, wie in Sizilien eine Benennung des Steinzaunes in einer späteren Zeit wieder entlehnt werden konnte, da es ja doch zu gewagt wäre, aus diesem Worte zu schließen, daß nach der Palatalisierung noch so viel Griechisch gesprochen worden wäre, daß daraus neue Elemente aufgenommen werden konnten. Ich vermute vielmehr, daß es sich um eine Übernahme des noch heute in Nordostsizilien üblichen *armačía* nach dem Schriftbild der mittelalterlichen Urkundensprache *malakia* (belegt bei Rohlfs S. 129) handelt. Man müßte jedenfalls zunächst einmal feststellen, ob und wo das Wort in der lebenden Sprache vorkommt, ob es nicht von einem Wörterbuch ins andere verschleppt ist. Sonst sind namentlich zwei Lautformen von Wichtigkeit, die Wiedergabe von griech. *th* und die von *kt*.

Der Übergang von *th* zu *þ* ist zeitlich nicht festzulegen. Der Grammatiker Melampus, der nach 600 einen Kommentar zu Dionysius Thrax schrieb, beschreibt die neue Artikulation, aber wie lange vor ihm und wo zuerst sie aufgetreten ist, wissen wir nicht. Die Bovagriechen haben sie ebenfalls, die Otrantogriechen zum Teil, s. u. Das gewöhnliche im Kalabrischen ist namentlich im Wortinnern *ss*: bov. *meḍḍiþa*, regg. *veḍḍisa* 'Wespe', griech. *aspalathos* 'ein dorniger Strauch', catanz. *spalassu*, griech. *spitha* 'Funke', regg. *spisiḍḍa*, catanz. *spissuḍḍa*, bov. *simpeþþeru* 'titolo che si danno i suoceri tra loro', catanz. *suppessaru*, nordkalabr. *simpessera*. Ist bei dieser Wiedergabe nur die Verschiedenheit gegenüber ital. *zio*, amail. *gazzaro* usw. (Einführung S. 134) auffällig, so bieten mehr Schwierigkeit die Beispiele mit bewahrtem *t*. Zwar otrant. *spitta* 'Funke' paßt zu *spitta* in Sternatia, wo jedes alte *th* als *t* erscheint, aber *simpetteri*, das aus einer Gemeinde aus Reggio notiert ist, während eine andere und ganz Catanzaro und der Norden nur *-ss-* haben, ist merkwürdig. Ferner kennt das bovagriech. *spittuḍḍa*, regg. neben den schon angeführten *s*-Formen auch *spittuḍḍa*, *spittiḍḍa*.

Die Eidechse heißt otrant. *stavrika*, *sarika* und so nun auch apul., bov. dagegen *zofrata*, *fsufrata* mit einer sonst nicht üblichen Umgestaltung des Vortonvokals, daraus regg. *záfrata*, das eine ältere Form darstellt, aber in Gerace *zafrotu*, das doch wohl auf *zofratu* beruht. In Nordkalabrien aber

erscheint *suriggya, surikkya,* das denselben Stamm *sauros* jedoch mit lateinischer Ableitung zeigt und in einer Weiterentwicklung, die von der lat. Aussprache *saur-*, nicht von der spätgriechischen *savr-* ausgeht.

Bov. *arniška* 'zweijähriges Schaf' neben *arní* und *arnúci* kehrt wieder in regg. *arniska*, catanz. *raniska*, siz. *riniska*, sfrat. *renoška*. Das Suffix *-iscus* in verkleinerndem Sinne ist griechich, muß sich aber in der römischen Bauernsprache früh ausgebreitet haben, vgl. abruzz. *kurdeske* 'agnello di seconda figliatura, tardivo, persim. di frutti e spec. di granturco' (Finamore[2]), neap. *kordiske* 'einjähriges Lamm', sard. *mayalisku* 'einjähriges Schwein', *kabonisku* 'junger Hahn', *anadiska* 'junge Ente', *kaulisku* 'wilder Senf' u. a. (Salvioni RILomb. 42, 688), katal. *anyesca* 'einjähriges Zicklein' (BGDC. 9, 240), afrz. *antenois*.[1] Das Suffix ist in dieser Verwendung später untergegangen, Simon Portius führt es in seiner Liste der Diminutiva (S. 22 des Neudruckes) nicht auf, ebensowenig Morosi in seinem Verzeichnis der bovaschen Suffixe. Außerdem entspricht das *š* nicht der griechischen Lautentwicklung, wohl aber gibt es süditalienische Mundarten, die *s* vor Kons. als *š* artikulieren. Dies alles führt darauf, daß *arniskus* entweder sehr alt oder eine Zwitterbildung von griech. *arní* und rom. **cordiskus* ist und daß, auch wenn regg. *arniska* auf einem griech. **arniskon* beruht, bov. *arniška* aus dem Romanischen entlehnt ist. Altgriech. ist dagegen regg. *arnače*, mit einem im Griech. fruchtbaren, aber nicht ins Romanische gedrungenen Suffixe.

Altes *kt* ist otrant. *ft*, bov. *st*. Wo wir also im Kalabr. *st* antreffen, handelt es sich um junge Entlehnung. Nun stehen aber *st* und *tt* nebeneinander. Ich nenne vorab *mastra, mattera,* über das ich Zs. 41, 600 gehandelt habe, da nach den reicheren Materialien, die Rohlfs bringt, die Sache doch noch einmal klargelegt werden muß. Südkalabr. *mastreḍḍa* ist nach seiner geographischen Verbreitung offensichtlich bov. *mastra mastreḍḍa*, deren letzteres wegen seiner romanischen Diminutivendung nicht aus dem Romanischen zu stammen braucht, da *-ellu* im Griechischen fruchtbar geworden ist (vgl. Morosi, Bov. 4, 42), ja, die geographischen Verhältnisse legen es nahe, daß das ganze *mastreḍḍa* entlehnt ist. Nördlich schließt sich nun *mattra* an, das bis nach Neapel reicht. Hier stellt sich ihm *mártera* zur Seite, in Cervara *martora*. Neben *martera* steht im Neapolitanisch-Römischen *mastra* bis in die Toskana hinein, und etwas zerstreut in Oberitalien, während die eigentlich nordtosk., romagn., emil. Form *mattra* ist. Gegen meine Annahme, daß *mastra* aus *martra* dissimiliert sei, wendet Rohlfs ein, daß *martera* nur vereinzelt vorkomme. Diesen Einwand verstehe ich nicht: wenn *martra* zu *mastra* umgestaltet wird, so kann es eben da, wo *mastra* gesagt wird, nicht mehr vorkommen. Gegen seine eigene Annahme, daß *mastra* und *martera* eine falsche Wiedergabe des akustisch ungenau perzipierten ungewöhnlichen griechischen Reibelautes sei, ist einzuwenden, einmal, daß in den lombardischen Lehnwörtern germanisches *cht* nie durch *st* wiedergegeben wird, zweitens, daß es vollständig undenkbar ist, daß ausgesucht die Lateiner nördlich von Neapel das griechische Wort direkt aus griechischem Munde übernommen haben. Die geographische Lagerung legt vielmehr die Auffassung näher, daß in alter Zeit *mactra* ins Lateinische namentlich des Südens aufgenommen worden sei, wobei noch zu untersuchen wäre, ob eine Abgrenzung von *mactra* und *magida* möglich ist, daß dann in einer jüngeren

---

[1] Trotz dem *antenoise* im Bon Berger des Jean de Brie muß ich daran festhalten, daß das Suffix *-ensis* in diesem Worte unverständlich ist, während *-iscus* sich rechtfertigen läßt. Jean de Brie gehört dem Ende des 14. Jh. an, d. h. einer Zeit, wo die Relation *-ois -esche* zugunsten von *-ois -oise* schon längst aufgegeben war (vgl. Frz. Gramm. 2, § 42). Warum ich die Parissche Erklärung des Stammes (*annotinus*) der Diezschen (*anteannum*) glaube das Vorrecht geben zu müssen, werde ich gelegentlich ausführen.



Epoche, bei der Romanisierung Kalabriens im südlichsten Teile die Bovaform mit *st* beibehalten blieb. Zur Bestätigung möchte ich *mattra* im Griechischen von Otranto anführen, wo wir *maftra* erwarten, wo also *mattra* nur als romanische Form erklärlich ist, die in lateinischem Munde schon bestanden haben muß, als hier die Latinisierung eintrat, und dann sogar von den Griechen übernommen wurde.[1]

Merkwürdig ist ferner das Verhältnis von otrant. *plauni* und tarent. *ghiascione*. Die Grundlage ist, wie Rohlfs richtig bemerkt, griech. *plagion*, und *š* ist die richtige Entsprechung von lat. und griech. *y*, vgl. lecc. *uša* 'Rand', das als *uša* ins Griech. von Soleto zurückgewandert ist, aber einem ngriech. *eiya* entspricht. Warum nun nicht otrant. *playuni*? Schon Morosi hat auf eine Urkunde vom Jahre 1196 aus Cerchiara in Nordkalabrien hingewiesen, in der *plagiunia* in der Bedeutung 'Leintücher' vorkommt. Es handelt sich um Ausstattungsstücke, die in einem bunten Gemisch von Latein und Griechisch benannt werden: *οθόνια τρια λαγγα τρια. μανδούλια τρια, χειρομάνδυλα τρια κρεββατοστρωσια, τρια, εχοντα αμφότερα το μὲν δυο προσκεφαλαια και υπευχιν, τὰ δὲ σαγκους βι πλαγιουνια, κοπερτας δύο.*[2]

Der Bedeutung nach würde dies *plagione oder **plagionion* zu lat. *plaga* passen, der Form nach zu griech. *plagios* 'quer, schief', otrant. *plaoni* auch formell zu jenem besser als zu diesem Zu *plagium* stellt Bartoli vegl. *plui* 'strada in declivo', bellun *plai* 'Abhang', dann begrifflich etwas weiter entfernt rum. *plaiŭ* und noch etwas ferner, aber doch nicht unverständlich, formell vielleicht an *plaga* angelehnt, ital. *piaggia* usw., vgl. REW. 6564, so daß man also **plagium* der lat. Volkssprache zusprechen kann. Am ehesten darf man nun wohl infolge der lautlichen Ähnlichkeit und einer begrifflichen Verwandtschaft Beziehung zu *plaga* gesehen und danach auch **plagium* die Bedeutung 'Leintuch', die jenes hatte, gegeben haben. Dann kann natürlich *plagione* eine lateinische Bildung sein, die ihrerseits ins Otrant. gedrungen und dabei irgendwie zu *plaoni* umgeformt wurde. Man müßte zunächst wissen, ob das Wort im alten Griechenland zu finden ist.

sita neben *rudi*, *rua* 'Granatapfel', apul. *sita*. Das eigentlich ngriech. Wort ist *rodi*, tzakon. *roidi*, das Verhältnis von südital. *sita* und agriech. *side* ist dasselbe wie das zwischen südital. *katu* und griech. *cados* (REW. 1456), der Wandel von *d* zu *t* innerhalb des Griechischen völlig vereinzelt, wogegen er in Süditalien in einen Kreis von Erscheinungen fällt, die Ital. Gramm. § 202 angedeutet, von Battisti in weiterem Zusammenhang dargestellt und erklärt worden sind (ZRPh. Bh. 28, 182 ff.]. Somit ist griech. *sita* eine Entlehnung aus dem Romanischen, wie Rohlfs selber S. 113 ausführt.

Zweifelhaft ist auch der Ursprung von otrant. *spara* 'Tischtuch'. Sein Zusammenhang mit dem über den ganzen Süden mit Ausnahme von Kalabrien und Sizilien und über Mittelitalien bis in die Marken hinein verbreiteten *spara* 'Tragpolster' liegt auf der Hand. Bartoli hatte, da auch das Dalmatinische *spara* kennt, *sphaira* vorgeschlagen, und der Anstoß, den Merlo

[1] Rohlfs zitiert nach Godefroy ein afrz. *maistrel* und nachdem ALF. ein *metre* aus der französischen Schweiz. Was jenes betrifft, so lautet der einzige Beleg: *le suppliant porta la ditte tasse en uns maistreaulx, a la quelle il trouva douze souls.* Die Übersetzung ist natürlich ganz willkürlich und keineswegs durch den Zusammenhang gefordert. Was das *metr* betrifft, das der ALF. an einem einzigen Punkte in der französischen Schweiz zwischen *me* und *petrĕ* verzeichnet, so ist es in seiner Vereinzelung sehr zweifelhaft. Auf eine diesbezügliche Anfrage schreibt mir L. Gauchat: 'Ich traue der Form nicht. Sie haben wohl recht, darin einen (momentanen) Einfluß von *pétrir*, *pétrin* anzunehmen.'

[2] Ich zitiere nach Zambelios, Italohellenika 120. Rohlfs S. 53 n. druckt nach Trinchera *τῆλο προσκεφάλαια,* was ich nicht verstehe.



an dem *a* nahm und den auch Rohlfs nimmt, ist nicht berechtigt, hat man doch schon des öfteren darauf hingewiesen, daß lat. *crapula* aus griech. *kraipale* stammt und zu einer Zeit aufgenommen wurde, wo die Volkssprache kein *ai* besaß. Schwerwiegender ist der begriffliche Einwand von R.: das 'Tragpolster' ist zwar ein ringförmiger, aber nicht ein kugelförmiger Gegenstand. Begrifflich paßt daher griech. *speira* vollkommen, die Frage ist nur, woher das *a* stamme. R. meint von griech. *spárganon* 'Windel', das auch in Süditalien erscheint. Ich kann nicht sagen, daß diese Wortkreuzung zu denen gehört, die unmittelbar einleuchten, ich weiß aber auch nichts anderes einzusetzen, so daß die Entscheidung, ob *spara* eine griechische oder aber eine lateinische zu den Griechen zurückgewanderte Umgestaltung von *speira* ist, noch offen bleiben muß.

Wenn man also die Wörter nicht nur nach ihrer geographischen Verbreitung, sondern auch mit genauer Analyse der formalen Entwicklung historisch betrachtet, nicht nur horizontal sondern auch vertikal, so ist die Zahl der beweisenden Fälle geringer, so daß man sich unwillkürlich fragt, ob der im Verhältnis zum Gesamtwortschatz numerisch doch geringe Rest genüge, um eine so weitgehende These zu tragen. Ich denke ja, da es schließlich doch nur darauf ankommt, ob für das Vorhandensein dieser griechischen Elemente eine andere Erklärung gegeben werden könne, die einleuchtender wäre. Das möchte ich bezweifeln. Es ist auch wahrscheinlich, daß weitere Forschung noch andere Beispiele finden läßt, wie denn Rohlfs selber salent. *urru* 'frutto del fico dottato' (Zs. 43, 705) und südital. *yuska, suska* 'Spreu' (Zs. 24, 722) als griechisch nachweist. Außerdem kommt hinzu, daß der Verfasser noch andere Argumente bringt. Leider nur allzu kurz behandelt er die Frage der Übersetzungen. Von den wenigen Beispielen, die er bringt, ist *era* für 'Tenne' und 'Juli' als Übersetzung von griech. *halonaris* im Südsardischen (*mesi de argólas*) von Guarnerio (AGlItal. 13, 134 n.) schon nachgewiesen. Aus Mistral bzw. Merlo, I nomi dei mesi S. 145 konnte man erfahren, daß auch in Südfrankreich *mes dis iero* gesagt wird, was die Auffassung, daß der kalabr. Ausdruck übersetzt sei, nicht ohne weiteres erschüttert.

Wichtiger sind die syntaktischen Einflüsse. Daß das Kalabr. und Apul. den Infinitiv aufgegeben haben und darin zum Griechischen paßt, ist des öfteren besprochen und je nach den allgemeinen Auffassungen der Zeit oder der Forscher verschieden erklärt worden. Daß Griechenland der Ausgangspunkt sei, hatte ich im Toblerfestband S. 112 angenommen und namentlich die geographische Verbreitung, wie wir sie jetzt durch Rohlfs, besonders auch durch seinen Aufsatz ZRPh. 42, 211 ff. genauer kennen, scheint diese Auffassung zu bestätigen. Aber gerade dieser Aufsatz mahnt zur Vorsicht. Rohlfs betont mit Recht, daß in Bova nach *sonno* 'ich kann' und *kanno* 'ich mache' der Infinitiv bleibt: *me kanni pepani* 'du läßt mich sterben', und Morosi hat für Otranto neben *telo na*

grafso 'ich will schreiben', *telu na xisinu* 'sie wollen leben' auch *tèlune xisi* festgestellt, ferner *nà sos' evò pesàni* 'possa io morire', *oli cànnone pragalìsi* 'tutti facciamo pregare', *kùete 'ndalìsi* 'si sente suonare', *cheo pesàni* 'ho da morire', *faùme acatevì* 'ho paura di scendere', ferner kann der Infinitiv stehen in Objektsätzen nach verneintem 'haben' u. dgl.: *e'ene vrisco ti tu risi* 'non trovo che mandarti (Otrant. S. 8, V. 7), *en eho tì vali* 'non ho che mettere', und nach Präpositionen, vgl. Beispiel bei Morosi S. 137. Bemerkenswert ist noch in den Racconti greci di Roccaforte von Capialbi und Bruzzano *sceri cami* 'sai fare' und nun gar *perttóname* 'na iri saliamo à vederen', wo also der Infinitiv nach *na* (ital. *che*) steht. Morosi, dem ich die Beispiele entnehme (der Text steht mir nicht zur Verfügung), spricht von 'influenza dell' ital.-cal.' (Rivista di filologia classica 15, 504), aber wenn unter italienischem Drucke der Infinitiv wieder um sich greift, so ist doch das *na* sehr merkwürdig. Dem 'ich will, daß ich singe' steht nun im Neugriechischen zur Seite 'ich will und singe', und auch das findet sich in Italien wieder (vgl. Litbl. 1896, 17), in weitem Umfang in Rumänien an der schwarzen Körösch und in der Bukowina, siehe Wiegand, 'Die Dialekte der Bukowina und Bessarabiens' S. 53, dann in Sizilien, Nordapulien und Kalabrien. Wenn nun aber in Bova und Otranto der Infinitiv widerstandsfähiger ist als in Griechenland, wie kommt es, daß die romanisierten Griechen in Apulien und Kalabrien nicht die Reste des Infinitivs bewahrt und später bei der Latinisierung wieder nach dem lateinischen Muster ausgedehnt haben, daß sie umgekehrt das lateinische Beispiel unbeachtet ließen und die Wege weiter gingen, die ihre das Griechische beibehaltenden Vettern nicht eingeschlagen haben? Neben 'ich will und ich singe' steht endlich 'ich will ich singe', und das erstere berührt sich mit dem berühmten *vattel' a pesca*, das Ascoli, AGl. Ital. 14, 453 ff., 15, 221 behandelt hat. Ich hatte Rom. Gramm. 3, 533 (vgl. 546, 548) mich vorsichtig ausgedrückt: 'Apulien gehört zu den Gegenden, die den Gebrauch des Infinitivs stark eingeschränkt haben, und das bringt nun eine gewisse Vorliebe für Anreihung mit sich.' Post hoc ergo propter hoc? Oder sollte es umgekehrt sein, sollte die Vorliebe für die Anreihung den Gebrauch des Infinitivs verschuldet haben? Es laufen hier die verschiedensten Tendenzen neben- oder durcheinander, und die Entwirrung des Knäuels dürfte sehr schwer sein. Es bleibt aber das eine sicher, daß die romanischen Mundarten Südkalabriens und Apuliens auf dem von Rohlfs gezeichneten Gebiete eine enge Zusammengehörigkeit zeigen, die in einer gewissen Periode auch gleiche syntaktische Fügungen verwenden ließ, wobei es ziemlich nebensächlich für das historische Problem ist, ob und wieweit darin Anknüpfungen an griechische Ausdrucksweise vorliegen. Die Zusammengehörigkeit beruht eben auf der einstigen

Gräzität. Völlig überzeugend ist die Erklärung der Verwendung des romanischen Imperf. Konj. statt des Präs. durch den entsprechenden, in Bova nun durchgeführten Brauch des Neugriechischen. Auch für den Typus *si avia, accattava* oder wenigstens dafür, daß er den Sieg über alle anderen davongetragen hat, mag das Griechische die Verantwortung tragen. Wenn dagegen auch im Sizilianischen *cantavi* an Stelle des umschriebenen Perfektums steht, so zwar, daß dieses denkbar unvolkstümlich ist, so möchte ich doch daran erinnern, daß auch im Spanischen *canté* als reines Perfektum Präsens in weitem Umfange üblich ist oder war.

Nachdem dann an Hand der Zeugnisse gezeigt ist, wie von der Antike bis Byzanz der griechische Einfluß und der Zusammenhang mit Griechenland in Süditalien ununterbrochen bestand und namentlich durch das Christentum wieder verstärkt wurde, versucht der Verfasser wiederum an Hand des Wortschatzes den archaischen Charakter des Italogriechischen zu erweisen. Nicht zutreffend ist, was über *-s* gesagt ist, s. u., und auch dafür, daß die früher romanisierten Gebiete *y* als *u* zeigen, ist basil. *utre*, pul. *lutre*, abruzz., mark. *ludre*, nordkalabr. *utria, lutria* neben südkalabr. *itria, idria, litria*, siz. *litria, intria* aus *enydrís* kein glückliches Beispiel, da ja lat. *lutra* von jeher bestand. Man wird also vielmehr sagen, daß die nordkalabr. *lutria, ludria, utria* Kreuzungen von lat. *lutra* und *enydrís* sind, also zwar für Griechentum, aber nicht für archaisches sprechen. Übrigens bedürfte die Stammform des griechischen Wortes einer Erklärung. Unter den nun folgendern Wörtern, die sich in den heutigen griechischen Mundarten nicht finden, wohl aber in Bova oder Otranto, hebe ich hervor *agriómoron* 'Brombeere', das mit Recht auch als Grundlage des von Salvioni und mir zu *mora* gestellten tarent. *alummire*, lecc. *rommulu* usw. erkannt wird. Zu *zimma* und *zeugma* möchte ich bemerken, daß, da das zu erwartende *zema* noch heute in Griechenland weit verbreitet ist, man in *zimma* nicht etwas Archaisches, sondern eine sekundäre Umgestaltung sehen muß, und zwar denke ich, daß das Nebeneinander von *zeugos* und *zygos* oder das Nebeneinander von *zeugma* und *zygos* ein, soweit wir bis jetzt wissen, auf Italien beschränktes *zygma* erzeugt hat. Wie wenig sicher übrigens dieser ganze Abschnitt ist, ergibt sich daraus, daß *hipparion*, das außer auf Otranto nur noch 'an der südlichsten und südöstlichsten Peripherie' lebt, vor 30 Jahren noch in der jetzt ausgestorbenen Mundart von Gjölde bestand. Sind wir über die griechischen Dialekte so genau unterrichtet, daß nicht in sehr vielen anderen Fällen auch heute nicht mehr bestehende oder wenigstens nicht registrierte Wörter auch nur vor 100 Jahren noch bestanden haben können?

Naka bedeutet 'Fell, abgezogene Tierhaut, Wiege'. Daneben steht nun otrant. *naka* 'großer Ast', südkalabr. *naci* 'feiner Zweig, Schößling' und in ganz anderer Gegend auf Karpathos *naki* 'Strauch', *naka* 'Riemen zur Befestigung der Last am Saumsattel'. Der Verfasser möchte als Grundbedeutung die erste im Neugriechischen bezeugte annehmen und gelangt vom gedrehten Rutenband zum Lederriemen und nun gar zur Lederhaut. Die verschiedenen alten Abteilungen von *nakos* und die etymologische Verknüpfung (Boisacq) hätten schon vor einer derartigen Umkehrung der historischen Verhältnisse warnen können. Wie die beiden Bedeutungen zu vereinigen sind, zeigt sard. *innaigare* (*navicare*) 'flettere, del ramo che si piega con pericolo di rompersi per troppo peso di frutta', daher denn auch 'Zweig' (Guarnerio, RILomb. 42, 1092).

Südital. *stirpu*, rum. *sterp* usw. wird auf *steriphos* zurückgeführt, d. h. auf ein **steripos* mit einer Synkope des *i*, für die man sich zur Not auf

colpus aus *kolapos* berufen könnte. Ich frage nur das eine. Ein solches *sterpos* hätte natürlich *ĕ*, und zwar als so alte Entlehnung ein dem lat. *ĕ* gleichlautendes, also später *ę*, alle romanischen Vertreter weisen aber auf *ẹ*. Daher ist jede Erklärung, die darüber hinweggeht, abzuweisen.

Warum Capidan (Dakorom. 2, 616) sagt, die Herleitung von *extirpis* sei abzulehnen, ist nicht ersichtlich, auch Rohlfs' Einwände sind nicht unbedingt entscheidend. Formell ist *extirpis* völlig korrekt, wenn aber *excornis* heißt 'ohne Hörner', so heißt *extirpis* nicht, wie er schreibt, 'ausgerottet' (das wäre *extirpatus*), sondern ohne *stirps*, d. h. ohne Wurzel, ohne Sproß, ohne Nachkommenschaft. Nun wird, wie er hervorhebt, *stirps* nur von buschigen Produkten des Bodens gebraucht, nicht von Tieren und kann es zunächst nach seiner Etymologie auch nicht. Aber ebenso sicher ist seine Übertragung auf Menschen, so daß die Verwendung auch von Tieren denn doch nicht außer aller Möglichkeit liegt. Will man das nicht, hält man an griech. *steriphos* fest, so mag, wer sich an kühnen Kombinationen erfreut, darauf hinweisen, daß *Mircurius* neben *Mercurius*, *stircus* neben *stercus*, *firmus* neben *ferme* steht, daß dem lat. *hirpex* ein rom. **herpex* entspricht (Thurneysen, Z. vgl. Spr. 30, 487; Verf., Einführung § 169) und so nun ein dialektisch-lateinisches **stirpos* aus altgriech. *steriphos* konstruieren. Die Area des Wortes: Rumänien, Albanien, Norditalien auf der einen, Süd- und Mittelitalien auf der anderen Seite scheint mir für die Annahme von Großgriechenland als Ausgangspunkt nicht sehr günstig zu sein, ein südgriech. *stirpa* stammt nicht aus Süditalien, sondern gehört zu den nach Griechenland verschleppten Ausdrücken rumänischer Wanderhirten. — Im Anschluß an die Archaismen werden dann weiter in Kalabrien und Sizilien einige ganz zweifellose Dorismen nachgewiesen, in Otranto ein Attizismus, was für einen konservativeren Charakter der Berggegend sprechen kann.

In einem besonderen Abschnitt wird der Wert der mittelgriechischen Urkunden Italiens für die Beurteilung der Sprache mit sicherer Kritik abgeschätzt und die Vermutung ausgesprochen, daß die Hermeneumata Montepessuliana (CGl. L 3, 283—343) möglicherweise in Unteritalien entstanden seien. Der Gedanke verdient sorgfältige Erwägung, aber auch hier erfreut die Vorsicht, mit der der Verfasser ihn ausspricht, und die Offenheit, mit der er das, was dagegen sprechen könnte, hervorhebt. An einer früheren Stelle (S. 101) hat er für den lateinischen Dioskorides ebenfalls Süditalien in Anspruch genommen.

Auch das lateinische Lehngut bei den unteritalienischen Griechen weist zum Teil auf hohes Alter hin. Der Verfasser führt *klonuka* gegenüber kalabr. *kunokkya*, *fluppo* gegenüber *kyuppu (populu)* an, deren Entlehnung älter ist als der italienische Wandel von *kl*, *pl* zu *ky*, *py*, dann die Tonverschiebungen in *lúmbriko* u. dgl., endlich einzelne Wörter wie bov. *magno* 'schön'. Das ist zweifellos richtig, nur wissen wir leider nicht, wie alt *py* aus *pl* ist. Ich wüßte nicht, was man dagegen einwenden könnte, wenn man etwa das Jahr 1000 als den Zeitpunkt der Palatalisierung ansetzen wollte, wüßte freilich auch nicht, was für eine solche Datierung sprechen könnte. Aus dem *f* in *fluppo* läßt sich kein Schluß ziehen, da darin ebenso gut eine Dissimilation liegen kann wie in bologn. *fyopa*. Auch in *flokka* 'Klucke', das dem ital. *biocca* entspricht, zeigt sich ebenfalls eine Dissimilation Labial—Velar statt Velar—Velar. Wenn neben *fluppo* in Roccaforte *gluppo* steht, so ist der Gedanke, daß in dem *g* die süditalienische Entwicklung zu *ky* zu sehen sei, recht ansprechend, wenn auch die Formulierung, daß der Nexus *pl* schon vom labialen zum palatalen Verschlußlaut vorgeschritten, aber noch nicht in den eigentlichen Palatalisierungsprozeß eingetreten war (S. 133 n.), nicht glücklich ist. Der Wandel von *p* zu *k* ist eben bedingt durch die Palatalisierung: zwischen *plus* und *kyu* steht vielleicht *plyu*, wenn nicht erst *pyu* (vgl. Dakoromania 2, 18). Natürlich könnte man annehmen, daß die Griechen

ein *kly-* da oder besser wenn sie *ly* nach Konsonanten nicht hatten, durch *kl-* wiedergaben, wobei denn noch auffällt, daß das intensive *k* durch *g* ersetzt wird. Sehr merkwürdig ist südapul. *magno* und bov. *magno* 'schön'. Jenes hat Salvioni aus Volksliedern nachgewiesen, und Rohlfs bestimmt genauer, daß es nur südlich der Straße Tarent—Brindisi vorkomme. Die Aussprache ist natürlich *maño*, wogegen das *mayno* aus Bova, da Morosi auch im Glossar phonetisch schreibt, nichts anderes als eben *magno* sein kann. Nun wird altes *gn* zu *nn*: *annorizzo* aus *gnorizo*, und in Süditalien müßte *magnus* etwa *mayenu* oder *mainu*, vielleicht auch *maunu* lauten, wie schon Salvioni bemerkt hat, so daß *maňu* Fremdwort ist. Möglich ist immerhin, daß eine lateinische oder südital. Aussprache mit palatalem *g* von den Griechen, da sie palatales *g* nur vor palatalen Vokalen hatten, mit velarem *g* wiedergegeben worden wäre. Bei den Formen der Volkslieder ist damit zu rechnen, daß ein **mayenu* durch *magnu* ersetzt wurde, da diese Lieder ja weit davon entfernt sind, die Volkssprache genau wiederzugeben. Wie dem auch sei, Form und Bedeutung verknüpfen griechisches Bova und romanisches Otranto auf das engste und erweisen einen alten Sprachzusammenhang.

Im Anschluß daran wäre wohl die Frage zu erörtern gewesen, ob nicht auch Beeinflussungen des Lautsystems nachzuweisen seien. Auslautendes *-s* schwindet im Italogriechischen. Daß das auch im Tsakonischen der Fall ist, besagt natürlich nichts, zwischen tsakonisch und bov. *potamó* besteht ebensowenig ein Zusammenhang wie zwischen ital. *tempo*, das älter ist als unsere Überlieferung, und frz. *temps*, dessen *s* noch im 13. Jh. gesprochen wurde. Wenn nun aber die Griechen in Süditalien im Verkehr mit ihren *-s*-losen Nachbarn das *-s* ebenfalls aufgaben, so wird man das am besten so verstehen, daß bei der Romanisierung in einer Epoche der Zweisprachigkeit eines Teils der Bevölkerung (eine Epoche, die sich natürlich über einige Generationen erstrecken konnte) die zweisprachigen Individuen auch beim Griechischsprechen sich das *-s* abgewöhnten und daß dann ihre einsprachigen Nachbarn diese Mode als die der feineren Leute oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, der Oberschicht nachahmten.

Die zweite ebenfalls längst bekannte Eigentümlichkeit ist *ḍḍ* für intervokalisches *l*: *fiḍḍo* : *phyllon*, *oḍḍio* : *elaios* (vgl. Einführung § 74). Leider hat Morosi die Fälle mit bewahrtem *l* nicht genügend berücksichtigt. Sie sind teilweise völlig klar: *mortali* ist aus *mortari (mortarium)*, *celonaro* (Kolone) aus *koinonarios*, wie Rohlfs zutreffend ansetzt, durch Dissimilation entstanden, und zwar relativ spät (vgl. im nördlichen Kalabrien, in Catanzaro *cinunaru*); *agrómmilo*, otr. *pontróx alo* 'erste Milch', *scilópotamo* : *skylopotamos*, *cerovolo* : *cherobolon* und otr. *mándali* scheine dafür zu sprechen, daß entfernter von der Tonstelle stehendes *l* bleibt. Aber *folea*, *fisala* u. a. bleiben mir unerklärt. Ganz eigenartig ist nun die Stellung der italienischen Mundarten. Im ganzen natürlich entsprechen sie mit ihrem *ḍḍ* oder dessen Vertreter, aber es gibt mancherlei Ausnahmen. Zunächst muß bemerkt werden, daß Cardeto bei altem *l* stehengeblieben ist, so daß möglicherweise von da *l*-Formen ins benachbarte Kalabresische eingedrungen sind. Nun ist heute Cardeto kalabresisch, zu Cherons Zeiten aber bestanden noch griechische Reste, so daß Wörter daher sowohl in der griechischen als in der romanischen Spalte von Rohlfs Listen erscheinen. Da findet man nun gr. Cardeto *mbilleu*, ital. Cardeto *armeḍḍeu* 'Esche'. Sonst entspricht dem bov. *foléa* 'Nest' aus älterem *foleá* in Kalabrien im ganzen *folea*, *folia*, aber in Cosenza *fuddune* und so nun mit derselben Suffixbildung in der Basilicata und in Sizilien. Das sieht so aus, als ob neben *foleá* in der Magna Graecia ein *folón* bestanden hätte, das nun in den romanischen Formen um so leichter weiterleben konnte, als *-on* ein dem Lateinischen besser passender Ausgang war als *-cá* oder *-éa*. Aber dem *agrómmilu* stellt catanz. ein *agromuḍḍu*, dem *scidopótamo* regg. ein *sciḍḍupetamu* gegenüber. Es bedarf also hier noch genauerer Untersuchung zunächst der

griechischen Verhältnisse. Auch hier wird man kaum anders denn mit der Annahme einer weiteren Verbreitung der Griechen durchkommen, und diese weite und natürlich relativ dichte Besiedelung ist nicht wohl vereinbar mit einer späten Einwanderung.

In einem weiteren Abschnitt stellt der Verfasser die griechischen Wörter zusammen, die vom Süden der Halbinsel ausgehend sich über ganz Süditalien bis in die Gegend von Rom hin verbreitet haben. Die Zusammenstellungen sind interessant und lehren mancherlei, nur darf man nicht allzu große Schlüsse daraus ziehen. Habent sua fata! Wenn irgendwo, so gilt der Satz, daß jedes Wort seine eigene Geschichte hat, hier; das Vordringen ist durch allerlei positive und negative Gründe bestimmt. Der Verfasser verfügt über ein großes Material, das er wohl zum Teil selbst gesammelt hat. Immerhin hätte er, wo er schon bestrebt war, möglichst viele Formen zu bringen, auch aus den gedruckten Wörterbüchern noch manches hinzufügen können, z. B. *amabbele* 'tenero, molle proprio dei, frutti maturi', zunächst aber vom Ei, daher *ova apala*, woraus **avabbele* und mit einer Art Dissimilation *amabbele* in den Abruzzen. Im übrigen dürften die Wörter, die hier verzeichnet sind, sehr verschiedenen Epochen angehören. Während *kremastra* nach dem 1—20 Gesagten oder *caccabus* nach seiner Verbreitung auch außerhalb der Romania sehr früh gewandert sein muß, nicht auf den Süden Italiens beschränkt ist, kann kalabr. *abbraxatu* erst aufgenommen worden sein, als *n* vor *x* im Griechischen geschwunden war, und erst als man im äußersten Süden wieder gelernt hatte, *hh* zu sprechen. Neben *kamba* steht regg. catanz. auch *kappa*, und Morosi, Otranto führt *kapia* aus Syra an. Einen Wandel von *mp* zu *pp* hat G. Meyer für das Altertum namentlich als böotisch nachgewiesen (Griech. Gramm. § 295), ein vereinzeltes Beispiel, auf das ich aber wegen seiner Vereinzelung keinen Wert legen möchte Dieterich 114. In heutigen Mundarten entstand *b, d, g* aus *mp, nt, nk*, d. h. also die Entnasalierung nach der Lenisierung, während in unserm Falle Nasalschwund älter sein muß. Kretschmer (Lemnos 179) verzeichnet aus Karpathos *pette* aus *pente*, *futta* aus lat. *funda* und ebenso *kk* aus *nk*, aber keine Belege für *mp*. Vielleicht beruht das auf Zufall. Die lateinischen Wörter *matteugo* zu *mandatum* und *fekkari* aus *fengarion* zeigen wieder gedehnte Lenis zu gedehnter Fortis. Aber wie kommt diese 'Raupe' von den Sporaden nach Kalabrien?

Das süditalienische *carosare* 'Haare schneiden' wird auf griech. *keiro* zurückgeführt. Ich lege auf das von mir angesetzte *corrosare* kein allzu großes Gewicht, habe selber auf die lautliche Schwierigkeit hingewiesen, kann aber nicht finden, daß die neue Erklärung irgendwie besser sei. Wenn der Aorist zu *keirein karenai* heißt, so müßte doch erst nachgewiesen werden, daß gerade ein derartiger Aorist frühzeitig das Präsens umgemodelt habe. Läßt sich ein **karare* einigermaßen wahrscheinlich machen, so ist vielleicht, wie der Verfasser will, eine Verschmelzung oder besser ein Verwachsen mit *tosare* zu *carosare* möglich, wenn auch freilich das von ihm angeführte *tusuré* aus *tosare* und *kasurá* ganz anders geartet ist, hat doch *tusuré* ein *tusura* neben sich, und auch das bekannte *krenzare* aus *kredere* und *pensare* ist anders gebaut.

Ansprechend ist die Erklärung von *payu* 'Lederstreifen' und dessen Sippe aus einem griech. *pagion* zu *pagé* 'Fessel', da sie lautlich besser paßt als ein von *pagé* abgeleitetes Verbum **ampagare* (Salvioni; REW. 6124). Aber wenn der Verfasser weiter meint, daß mlat. *pagina* 'der Stamm' in derselben Bedeutung auch dem Lateinischen nicht unbekannt war, *pagina* 'Streifen vom Bast der Papyrusstaude', *paginare* 'zusammenfügen', so ist dagegen zu sagen, das *paginare*, das erst aus Paulinus von Nola belegt ist, sich deutlich als Rückbildung von *compaginare* zu erkennen gibt, daß *pagina* nach Ausweis von ital. *pania* sich nach einer ganz andern begrifflichen Seite entwickelt.

Nicht überzeugend ist, was über griech. *sita* 'Sieb', südital. *seta* in derselben Bedeutung gesagt wird. Der Verfasser stellt es ohne weiteres zu

griech. *setho*, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, wie er sich das ngriech. *t* an Stelle des alten *t* zurechtlegt, während die Bemerkung, die Ableitung von einem reinen Verbalstamm sei auffällig, von ihm selbst entkräftet wird durch einige andere Beispiele, wie ja das neugriechische Postverbalia ebenso gut bildet wie das romanische (s. S. Portius, S. 125). Sodann zeigen die romanischen Wörter *e* als Stammvokal, man müßte also die Entlehnung dieses nicht belegten griechischen Wortes in die Zeit hinauf versetzen, in der griech. *ē* noch als *e* gesprochen wurde, in welchem Falle man *t* aus *th* verstehen würde, und zwar in einer ionischen Form. Dann könnte das *sita* von Bova eine Mischung von südital. *seta* und griech. *sita* sein. Nur kommt dabei das nordgriech. *sita* nicht auf seine Rechnung. Der einzige Einwand gegen *seta* 'Sieb' (das ja auch, wie der Verfasser selber anmerkt, auf andern romanischen Gebieten vorkommt), daß es schwer sei, einzusehen, wie das Wort dazu gekommen sei, das ganze Sieb zu bezeichnen, ist unverständlich; ein *cribrum de seta* konnte so gut zu *seta* verkürzt werden wie *cribrum setaceum* zu *setaceum*.

Abzulehnen ist *tryfe* 'Tonkrug mit engem Hals', das an *tryphos* 'Bruchstück' angeknüpft wird, in der griechischen Überlieferung aber gar keinen Anhalt hat. Ist der Übergang von 'Scherbe' zu 'Schale' oft zu belegen, so bedeutet doch eben das südital. Wort nicht 'Schale', sondern bezeichnet einen Krug. Sodann müßte es so alt sein, daß griech. *y* als *u* wiedergegeben wäre, und das ist auch nicht wahrscheinlich. Da die nichtlateinischen Wörter Süditaliens zwar griechisch sein können, nicht aber müssen, da *-f-* sehr wohl oskisch sein kann, scheint es mir in solchen Fällen richtiger, ein solches Wort als weder griechisch noch lateinisch zu bezeichnen.

Nicht weniger bedenklich ist **infimulare* 'zusammenheften' zu *fimóo* 'schnüren, festbinden, knebeln, in den Bock spannen, den Mund verschließen', abgeleitet von *phimos* 'Maulkorb'. Ich habe absichtlich die griechischen Bedeutungen vollständig wiedergegeben, um zu zeigen, daß sie denn doch von dem Schneiderausdruck 'zusammenheften' zu weit entfernt sind, als daß sich vom begrifflichen Standpunkt aus eine so gewagte Konstruktion aufdrängen würde. Der Anlaut weist teils auf *mpl*, teils auf *nfl* hin.

Für kalabr. *cotrone* 'irdenes Gefäß' wird *chytra* zugrunde gelegt. Das kann richtig sein und wäre mit *u* und *e* als sehr alte Entlehnung anzusetzen. Aber neap. *cutture* 'caldaia di rame', scann. *kettaura* 'caldaia', wozu ich noch aus Finamore *kettora cuttura* 'paiolo', mit einem Beleg *cottura* und *cotturello* aus 1580, *cottora* 1076, hinzufüge, ist morphologisch als Ableitung von *chytra* unmöglich, ist denn auch in der Tat gut lateinisch (s. REW. 2019).

So ist das Material etwas einzuschränken, wäre andererseits aber auch zu erweitern. Der Verfasser sucht dann weiter zu beweisen, daß der größte Teil des griechischen Wortschatzes im Lateinischen vom Süden hergekommen sei. Das ist gewiß an sich richtig, aber man muß doch sofort hinzufügen, daß es in den wenigsten Fällen beweisbar ist. Warum soll ein Wort wie *theios* über Süditalien gekommen sein? Kann es nicht Modewort der vornehmen Stadtrömerkreise gewesen sein? Ist unser deutsches *Onkel* von Lothringen oder von Belgien gekommen? Und *cauma*? Oder wenn *cara* ausgerechnet in ganz Italien fehlt, wohl aber galloromanisch und iberoromanisch (und daher sardisch?) ist, warum soll es von Süditalien ausgestrahlt sein? Aus dem dorischen Großgriechenland ist in vorhistorischer Zeit das dor. *malon* 'Apfel' nach Rom gekommen. In der Kaiserzeit tritt dafür das attische *melum* ein: ital. *melo*, rum. *mar*, engad. *mail*. Rohlfs führt das nicht an, ich gebe es als Beispiel dafür, daß eben viele Wege von Athen nach Rom führen, und will nur noch hinzufügen, daß gerade in Sizilien und zum Teil in Süditalien der bodenständige Ausdruck für 'Apfel' *pomum* ist.[1]

---

[1] Wieweit die von Avolio, AGlItal. Suppl. 6, 81 angeführten Ortsnamen wie *Malettu* zu dor. *malon* gehören, ist fraglich, *Malupertusu* ist jedenfalls

Eine besondere Stellung nimmt das Sardische ein. Der Verfasser, der, wie es scheint, seine Kenntnisse darin ausschließlich aus M. L. Wagners trefflicher Arbeit über das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel der Sprache schöpft und daher Wagners Namen vielfach zu Wörtern setzt, die schon von Spano gebucht sind, also eines Beleges nicht bedürfen, oder zu Erklärungen, die auch vor Wagner längst bekannt waren, hat das nicht immer genügend hervorgehoben. Es genügte nicht, zu sagen, das Vorkommen von *sema* als *semu* im Sardischen beweise, daß das Wort schon früh in das Latein der Magna Graecia eingedrungen sei, sondern man mußte sagen, daß dieses *semu* mit dem südital. *sima*, das auch da erscheint, wo lat. *ę* als *e* bleibt, nicht zusammenhängt, sondern einer anderen Epoche angehört. Ebenso ist sard. *cama* die regelmäßige Fortsetzung eines *cauma*, da *au* im Sardischen zu *a* wird, wie Nigra AGlItal. 15, 483 ausgesprochen hat, hat also mit Otrant *kama*, das auf ngriech. *kamma* beruht, nichts gemein. In einem andern Fall glaube ich allerdings, daß ein sardisches Wort mit den späteren süditalienischen, nicht mit den alten Entlehnungen zusammenhängt, wo Rohlfs die umgekehrte Ansicht Wagners übernimmt. Schon Diez hat richtig erklärt, in *poggia* vom griech. *podion* 'Seil am untersten Zipfel des Segels' und hat, wie er anmerkt, Ménage als Vorgänger. Von diesem *podion*, das Diminutiv von *pous* ist, ist *podeion* 'eine Socke um den Fuß' verschieden, sofern es zunächst eine adjektivische Ableitung ist. Zum Teil scheinen allerdings die beiden Wörter in den Hss. verwechselt worden zu sein, was sehr leicht möglich wurde, als *ei* zu *i* geworden war. Das ngriech. *podiá* gehört zu letzterem und zeigt in bov. *podía* eine Tonverschiebung, die dem Charakter dieser Mundart entspricht. Es bedeutet in Griechenland und in Süditalien (kalabr. *pudia* usw.) 'Schürze'. Dieselbe Bedeutung hat auch campid. *poya*. Da nun im Campid. *-d-* geschwunden ist (Wagner, Lautlehre der südsardischen Mundarten S. 37), so mußte dieses *podia* zu *poia* werden, woraus dann mit einer Tonverschiebung, wie sie in solcher Kombination sich überall einfindet, *póya*. Hier ist es die Bedeutung und die Geographie (Beschränkung auf Südsardinien), die eine Entscheidung gibt, wo lautlich beide Erklärungen möglich sind.

Morosis Hauptstützen sind die lautlichen und flexivischen Übereinstimmungen zwischen italogriechisch und neugriechisch, Rohlfs die lexikalischen zwischen jenem und den umgebenden italienischen Mundarten. In der Beweisführung klafft danach eine Lücke. Soll Rohlfs' Auffassung überzeugend wirken, so mußte Morosi auf seinem eigentlichen Gebiete angegriffen und geschlagen werden. Wo er sich auf das lexikalische wagt, in seiner Annahme türkischen oder arabischen Einflusses, hat Rohlfs leichtes Spiel: *matraho, larangi* haben die Bovagriechen nicht aus Griechenland, sondern aus ital. *materazzo, lerangio* bezogen. Nun aber also die lautlichen Erscheinungen. Ich will zunächst eine für die ganze Frage wichtige Stelle aus Thumb[1] voranstellen. 'Die Vorbereitung der Koiné liegt schon in der Zeit vor Alexander; die geographischen und geschichtlichen Bedingungen für ihre Entwicklung kommen in den 2—3 folgenden Jahrhunderten zustande, aber von ihrer vollen Entfaltung kann man

fernzuhalten, da es einem frz. *Maupertuis* entspricht. Daß *a Mela* auf *melum* beruhe, ist wegen des *e*, *Cammélia* wegen der Dehnung des *m*, wegen des *e* und wegen der Endung zweifelhaft, eher darf *u Milu* genannt werden.

[1] Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus, 248.

doch nicht vor den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung reden; dann erst trat der größtmögliche Grad der lokalen dialektischen Ausgleichung ein, die wir auf Grund der neugriechischen Sprachverhältnisse anzunehmen haben. Dieterich hat im einzelnen gezeigt, daß in der gleichen Periode auch die meisten Neuerungen der Koiné sich schon vorfinden, bzw. zusammendrängen: und dazu gehören eine Reihe der wichtigsten Erscheinungen, welche die gemeingriechische Sprachentwicklung charakterisieren, also nicht nur der Itazismus im üblichen Sinne, sondern z. B. der Wechsel von *mt, mp* (und wohl auch *nk*) zu *nd, mb (ng)*, von *kt* zu *cht* (und daher wohl auch von *pt* zu *ft*), der Schwund von Nasalen vor Spirans, der Wandel von *l* zu *r* vor Konsonanz usw.'. Dazu nehme man noch die Zusammenfassung Dieterichs: 'In chronologischer Hinsicht ist dem Vokalismus und Konsonantismus gemeinsam, daß weitaus die meisten Erscheinungen beider in der zweiten Periode, d. h. in der Zeit vom 1.—5. Jahrhundert, sich zusammendrängen' (a. a. O. 140). Damit ist der Morosischen Theorie der Boden entzogen, und es bleibt nur die Frage, wie lange die Italogriechen insoweit im Zusammenhang mit dem andern gestanden haben, daß sie die gemeinsame Sprachentwicklung mitmachen konnten. Hier greift nun Rohlfs ein und zeigt an Hand der Zeugnisse, wie das Griechische in Süditalien und Sizilien nicht nur in der Kaiserzeit nicht erloschen, sondern mit dem Christentum wieder erstarkt ist, so daß also die Gleichmäßigkeit der sprachlichen Entwicklung hüben und drüben ganz verständlich ist.

Und doch bleiben einige Punkte, die der Aufklärung bedürfen.

Während *n* vor *ph (f)* und *ch* auf dem ganzen Gebiet außer dem pontischen geschwunden ist, zeigt sich bei *th* ein gewisses Schwanken. Zunächst bleibt *(a)nth*, namentlich im Nordgriechischen bewahrt (vgl. Kretschmer, Lemnos 165), wogegen Peloponnes und Attika *n* auch vor *th* schwinden lassen und die Inseln des Ägäischen Meeres den Nasal sogar vor Verschlußlauten aufgeben. Weiter ist zu bemerken, daß diejenigen Mundarten, die gedehnte Konsonanten besitzen, in diesem Falle die Dehnung eintreten lassen. Dabei ist das Resultat von *nth* nicht nur in Otranto, sondern auch in Karpathos, wo anlautend *th* als *þ* erscheint, *t*. Kretschmer stellt danach als mögliche Entwicklungsreihen auf: *nþ:þt:tt* oder *nþ:nt:tt:þt* oder *n:þþ:þt:tt*. Er geht also auch davon aus, daß der Schwund des *n* an die spirantische Natur des *th* gebunden sei. In der Tat treffen wir auf den verschiedensten Sprachgebieten Nasalschwund vor den Dauerlauten, wobei dann zumeist der Vokal gedehnt oder diphthongiert wird: lat. *mĕnsa* wird zu *mēsa* (das *mēnsa*, wie jetzt gelehrt wird, ist eine Kompromißform der Schreibung und Aussprache), schweiz. *xins* zu *xeis*. Der Vorgang ist wohl so zu

denken, daß die Senkung des Gaumensegels zwischen der Artikulation der beiden mit offenem Mundkanal artikulierten Laute und die Schließung des Mundkanals, die für die Bildung des *n* nötig sind, unterbleiben, daß aber die Dauer des Wortes dieselbe bleibt. Das drückt sich entweder in der Dehnung des Vokals oder aber, wie im Griechischen, in der des Konsonanten aus. Wenn nun aber *nf* zu *ff*, *nþ* zu *tt* wird, so ist das nur möglich, wenn die Artikulation des *f* eine andersgeartete ist, als die des *þ* war, daß dieses ein kombinierter Laut mit durativem Einsatz und explosivem Absatz war, *f* dagegen ein reiner Dauerlaut. Nun ist Dehnung sehr oft mit intensiverer Aussprache verbunden. Der Übergang von gedehnter Lenis zu gedehnter oder einfacher Fortis, der aus dem Romanischen (log. *frittu* gegenüber ital. *freddo*, katal. *anater* aus *innaddere*) längst bekannt ist und den Kretschmer neulich in anderen Sprachen nachgewiesen hat (Glotta 12,179; 14,31), ist von diesem Gesichtspunkte aus zu erklären. Diese intensivere Artikulation macht sich nun in dem vorliegenden Fall durch eine intensivere Explosion und dadurch dann durch eine rückwärtswirkende Assimilation, also Übergang des kombinierten Lautes zu einem einfachen gedehnten Verschlußlaut geltend. Was soll man aber mit tarent. *kanzirru* aus *kanthelios* machen? Es entspricht ebenso wenig wie *kanzu* 'Radreif' der otrantinischen Entwicklung, wogegen *kanto* in Apulien nicht, wie Rohlfs meint, italienisch ist, auch darum nicht, weil die Bedeutung zum Griechischen, nicht zum Romanischen paßt, sondern die richtige otrantinische Entwicklung. Wir hätten dann in *canzirru* eine später aus Griechenland verschleppte Form, und *canzo* würde dem griechischen Gebiete entsprechen, das *anth* behält, nicht aber Bova wie *akaþþi* aus *akanthion* zeigt. Hier bleibt also noch ein Problem zu lösen.

Noch merkwürdiger ist, daß in Otranto anlautend *th* als *t* erscheint, inlautend ebenfalls in Sternatia, überall sonst als *s*: *talassa* 'Meer', *telo* 'ich will', aber *isela* 'ich wollte', *alissia* 'Wahrheit'. Also verschiedene Entwicklungen nach Anlaut und Inlaut, was zwar dem Romanisten nichts Ungewöhnliches ist, was aber gar nicht in der Entwicklungsrichtung des Griechischen liegt. Vom romanischen Standpunkt aus würde man sagen, *th* in starker Stellung wird zu *t*, in schwacher zu *s*, und das würde nun in schönster Übereinstimmung stehen mit dem über *nth* Gesagten. Diese Verschiedenheit zwischen starker und schwacher Stellung könnte ich mir mit Rücksicht auf die geographischen Verhältnisse nur aus einer Störung von außen, also als romanischen Einfluß erklären, demgegenüber nun Sternatia sich so entgegensetzte, daß das *th* in schwacher Stellung auch zu *t* wurde. Das ist aber alles bei einer spät eingewanderten Bevölkerung viel schwerer zu begreifen als bei einer bodenständigen, die allmählich dem andringenden Gegner erliegt.

Die notwendige Voraussetzung, daß die Romanisierung in Apulien früher und intensiver einsetzte als in Kalabrien, ist leicht verständlich, wenn man die Bodenverhältnisse an beiden Gegenden im Auge behält, ist auch von Rohlfs mehrfach hervorgehoben worden.

Auch die Entwicklung des *d* weicht vom Gemeingriechischen ab. Kretschmer hat darauf hingewiesen, daß der Wandel von *b* in eine Spirans für das Argivische schon aus dem 5. Jh. v. Chr. bezeugt ist, für dorische Mundarten im 4., dasselbe gelte für *d*; von da wäre der Wandel ins Gemeingriechische gedrungen, wo er für *b* und *g* schon im 2. Jh. n. Chr. bezeugt ist (die Entstehung der Koiné, S. 15). Daß alle drei Laute sich gleichzeitig weiterentwickelt haben, ist möglich, aber nicht nötig, wenn wir z. B. das Lateinische ansehen, wo zwischensilbiges *b* im 2. Jh. zu *v* wird, *d* zum Teil bis heute geblieben, jedenfalls erst einzelsprachlich umgestaltet worden ist. Es bleibt mir daher immerhin fraglich, ob wir die Erscheinung des Vulgärgriechischen mit jener uralten dorischen in Zusammenhang bringen dürfen, ob sie nicht davon unabhängig und jedenfalls sehr viel jünger ist. Auch hier sehe ich für die Erklärung des otrant. *d* nur die Möglichkeit, daß die Entwicklung des *d* noch wenig weit fortgeschritten war und daß unter lateinischem Einfluß wieder ein reiner Verschlußlaut eintrat.

Ganz eigenartig ist die Umgestaltung von *kt*, *pt*. Zugrunde liegt allerdings vulg. griech. *ft*, *cht*, dann aber ist eine Vereinfachung zugunsten der Labialreihe eingetreten, wie im Rumänischen: *nifta* 'Nacht' aus *nükta*, wie rum. *luptă* aus *lucta* im Gegensatz zum Keltischen und zum Niederdeutschen, wo umgekehrt *pt* zu *cht* wird: ir. *necht*, niederdeutsch *Nichte* gegenüber lat. *neptis*. In Bova entsteht dann aus dem *ft* weiter *pt* und *st*. Wir haben hier also eine bei den Griechen in Italien eingetretene Umgestaltung, die nur erklärlich ist, wenn es eine Zeit gegeben hat, in der sie auf das engste zusammenhingen, die mit einer zu verschiedenen Zeiten eingetretenen Einwanderung, wie sie Morosi annahm, schlechterdings nicht vereinbar ist. Über ihre Erklärung lasse ich mich jetzt nicht aus.

Ein anderes kleines Problem ist das folgende. Die italienischen Mundarten hatten zunächst keinen dem griech. *ch* entsprechenden Laut, bekamen ihn erst, als sich *fl* über *fy* zu *hh* gewandelt hatte. Dementsprechend finden wir nun griech. *ch* zum Teil zwar durch dieses *ch*, zum Teil aber durch *ff* wiedergegeben. Rohlfs gibt Beispiele S. 38 und Anm., dazu käme noch Nr. 80 der kalabrischen Wörter. Er führt auch Bova und Monteleone *fannaka* aus arab. *hannaka* an. Die gewöhnliche südital. Form dieses weitverbreiteten Wortes (REW. 1860, M. L. Wagner AStNSp. 136, 226) zeigt anlautendes *k*, es ist dies die auch in anderen Fällen vorkommende natürliche Substitution des *ch*-Lautes. Der Exportartikel mag an

verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten nach Italien gelangt sein, es ist aber auch möglich, daß die *k*-Formen alle den Gebieten angehören, in denen ein *ch* aus *fl* nicht entsteht. Wie aber die *f*-Form nach Bova kommt, ist vorderhand nicht zu sagen, bemerkenswert, daß in Monteleone auch *faramba* aus griech. *charama* besteht. Bevor eine endgültige Entscheidung getroffen werden kann, müßte man wissen, wie die Orte, in denen *f* erscheint, *fl* entwickeln, ob sie dafür ein anderes Ergebnis haben. Sodann folgt weiter, daß zur Zeit der Romanisierung die vordringende Bevölkerung schon bei *h* angelangt war. Natürlich könnte dieses *hh* auch ein Argument für Morosi sein in dem Sinne, daß die Griechen erst eindrangen und Einfluß übten, als die Romanen schon bei *hh* aus *fl* waren. Findet sich aber *f* im *fl* > *hh*-Gebiet, so ist das ein Beweis für hohes Alter. Neben *f* kommt nun aber auch *g* vor. S. 137 wird nordkalabr. *garamma* erwähnt und einige andere ebenfalls nordkalabrische Fälle. Soweit ich das spärliche Material geographisch verteilen kann, ist *g* die Form der entfernter liegenden und also früher romanisierten Gegenden, *hh* und *ff* der späteren, und das spricht ja allerdings für die Kontinuitätstheorie. Wenn nun aber in Giffone das germ. *hapja* als *chačča* erscheint, so ist Rohlfs' Meinung, daß darin eine gotische Form vorliege, die die Griechen direkt von den Goten bekommen und dann den Kalabresen überliefert hätten, denkbar unwahrscheinlich. In ihrem *ch* hatten diese Romanen einen Laut, der dem französischen *h* der anjovinischen Zeit so nahe stand, daß sie *hache* als *chačča* wiedergaben.

Eine genauere Lautgeschichte müßte dann weiter die Frage beantworten, wie teilweise Übereinstimmungen zwischen den Italogriechen und einzelnen Inselmundarten zu erklären seien. Bov. *spazzo, spingo, spisto* zeigen *sp* aus *sf*, und dasselbe gilt für das Pontische, Kytherische, Kyprische und Ikarische (Thumb, IF. 2, 395), nicht aber für die Gemeinsprache und nicht z. B. für Lemnos und für das Tzakonische. Für Otranto gibt Morosi (Bova, S. 22) *sfungiso*, Otr. S. 109 noch *sfingo, sfendoni* neben *sifto* aus *sfikton* mit offenbarer Dissimilation und *sungizo*, das in auffälligem Gegensatz zu der Angabe in der jüngeren Arbeit steht, sich aber, da im Glossar zu Otr. auch *asungizo* angegeben wird, aus einer Beeinflussung durch das gleichbedeutende ital. *asciugare* erklärt. Bei *rt* aus *rth* gehen beide Mundarten zusammen, aber auch in Griechenland ist dessen Area viel größer: in südostgriechischen Dialekten, in einigen Gegenden Kleinasiens, in Lemnos auf Leukas, nicht aber im Samischen, Lokrischen, Ätolischen und Epirotischen ist *rt* nach Kretschmer, Lemnos 157 (vgl. auch Dieterich, Sporaden 64) üblich, endlich *rk* aus *rch* ist bov., otr. und südgr., nicht aber, wie es scheint, nordgr.; vgl. Dieterich, Untersuchungen 282.

So bekommt man mitunter den Eindruck eines Mischcharakters,

der noch durch einzelne Wörter verstärkt wird. Neben otrant. *matapale* steht bov. *metapale,* aber regg., catanz. *mata,* d. h. also, das Kalabrische zeigt die otrantinische Form, nicht die bovasche.[1] Oder neben *prika* 'Bekümmernis' aus *prikada* mit einer Umstellung, die nicht nur kretisch ist, wie Rohlfs angibt, sondern auch in Leukas (G. Meyer, Neugriech. Stud. 2, 94) und auf Nisyros (Dieterich, Untersuchungen 284) vorkommt, steht catanz. *pikria,* entsprechend der allgemeinen griech. Form *pikria.*

Schließlich ist nicht uninteressant, daß mitunter das Kalabrische ältere Formen bewahrt als das Bovasche; vgl. bov. *agrappídia* 'wilder Birnbaum' : regg. *agrâppidu,* und so *spolássi* : *spâlassu, mandáli* : nordkalabr. *mánnalu.* Bei letzterem fällt auf, daß nach Traina *mándali* auch sizilianisch ist, so daß also die früher romanisierte Insel die Form des später romanisierten südlichen Kalabrien zu enthalten scheint. Allein, da in alten Wörtern *nd* zu *nn* wird, werden wir in *mandáli* eine junge Entlehnung aus dem Südkalabr. zu sehen haben. Leider gibt Traina, dem Rohlfs die Form entnimmt, nicht an, wo sie üblich ist. Dagegen ist das Verhältnis von *kremastaria* und apul. kalabr. siz. *kamastra,* dem sich noch dalmat. *camastro* zugesellt, insofern etwas anderes, als das Wort frühzeitig ins Lateinische gedrungen ist und dabei in verschiedener Weise umgestaltet wurde. Im Süden schwand das erste *r,* und gleichzeitig wurde das erste *e* dem folgenden *a* angeglichen, in Gallien wurde das zweite *r* zu *l* dissimiliert, daher aprov. *kramasklo,* alothr. *cromasle,* dann *ascl* zu *acul* umgeändert: cremate pendet unde cremaculus CGlL. 2, 145; *cramaculos* im Capitulare de Villis; frz. *cremaillière* und die Formen der Iberischen Halbinsel, die Castro, RFE. 8, 338 und Krüger, Die Gegenstandskultur Sanabrias 90, anführen, die übrigens zum Teil jedenfalls erst von der französischen abhängig sind.

Aus dem Obigen läßt sich erkennen, wie die Wortgeographie, unbeschadet der großen Dienste, die sie leistet, doch für die Lösung historischer Fragen nicht ausreicht, wie die heute ja wenig beliebte, um nicht zu sagen verschriene Lautlehre auch hierfür eine sichere Grundlage abgibt, nicht zum wenigsten, weil sie Probleme und Schwierigkeiten erkennen läßt, die bei der Wortgeographie verborgen bleiben.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

[1] Rohlfs erklärt das *a* statt *e* in *matapale* als Verschmelzung von *meta* und *palin,* hat dabei aber übersehen, daß auch das Verbalpräfix *mata-* lautet. Die Annahme einer Assimilation des *e* an das *a* von *meta* ist durch genügend Beispiele gestützt; vgl. Simon Portius 37, 79, 191; Pernot in Psicharis Études de philologie néo-grecque 47; Dieterich, Untersuchungen 274; Sporaden 30.

Frau von Staël und die Politik der 'Hundert Tage'.

Es ist nun schon fast ein Jahrhundert her, daß seit Thiers' *'Histoire du Consulat et de l'Empire'* die Stellung der Frau von Staël zu den politischen Ereignissen während der 'Hundert Tage' immer wieder erörtert und von den verschiedensten Seiten erhellt wird. Dennoch mußte noch Kohler in seinem bedeutenden Werke über Frau von Staël[1] gestehen, daß für ihn die politische Haltung der Schloßherrin von Coppet während dieser Zeit dunkel bleibt trotz der trefflichen Untersuchungen, die Paul Gautier über diesen Punkt angestellt hatte.[2] In der Tat bedürfen die Ergebnisse, zu denen Gautier gelangt, mancherlei Ergänzungen, sie müssen öfters sogar völlig umgestaltet werden. Das liegt nicht allein daran, daß seit dem Erscheinen der Gautierschen Studie eine Reihe wertvollen, bis dahin unbekannten Quellenmaterials veröffentlicht wurde, sondern nicht zuletzt an dem vielverschlungenen und nicht leicht entwirrbaren Fadennetz der politischen Erscheinungen jener stark bewegten Zeit, die sich mit ihrem Auf und Ab der Stimmungen und dem Für und Wider der Gegensätze in der für politische Geschehnisse so sensitiven Seele der Frau von Staël widerspiegelt.

Den Kernpunkt der ganzen Erörterung bildet die Frage: Ist Frau von Staël, die langjährige erbitterte Feindin der despotischen Politik Napoleons, der liberalen Tradition ihrer politischen Meinung auch nach der unerwarteten Wiederkehr des Korsen im März 1815 treu geblieben, oder ist sie dem Beispiel ihrer Freunde Constant, Sismondi, La Fayette u. a. gefolgt, die sich rückhaltlos dem konstitutionellen Kaiserreich zur Verfügung stellten und es durch ihre positive Wirksamkeit anerkannten und unterstützten, oder — und das ist die dritte Möglichkeit — hat die *'incorrigible intriguailleuse'* zwar aus Zweckmäßigkeitsgründen dem neuen Empire keine Opposition gemacht, es vielmehr anerkannt und sogar mit ihrer Feder unterstützt, aber von allem Anfang an in dessen Bestand kein Vertrauen gesetzt und deshalb in einer politisch gewandten, aber moralisch nicht ganz einwandfreien Weise ein Doppelspiel getrieben, das sie nach jeder Richtung hin sicherte?

Thiers nimmt einen Anschluß an das Kaiserreich an, Mme Lenormant, die Verfasserin von *'Coppet et Weimar'*, legte im Namen der Nachfahren der großen Frau Protest gegen eine solche Annahme ein. Sainte-Beuve gab Thiers recht; Stevens[3] unterstützte

[1] P. Kohler, Madame de Staël et la Suisse. Lausanne, Paris 1916; S. 523 f. und S. 643 Anm. 3.

[2] Paul Gautier, Madame de Staël et Napoléon. Thèse. Paris 1902 S. 262 ff.

[3] A. Stevens, Mme de Staël, a study of her life and times. London 1881. II, S. 302 ff.

die Meinung der Mme Lenormant; Gautier glaubt auf Grund eingehenden Quellenstudiums an das 'ralliement', wenn auch nur für kurze Zeit, und will sogar eine gewisse Doppelzüngigkeit nicht für ausgeschlossen halten;[1] Fournier, der sich in der 'Neuen Freien Presse' dazu äußerte,[2] rückt diese Doppelzüngigkeit in den Mittelpunkt der Betrachtung und meint, Frau von Staël habe nach dem bewährten Rezept ihres großen Gegners immer zwei Sehnen auf dem Bogen gehabt, indem sie auf der einen Seite dem liberal übertünchten Empire entgegengekommen sei, auf der anderen Seite ihre Beziehungen zu dem Lager der Bourbonen aber keineswegs aufgegeben habe. Kohler dagegen begnügt sich resigniert damit, in Frau von Staël die Widersprüche ihrer Gefühle festzustellen und sie als '*femme combattue par des sentiments forts différents*' weder zu loben noch zu tadeln.

Wie sind diese sich widersprechenden und einander entgegengesetzten Anschauungen zu erklären? Sie sind nicht zuletzt bedingt durch einen äußeren Mangel, der jedem, der sich mit Staëlschen Problemen beschäftigt, verhängnisvoll fühlbar wird, nämlich dem Mangel einer Gesamtausgabe der Briefe der Frau von Staël. Was vor fünfzig Jahren Strodtmann schon lebhaft beklagte,[3] gilt auch noch heute in vollem Umfange, und man ist gezwungen, aus Einzeldarstellungen, nicht immer leicht zugänglichen Zeitungen und Zeitschriften das nötige Briefmaterial zusammenzusuchen, und selten gelingt es, daß man wirklich alle Dokumente aus einer bestimmten Zeit einsehen kann. Dazu kommt noch die Tatsache, daß nicht annähernd alle Bestände der Familienarchive der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden sind, so daß man auf Bruchstücke, auf Vermutungen und Kombinationen angewiesen ist, die das Gesamtbild, wenn nicht fälschen, so doch oft trüben.

Für den hier zur Erörterung stehenden Zeitabschnitt steht es mit dem überlieferten Briefmaterial noch verhältnismäßig gut, denn ich zähle 20 in die Zeit von Mitte März bis Anfang Juli 1815 fallende Briefe, und es ist verwunderlich, daß noch nicht versucht wurde, durch genaue Interpretation dieser Briefe eine Klärung der Kontroverse zu erstreben;[4] denn es kann doch füglich nicht zweifel-

---

[1] S. Gautier, a. a. O. S. 390 f.

[2] Drei Briefe der Frau von Staël (A. Fournier), in 'Neue Freie Presse', Wien. 8. April 1903.

[3] A. Strodtmann, Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Bd. 2: 'Frau v. Staël und Benjamin Constant'. Berlin 1878.

[4] Natürlich sind die Briefe der Frau v. Staël, von denen ja bekanntlich nur wenige nicht auf politische Tagesereignisse eingehen, immer als wichtige Quelle benutzt worden; aber man hat nur diese oder jene Stelle, die gerade geeignet schien, die Untersuchung nach einem Ergebnis hinzuführen, berücksichtigt und den Briefwechsel nicht systematisch ausgewertet; selbst Gautier ist hier von einer gewissen Willkür nicht ganz freizusprechen.

haft sein, daß die Briefe als unmittelbarster Ausdruck der seelischen und geistigen Verfassung der Schreiberin als Hauptquelle in Betracht kommen. Freilich wird man daneben Äußerungen von Zeitgenossen und selbst die Berichte in den '*Considérations*' nicht außer acht lassen können, aber sie sind doch nur von bedingtem Wert.

Als Frau von Staël am 8. Mai 1814 sich anschickte, London zu verlassen, um über Calais nach Paris, dem Ziel ihrer in zehnjährigem Exil genährten Sehnsucht, zu gelangen, war sie sich darüber nicht im Zweifel, daß ihre Rückkehr eher einer Niederlage als einem Triumph glich. Sie hatte gehofft, daß Napoleon und mit ihm Tyrannei und Despotismus fallen würden, und so ein Frankreich bestehen bliebe, das, frei und unabhängig, sich selbst gewählten Gesetzen unterwerfen könnte, aber sie war nach ihren eigenen Worten wie Gustav Wasa: 'Ich griff Christiern an — aber man hat mir meine Mutter auf den Festungswall gestellt.'[1] Und Frankreich war tatsächlich in Gefahr! Wird es möglich sein, das Geschick des französischen Volkes ohne weiteres von dem Geschick Napoleons zu trennen? Sprechen nicht alle Anzeichen dafür, daß die fremden Befreier nicht gewillt sind, einen Unterschied zwischen dem französischen Volk, das sich nach Frieden und Freiheit sehnt, und seinem despotischen Herrscher zu machen? Napoleon müßte einen demütigenden Frieden unterzeichnen; das wünschen sich die Besten des Volkes, und Frankreich muß eine Repräsentativ-Versammlung fordern, die die Geschicke des Volkes nach dem eigenen Willen dieses Volkes leitet![2] Aber ist das möglich, solange die Fremden im Lande sind? 'Hat denn Frankreich nicht zwei Arme, einen, um die Fremden zu vertreiben, und den anderen, um die Tyrannei zu stürzen?'[3] Kann man denn, ohne von tiefstem Schmerz ergriffen zu sein, den Anblick der Kosaken in Paris ertragen? Man muß Mitleid mit dem französischen Geschick haben.[4] Und kann man es als Franzose ruhig hinnehmen, daß das Ausland die fünfundzwanzig Jahre französischer Geschichte seit der großen Revolution als ein fünfundzwanzigjähriges langes Verbrechen ansieht und aus legitimen Fürsten einen Glaubensartikel macht? Als ob es gälte, die Tyrannei nur deshalb zu verachten, weil sie, wie ein Parvenü, keine Legitimität nachweisen kann, und als ob der menschliche Geist in Frankreich nicht auch unter dem Joche Napoleons und trotz dieses Joches erhebliche Fortschritte gemacht hätte![5]

---

[1] An B. Constant, 23. Januar 1814. Strodtmann, a. a. O. II, S. 27 ff.
[2] Ib. [3] Ib.
[4] An B. Constant, 22. März 1814. Strodtmann, II, 29 f. und an Villers, 6. April 1814; Isler, Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß des Ch. de Villers, Briefe. Hamburg 1879. S. 301 f.
[5] Ib.

Dem Menschen Napoleon gegenüber kann man nur ein Gefühl haben: Haß; 'und Sie wissen, ob ich Napoleon hasse!' ruft Frau von Staël aus, 'aber,' fährt sie fort, 'welch eine Kombination, die uns vor der Niederlage eines solchen Menschen bangen läßt!'[1] Und an anderer Stelle: '*Hélas, la France, il fallait encore que la tyrannie la livrât aux étrangers!*'[2] Das sind die Gefühle der Frau, die am 12. Mai 1814 nach zehnjähriger Verbannung die Hauptstadt wieder betrat: Haß gegen Bonaparte und Freude über die Befreiung, gleichzeitig aber Unzufriedenheit über die Anwesenheit der fremden Truppen und dazu Sorge um die Zukunft Frankreichs: was wird werden?[3]

Die Bourbonen kehrten zurück. Frau von Staël hielt ihr Kommen nicht für die beste Lösung; wenn es nach ihrem Wunsche gegangen wäre, so hätte Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, Frankreichs Wilhelm III. werden müssen: 'Ich habe ihn in der Nähe gesehen, und ich halte ihn für den besten und edelsten aller Männer, die herrschen können.'[4] Ihr Herzenswunsch, den sie übrigens mit vielen Zeitgenossen teilte, und dessen Erfüllung besonders der Armee lieb gewesen wäre,[5] wurde nicht verwirklicht, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als mit den Bourbonen vorliebzunehmen. 'Wenn sie zurückkehren,' hatte sie schon im Januar 1814 geschrieben, 'muß man sich unterwerfen, denn alles ist besser als neue Unruhen.'[6] Frau von Staël unterwarf sich denn, freilich nicht ohne sich einen kritischen Scharfblick für die Schwächen und Gefahren der Bourbonenherrschaft zu bewahren. Ihr ging das Wohl Frankreichs immer über die Interessen einer Dynastie. Dabei erkennt sie die guten Seiten des neuen Herrscherhauses und der von König Ludwig XVIII. gewährten Verfassung an: '*Le gouvernement actuel est très doux et je vivrais volontiers sous cet état de choses, si la constitution, telle qu'elle est, était maintenue.*'[7] Zu Beginn des Jahres 1815 kann sie sogar feststellen, daß die Popularität des Königs merklich im Zunehmen begriffen ist.[8] Aber auf der anderen Seite ist Ludwig doch nur König aus Alexanders und der Fremden Gnaden, und in den Briefen dieser Zeit häufen sich die Klagen über die Anwesenheit der '*tyrans étrangers*', die

[1] An B. Constant, 23. Januar 1814; Strodtmann II, S. 27 ff.
[2] An Villers, 30. April 1814; Isler, a. a. O. S. 302.
[3] An Mme Necker-de-Saussure, 29. April 1814. Kohler, a. a. O. 628 f.
[4] An B. Constant, 23. Januar 1814; Strodtmann II, S. 27 ff. Den Beziehungen der Frau v. Staël zu Bernadotte im Jahre 1813 hat Gautier ein treffliches Kapitel seines Buches gewidmet.
[5] S. Oelsners Bericht an Cotta vom 8. April 1814; Briefe an Cotta, hg. von Maria Fehling, Stuttgart und Berlin 1925, S. 509.
[6] An B. Constant, 23. Januar 1814.
[7] An Lord Harrowby, 30. Juni 1814. Mercure de France 1911, S. 484 f.
[8] An denselben, 13. Januar 1815. Ib. S. 485 f.

einer Konsolidierung der Regierung hinderlich seien.[1] Zu diesen äußeren Hemmungen einer wahren Freiheit der Nation kommen innere: die Royalisten gebärden sich aristokratischer als 1789, und da sich die 'Maison militaire' des Königs aus dieser Partei zusammensetzt, üben sie einen verhängnisvollen Einfluß auf den Gang der französischen Politik aus;[2] zudem ist die Haltung des Heeres den Bourbonen gegenüber mehr als kühl, und von Preßfreiheit ist nichts zu merken, ja, die Presse ist ebenso geknebelt wie unter Napoleon.[3] Man kann sich denken, daß Frau von Staël unter diesen Verhältnissen nicht gerade sehr begeisterte Anhängerin der Bourbonen war, und man versteht, daß sie auf ihren Lieblingswunsch, Bernadotte an der Spitze einer wahrhaft liberalen Monarchie zu sehen, nicht verzichtet hat. In der Tat muß sie Anfang Juli 1814 sich in einem eindringlichen Brief an den Kronprinzen von Schweden gewandt haben, um ihm nochmals ihre geheimsten Wünsche, seine Person betreffend, vorzustellen. Leider ist dieser Brief nicht bekannt; wir können seinen Inhalt nur aus dem Antwortschreiben Bernadottes erschließen, in dem es heißt: '... *Les idées que je me suis formées sur le sujet dont vous m'entretenez sont irrévocables. La justice et la raison en sont les bases, et en somme je m'attache à être plus sage que brillant.*'[4] Mit dieser nicht mißzuverstehenden Absage mußte sich Frau von Staël abfinden; sie tat es, bis der Gang der Ereignisse ihr Herz mit neuer Hoffnung schwellte.

Am Morgen des 6. März 1815 erfuhr Frau von Staël in Paris die Kunde von der plötzlichen Landung Napoleons in Cannes. Sie hat den Eindruck dieser Nachricht in den '*Considérations*' selbst geschildert: '*Je crus que la terre allait s'entr'ouvrir sous mes pas.*'[5] Nach dem ersten Schrecken ist ihr die ganze Tragweite dieses Ereignisses in genialischer Vision klar: '*C'en est fait de la liberté si Bonaparte triomphe, et de l'indépendance nationale s'il est battu.*'[6] Für sie, die übrigens eine Rückkehr Napoleons nie für ganz ausgeschlossen hielt und sich den Winter 1814/15 über wegen der Insel Elba beklagte, die ihr kein genügend sicherer Aufenthaltsort für Napoleon zu sein schien,[7] für sie gab es jetzt nur eine Möglichkeit: Paris und Frankreich zu verlassen und sich wiederum freiwillig in die Verbannung zu begeben: '*Je ne veut pas qu'il me tienne prisonnière, car il ne m'aura jamais pour*

---

[1] An Lord Harrowby, 19. Mai 1814. Mercure de France 1911, S. 482.
[2] An denselben, 30. Juni 1814. [3] Ib. [4] S. Gautier, a. a. O. S. 349.
[5] Considérations, Ve partie, chap. XIII.
[6] Ibid. vgl. an Mme d'Albany, 20. Dezember 1815. Taillandier, Lettres inédites de Sismondi, de Bonstetten, de Mme de Staël et de Mme de Souza à Mme la Comtesse d'Albany. Paris 1863. S. 349 ff.
[7] An Mme d'Albany, 20. Dezember 1815.

suppliante,' sagt sie zu La Fayette, der sie zu bleiben bittet.[1] Ihre größte Sorge ist das Schicksal ihrer Freunde. Benjamin Constant vor allem ist gefährdet; er war der Führer der konstitutionellen Opposition gegen das absolutistische Militärregiment Napoleons gewesen, und noch kurz bevor König Ludwig XVIII. Paris verließ, um dem wiedergekehrten Imperator Platz zu machen, hatte er einen flammenden Artikel gegen den modernen Attila, den *Tschingis-Khan Europas,* im Journal des Débats erscheinen lassen. So ist es begreiflich, daß Frau von Staël um ihn zittert; noch von ihrem Reisewagen aus fleht sie ihre Freundin Mme Récamier an, doch unbedingt dafür zu sorgen, daß Constant die Hauptstadt verläßt: *'J'ai la plus grande anxiété sur lui après ce qu'il a écrit.'*[2] Oder ahnte sie mit dem feinen Instinkt der Frau, daß ihr Herzensfreund von einst sich dem von ihm vielgeschmähten Korsen verkaufen wird? Sie kannte jedenfalls die Unbeständigkeit und den Wankelmut seines Charakters nur zu gut.[3]

Ihr zweiter Gedanke galt ihrem eigenen Schicksal und dem ihrer Familie. Sie befand sich durch die Rückkehr Napoleons in nicht geringe finanzielle Bedrängnis versetzt. Ihre jahrelangen Reisen durch Europa, die Erziehung ihrer Kinder und die durch die politische Lage bedingte allgemeine Entwertung des Geldes hatten ihr Vermögen stark verringert, und gerade jetzt, wo der Herzog Viktor von Broglie um die Hand ihrer Tochter Albertine anhielt, war sie in großer Sorge um eine entsprechende Mitgift für ihre Tochter. Sie hatte deshalb noch während der Regierungszeit Ludwigs XVIII. Schritte unternommen, um die zwei Millionen Franken, die Necker während seiner Ministerschaft dem Staat vorgestreckt hatte, zurückgezahlt zu erlangen, und in der Tat war ihr der König trotz ihrer Korrespondenz mit Murat, die ihm zu Gesicht kam, deren Inhalt ihn aber nicht zu beunruhigen schien, so zugetan, daß er ihrem Sohn versprochen hatte, die Liquidation anzuerkennen und die Summe zurückzuzahlen. Durch die Rückkehr Napoleons, der die Schuld an die Neckerschen Erben niemals anerkannt hatte, schien ihre Hoffnung zunichte gemacht. Trotzdem gab sie den Versuch nicht auf, ihre Rechte auch bei ihrem Feinde durchzusetzen. Sie ließ ihren Sohn August in Paris zurück, der die Verhandlungen mit den zuständigen Behörden führen sollte, und beauftragte die Herzogin von Saint-Leu, durch ihre Beziehungen zu Fouché und Joseph Bonaparte für ihr Interesse zu wirken. Doch hob sie allen beteiligten Stellen gegenüber hervor, daß sie nicht als Bittende eine Gnade von Napoleon verlange, sondern nur Anspruch auf bereits erworbene Rechte im Namen der Gerechtigkeit erhebe:

[1] S. Gautier, a. a. O. S. 366.
[2] An Mme Récamier, 12. März 1815; Coppet et Weimar, S. 283.
[3] An B. Constant, 1. April 1814; Strodtmann II, S. 30 f.

'Comme la dette de mon père a été déclarée dette de l'État par le comité de liquidation, il n'y a rien de contraire aux principes de l'Empereur dans la justice que je réclame.' [1]

Im Innersten mag Frau von Staël von der Vergeblichkeit ihrer Schritte überzeugt gewesen sein, nicht nur weil sie sich denken konnte, daß Napoleon gerade jetzt den Staatsschatz zu wichtigeren Dingen brauchte als dazu, die Heirat des Fräulein von Staël zu ermöglichen, sondern auch weil sie keinerlei Veranlassung hatte, bei ihrem Gegner auf ein besonderes Entgegenkommen zu rechnen.[2] Wie erstaunt wird sie deshalb gewesen sein, als schon gegen Ende März ein Brief von Joseph Bonaparte, dem ältesten Bruder Napoleons, eintraf, der sie des Wohlwollens des Kaisers ihrer persönlichen Angelegenheit gegenüber versicherte![3] Zu gleicher Zeit bestätigte ihr der Herzog von Otranto dieselben Gefühle des Kaisers in einem Brief aus Paris, in dem es heißt: *'J'aurais eu beaucoup de plaisir à causer à vous* [sic], *à vous dire tout ce que l'Empereur a montré d'intérêt à la situation de vos affaires, à la position délicate de Mlle de Staël ...'* [4] Wie ist dieses auffallende Wohlwollen und diese plötzliche Annäherung Napoleons der Frau von Staël gegenüber zu erklären? Es ist ein politischer Schachzug. Man weiß, daß er sich, um seine Stellung in Frankreich zu befestigen, auf die konstitutionelle und liberale Partei stützen mußte; eine Reihe der einflußreichsten Männer dieser Partei hatte er bereits gewonnen, allen voran Benjamin Constant, der als Staatsrat beauftragt war, eine Verfassung auszuarbeiten; denn Napoleon wollte auf jeden Preis vor der Welt als 'liberaler Monarch' erscheinen. Was lag da näher, als die Person zu gewinnen, die wegen ihres Liberalismus weltbekannt war! Frau von Staël war eine politische Macht und ein politisches Programm; sie auf seiner Seite zu sehen, bedeutete ein Manifest für die Freiheit, eine Abkehr von seinen alten despotischen Prinzipien, eine Anerkennung der durch die Revolution geschaffenen Grundsätze.

Als willkommene Gelegenheit zur Anknüpfung bot sich da die Geldverlegenheit der Frau von Staël, und der gegebene Vermittler zwischen den ehemaligen Gegnern war Joseph Bonaparte. Dieser stand seit langen Jahren in freundschaftlichem Briefwechsel mit Frau von Staël und hatte ihr häufig, vor allem im Jahre 1803, beigestanden, indem er für sie bei seinem Bruder eintrat, um das bereits verfügte Verbannungsdekret rückgängig zu machen; nach

---

[1] An Mme Récamier, 31. März 1815; Coppet et Weimar, S. 285 ff.

[2] An Mme Récamier, 17. April 1815: *'Mais je crois ... que c'est mieux vis-à-vis de l'Empereur de ne pas m'exposer à ce qu'on lui dise que j'ai parlé.'* (Coppet et Weimar, S. 301.)

[3] An Mme Récamier, 31. März 1815; Coppet et Weimar, S. 285 ff.

[4] S. Gautier, a. a. O. S. 372.

dem Sturz seines Bruders hatte er sich mit seiner Familie nach der Schweiz geflüchtet, wo er das am Ufer des Lac Léman gelegene Schloß Prangins bewohnte. So wurde er unmittelbarer Nachbar der Frau von Staël und verschmähte es nicht, sich in dem berühmten Salon von Coppet zu zeigen.[1] Ende März 1815 siedelte er nach Paris über, und von hier aus übernahm er die Vermittlung in dem diplomatischen Feldzug, den Napoleon gegen Frau von Staël eröffnete. Auf den ersten Brief Josephs, in dem er nicht nur als geschickter Interpret der Gefühle Napoleons erscheint, sondern in dem er so weit geht, Frau von Staël in aller Formalität einen Aufenthalt in Paris in der Nähe des Kaisers anzubieten — die Welt sollte die Versöhnung der beiden Gegner doch mit eigenen Augen sehen — blieb Frau von Staël kühl. Sie antwortete am 30. März in derselben Art, wie sie einen Tag später an Mme Récamier schrieb,[2] indem sie die Erfüllung ihrer Forderung als einen Akt der Gerechtigkeit hinstellte[3] und es entschieden ablehnte, Coppet auch nur einen Schritt zu verlassen.[4] Schon am 5. April schrieb ihr Joseph erneut aus Paris einen Brief, den man ein Meisterstück diplomatischer Überredungskunst nennen kann. Zunächst teilt er ihr mit, daß die Aussichten für ihre Angelegenheit günstig seien, und daß er nicht an einem Erfolg zweifle, kommt aber sogleich auf den neuen Kurs zu sprechen: *'La France est aujourd'hui une avec l'Empereur; il veut donner plus de liberté que vous n'en voudrez; ses sentiments, ses opinions sont d'accord avec ses paroles et les désirs des gens sensés, et les gens sensées aujourd'hui me paraissent être la France entière; jamais, même en 89, il n'y eut une pareille unanimité d'opinion et de mouvements vers un ordre de choses fixe et raisonnable ...'* Das hieß doch nichts anderes, als daß fortan jeder Gegensatz zwischen dem Kaiser und Frau von Staël, denn sie rechnete sich nicht zuletzt zur *'France entière'*, beseitigt sein soll, und in der Tat hebt Joseph ausdrücklich hervor, daß Frau von Staël ihre Gefühle und Meinungen offen äußern dürfe, denn es seien die Gefühle und Meinungen der ganzen Nation; ja, er forderte sie sogar auf, ein neues Werk zu schreiben, um ihre *'doctrines éternelles'* zu verbreiten: der Kaiser habe die Zensur aufgehoben und dabei ganz besonders an das Schicksal des Buches *'De l'Allemagne'* gedacht: *'Il n'y a pas jusqu'au dernier ouvrage de Mme de Staël que les censeurs ne m'aient fait prohiber,'*

---

[1] S Kohler, a. a. O. S. 636 f. [2] Siehe oben.

[3] Vgl. das Antwortschreiben Josephs vom 5. April 1815: *'Madame, j'ai reçu votre lettre du 30 mars: je serai bien heureux de contribuer à vous faire rendre la justice que vous réclamez ...'* (Gautier, a. a. O. S. 373 ff.). Der Brief der Frau von Staël ist nicht bekannt.

[4] Ibid. und an Mme Récamier, 31. März 1815: *'Je n'ai pas le moindre projet de quitter Coppet cette année ...'*

soll er gesagt haben; *je l'ai lu à l'île d'Elbe; il n'y a pas une pensée qui dût le faire défendre. Je ne veux plus de censeurs; que l'on dise ce que l'on pense, et que l'on pense ce que l'on voudra.'* Was von diesen verführerischen Worten Napoleons zu halten war, konnte Frau von Staël selbst am besten beurteilen, denn sie wußte ganz genau, wie sich die tatsächlichen Vorgänge bei der Unterdrückung ihres Buches abgespielt hatten, und wie die Zensoren ursprünglich für die Drucklegung waren und erst auf Anweisung des Kaisers nach Gründen zu einem Verbot des Buches suchten.[1] Immerhin war es 'der liebenswürdigste Brief von der Welt', den sie empfangen hatte.[2] Was sie aber ausschließlich am Inhalt interessierte, war die Aussicht auf Erfolg in ihrer Geldangelegenheit: 'Er (Joseph) sagt mir, daß er an dem Erfolg meiner Reklamation nicht zweifle; das ist das einzige, was ich wünsche ...'[3] Leider ist ihr Brief an Joseph nicht erhalten — oder sollte sie gar nicht geantwortet haben? Jedenfalls läßt ihr Bericht an B. Constant keinen Zweifel darüber, daß der Brief Josephs ein Schlag ins Wasser war. Ihre Stellung zu Napoleon hatte sich prinzipiell nicht geändert: 'Ich will Ihnen nichts über Politik sagen,' schrieb sie ihrem Freunde, mit dem sie haderte, weil er in Paris geblieben war, um aus der neuen Sachlage persönlichen Nutzen zu ziehen, 'ich vermag nicht entheiligte Worte zu stammeln.' Das war bittere Ironie über den Wankelmut Constants, der noch am 19. März 1815 in dem berüchtigten Artikel des 'Journal des Débats' geschrieben hatte: 'Ich werde nicht, als ein elender Überläufer, mich von einer Gewalt zur andern schleichen, die Schande mit Sophismen bemänteln und *entheiligte Worte stammeln,* um mir ein schmachvolles Leben zu erkaufen.' Wäre Frau von Staël dieser Ironie fähig gewesen, wenn sie selbst die Absicht gehabt hätte, sich Napoleon zu nähern? So konnte sie nur schreiben, weil ihr eigenes Gewissen völlig rein war. Sie vermochte es in der Tat nicht, entheiligte Worte zu stammeln: *'L'Empereur s'est bien passé de constitution et de moi pendant douze ans,'* sagte sie damals, *'et à présent il ne nous aime guère plus l'une que l'autre.'*[4]

So war denn die erste Rakete verpufft, ohne die gewünschte Wirkung zu erzielen. Man scheute sich im Lager Napoleons nicht, eine zweite folgen zu lassen. Lucien Bonaparte, der jüngere Bruder Napoleons, war seinem Bruder auf dem Wege nach Paris gefolgt, hatte aber den Rang eines französischen Prinzen nicht eher annehmen wollen, als bis durch die geplante Verfassung die Stellung eines solchen Prinzen klar umrissen sei. So machte er kurz vor

[1] Vgl. den Briefwechsel vom Oktober 1810.
[2] An B. Constant, 10. April 1815. [3] Ibid.
[4] Mme Necker de Saussure, Notices sur le caractère et les écrits de Mme de Staël.

Paris halt und begab sich an die Grenze, wo er sich in der Nähe von Coppet in dem Orte Bellevue niederließ. Bei seiner Übersiedelung hatte er in Coppet bei Frau von Staël vorgesprochen, und seitdem haben sich die Nachbarn häufig gesehen; Frau von Staël fand Gefallen an der geistreichen Art der Unterhaltung des jungen Bonaparte, und sie macht in einem Brief an den Grafen Blacas kein Hehl daraus: '*Sa conversation est très piquante,*' aber sogleich fügt sie hinzu, daß sie darüber nicht die herbe Wirklichkeit vergessen kann: '*je ne puis plus jouir même de l'exercice de l'esprit. Il me semble qu'il n'y a plus que de cauchemar au lieu de vie.*[1] Durch Lucien erfährt sie zwei wichtige Dinge: zunächst teilt er ihr im Auftrage Josephs mit, daß Napoleon seine Freude darüber geäußert habe, daß sie während seines Aufenthalts auf Elba nicht gegen ihn geschrieben hätte, und daß er sie einlüde, nach Paris zu kommen.[2] Zweitens bietet ihr Lucien im Auftrag des Kaisers an, wenn Herr von Broglie geneigt wäre, die Würde eines Pairs in der von der neuen Verfassung vorgesehenen französischen Pairsversammlung anzunehmen, so würde die Liquidation der Frau von Staël anerkannt.[3] Man sieht, wie die Lockmittel immer plumper und die Verführungskünste immer dreister werden. Frau von Staël behielt auch jetzt ihre kühle Reserve bei, und das ist ihr um so höher anzurechnen, als sie gerade in diesen Tagen die Nachricht erhalten hatte, daß Constant nicht gewillt sei, eine Schuld in Höhe von 80000 Franken, die ihm Frau von Staël im letzten Jahre vorgestreckt hatte, selbst zur Hälfte zurückzuzahlen, so daß sie in immer größere Bedrängnis geriet. Ihre Antwort an Lucien fiel recht lakonisch aus; sie sagte ihm, daß sie auf Herrn von Broglie keinerlei Einfluß in der von Lucien angedeuteten Hinsicht hätte, und daß er die Pairswürde nicht annehmen wolle.[4] Lucien gab auch jetzt seine Hoffnung, Frau von Staël in das napoleonische Lager zu retten, nicht auf. In Gemeinschaft mit seinem Bruder Joseph erneuerte er die Aufforderung an Frau von Staël, doch nach Paris zu gehen und den Kaiser in persönlicher Unterredung zu bitten, sich ihrer Sache anzunehmen; er fügte hinzu, daß sie bestimmt bezahlt werden würde, denn Frau von Beauveau und Frau von Montmorency u. a., die in ähnlicher Lage wie sie gewesen seien, hätten durch persönliche Rücksprache mit dem Kaiser ihre Wünsche erfüllt erhalten. Sie antwortete darauf, daß sie sich,

---

[1] An Blacas, 17. April 1815; s. Anhang.

[2] An Talleyrand, 25. April 1815 (s. Anhang); ferner an Meister, 25. April 1815; Usteri-Ritter, Lettres inédites de Mme de Staël à H. Meister. Paris 1903. S. 234 ff. und Mme Necker de Saussure, Notices.

[3] An die Herzogin von Duras, 30. Mai 1815; d'Haussonville, Femmes d'autrefois, hommes d'aujourd'hui. Paris 1912. S. 195 f.

[4] Ibid.

sobald der Frieden unterzeichnet sei, an die Deputiertenkammer wenden würde, im übrigen aber in Coppet bliebe.[1] Damit war für sie das letzte Wort gesprochen, denn sie beharrte auf ihrem Standpunkt, obwohl sie wußte, daß es um das Glück ihrer Tochter ging. Noch am 9. Juni 1815 schrieb sie an Lord Harrowby von Coppet aus: *Je suis venu ici, et quoique le mariage arrangé d'Albertine ne pût se conclure que si je retournais à Paris, je reste et je resterai.'*[2] Erst als nach Waterloo die Bourbonen wieder ans Ruder kamen, erhielt Frau von Staël ihre Millionen ausgezahlt, und so konnte dann im Februar 1816 die Hochzeit der Tochter stattfinden.

Die Haltung der Frau von Staël in der Liquidationsaffäre ist charakteristisch für ihre politische Stellung während der 'Hundert Tage' überhaupt. Man kann aus ihr keineswegs den Eindruck erhalten, als habe es sich für sie jemals ernstlich darum gehandelt, ihre Stellung zu Napoleon zu ändern, indem sie sich dem ehemals gefürchteten und verachteten Gegner zu nähern suchte. Für sie war der Ruf: hie Napoleon, hie Bourbon! gar nicht irgendwie von Entscheidung, und die Frage nach der Dynastie, der Frau von Staël angehangen haben mag, trifft an dem Kernpunkt des Problems vorbei. Wenn man sie in den Mittelpunkt der Erörterung stellt, wird man freilich den Eindruck einer gewissen Zwiespältigkeit nicht los, allerdings einer Zwiespältigkeit rein äußerlicher Art, indem ihr eben die Personenfrage ganz gleichgültig war und sie in dem Bedürfnis, mit aller Welt zu korrespondieren und sich immer an den Quellen zu informieren, zu gleicher Zeit mit den Brüdern Bonaparte, mit Murat, Bernadotte, Talleyrand, Kaiser Alexander und dem Bourbonenminister Blacas in Verbindung stand. Wer rein auf dieser Tatsache fußend der politischen Haltung der Frau von Staël eine Doppelzüngigkeit und Zwiespältigkeit nachsagt, urteilt zum mindesten oberflächlich.

Nun besitzen wir aber das Zeugnis von Zeitgenossen,[3] wonach es keinen Zweifel geben kann, daß Frau von Staël damals wirklich von sich widerstrebenden Gefühlen beherrscht war, und ihr Briefwechsel spiegelt diesen wahren Zwiespalt ihrer Seele deutlich wider. Wir wissen, daß schon während der ersten Restauration der Leitspruch ihrer Politik lautete: Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs. Durch die Rückkehr Napoleons war beides in Frage gestellt, die Freiheit durch seine Person, die Unabhängigkeit durch die Bedrohung der Alliierten, die einen neuen Krieg gegen das napoleonische Frankreich führen würden. Unterlag Napoleon, so

[1] An die Herzogin von Duras, 30. Mai 1815; d'Haussonville, Femmes d'autrefois, hommes d'aujourd'hui. Paris 1912. S. 195 f.
[2] Mercure de France 1911, S. 486 ff.
[3] S. 'Lettres de Sismondi' in der 'Revue historique', 1878, I. S. 127 f.

stand die Unabhängigkeit Frankreichs auf dem Spiel, und Frankreich wäre auf Gnade oder Ungnade den fremden Mächten ausgeliefert; siegte er, so wäre es mit der Freiheit aus. Das ist der tiefe Konflikt der Gefühle in Frau von Staëls Herzen; sie hatte ihn schon bei ihrer Abreise aus Paris im März 1815 geahnt, und sie hat ihn während der napoleonischen Herrschaft nie ganz überwunden. Er ist der Schlüssel zu ihren Handlungen, und er ist zugleich der beste Beweis für den Edelmut ihres Wesens und die Lauterkeit ihres Vaterlandsgefühls.

Praktisch handelte es sich für Frau von Staël darum, unter den gegebenen Verhältnissen, die sie wahrhaftig nicht herbeigewünscht hatte, soviel wie möglich für die bedrohten Ideale der Freiheit und Unabhängigkeit Frankreichs zu retten. Die Freiheit schien nach alledem, was sich seit dem 1. März in Frankreich abspielte, nicht ganz verloren zu sein. Napoleon hatte sogleich sein neues Ideal eines 'liberalen Monarchen' verkündet; es war ihm gelungen, Constant, dann auch Sismondi, La Fayette und andere prominente Persönlichkeiten liberaler Richtung zu gewinnen, er versprach freie Wahlen, verantwortliche Minister, Preßfreiheit und gab endlich auch am 22. April eine Verfassung, von der Sismondi im 'Moniteur' schrieb, daß 'keine konstitutionelle Monarchie, keine Republik so viel Rechte und Freiheiten dem Volke zusichere.' Wie stellte sich Frau von Staël zu diesen Ereignissen? Sie glaubte zunächst nicht an den Liberalismus Napoleons[2] und hielt seine Versprechungen für das, was sie auch waren, nämlich für ein diplomatisches Manöver. Als dieses Manöver so weit getrieben wurde, daß es den Anschein hatte, als ob wirklich eine Verfassung gewährt werden sollte, fürchtete Frau von Staël, daß sie zuviel Redeschwall vergeuden und zuwenig Positives enthalten würde; sie schrieb deshalb an Constant, er möchte bei der Ausarbeitung der Verfassung 'mehr an die Garantien als an die Erklärungen der Rechte' denken.[3] Als dann die Verfassuug wirklich herauskam, war sie mit ihr sehr zufrieden. Sie schrieb an Constant: 'Man muß loben, was lobenswert ist, und ich begreife, daß Sie sehr froh sind, 'dabei mitgewirkt zu haben,'[4] und an Joseph Bonaparte, der ihr das Verfassungswerk mit hochtrabenden Worten angekündigt und von Napoleon geschrieben hatte, daß er mehr Freiheit gewähren wolle als ihr lieb wäre, antwortete sie dämpfend, daß die Verfassung gerade so viel enthalte, als unter den gegebenen Verhältnissen für Frankreich ratsam sei: *'J'ai lu les articles additionnels; c'est tout ce qu'il faut aujourd'hui à la France, rien que ce qu'il*

[1] S. Moniteur vom 29. April 1815, zit. Gautier, a. a. O. S. 377.
[2] Siehe oben.
[3] An Constant, 10. April 1815; Strodtmann, a. a. O. S. 36.
[4] An Constant, 30. April 1815; Strodtmann, S. 37 ff.

faut, et pas plus qu'il ne faut. Ce qui se passe en France depuis votre départ de Prangins dépasse tout ce que l'histoire nous raconte de plus merveilleux.[1] Es erschien ihr wie ein Wunder, daß sich Napoleon gewandelt haben sollte. Freilich hat sie im Innersten nie recht an eine Charakterwandlung des Kaisers geglaubt und die Verfassung bald als ein geschicktes Manöver erkannt: '*Je n'ai point cru au changement d'un homme qui fait des manœuvres diverses selon le vent, mais qui tend toujours au même but.*'[2] Wenn sie dennoch die Verfassung lobt, so tut sie es in dem Bewußtsein, daß die darin vertretenen Prinzipien sich auch gegen den Widerstand des Kaisers durchsetzen werden; denn 'das Aussprechen guter Grundsätze ist immer ein großes Ding, die Grundsätze beherrschen zuweilen mehr die Menschen, als die Menschen ihrer Herr sind.'[3] Sie glaubt an die immanente Kraft der Ideen, und dieser Glaube gibt ihr Trost und einen solchen inneren Halt, daß sie es vermag, das Werk des Mannes zu loben, von dem sie weiß, daß, wie in keinem Sterblichen sonst, die Macht des Bösen in ihm wohnt.[4] Und Frau von Staël konnte die Verfassung auch loben, denn sie lehnte sich im großen und ganzen an die Charte Ludwigs XVIII. an, ging in einigen Punkten sogar über sie hinaus, indem sie z. B. alle Preßvergehen an die Geschworenengerichte verwies und die Wählbarkeit nicht mehr an irgendeine Vermögensbedingung knüpfte. Indessen hatte Frau von Staël doch auch Einwendungen zu machen: Sie wußte nichts Rechtes mit den Staatsräten anzufangen; 'sind sie verantwortlich oder unverletzlich?' fragte sie B. Constant, 'was bedeutet ihr Vorhandensein in der Konstitution?'[5] Auch mit der Pairskammer war sie nicht zufrieden; sie wußte, daß sich eine Aristokratie nicht künstlich schaffen lasse, und sah in einer erblichen Pairie, die vor allem aus Militärs zusammengesetzt ist, keine Garantie für die Freiheit.[6] Die Verwaltung der Provinzen sähe sie gern in der Hand vom Volke erwählter Männer.[7] So ist ihr ganzes Streben darauf gerichtet, aus der Verfassung ein Instrument der Freiheit zu machen, das innerhalb des napoleonischen Regierungssystems soviel wie möglich dem Wohle Frankreichs dient, und nicht zuletzt sieht sie in der Verfassung ein wirksames Mittel, den despotischen Machtwillen des Kaisers — von dem sie wußte, daß er unwandelbar ist — zu zügeln. Darin unterschied sie sich grundsätzlich von ihren Freunden,

---

[1] Du Casse, Mémoires et Correspondance politique et militaire du Roi Joseph. Paris 1854, t. X, S. 377; siehe auch ibid. S. 228 und Méneval, Mémoires, t. III, S. 527.
[2] An Lord Harrowby, 9. Juni 1815; Mercure de France 1911, S. 486 ff.
[3] An Constant, 30. April 1815.
[4] An Talleyrand, 25. April 1815; s. Anhang.
[5] An Constant, 30. April 1815. [6] Ibid. [7] Ibid.

vor allem von Sismondi, der, wie sie später selbst sagte, 'die Freiheit da sah, wo sie unmöglich war,'[1] und mit dem sie '*des querelles terribles par lettres*' über Bonaparte auszufechten hatte.[2] Diese Briefe sind nicht erhalten; wir können uns aber denken, daß Frau von Staël darin ihrer Sorge darüber Ausdruck gegeben hat, daß sich die liberale Partei von den gleißnerischen Worten Napoleons hat betören lassen,[3] und daß sie ihrem Freund versicherte, daß sie nach wie vor in Napoleon den '*tyran*', den Bedroher der Freiheit Frankreichs erblicke.[4]

Was wird aber erst geschehen, wenn der 'tyran' gezwungen wird, zu den Waffen zu greifen? Und man wird ihn sicher nicht in Frieden lassen, man wird in ihm den Ruhestörer Europas bekämpfen, und man wird ihn nicht in Rußland oder in Preußen treffen, sondern in Frankreich selbst, dem ehemals so stolzen Frankreich! Man würde es mit fremden Truppen besetzen, man würde es unterwerfen, knechten, zerstückeln! '*Que deviendrons-nous, si vous partagez la France?*' ruft sie dem Engländer Harrowby zu.[5] Da gibt es nur eine Rettung: Sieg Frankreichs! Aber Sieg Frankreichs ist Sieg Napoleons! '*Dieu nous préserve d'une victoire de Bonaparte?*'[6] Welch schrecklicher Konflikt, sein Vaterland verraten oder einen Tyrannen unterstützen zu müssen! Ist nirgends ein Ausweg aus dieser Qual? Ein einziges bleibt zu tun: man fliehe den Krieg! Man wolle mit allen Fasern seines Seins den Frieden! Man organisiere den Frieden! Und Frau von Staël hat den Frieden organisiert.

Unter den Papieren des englischen Ministers Lord Castlereagh fand sich ein Schreiben an den amerikanischen Botschafter in Frankreich Crawford, datiert vom 23. April 1815, das, obwohl ohne Unterschrift versehen, zweifellos der Feder der Frau von Staël entstammt.[7] Dieses Schreiben war bestimmt, in die Hände hervorragender englischer Persönlichkeiten zu gelangen, Lord Castlereagh, ja, der englische Prinzregent selbst, den Frau von Staël während ihres Aufenthaltes in England im Jahre 1813 kennenlernte, sollten es lesen und ihre Haltung Frankreich gegenüber danach bestimmen. Denn Frau von Staël gab in dem Briefe einen Überblick über die Lage in Frankreich. Dabei setzte sie an den Kopf des Schreibens die These, um derentwillen sie überhaupt zur Feder griff: '*Si la paix continue, les têtes se calmeront et nous auront ici la liberté*

[1] An Mme d'Albany, 8. Dezember 1815; Taillandier, 348 f. [2] Ibid.

[3] Vgl. an Lord Harrowby, 9. Juni 1815: '*Je me suis brouillée avec Benjamin Constant et je suis au froid avec Sismondi. Ce m'a été une grande peine que le parti libéral fût entaché par des éloges de cet homme.*'

[4] Ibid. '*Cette affreuse alternative de trahir son pays ou de seconder un tyran me condamne à l'inaction la plus absolue.*'

[5] Ibid. [6] Ibid. [7] Über die Echtheitsfrage siehe Gautier, a. a. O. S. 387, Anm. 1.

et le repos.' Sogleich beginnt sie diese These zu beweisen, indem sie antithetisch die Nachteile eines Krieges für die Alliierten ins rechte Licht rückt. Es sei kein Zweifel, daß im Falle eines Krieges die ganze Nation geschlossen hinter dem Kaiser stände. Er hätte noch genügend Menschenmaterial und genügend Geldmittel, um den alliierten Mächten als gefürchteter Gegner gegenüberzutreten; die Armee brenne darauf, die verlorenen Trophäen wiederzugewinnen, und es bedürfe der *'main de fer'* des Kaisers, um die Truppen zurückzuhalten. Der Patriotismus der Bauern sei zudem so erstarkt, daß die Alliierten bei einem Einmarsch auf harten Widerstand stoßen würden. Könne man da etwas Besseres tun, als den Frieden zu wollen? Selbst Napoleon wünsche ihn; er ist für den Pariser Frieden: *'quoiqu'il ne l'ait jamais signée, il n'y changera pas une virgule, afin qu'elle soit toujours la paix des Bourbon. C'est aussi la paix reçue par la nation française et dont elle se contentera.'*

Kann man wärmer, kann man beredter für die Erhaltung des Friedens eintreten? Man spürt in den Zeilen die Erregung der für ihr Vaterland besorgten Frau hindurch und ahnt ihre Herzensgröße: *'Qui que tu sois,'* rief Sainte-Beuve bei Lektüre ihres Briefes an Crawford aus, *'tu es un brave cœur!'*

Doch ihr Friedensruf verhallte ungehört. Schon rüsteten die Engländer unter Wellington und die Preußen unter Blücher in Belgien neue Heere aus, die gegen Frankreich ziehen sollten. Frau von Staël sah ihre Friedenshoffnung in sich zusammenbrechen; das Geschick Europas schien besiegelt zu sein: *'Je ne sais ce que le genre humain va devenir'*, schrieb sie damals an Meister,[1] *'au moins, tâchez d'être neutres en Suisse: il y aura un coin de la terre où l'on pourra s'affliger en paix.'* Der gefürchtete Krieg war ernstlich kaum mehr zu vermeiden; dennoch sucht Frau von Staël in fieberhafter Erregung sich dem Schicksal entgegenzustellen, sie will das Unabänderliche ändern, sie muß einen Ausweg aus dem gräßlichen Dilemma Bonaparte — Krieg gegen Frankreich finden. Da erhält sie einen Brief von Talleyrand aus Wien, in dem er sich, in Unkenntnis der letzten Wandlung in Constants politischer Haltung, nach dem Freunde der Frau von Staël erkundigt und ihn nach Wien bittet.[2] Ist das nicht der Wink eines gütigen Geschickes? Ist Talleyrand nicht derjenige, der noch retten kann, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist? Sie schreibt ihm sogleich einen ausführlichen Brief,[3] in dem sie darlegt, wie sehr der Kongreß zum Schaden Frankreichs war, indem er die Gedanken Europas von der Hauptgefahr abgelenkt habe, denn *il n'y*

[1] An Meister, 25. April 1815. Usteri-Ritter, S. 234 ff.
[2] Talleyrand an Frau von Staël, 6. April 1816; s. Gautier a. a. O. S. 383.
[3] Siehe Anhang.

avait qu'une affaire: c'était l'île d'Elbe; tout le reste n'était que de la niaiserie d'autrefois.' Jetzt sei die Lage äußerst schwierig, denn das französische Volk liebe zwar den König Ludwig XVIII., hasse aber die Fremden;[1] und wie kann man ihn als Vermittler hinstellen, wo er doch als derjenige erscheint, der die Fremden herbeiruft! Im Laufe des Briefes nimmt Frau von Staël ihre alten Argumente gegen einen Krieg der Verbündeten mit Frankreich wieder auf; sie berichtet von der stürmischen Begeisterung der Armee, die von den Bewohnern Nordfrankreichs geteilt würde, und dann fährt sie fort: *'Je ne sais si le blocus continental de la France ne vaudrait pas mieux qu'une attaque.'* Ausdrücklich warnt sie Talleyrand vor den Illusionen der Emigranten, die den Krieg um jeden Preis wollen und den Sieg für sicher halten. Ein leichtes Spiel wird es mit Napoleon nicht sein, denn *'tout l'art, toute la force du mauvais est en lui; mais il y a dans la fermeté de la conscience une habilité surnaturelle!'*

Das ist also die Rettungsinsel, auf der sich Frau von Staël birgt; sie will, da der Krieg nun einmal unvermeidlich ist, ihn wenigstens für Frankreich möglichst unschädlich machen. Die Verbündeten sollen sich mit einer Blockade Frankreichs vom Lande her begnügen. Dadurch würde das Land am wenigsten leiden und Napoleon doch militärisch so gebunden werden, daß er auch seinerseits für das französische Volk am leichtesten zu ertragen wäre. Zudem hoffte sie im Innersten auf eine revolutionäre Bewegung in Frankreich, die den Friedensstörer beseitigen und damit den Anlaß zum Kriege aus der Welt schaffen würde: *'J'ai pourtant de l'espoir, non pas comme on l'entend outre-Rhin de l'arrivée des étrangers à Paris que je ne sais pas désirer, mais d'un mouvement en France'*, schrieb sie an die Herzogin von Duras. *Ces dix mois de paix et d'espérance sont dans le cœur de tout ce qui en a un, et je crois à des divisions de parti dès qu'on l'osera.'*[2]

Lange wird Frau von Staël nicht ernstlich an die Möglichkeit einer Blockade Frankreichs vom Lande her geglaubt haben; die Ereignisse überstürzten sich und mit ihnen die Meinungen. In Italien waren die Österreicher bereits gegen Murat, der sich wieder für Napoleon erklärt hatte, vorgedrungen, hatten bei Tolentino am 3. Mai eine Entscheidungsschlacht geliefert, und Murat blieb nichts anderes übrig, als nach Frankreich zu fliehen und seinen erledigten Thron von Neapel dem Bourbon Ferdinand zu überlassen. Die

[1] Vgl. auch an Blacas, 17. April 1815 (Anhang): 'tout ce qui me revient de France, c'est de l'amour pour lui [sc. le roi] mais une grande haine contre les étrangers.'

[2] An die Herzogin von Duras, 30. Mai 1815; d'Haussonville, Femmes d'autrefois ... S. 195 f.

Schweiz bereitete ein Bündnis mit den Verbündeten vor, wonach den österreichischen Truppen der Durchzug durch Schweizer Gebiet gestattet werden sollte; es wimmelte bereits von Einquartierung, und das Schloß von Coppet wurde davon nicht verschont;[1] man suchte sogar nach einem Vorwand, die lästige Neutralität zu brechen und in Frankreich einzudringen.[2] In Frankreich selbst schien der Gedanke an die Unbeständigkeit der gegenwärtigen Regierung die öffentliche Meinung zu beherrschen, und man erzählte sich, daß Offiziere des napoleonischen Heeres die bourbonischen Lilien unter ihrem Tschako verborgen trugen;[3] in den Zeitungen erörterte man bereits lebhaft die Frage der Nachfolge. Während die einen an den Herzog von Orleans dachten, nannte das *'Journal de Paris'* den Namen Bernadottes, und zwar in einer Weise, als ob der Kaiser Alexander von Rußland diesen alten Kandidaten des französischen Thrones von neuem unterstütze. Frau von Staël hatte immer eine Schwäche für diesen Kandidaten gehabt, und man wird sich nicht wundern, daß ihr Wunsch von früher neue Hoffnung erhält. Sogleich wendet sie sich denn in einem Schreiben an den Kronprinzen von Schweden, in dem sie ihn auf die Mitteilung des *'Journal de Paris'* aufmerksam macht und hinzufügt, daß sie alles in der Welt darum gäbe, wenn sie erführe, wie sich der Prinz entscheiden würde, ja, sie würde sogar versuchen, ihn zu sehen, wenn er sich etwa den Niederlanden näherte.[4] Das ist mehr als deutlich und verrät ihre wahre Herzensneigung. Sie sähe den Schwedenkronprinzen lieber als irgendeinen auf dem französischen Thron. Da gilt es vor allem, den Kaiser Alexander zu bestärken und ihm klarzumachen, daß eine Rückkehr der Bourbonen zwar nicht an der Person Ludwigs XVIII. scheitern würde, die durchaus achtenswert sei, daß die Umgebung des Königs aber derart sei, daß man eine bourbonische Regierung in Art der ersten Restauration in Frankreich nicht wünsche: *'Louis XVIII et son ami M. de Blacas ont montré dans toute occasion un esprit de justice et de bonté qui leur mérite l'estime et le regret de tous les honnêtes gens. Mais tous les alentours n'ont pas été sincères; la plupart des choix n'ont pas été bons, et, si j'avais l'honneur de causer une heure avec Votre Majesté, je crois que je pourrais lui raconter des détails qui peut-être l'intéresseraient.'*[5] Wenn sie dann dem Kaiser zuruft: *'Mais tout se réduit à vous demander, Sire, de vous recommencer'*, so kann sie damit nichts anderes meinen, als daß Alexander da wieder an-

[1] Siehe an Meister, 25. April 1815; Usteri-Ritter, S. 234 ff.
[2] S. Kohler, a. a. O. S. 644.
[3] An die Herzogin von Duras, 23. April 1815.
[4] An Bernadotte, 4. Mai 1815; siehe Anhang.
[5] An Alexander, 8. Juni 1815; Revue de Paris 1897, I, S. 6 f.

knüpfen möge, wo er im Frühjahr 1814 stand, als er die Kandidatur Bernadottes in Erwägung zog. An anderer Stelle kommt Frau von Staël erneut auf die Personenfrage zu sprechen. Sie erklärt dem Engländer Harrowby,[1] daß seine Landsleute noch so sehr für Ludwig XVIII. sein können, wenn Frankreich ihn nicht zurückruft, so hat alles andere keinen Sinn. Der König habe eben das Unglück, mit den Fremden zu stehen und dadurch den Nationalstolz der Franzosen zu kränken, mag man auch völlig davon überzeugt sein, daß unter seiner Regierung Glück und Freiheit zurückkehren würden. So verknoten sich auch hier einander widersprechende Gefühle: '*Cela, c'est un nœud que la Providence seule peut délier*', sagt Frau von Staël, wobei sie wohl glaubte, die '*Providence*' läge diesmal nicht zum geringsten Teil in den Händen des Schwedenkronprinzen.

Trotz ihres Interesses an Bernadotte war für Frau von Staël die kommende Personenfrage von keiner hervorragenden Bedeutung. Handelte es sich doch jetzt in erster Linie darum, aus der Krise, in der sich Europa befand, Frankreich als einen lebensfähigen Organismus zu retten. So steht denn auch die Sorge um die Erhaltung Frankreichs im Mittelpunkt der Briefe dieser Zeit. Frankreich dürfe nicht im geringsten territorial beschnitten werden, denn, so sucht sie Alexander zu überzeugen, das würde sonst den Anlaß zu immer neuen inneren Unruhen geben, und den Engländern ruft sie zu: '*Dans l'avenir ne démembrez pas la France, ne l'humiliez pas!*'[2] Die Nation, deren einzige Tugend der Stolz ist, verträgt keine Erniedrigung, und in dem Wirrwarr der Gefühle, die das französische Volk bestürmen, wird das Gefühl des beleidigten Stolzes am stärksten sein und die Nation geschlossen hinter Napoleon stellen. Trotzdem jeder Franzose die Sehnsucht nach der friedlichen Zeit der Restauration im Herzen trägt, ist der Haß gegen die fremden Truppen zu groß. So möge denn der Krieg losbrechen, und Frankreich sei der Sieg beschieden! Für Napoleon kann man nur wünschen, was Frau von Staël schon 1813 in England äußerte und was sie jetzt wiederholt: '*Victorious and killed!*' '*Ce que j'entends par victorieux*', fügt sie erklärend hinzu, '*c'est défendre l'ancienne France. Nous ne pouvons la voir envahie par les armées étrangères sans douleur*'. Nochmals führt sie als Parallele die Geschichte von Gustav Wasa an: '*Quand Gustave Vasa attaquait Christiern, il recula quand on lui présenta sa mère sur les remparts. Notre mère, s'est la patrie! Ils l'ont déshonorée.*'[3] So bricht denn letzten Endes das tiefe Gefühl der Vaterlandsliebe, das stärker ist als persönlicher Haß, in vollen

---

[1] An Harrowby, 9. Juni 1815; Mercure de France 1911, S. 486 ff.
[2] An Harrowby, 9. Juni 1815. [3] Ibid.

Strömen aus dem Herzen dieser Frau, die selbst keine geborene Französin war und dennoch Frankreich über alles liebte. In diesem Gefühl findet sie den dominierenden und zugleich befreienden Ton der Gefühlsdissonanz, die sich seit Napoleons Rückkehr wie lähmend auf ihre Seele gelegt hatte. Als dann Waterloo kam und den Sturz des *'homme que nous détestons'*[1] brachte, als die Bourbonen nach Frankreich zurückkehrten, da steigerte sich dieser Ton in ihrem Herzen mehr und mehr zur wahren Symphonie für Vaterland und Freiheit, und es findet sich kaum ein Brief, aus dem nicht in ergreifenden Worten die Anteilnahme an dem Schicksal der *'pauvre France'* spricht. So können wir der in ihren Selbstbekenntnissen stets aufrichtigen Frau glauben, wenn sie am Ende ihres selten reichen, aber auch selten entsagungsschweren Lebens zu Chateaubriand sagt: *'J'ai toujours été la même, vive et triste; j'ai aimé Dieu, mon père et la liberté.'*

Zusammenfassend läßt sich von Frau von Staël während der Hundert Tage sagen, daß mit ihrer Idee der Freiheit das napoleonische Regierungssystem nicht zu vereinigen war, daß sie deshalb nach wie vor in Napoleon den Feind der Freiheit haßte und diesen Haß durch eine passive Resistenz dem napoleonischen System gegenüber zum Ausdruck brachte, auch als man ihr persönliche Vorteile bot; daß sie aber immer dann, wenn Napoleon als Repräsentant des französischen Volkes nach außen auftrat und die Interessen der Nation zu den seinen machte, sie in echter Liebe zum Vaterland ihre Gefühle, die dem Menschen und dem System gelten, hintanstellte und eins war mit dieser Nation. Was die Personenfrage anlangt, so hätte sie am liebsten Bernadotte an der Spitze einer konstitutionellen Monarchie gesehen, aber auch gegen die Person Ludwigs XVIII. wäre nichts einzuwenden, wenn der König Freiheit im Innern und Unabhängigkeit nach außen garantieren könnte. Von einem intriganten Doppelspiel kann dabei nicht die Rede sein, da sie während der 'Hundert Tage' den politischen Prinzipien treu bleibt, die sie schon vorher vertreten hat.

Anhang.

Drei Briefe der Frau von Staël.

In dem Wiener Staatsarchiv (Interiora, Interzepte, Faszikel 12 f.) sind drei Briefe der Frau v. Staël an Blacas, Talleyrand und Bernadotte aus der Zeit der 'Hundert Tage' in Abschrift vorhanden, die aus irgendeinem unbekannten Grunde in die Hände der österreichischen Regierung gelangten. Sie sind bisher nur in der Übersetzung bekannt gewesen, die Fournier in der 'Neuen Freien Presse'

[1] An Alexander, 8. Juni 1815.

vom 8. April 1903 veröffentlichte. Sie folgen hier im Original, das ich in moderner Graphie und Interpunktion wiedergebe.

I.

An den Grafen Blacas in Brüssel.

Coppet, ce 17 avril 1815.

Napoléon, s'étant fait rendre compte de la résistance que le pape avait opposé à la destruction du concordat, a écrit au Roi Joachim [sc. Murat] de le remettre sur son trône pontifical, et c'est Lucien qui s'est chargé de la négociation; mais lui, Lucien, ne veut pas accepter le rang du prince français avant que la constitution ne soit faite. Il est revenu tout près d'ici, et sa conversation est très piquante; mais je ne puis plus jouir même de l'exercice de l'esprit. Il me semble qu'il n'y a plus que de cauchemar au lieu de vie. Mettez, de grâce, mon respect au pied du Roi; tout ce qui revient de France, c'est de l'amour pour lui, mais une grande haine contre les étrangers.

II.

An Talleyrand.

Coppet, 25 avril 1815.

J'ai été bien émue de votre écriture dans ma retraite. Vous me demandez ce que je pense. En doutez vous? Si vous aviez été à Paris, vous auriez dit efficacement ce que je répétais en vain: votre congrès nous a fait du mal. Vous avez rempli vos instructions avec beaucoup d'esprit, mais ces instructions ont achevé de nous perdre. Il n'y avait qu'une affaire, c'était l'île d'Elbe; tout le reste n'était que de la niaiserie d'autrefois. — Mais nous étions si heureux, *ils* étaient si bons, si justes: jamais une telle année ne peut s'oublier, et s'il y a quelque espoir, c'est qu'elle est serrée dans le cœur de tous les honnêtes gens en France. — À présent que votre situation est difficile! La nation aime le Roi, mais elle hait les étrangers. Comment peut-on le présenter comme médiateur quand il a l'air d'appeler? Travaillez là-dessus, car c'est là qu'est la difficulté. — Lucien est à une lieue d'ici; il a été jusqu'aux portes de Paris, et n'ayant pu obtenir les garanties qu'il veut, il attend sur la frontière, quelle sera la place d'un Prince français dès la constitution nouvelle. On ne l'a pas reçu en Suisse — Joseph m'a fait dire que son frère était éminemment content de ce que je n'avais pas écrit contre lui pendant son malheur, et qu'il m'invitait à venir à Paris. Il m'écrit: *dès la constitution qu'on propose, il y aura plus de liberté que vous n'en voudrez*. J'attends ce superflu, chose très nécessaire. — Mon Benjamin est resté à Paris et a vu deux fois l'homme qui, quoique vous en disiez, est autant plus redoutable qu'il a d'inconcevables facultés. Je ferai parvenir à Benjamin cependant vos offres que j'accepterais de tout mon cœur à sa place; mais je ne bouge pas d'ici. Une fois je recommencerai mon tour de l'Europe, mais il faut au paravant que je sache ce que je ferai de ma fille. N'y a-t-il pas un guignon singulier, à ce qu'il soit arrivé juste quatre jours avant ma liquidation! Mr. de Broglie a si peu de fortune, et la mienne est tellement abîmée par tout ceci, que je ne sais si je dois rompre le mariage; cela se décidera au retour de mon fils qui rassemble ce qui me reste en France.

Il ne faut pas se dissimuler qu'il y a une terrible impulsion dans l'armée, et que, dans les départements du nord, les habitants la partagent. Je ne sais si le blocus continental de la France ne vaudrait pas mieux qu'une attaque. Enfin, vous devez juger de tout cela avec votre tact passé et présent, car il ne faut pas prendre les illusions des émigrés. Courage cependant par le sentiment de la vertu et de la divinité! Tout l'art, toute la force du mauvais est en lui; mais il y a dans la fermeté de la conscience

une habileté surnaturelle. Votre esprit supérieur est maintenant à sa place; c'est à présent que tout se décide par vous dans le temps et dans la postérité. — J'espère vous retrouver bientôt; en attendant je sollicite un mot qui m'apprenne ce que vous faites et qui dirige mon espoir.

III.

An Bernadotte, Kronprinz von Schweden.

Coppet (en Suisse), ce 4 mai 1815.

Monseigneur,

Lucien a reçu ce soir un courrier du prince Joseph pour l'engager à retourner à Paris, et il y a consenti, parce qu'il est content de la constitution. Mais il paraît qu'à Paris le parti jacobin crie contre la chambre héréditaire et ne veut pas y consentir. L'empereur, en conséquence, parle de convoquer l'ancien corps législatif, ce qui ramènerait tout à la vieille despotique constitution impériale. — Il y a certainement, d'après tout ce qui me revient des princes, une grande ardeur pour tenir et pour repousser les étrangers; mais il ne me semble pas que l'empereur soit dans l'intérieur aussi fort qu'il l'était. Votre nom a été nommé dans le Journal de Paris, comme si l'empereur de Russie vous désirait à la tête des affaires de France. D'autres pensent au duc d'Orléans, d'autres à la république: enfin, c'est plutôt par le souvenir du passé que par l'existence du présent qu'on a l'idée de la stabilité des choses actuelles. D'un autre côté Murat se retire et décidément n'a trouvé personne pour lui en Italie. — Je donnerais tout au monde, monseigneur, pour savoir quel parti Votre Altesse royale compte prendre, car si elle se rapprochait des Pays-Bas, j'irais certainement la voir. — Louis XVIII a plutôt laissé des regrets qu'un parti, cependant son nom avec un autre lieutenant-général aurait encore de l'influence. Il n'y a plus de trace d'insurrection dans le midi, mais cependant c'est de ce côté que les étrangers seraient le mieux vus. Mon fils est à Paris, mais dans quelques jours il viendra et il aura l'honneur de vous écrire.

Ilmenau. Alfred Götze.

Kleinere Mitteilungen.

Phonogramme in römischer Mundart.

Die hier erwähnten Phonogramme 66, 72, 73, 74 und 81 aus dem Archiv des Phonetischen Laboratoriums der Universität Hamburg sind von mir bereits im Jahre 1916 aufgenommen. Sie bilden zwei doppelseitige Platten und eine einseitige Platte von 25 cm Durchmesser und sind auf jeder Sprechmaschine mit einer Stahlnadel spielbar.

Sie enthalten einige Stücke in römischer Mundart; der Sprecher bin ich selbst. Ich wurde am 4. Oktober 1878 in Rom geboren und bin dort aufgewachsen und erzogen bis zum Alter von zwanzig Jahren. Dann kam ich nach Deutschland, wo ich bis heute ununterbrochen blieb, ausgenommen einen dreijährigen Aufenthalt (1902—1905) in Frankreich. Mein Vater ist in Ligurien, meine Mutter in Toscana beheimatet. Die erste Sprache, die ich gesprochen habe, ist eigentlich toskanisch. Sobald ich aber im Kindergarten, in der Volksschule und im Gymnasium mit Römern in Berührung kam, gewann das Römische die Oberhand. Indessen bin ich aber heute noch in der Lage, mit derselben Leichtigkeit toskanisch und römisch zu sprechen.

Ich möchte durch diese Phonogramme den deutschen Romanisten ermöglichen, die römische Mundart mehr als bisher zum Gegenstand der Forschung und des Unterrichts zu machen. Obwohl sie seit dem 16. Jahrhundert stark toskanisierend ist, weist sie doch, geschichtlich betrachtet, interessante und belehrende Seiten auf.

Natürlichkeit ist in erster Linie angestrebt worden. Die Wiedergabe ist daher nicht immer besonders stark, weil die Berücksichtigung des Inhalts kein lautes Sprechen bei der Aufnahme zuließ.

Ich habe nicht danach gestrebt, in nachstehenden nach dem Gehör vorgenommenen Transkriptionen alle Feinheiten anzugeben. Erstens ist das überhaupt durch Schriftzeichen nicht zu erreichen, und dann wären noch mehr Buchstaben oder diakritische Zeichen erforderlich gewesen, ohne daß dadurch der Deutlichkeit oder Genauigkeit wesentlich geholfen wäre.

Diese für Seminarübungen bestimmten Transkriptionen sollen dem Zuhörer eine Unterlage bieten, worin nur die wichtigsten Erscheinungen der Lautfarbe und Dauer dargestellt sind. Der Maschine liegt die Aufgabe ob, das Gedruckte zu beleben. Ihrer Unvollkommenheit wegen kann sie aber diesem Zwecke nicht in vollem Umfange entsprechen. Ich mache daher auf folgendes aufmerksam:

Der Stimmklang römisch Sprechender ist meistens stark genäselt.

Die Zeichen *p, t, k* stellen halbstimmhafte, ja manchmal stimmhafte orale Verschlußlaute dar, wenn sie zwischen zwei Vokalen stehen. Sonst bezeichnen sie stimmlose Verschlußlaute, besonders wenn sie mit einem : (lange Dauer, vgl. unten) versehen sind.

Es stellen *m* und *n* vor *f* und *v* eine labiodentalis und *n* vor *k* und *g* eine velaris dar.

Die Zeichen *ŋ* (mouilliertes n), *š* und *j* (Engelaute), *ts, dz, tš* und *dž* (Halbokklusive) stellen stets lange Laute dar, wenn sie intervokalisch sind.

Der Engelaut *s* kommt nur stimmlos vor; er wird zu *ts* nach einem Konsonanten.

Das Zeichen *c* stellt einen Engelaut dar, der wohl *š* ähnlich aber bedeutend schwächer und kürzer ist. Dieser Laut kommt nur intervokalisch

und kurz vor, steht er aber im Satz hinter einem Vokal, der die Verlängerung des folgenden Konsonanten verursacht, so wird er zu *tš* (z. B. *la cenere*, aber *porto tšenere*).

Nur übermäßig lange Dauer wird angegeben, und zwar durch :. Vokal vor langem Konsonanten oder vor zwei Konsonanten ist, wie im Toskanischen, kurz.

| bedeutet eine kurze, ‖ eine längere Pause.

Der Stärke-Akzent konnte aus drucktechnischen Gründen nicht bezeichnet werden, wird aber durch die Sprechmaschine ausreichend gut wiedergegeben.

Platte 66. — Die erste Aufnahme — un detto de detto — enthält ein von Belli am 5. Juni 1837 verfaßtes Sonett (vgl. Seite 118 der von Morandi besorgten 3. Auflage sämtlicher Sonette von Belli). Der Dichter hat gehört, daß der damalige Papst recht viel trinke, und entschuldigt ihn, allerdings in satirischem Tone. (Dauer 55″.)

Die zweite Aufnahme — certe parolè latine — bildet ein ebenfalls von Belli am 23. September 1836 geschriebenes Sonett (vgl. a. a. O. S. 20). Der Dichter wohnt in Terni einem kirchlichen Fest bei und hört einige lateinische Worte. Er fragt einen biederen Landpriester nach ihrer Bedeutung und erhält eine verkehrte Antwort. Da er auf eine weitere Erklärung drängt, so wird der in Verlegenheit geratene Priester ungeduldig und weist ihn zurecht. (Dauer 53″.)

Platte 72. — Das erste Stück — Ggiggetto e Oreste — enthält die Unterhaltung zwischen zwei römischen Kaufleuten, die sich nach langer Trennung wiedersehen und sich über Gesundheit, Geschäfte, Freunde usw. unterhalten. Dieses Gespräch ist von mir selbst verfaßt und vom Blatt abgelesen. (Dauer 1′ 19″.)

Das zweite Stück — Maria Ggiulia — ist ein seiner Melodie nach angedeuteter Kinderreigen; obwohl volkstümlich und verbreitet, enthält er einige Wörter aus der Schriftsprache: dormendo (*dormen:o*), bacino (*bacet:o*), offende (*of:en:e*). (Dauer 44″.)

Platte 73. — Das Stück — er zermone de Natale — ist eins der zahlreichen Weihnachtsgedichte, die — wenigstens früher — während der ganzen Christwoche nachmittags in der Krippengrotte der Kirche Santa Maria in Aracoeli von Kindern vor dem Bambino santo, oder auch vor Eltern, Verwandten, Gästen vorgetragen wurden. Auch dieses Gedicht enthält Wörter aus der Schriftsprache: prende (*pren:e* oder *pija*), suoi (*sui*), bel'i[1] (*bel:i* oder *bel:*), ok:ini (*ok:iet:i*), fantšul:i (*regatsi* oder *regatsini*).

Das zweite Stück — ggira tonno — ist ein seiner Melodie nach angedeuteter Kinderreigen. (Dauer 46″.)

Das dritte Stück — l'appuntamento — ist von mir verfaßt und bei der Aufnahme abgelesen worden. Zwei Jungen haben sich ein Stelldichein gegeben, um zum Aalfang zu gehen. Der eine kommt morgens früh und ruft den anderen, und da dieser nicht gleich antwortet, so fährt er fort zu rufen. Schließlich kommt der Vater und macht dem Jungen heftige Vorwürfe, daß er so furchtbar schreie und keine Rücksicht auf die Nachbarn nehme. Es stellt sich nun heraus, daß der andere Junge schon lange fort ist, weil die Zeit des Stelldicheins bereits vorbei war. Die Uhr des einen war stehengeblieben. Der zu spät Eingetroffene macht sich nun eiligst auf den

[1] *l'* = mouilliertes *l*.



Weg, um den Aalfang nicht zu versäumen. Der Vater des Freundes ruft ihm noch nach, er solle ja dafür sorgen, daß sein Sohn zu Mittag pünktlich zu Hause sei, sonst werde er ihn züchtigen und ihm auch kein Essen geben. (Dauer 1′ 27″.)

Platte 74. — Das erste Stück — all' osteria — habe ich aus der 1840 in Rom veröffentlichten Schrift 'Una giornata de carnovale a Roma' von A. B. R. (angeblich Alessandro Barbosi) abgelesen. Der Dichter führt uns durch das Rom der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts und zeigt uns die Straßen, in denen sich zahlreiche Masken bewegen, die singen und vergnügt sind. Der Dichter wird bald müde, stärkt sich in verschiedenen Kneipen und singt das Lob des Weines sowie der Tarantella. Dann läßt er uns einer Serenade und kurz darauf einem furchtbaren Streit beiwohnen. Um nicht in diesen verwickelt zu werden, flüchtet er mit seinem Freunde in eine neue Kneipe, wo ein Improvisator etwas zum besten gibt. Diesen dichterischen Erguß habe ich aufgenommen. Er stellt die klassische Kneipszene aus dem römischen Volksleben dar: zwei junge Männer zanken sich aus Eifersucht, geraten in Wut, verlassen die Kneipe und greifen zum Messer; der eine wird getötet. Der Sieger entzieht sich der Polizei durch schleunigste Flucht. (Dauer 2′ 44″.)

Das zweite Stück — spassatempo — sind Scherzverse, wie man sie beim Spielen mit kleinen Kindern sprechen hört. (Dauer 12″.)

Zuletzt folgt ein kurzes Gebet — preghiera —, das von Kindern vor dem Zubettgehen gesprochen wird. (Dauer 8″.)

Platte 81. — Der Inhalt ist eine altbekannte Tarantella, in der einer der zahlreichen Kutscher, die früher in bunten Wagen den Wein aus der Umgebung nach Rom brachten, der Angebeteten gegenüber seine Vorzüge, seinen Reichtum, sein Pferd, seinen Hund usw. preist. (Dauer 1′ 47″.)

Von derselben Tarantella habe ich nur die ersten Verse gesungen, denn die Melodie ist ziemlich eintönig und wiederholt sich bis ins Unendliche. (Dauer 31″.)

Platte 61. — Diese Platte wird nur der Vollständigkeit halber genannt, denn sie ist mit Pathé-Schrift aufgenommen und kommt daher nur für Apparate in Betracht, die eine dazu passende Schalldose besitzen. Außerdem ist sie mißlungen und zu schwach in der Wiedergabe, zumal die schwere Pathé-Schalldose starke Nebengeräusche verursacht.

un dẹt:ọ dẹ dẹt:ọ ‖

ọ s:ẹntitọ mọ p:rọpĭọ dẹ risbartsọ ‖ — *ma:* | *mọska vẹ* ‖ *nu m:ẹ [nẹ]*[1] *fatẹ ŭtọrẹ* ‖ — *kẹ l:uĭ* ‖ *su santita* ‖ *nọstrọ siŋọrẹ* ‖ — *spẹs:ọ* | *sẹ skọla* | *un kŭartarọlọ skartsọ* ‖ — *sara f:ortsĭ una carla kan:ọ spartsọ* ‖ — *sib:ẹ* | *kŭan:ọ ẹr tsantọmọ sta d:umọrẹ* | — *um bik:ĭẹrẹ dẹ kŭẹl:ọ pĭu m:ịjọrẹ* | — *jẹ va dž̆u k:ọmẹ ŭn dž̆uramentọ fartsọ* ‖ — *ẹ p:ọ:ĭ* ‖ *sẹ sa* ‖ *lẹ fẹstẹ dẹ natale* ‖ — *lẹ paskŭẹ* | *kẹ s:ọ iọ* ‖ *li kọrpus dọm:ini* ‖ — *ẹr kristĭanọ* | *lọ vọ k:ŭarkẹ b:ukalẹ* ‖ — *dunkŭẹ a n:ọĭ* | *nun sta b:ẹnẹ ẹr kritikal:ọ* ‖ — *pẹrkẹ* | *ẹr papa* | *ẹ ŭn gran rẹ d:e galantọm:ini* ‖ — *si b:ẹrẹ* ‖ *ẹ sẹŋọ kẹ tš̆a f:at:ọ ẹr kal:ọ* ‖

tšẹrtẹ parọlẹ latinẹ ‖

una cẹ nọ p:uriọ | *kŭasi kọmpaŋa* ‖ — *kŭan:ọ an:aĭ kọr padrọn dẹ tsi pacifika* | — *a t:ẹrni* | *indọvẹ ẹr marmọ sẹ pĭẹtrifika* | — *ẹ p:ọ a s:isi* | *ẹ a la*

[1] Im Text vorhanden, aber vom Sprecher übersehen.

fïęra dę b:ęvaŋa ‖ — in kïęsa | dǫpǫ[1] *ęr kantǫ dęr maŋifika | — diman:aĭ a um prętǫtsǫ*[2] *dę kampaŋa ‖ — küer parǫlǫnę | fęci miki maŋa | sǫr artšiprętę mio | kǫsa siŋifika? ‖ — lab:atę | ję pijǫ ün tantin dę tǫs:a pǫĭ dis:ę ‖ feci miki maŋa fijǫ | — vǫ d:i n vǫrgarę ‖ mę lan:ǫ*[3] *fat:a grǫs:a ‖ — dikǫ ‖ ę k:ǫsa ja f:at:ǫ ę | sǫr kuratǫ? ‖ — ǫ: | tšęrti tasti ‖ dicę ‖ iǫ vę kǫntsijǫ — dę nun tǫk:al:i ‖ ę k:üer kę statǫ | ę statǫ ‖*

džidžęt:ǫ | ę ǫręstę ‖

varda ki s:arivędę | a džidžę | ę k:ǫmę staĭ? ‖ — u: ǫręstutšǫ | ę n:un tšę m:alę | ę t:ę? ‖ — iǫ stǫ b:ęnǫnę | ma d:im:ę m pǫ | ę a k:asa? ‖ — stat:ę tsit:ǫ | nu m:ę nę parla ‖ mi mǫję tša tšęrti dǫlǫri rumatici | kę l:ęvętę dę k:üa ‖ ęr pupǫ męt:ę li denti ‖ — küantǫ mę dispiacę | ę ęr mędikǫ kę d:icę? ‖ — ma k:ę m:ędikǫ | fam: ęr pĭacęrę | nu m:ę nę parla d:ę sta ratsa b:ǫja | unǫ | pędžǫ dęl: antri | — arikǫrdętę ke tšaĭ radžǫnę mika nǫ | lantran:ǫ cę naves:imǫ unǫ | kę n antrǫ pǫ tšav:ęlęnava a mę | ę a m:i mǫję | mbę | kę tšę vǫ fa? | tšę vǫ p:atsĭentsa | ę laf:ari kǫmę van:ǫ? — ę: | küęl:i | gratsiad:iǫ van:ǫ b:ęnę ‖ avantĭęri feci n af:arutšǫ a f:raskati prǫpiǫ kǫ li fïǫk:i nun tšę k:e d:i | dǫmęnika pas:ata ręn:ęt:i na muk:ĭa dǫjǫ a tšęrti milanęsi | ǫdži mę vǫ v:ęni a t:rǫva n tsęntsalę | ę s:ĭ an:amǫ dak:ǫrdǫ | sę trat:a dę parek:ĭę cęntinara ‖ — mę fa p:ĭacęrę | ma d:im:ę m pǫ | tšaĭ nǫtitsĭę dę tǫtǫ? ‖ — ma skrit:a na lęt:era | kę sta b:ęnę | ma k:ę ję mankęnǫ li b:ajǫk:i pę m:ęt:ę su n:ęgǫtsĭǫ | b:ǫna | lantifǫna | si k:rędę kę k:üer mik:ǫ a d:ajęli sǫ iǫ | sę sbajǫ ‖ — o: mǫ p:arli b:ęnę da v:ero[4] *| sa ‖ arikǫrdętę kę k:üęl:ǫ ę sfǫn:atǫ | pĭu ję nę daĭ | ę p:ĭu n:e spęn:ę ‖ prima kę p:artis:ę | ję pręstaĭ trenta liręt:ę ‖ tę laridǫ fra na sęt:imana mę dis:ę | tšǫ da riskǫte na kam:ĭalę | ę ap:ęna cǫ li b:ajǫk:i i m:ano | pęntsǫ a t:ę | si t:ę salutǫ | kuręję ap:ręs:ǫ | mǫ s:ę lę sküajata | ę s:ulę trenta lirę | cę pǫs:ǫ fa la krǫcę ‖ — ma b:ada kę s:eĭ freskǫnę ‖ tu skrivęję | ę d:ijęnę küat:rǫ | a sti lumi dę luna | trenta liręt:ę | sǫ n kapitalę ‖ — aĭ radžǫnę ‖ — ma adęs:ǫ mę la sküajǫ | ęk:ǫ ęr tram:ę dę santa krǫcę | tę salutǫ ‖ — a džidžę | ę f:at:ę vędę | — nun dub:ita | ap:ęna sǫ l:ib:ęrǫ tę vęngǫ a t:rǫva | — tšę kǫntǫ | b:ǫja ki m:anka ‖.*

maria džulia ‖

b:ęl:a kę d:ǫrmi — su l:ęt:ǫ dę fïǫri | — ricęvi dǫrmęndǫ — um bacinǫ damǫr | — um bacǫ pǫ ǫf:ęndę — la kara b:ambina | — ǫ p:ǫverina — ĭndǫvę stara ‖ — in kam:ęra sǫla — sikur a p:ęt:inas:ę — ęl tšuf:ęt:in a f:as:ę | — la kara mam:a ‖ — mari:a džulĭa — dindǫve sęi vęnuta | — artsa lǫk:ĭ ar tšęlǫ — fa ün tsartǫ fan: un antrǫ | — fa l:a[5] *riverentsa — fa l:a*[5] *pęnitentsa — lęvętę ęl kap:ęl:ęt:ǫ — da üm bacǫ | a k:i t:ę la d:ęt:ǫ ‖*

ęr tsęrmǫnę dę natalę

stanǫt:ę a m:ędzanǫt:ę | — ę n:atǫ um bęr bambinǫ | — bĭankǫ | rǫs:ǫ | ę r:itšęt:inǫ | — sua madrę lǫ pręndę | linfaša | — ję strindžę ĭ suǫĭ pĭędini | — miratę | kę b:ęlĭǫk:ini ‖ — džęsu | ę n:atǫ ĭn una kapan:ęl:a | — intsĭęmę ar bǫvę | ę al:asinęl:a | — kǫ džusęp:ę | ę k:ǫ m:aria | — ǫ: | kę n:ǫb:ilę kǫmpaŋia ‖ — kĭędǫ skusa a l:ǫr tsiŋǫri | — sĭ ǫ d:ęt:ǫ küarkę ęrǫrę | — ma

---

[1] Variante für *dǫp:o.*

[2] Der Sprecher sagt zuerst *a um prę,* merkt aber, daß er sich versprochen hat und verbessert sich.

[3] Anstatt — wie im Text — *la f:at:a.*

[4] Anstatt *da vęrǫ;* der Sprecher war in diesem Augenblick vom Toskanischen beeinflußt.

[5] Variante für *fa la.*

s:ǫ k:ǫsẹ da fantšul:i — nun tsǫ k:ǫsẹ da dǫt:ǫri | — ẹ n:ǫn kĭędǫ | nẹ ǫrǫ | nẹ ardžẹntǫ | — ma um pǫ d:ẹ rǫb:a dǫrtšẹ | ẹ m:ẹ kǫntẹntǫ ‖

džira džira tǫn:ǫ ‖

džira džira tǫn:ǫ — kaval: impẹra tǫn:o | — kaval:ǫ dardžẹntǫ — kẹ k:ǫsta cinkŭęcẹntǫ | — tšinkŭẹ ẹ tšik:ŭanta | — la gal:ina kanta | — las:ẹla kanta: — la vǫjǫ marita | — jẹ vǫjǫ da tšipǫl:a — tšipǫl: ẹ t:rǫp:ǫ fǫrtẹ | — jẹ vǫjǫ da la mǫrtẹ — la mǫrtẹ ẹ t:rǫp:ǫ skura | — jẹ vǫjǫ da la luna — la luna ẹ t:rǫp:ǫ b:ẹl:a | tšẹ d:rẹntǫ mi sǫrẹl:a — kẹ f:a li b:iskǫt:ini | — pẹ d:al:i a li b:ambini | — li b:ambini stan:ǫ malẹ — stan:ǫ drẹnt a l:ǫ spẹdalẹ | — lǫ spẹdalẹ sta l:as:u | — dajẹ un kartšǫ | ẹ b:ut:ẹlǫ džu ‖

lap:untamẹntǫ ‖

a tǫ:tǫ: ‖ a tǫ:tǫ: ‖ i k:ẹ lǫ pǫs:ẹn am:atsal:ǫ | ẹ k:ẹ ẹ d:ivẹntatǫ sǫrdǫ? ‖ a tǫ:tǫ: ‖ — ẹ f:at:ẹ sǫrti ẹr fĭatatšǫ na b:ǫna rǫrtǫ pẹ t:ut:e | ma la pĭanti? ‖ — iǫ kĭamǫ tǫtǫ | tšẹ sẹmǫ dati lap:untamẹntǫ pan:a a p:ija lẹ cirĭǫlẹ | — ẹ p:ẹ k:ŭẹstǫ tẹ stril:i lanimatša tua | kẹ n:ẹm:ankǫ la vẹrgǫŋa pẹr vicinatǫ | dar mǫmẹntǫ kẹ t:ǫtǫ nun tsaf:atša | ẹ s:ẹŋǫ kẹ n:un tšẹ ‖ — ẹ s:ǫr pankratsĭǫ miǫ | skusatẹ ma n:um pǫ ẹs:ẹ ‖ — ma v:ardatẹmẹ stǫ b:ẹk:amǫrtǫ | mǫ m:e vǫ f:a p:as:a p:urǫ da b:ucardǫ ‖ — a sǫr pankra | ẹ n:un varis-kal:atẹ | kǫmẹ sarẹb:ẹ a d:i | jẹri sẹra cẹ das:imǫ lap:untamẹntǫ pẹ lẹ sẹĭ dẹ stamatina ‖ — ẹ k:ẹ s:anta lucia tẹ kǫntsẹrvi la vista | nu lǫ vẹdi kẹ s:ǫ lẹ sẹt:ẹ? | ma k:ẹ t:ẹ sẹĭ mpẹŋatǫ lǫrǫlǫdžǫ? ‖ — lẹ sẹt:ẹ? | ma k:ǫmẹ? | lǫrǫ-lǫdžǫ miǫ fa lẹ cinkŭẹ ẹ t:rẹ kŭarti | — ẹ s:ẹ rẹdẹ kẹ v:a k:ǫmẹ la kapǫtša tua | — a sǫr pankra | mẹ dispiacẹ linkǫm:idǫ | vẹ salutǫ | mẹ la skŭajǫ ‖ — aǫ: | di a k:ŭẹlo sgangẹnatǫ dẹ tǫtǫ | kẹ s:ĭ a m:ẹdzǫdžǫrnǫ nu sta a k:asa pẹ m:aŋa | jab:ǫt:ǫ ẹr gruŋǫ dẹ sganas:ǫni | ẹ p:ǫĭ cẹ v:idžija ‖

al:ǫstẹria ‖

stavǫ na sẹra li ar pẹl:ẹgrinẹt:ǫ — a šakŭa k:ǫ k:rẹmẹntẹ ẹr macẹl:arǫ | — kŭan:ǫ pas:ǫ la sgrinfia dẹ pẹp:ẹt:ǫ | k a l:armata | ak:utšǫ kŭẹr kartsǫlarǫ ‖ — kŭantǫ jẹ fẹci | ẹmbẹ pǫts:ǫ n gutšẹt:o? ‖ — vẹ sǫ ub:riŋata | dis:ẹ | amikǫ karǫ | — sapẹnẹ nun tsẹ pǫ k:ẹ p:ẹ d:ispẹt:o — l aripǫrtinǫ a p:ẹpẹ | ẹ t:antǫ amarǫ ‖ — fat: ap:ẹna kavẹ stǫ kǫmprimẹntǫ | — mẹ vẹdǫ avanti pẹp:ẹ | kẹ ĭntošatǫ | — mẹ fa d:ẹ pǫsta ‖ dim: um pǫ skǫntẹntǫ | — kẹ v:aĭ cẹrkẹn:ǫ dẹ mori am:atsatǫ? ‖ — iǫ arẹdžẹ num pǫtẹn:ǫ a st atšimẹntǫ — jẹ fǫ | dikǫ ‖ bẹr fijǫ | an:amǫ pĭanǫ | — v avẹs:i da man:a ĭn tsur mǫmẹntǫ — kasǫ kẹ m:aĭ kǫ lẹ b:udẹl:a m:anǫ ‖ — dǫpǫ dit: ak:usi | si aĭ kǫr im pẹt:ǫ | — sẹntsa sta a k:ĭak:ẹra brut:a karǫŋa — an:amǫ | jẹ fǫ | kŭi p:ẹr vikǫlẹt:ǫ | — ka l:itikanẹ a l:ostẹria | ẹ v:ẹrgǫŋa ‖ — kŭan:ǫ kẹ stẹ parǫlẹ avẹrǫ dit:ǫ | — kẹ p:ẹp:ẹ kǫr un dẹtǫ mẹ minatša ‖ — iǫ kẹ dža n:um pǫtẹrǫ sta p:ĭu tsit:ǫ | — pijǫ la pip:a | ẹ jẹ lap:ǫdžǫ m fatša ‖ — al:ǫra pẹp:ẹ ẹr kǫrtẹl:utšǫ katša | — iǫ ag:ŭantǫ nǫ stǫk:ẹt:ǫ kẹ tšavẹrǫ ‖ — nun tẹ fa s:ǫt:ǫ | brut:a marmǫt:atša | — sin:ǫ t:ẹ maŋǫ lanima | dicẹvǫ ‖ — mẹ tira al:ǫra luĭ na kǫrtẹl:ata | — kẹ k:ǫ la kamicǫla la skantsaĭ | ẹ jẹ sǫnai nẹr kǫrẹ na stǫk:ata | — kẹ l:ak:utšaĭ pẹ t:ẹra lak:utšaĭ ‖ — mǫ staĭ frẹskǫ | laĭ fat:ǫ | sarvatǫrẹ | — mẹ fẹcẹ padrǫm pip:ǫ ẹr vašẹl:arǫ | — fudžẹ | fudžẹ | lǫ saĭ mǫ k:arigǫrẹ — cẹ | si n:u skap:i | nun tšẹ p:ĭu arip:arǫ ‖ — al:ǫr artsaĭ lẹ tak:ẹ | ẹ ĭntsangŭinatǫ — a k:asa mẹ n aŋẹdi dẹr padrǫnẹ ‖ — niskǫn:ẹtẹmẹ padrǫn furtunatǫ | kẹ s:in:ǫnẹ mẹ tǫk:a an:a m pridžǫnẹ ‖ — mẹ fa ‖ kaĭ fat:ǫ? | tut:ǫ spavẹntatǫ ‖ — a: na kǫsa dẹ ŋẹntẹ sǫr padrǫnẹ | — šẹ sa k:ǫme sutšẹdẹ | ǫ l:itikatǫ — ẹ sgricilatǫ pẹp:ẹ r mas:itšǫne ‖ — mǫvẹtẹvẹ dẹ mẹnẹ a k:ǫm-pas:iǫnẹ | in tsuf:it:a mẹt:ẹtẹmẹ | in kantina | — sin:ǫ s:ǫ ĭn kasǫ dẹ dis-pẹratsĭǫnẹ — ẹ arisikǫ dan:a a la gajǫt:ina ‖ — luĭ kẹ s:apẹtẹ k ẹra dẹ b:ǫn kǫrẹ | — laĭ fat:a grǫs:a | mẹ dis:ẹ ‖ a la drit:a — mǫ k:ǫmẹ sarimẹdĭa

sarvatorę? | — *pę m:ę* | *vat: an:iskon:ę su ĭn tsǫf:it:a* ‖ — *ę l:inę mę tǫk:ǫ a sta ritiratǫ* | — *dǫp:ǫ dę linę* | *poĭ kǫstituim:ę* | — *ę d:ǫp:ǫ poĭ* ‖ *ma adęs:ǫ pijǫ fĭatǫ* | — *tantǫ sarętę stufi dę sintim:ę* ‖

spas:atęmpǫ ‖

kŭęstǫ | *ę l:ǫk:ĭǫ b:ęl:ǫ* | — *kŭęstǫ ę s:u fratęl:ǫ* | — *kŭęsta ę l:ǫręk:ĭutša* | — *kŭęsta ę l:a sǫręl:utša* | — *kŭęsta ę l:a b:ǫk:utša* | — *kŭęstǫ ę r kampanęl:ǫ* — *kę f:a d:indǫ* ‖

pręgĭęra ‖

ǫ džęsu | *damǫrę atšęsǫ* | — *nun tavęs:i maĭ ǫf:ęsǫ* ‖ — *ǫ m:iǫ karǫ ę b:ǫn džęsu* | — *nun tę vǫjǫ ǫf:ęn:ę pĭu* ‖.

tšęk:ǫ ęr karęt:ĭęrę ‖

ęk:ǫ ap:untǫ nęna mia — *na parǫla* | *in kǫrtęsia* — *vǫręi dit:ę s aĭ pĭacęrę* ‖ — *iǫ sǫ tšęk:ǫ ęr karęt:ĭęrę* — *kę n:ǫn usa a f:a v:ǫlatę* | — *ma k:ŭatrini ca a p:alatę* ‖ — *tęngǫ dǫrǫ li sak:ęt:i* | — *tšǫ t:ręcęntęs:ęĭ karęt:i* | — *ę d:ę pĭastrę kǫlǫn:ati* — *frantšęskǫni* | *ę d:ę džijati* | — *kǫlǫn:atĭ ę b:avaręsę* | — *ka k:ǫntal:i cę vǫ m:ęsę* ‖ — *li tręcęntǫ ę s:ęĭ karęt:i* — *kę t:ę dis:i* | *sǫ p:ęr-fęt:i* | — *tut:i b:ęnę ękŭipadžati* — *dę b:arili karikati* | — *kǫ n:ǫvantasęĭ kaval:i* — *kę n:un fęcęrǫ maĭ fal:i* ‖ — *ka t:ira v:ęntį b:arili* — *van:ǫ suli kampanili* | — *tšǫ nkanǫlǫ miǫ lupęt:ǫ* | — *kęr gŭardian dęr miǫ karęt:ǫ* | — *kŭan:ǫ dǫrmǫ* | *a b:ęl:a pǫsta* — *fa f:atša ę f:rǫntę a k:i s:ak:ǫsta* ‖ — *tšǫ na faša dę sęta turkina* — *kę m:e cę krǫpǫ tut:a la skina* ‖ — *dę fats:ǫlęt:i dę sęta pǫntsǫ* | — *ę anęl:i dǫrǫ cę nǫ nkǫm:ǫ* ‖ — *tšǫ nkaval:ǫ miǫ* | *kę v:ǫla* — *kǫ t:re k:ŭartĭ a dzagarǫla* ‖ — *tęmpǫ skurǫ ǫ tęmpǫ nęrǫ* | — *nun fa b:rǫk:ǫli davęrǫ* ‖ — *kŭan:ǫ vĭadžǫ pęr arbanǫ* — *pę m:arino ę p:ę džęntsanǫ* | — *kŭan:ǫ arivǫ a sti pagsi* | — *tut:ĭ a m:ę m:ę sǫ k:ǫrtęsi* ‖ — *nęr vędęm:ę da lǫntanǫ* | — *lę rigatsę a m:anǫ a m:anǫ* — *tut:ę vĭęngęnǫ a t:rǫvam:ę* — *riverim:ę ę s:alutam:ę* ‖ — *malap:ęna sǫ arivatǫ* — *dan:ǫ a m:ęnę*[1] *ęr bęntǫrnatǫ* ‖ — *kŭan:ǫ smǫntǫ dar karęt:ǫ* | *vĭę d:a mę ŋi pǫvęręt:ǫ* | — *pęr avę k:ŭarkę ristǫrǫ* | — *ę d:ǫ a ǫŋunǫ* | *nǫ skudǫ dǫrǫ* ‖ — *aĭ da vędę nęna mia* | — *kŭal ę m:aĭ la kǫrtęsia* — *kę m:ę fan:ǫ ĭ padrǫnali* | — *ma k:ǫ t:antǫ dę stivali* ‖ — *ǫra kŭęstǫ* | *ęd ǫra kŭęl:ǫ* — *mę kǫnducę ar tsu tinęl:ǫ* ‖ — *dęr bǫn vinǫ* | *a k:ŭęr mi fǫnę* — *fǫ m:ęręn:ę k:ǫlatsĭǫnę* ‖ — *dǫpǫ avę b:ę m:aŋatǫ* | *sǫ d:a tut:i litigatǫ* ‖.

Hamburg. P a n c o n c e l l i - Č a l z i a.

Marder und Mahre (Mahrt).

In Brandenburg heißt es, der Alp (= Mahre) erscheine in Gestalt eines Marders. W u t t k e - M e y e r, Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart S. 272 spricht die Vermutung aus, dieser Glaube sei sekundär durch volksetymologische Umdeutung des Wortes 'Mahre' entstanden.[2] Für den pri-

[1] Der Sprecher sagt zuerst *mę*, dann verbessert er sich und sagt richtig *a m:ęnę*.

[2] Auch O. T o b l e r, Die Epiphanie der Seele in deutscher Volkssage S. 51, Anm. 2 hält 'Marder' für eine volksetymologische Neuerung aus 'Mahrt' und führt folgende Stelle aus K u h n, Märkische Sagen S. 47 an: Ein Bauer aus Grävenitz beschließt, den 'Mahrt' zu fangen. Das gelang ihm auch, und er sah nun, daß er vier Beine hatte und ganz wie ein gewöhnlicher Marder gestaltet war. Nach S a r t o r i (Zf. des Vereins f. rhein. u. westf. Volksk. XVII, S. 48) sagte man in Asseln (Kr. Dortmund): De Nachtsmâte ritt mi, wobei mâte als 'Marder' gedeutet wurde.

mären Charakter dieses Alpglaubens spricht jedoch die Tatsache, daß in der Franche-Comté die beliebteste Erscheinungsform des Alps, der sich anderswo als Katze, Hund, Maus, Kröte usw. zeigt, der dem Marder so nahverwandte Iltis ist.[1] Bei Beauquier, Faune et Flore populaire de la Franche-Comté I, S. 171 heißt es: Si vous avez le cauchemar, c'est la moitié du temps parce qu'un *ptô* (putois) est venu se coucher sur votre poitrine. Ferner heißt ein freundlicher Hausgeist in Belluno (Venezien) *martorel,* was nichts anderes heißen kann als 'kleiner Marder'. (Vgl. Arch. delle trad. pop. IV, S. 581: Il martorel che si fa vedere vestito di bianco invita i bimbi a sè e cerca di portarli vía dicendo loro: 'Vignè quà tosàt, che ve darò panee lat.') Zu allem Überfluß findet sich noch in der Oberpfalz ein als Kinderschreck fungierendes mythisches Wesen, der Katzenmardel (vgl. Heeger, Tiere im pfälzischen Volksmunde, 2. Teil, S. 20). Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Katze eine hervorragend mythische Bedeutung hat. 'Katzenmardel' ist genau gebildet wie altfranz. (u. dial.) *chafouin* = *chat* + *fouin(e)* 'Marder' (vgl. noch prov. *cat-fouin,* katal. *gat-fagi*). Ähnlich *chat-putois* (Berrich.), prov. *cat-pudis,* gen. *gatto spusso,* Sainéan, Beiheft zur Zf. f. rom. Phil. I, S. 41, Rolland, Faune populaire de la France I, S. 56 ff. u. VII, S. 130 ff. — Hiermit vergleichen sich deutsch (Leithäuser, Volkskundliches aus dem Bergischen Lande: I. Tiernamen im Volksmunde s. v. Iltis) *üllekatte, ellekatte, fürkatze, feuerkatze* (mit falscher Verhochdeutschung: *für* = lat. *furo* = franz. *furet* = deutsch *Frettchen*). Für 'Marder' vgl. a. a. O. *ielekatte.*

Ein Beweis für die mythische Bedeutung von Iltis und Marder ist das gelegentliche Namensverbot für diese Tiere. So heißt der Iltis (*putois*) in Méry-sur-Seine (Rolland, op. cit. VIII, S. 134) kurzweg *la bête,* ebenso der Hausmarder in verschiedenen Gegenden Frankreichs (Rolland, op. cit. VIII, S. 137). Auch *puant* für *putois* (Rolland, op. cit. I, S. 56) scheint auf Tabu zu beruhen, obwohl im Grunde dasselbe bedeutend (*putois* > *pūtĭdus* 'stinkend'). Ebenso wird der Marder im Bergischen gelegentlich 'Tier' genannt (Leithäuser, a. a. O. S. 23). Auch in Sardinien muß dem Marder[2] mythische Bedeutung zukommen, wie aus folgender Stelle in Deleddas Roman Cenere S. 142 hervorgeht: *Ad Iglesias* (*Sardegna*) *ci sono i vampiri e le faine.* Aus der Zusammenstellung mit den Vampiren läßt sich schließen, daß die *faine* (Marder) Druckgeister sind.[3]

---

[1] Anders verhält es sich mit engl. *nightmare* 'Alp' (*mare* 'Mahre' gleichlautend mit *mare* 'Mähre'). Die im New Engl. Dict. angeführten germ. Formen wie z. B. mndl. *nachtmare* — *maere* zeigen Angleichung an 'Mähre'. In der Tat ist das Pferd eine häufige Alpepiphanie. So erscheint der Alp nach niederschlesischem Volksglauben (um Glogau) als Nachtpferd (Drechsler, Sitte, Brauch, Volksglaube in Schlesien II, 175).

[2] Ob die unter dem Namen *martes* namentlich in Zentralfrankreich bekannten Feen (Sébillot, Folklore de France I, 315 u. passatim) als 'Marder' zu deuten sind, scheint mir fraglich. Die Schilderung ihres Äußeren — grandes femmes brunes — deutet eher auf *Mart-em.*

[3] Für eine mythische Wertung des Iltis spricht außer der von Nemnich in seinem Polyglottenlexikon (18. Jahrh.) gebuchten Bezeichnung *Teufelskind* der Name *Hausunk* (Bechstein bei E. v. Martens im Zool. Garten XI, S. 275), der sonst für die Hausschlange gilt, der die Rolle eines Schutzgeistes beigemessen wird (vgl. Verf. in Wörter u. Sachen

Sehr verlockend wäre es nach alledem, den ndd. Koboldnamen[1] *Ulk* (von Ems bis Oder gebräuchlich, nach Tobler, op. cit. S. 9) mit *ulk* = Iltis zu identifizieren (vgl. Sundermann in den Ostfries. Jahrb. I, S. 89). A. Lasch macht mich freundlich darauf aufmerksam, daß bereits J. ten Doornkaat-Koolman in seinem Wb. der ostfriesischen Sprache diese Zusammenstellung gewagt hat, äußert aber dagegen Bedenken wegen des Alters des Wortes. Auch F. Ranke verhält sich (brieflich) gegen diese Identifizierung skeptisch.

Klagenfurt. R. Riegler.

VI, S. 196 ff.). Solche merkwürdige Übertragungen von Tiernamen sind nichts Seltenes: vgl. umgekehrt im Drautal *wîsele* für die Eidechse (Dalla Torre, Die volkstümlichen Tiernamen in Tirol und Vorarlberg S. 26).

[1] Über die Wesensgleichheit von Kobold und Alp vgl. Laistner, Rätsel der Sphinx II, 279.

Sitzungsberichte

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1924.

Sitzung vom 8. Januar 1924.

Herr Wolff spricht über das *Deutsche Barockdrama.* Einige Bemerkungen zu dem Vortrage, der jetzt in dem Buche 'Geschichte des deutschen Dramas', herausgegeben von Rob. F. Arnold, 1925, gedruckt vorliegt, machen die Herren Brandl und Aronstein.

Herr Winkler-Innsbruck, Herr Kuen-Innsbruck und Herr Toll werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Langenfelt wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 22. Januar 1924.

Herr Paul Schmidt spricht über die *Notwendigkeit einer Neuorientierung der Volksliedforschung.* Nach einer eingehenden Kritik der bisherigen Ergebnisse der Volksliedforschung kommt der Vortragende zu dem Schluß, daß die bisherigen Fragestellungen und Arbeitsweisen der Problematik des Volksliedes nicht gerecht werden können. Das Volkslied ist bisher nur nach dem Befunde seiner Texte, also als Volksdichtung gewürdigt worden. Das lebendige Lied bildet aber eine unauflösliche Einheit von Wort und Weise; es wirbt sowohl durch seine poetische Kraft wie durch den Zauber seiner Melodie um Aufnahme beim Volk. Darum wird das Phänomen des Volksliedes erst begriffen, wenn man den Anteil beider Faktoren an der Rezeption eines Liedes, d. h. die Entstehung des Liederschatzes des Volkes, klarstellt. Die Forschung muß also die musikalische Seite des Volksliedes grundsätzlich und ebenso nachhaltig wie seine poetische Seite berücksichtigen. Dann wird man finden, daß die Volkstümlichkeit eines Liedes mehr von seiner Melodie als vom Texte bedingt ist. Das Volkslied als Einheit von Wort und Weise charakterisiert sich in wesentlichen Punkten folgendermaßen: 1. Die Volksweise bildet einen nach Maß und Zahl zu erfassenden plastischen Ausdruck für die Form des Textes. 2. Sie drückt den Inhalt des Textes entweder stimmungssymbolisch oder vorstellungssymbolisch aus, wobei sie meist diejenigen Seiten des Inhalts ergänzend hervorhebt, die im Texte nicht zu ihrem Recht kommen. 3. Das Volkslied löst in seiner musikalischen Darstellung einen begrenzten Kreis immer wiederkehrender Aufgaben; die letzteren charakterisieren den Liederstil der einzelnen Nationen nach seiner inhaltlichen Seite. 4. Das Volkslied entwickelt seine Melodien aus einer kleinen Anzahl von melodischen Grundformeln. Diese bestehen in kurzen musikalischen Phrasen, in denen bestimmte Verhältnisse der dem Volke geläufigen Tonanschauung zur Darstellung kommen. Sie ermöglichen dem Volke die Auffassung und Wiedergabe der Melodiestrophe. Die Fülle der Melodien des deutschen Volksliedes läßt sich etwa auf 60 solcher Grundformeln zurückführen. Ihnen verdankt das Volkslied vorwiegend seine Volkstümlichkeit. 5. Der Text besitzt im Volkslied nur sekundäre Bedeutung; er hat die Aufgabe, Vorstellungsmaterial für die Interpretation der Melodie zu bieten. Infolgedessen trägt alle Volkspoesie, soweit sie ins Volkslied eingeht, impressionistischen Charakter. 6. Der Unterschied zwischen dem Volkslied und den übrigen Bestandteilen des Volksgesangs beruht letzten Endes darauf, daß in diesen der Text in den Vordergrund des Interesses tritt und daß die Wichtigkeit des Begrifflichen die Musik an der Entfaltung ihres eigentlichen Lebens hindert.

Herr Langenfelt wird aufgenommen.

Sitzung vom 12. Februar 1924.

Herr Wagner spricht über die *Anfänge des modernen Romans in Spanien*. Als Begründerin desselben gilt mit Recht *Cäcilie Böhl de Faber* (*Fernán Caballero,* 1796—1877). Der Vortragende schildert eingehend die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Frau, die man kennen muß, um ihr auch als Schriftstellerin gerecht zu werden. Fernán Caballero, die in der spanischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Platz einnimmt, war von Hause aus Kosmopolitin. Sie ist die Resultante verschiedener Kreuzungen und Einflüsse. Sie war Deutsche vom Vater aus, Spanierin von mütterlicher Seite aus; ihre Großmutter mütterlicherseits war Irländerin gewesen; ihre Erziehung war zum guten Teil eine französische. Vom deutschen Wesen ist ihr der sentimentale Einschlag geblieben, das Gemütvolle und manchmal zu Gemütvolle, dazu aber auch ein Sinn für alles Volkstümliche. Das verhinderte aber nicht, daß sie eine echte Spanierin, ja Andalusierin geworden ist, die ein reiches, mit Andalusismen durchsetztes Spanisch schreibt. Ihre ersten literarischen Skizzen schrieb sie auf deutsch; ihr Leben lang drückte sie sich gewandt auf französich aus, und ihren ersten Roman 'La Gaviota' hat sie zuerst französisch geschrieben, ebenso wie ihren späteren Roman 'Elia' und eine Skizze 'L'ex-voto' (s. *Pitollet,* Bull Hisp. IX, 73 ff.). Sie ließ sich stark von der französischen Literatur, besonders von Balzac anregen, wenn sie auch an deren Mangel an Moral Anstoß nahm.

Sie schildert in ihren Romanen und Novellen das andalusische Leben, insbesondere die großen Konflikte des Lebens; unwillkürlich fälscht sie aber häufig infolge ihrer Vorurteile die Natur und wird leicht sentimental. Sie sah es selbst ein und sagte einmal von sich, sie könne eben nur 'arroz con leche' herstellen.

Mit Caballero pflegt man in einem Atemzuge *Antonio de Trueba* (1819 bis 1889) zu nennen; ja, es gab Kritiker, die von den beiden als 'Zwillingsseelen' sprachen. Die Verwandtschaft besteht vor allem in der Gleichheit der künstlerischen Auffassung, in der Hochhaltung der Moral, auch auf Kosten der Wahrheit, dann in der Pflege volkstümlicher Stoffe. Trueba ist der Vertreter dessen, was Menéndez y Pelayo einmal mit einem Anflug von Ironie die 'honrada literatura vascongada' genannt hat. Der Vortragende gibt Proben seiner Lyrik, des 'Libro de los Cantares', das ihn berühmt gemacht hat und in dem er sich bemüht hat, die *lolos* seiner baskischen Heimat in romanzenartigen, melancholischen Strophen auf spanisch nachzudichten.

Wenn Trueba in der Charakterschilderung in seinen Heimaterzählungen weit hinter die Caballero zurücktritt, so hat er doch die Leute und die Gegend seiner Heimat im wesentlichen richtig dargestellt und damit einem größeren Landsmann, *Pereda* den Weg bereitet.

Der Vortragende spricht dann im Anschluß an Caballero noch kurz von *Pedro Antonio de Alarcón* und dem *P. Luis Coloma* und über ihre teilweise Abhängigkeit von Caballero.

Sitzung vom 26. Februar 1924.

Herr Becker spricht über *Antonio Perez,* Minister Philipps II. von Spanien. Nachdem er über sein ereignisreiches Leben in seiner Heimat berichtet hat, geht er besonders auf seinen Aufenthalt in England ein.

Sitzung vom 11. März 1924.

Herr Lewent spricht über '*Ein Kapitel aus der Geschichte des französischen Infinitivs*'. Es handelt sich um den präpositionalen Infinitiv mit 'logischem Subjekt' in Obliquusform. (Typ: afz. il le baignierent por sa color revenir.) Der Vortragende versucht, die Redewendung aus Anlehnung an

den sogen. Acc. c. inf. (nach den Verben der sinnlichen Wahrnehmung usw.) zu erklären, und verfolgt deren Weiterleben bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Alle aus späterer Zeit stammenden schriftfranzösischen Beispiele sind als Archaïsmen zu erklären. Dagegen lebt die Konstruktion in der modernen Volkssprache Nordfrankreichs fort, wofür der Vortragende zur Ergänzung schon bekannter Beispiele eine große Zahl von Beispielen aus französischen Soldatenbriefen der Kriegszeit beibringt. Ein Versuch, den heutigen Bestand des archaïschen und des volkstümlichen Typs psychologisch zu begreifen, bildet den Schluß des Vortrags. — An der Diskussion beteiligen sich die Herren Aronstein, Herrmann und Tiktin.

Zur Aufnahme werden vorgeschlagen Herr Redepenning, Herr Franke.

Sitzung vom 25. März 1924.

Herr Millêquant spricht über '*Le pouvoir expressif des sons — La couleur des voyelles*'. Le conférencier montre tout d'abord que plusieurs organes peuvent s'associer dans l'accomplissement d'une fonction, p. ex. les sensations visuelles peuvent être accompagnées de sensations auditives et réciproquement. Baudelaire dans son sonnet des 'Correspondances' a signalé l'analogie du son, de la lumière et des parfums. Ce 'don des Correspondances' servira d'épigraphe aux œuvres des novateurs de 1885. M. M. cite de nombreux exemples empruntés à Verlaine, H. de Régnier, Rodenbach, Verhaeren, P. Fort, Suarès, O. Mirbeau.

L'analogie du son et de la lumière, de la musique et de la couleur est de nos jours devenue si grande que nous voyons très souvent confondre les deux ordres de sensations auditives et visuelles et les deux arts qui leur correspondent. Les savants ont constaté que pour certaines personnes voir et entendre sont des actes inséparables. Elles ne peuvent jamais percevoir un son sans l'associer à une couleur. Ce phénomène s'appelle 'Audition colorée' ou 'photisme'. Certaines personnes associent à chaque voyelle l'idée d'une couleur, d'autres à chaque nom propre, d'autres à chaque note de la gamme, à chaque tonalité, à chaque instrument de musique, à la musique de tel ou tel compositeur. Dans son livre sur 'L'art au point de vue sociologique' Guyau raconte que Gounod s'est plaint des traducteurs d'opéras: La magnifique cantilène de Faust: Salut, demeure chaste et pure ... traduite en italien devient: Salve, dimora casta e pura ...' et Gounod remarque que 'dans cette sonorité italienne la douceur profonde de sa musique disparaît'. Cette remarque de Gounod montre que chaque voyelle a son caractère esthétique particulier. Becq de Fouquières et M. Grammont ont insisté dans leurs ouvrages sur la signification émotionnelle spéciale qui s'attache aux voyelles et aux consonnes.

On connaît le fameux sonnet de Rimbaud qui donne des nuances aux voyelles. Si les vers du jeune poète ne sont qu'une fantaisie ou une mystification, nul ne conteste aujourd'hui les affinités de sons et de sentiments.

Après avoir parlé de la couleur des voyelles et montré que chez certaines personnes l'audition colorée n'est qu'une illusion, une suggestion, une influence de la voyelle qui se trouve dans le nom de la couleur (p. ex.: e gelb, o rot, a = noir [nwar] pour Rimbaud), M. M. lit une explication du 'Sonnet des Voyelles' donnée par E. Gaubert dans le Mercure de France de Nov. 1904. D'après Gaubert, en associant des couleurs aux voyelles, Rimbaud aurait été influencé par un abécédaire du temps, naïvement illustré où les voyelles ont justement la même couleur que celles désignées par Rimbaud dans son fameux sonnet (A noir, E jaune, I rouge, U vert ...).

Un autre poète R. Ghil dans son Traité du Verbe, après avoir assimilé les voyelles aux couleurs, va jusqu'à affirmer qu'il existe un rapport constant entre les sons vocaux et les sons instrumentaux. Le poète devra pro-

céder comme le musicien. Celui-ci pour exprimer tel ou tel sentiment se sert de tel ou tel instrument, celui-là se servira des sons vocaux qui correspondent à tel ou tel instrument. Cette curieuse théorie que R. Ghil a été seul à professer tendait à faire de la poésie plus encore que l'art mallarméen ou celui de certains symbolistes, une langue hiératique, l''art abscons' par excellence.

Cependant en insistant sur la valeur du son des mots Rimbaud et R. Ghil à sa suite favorisèrent les tendances nouvelles de la poésie. Il serait téméraire de nier que ces affinités de sons et de couleurs, de sons et de sentiments ont depuis Rimbaud et Verlaine transformé l'idéal esthétique de la poésie française et justifié le propos de Taine: 'Avant cinquante ans la poésie se dissoudra dans la musique'.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Kuttner, Becker, Fuchs, Ludwig und Engwer.

Die Herren Redepenning und Franke werden aufgenommen.

Sitzung vom 8. April 1924.

Herr Freund berichtet über *England after War, A Study by Charles F. G. Masterman*, London, Hodder & Stoughton (1922). Der Verfasser, dem wir eine der besten Schilderungen der gesellschaftlichen Verhältnisse Englands vor dem Kriege verdanken (The Condition of England, 1909), will in diesem neuen Werke ein Gegenstück und eine Fortsetzung seiner früheren Untersuchung geben, indem er die Wirkung der größten weltlichen Katastrophe, die die Menschheit seit dem Fall Roms betroffen hat, auf die soziale Entwicklung Englands darstellt. Nach dem einleitenden ersten Kapitel, das das allgemeine Fazit des Weltkrieges zieht, erkennen wir in drei folgenden Kapiteln (The Passing of Feudalism — The Plight of the Middle Class — Labour) die Dreiteilung der englischen Bevölkerung wieder, die der Untersuchung von 1909 zugrunde lag (The Conquerors — The Suburbans — The Multitude). Für diese drei Hauptschichten der englischen Bevölkerung ergibt sich folgendes Nachkriegsbild: 1. Das englische Feudalsystem, das mit dem Jahre 1066 beginnt, hat mit der Marneschlacht im Jahre 1914 sein Ende erreicht: der Weltkrieg hat die Blüte des englischen Adels hinweggerafft, und infolge der erdrückenden steuerlichen Belastung des Grundes und Bodens vollzieht sich im Landbesitz Englands die größte Umwälzung, die seit der normannischen Eroberung stattgefunden hat. 2. Der Mittelstand ist durch die beengenden Sorgen im täglichen Kampf ums Dasein geistig auf das denkbar niedrigste Niveau herabgedrückt. 3. Bei allem Tiefstand der Volksbildung ist aus der Arbeiterklasse noch am ehesten eine Genesung des englischen Wesens zu erhoffen; diese Hoffnung gründet sich auf die der englischen Arbeiterschaft innewohnenden und immer wieder bewährten Charaktereigenschaften, vor allem ihren natürlichen Takt, ihre Hilfsbereitschaft und ihr Solidaritätsgefühl: 'I do not envy the Englishman who has no pride in the working classes of England' (S. 120). — Die übrigen Kapitel des Buches behandeln außer den Zeitproblemen: Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Kriegsgewinnlertum und Geburtenrückgang auch den englischen Patriotismus, das religiöse Leben innerhalb und außerhalb der Staatskirche und — eine der Hauptquellen aller kulturhistorischen und soziologischen Erkenntnis — die zeitgenössische Schönliteratur (Chapter IX, How it Strikes a Contemporary). Eingehender als Masterman, der in diesem Kapitel Richtlinien für die Heranziehung und Ausbeutung der Literatur zur Erforschung des Zeitgeistes verzeichnet, bespricht der Vortragende die Bedeutung der folgenden Werke für die Erkenntnis der geistigen Verfassung der englischen Gesellschaft während des Krieges und nach dem Kriege: *Mr. Britling Sees It Through* von H. G. Wells; *The Roll Call*, *The Pretty Lady* und *Mr. Prohack*

von Arnold Bennett; *The Forsyte Saga*, besonders *To Let*, von John Galsworthy; *Heartbreak House* von Bernard Shaw. Besondere Beachtung verdient die Feststellung Mastermans, daß die kulturgeschichtlich wichtigsten Ausdrucksformen der Literatur, der Roman und die Lyrik, keine echte Inspiration aus dem Kriege geschöpft haben und daß der große Sieg in England unbesungen geblieben ist, wie er auch dem geistigen Leben der Nation keinerlei höhere Schwungkraft verliehen hat. Der Vortragende möchte in diesem Eingeständnis gern den Keim einer richtigen Einschätzung des bleibenden Endergebnisses des Weltkrieges auf englischer Seite erkennen.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Kuttner, Gade, Aronstein, Herzfeld.

Sitzung vom 29. April 1924.

Herr Spies spricht über *'Euphemismus und Kultur im Englischen'*. Einleitend wurde die Prinzipienfrage der 'Kulturbegründung' sprachlicher Erscheinungen unter Hinweis insbesondere auf die aus dem Greifswalder Seminar hervorgegangene Preisschrift von M. Schwarz, Alliteration im englischen Kulturleben neuerer Zeit, Greifswald 1923, erörtert. Es folgte ein Überblick über die Euphemismusforschung nach allen ihren Seiten. Im ersten Hauptteil behandelte der Vortragende das Problem *'Euphemismus und Volkscharakter'*, und zwar Euphemismus im Verhältnis zu Bildung und Gesamtkultur unter Ausblicken auf deutsche und französische Verhältnisse in historischer Folge seit der Zeit der Hochrenaissance. Eingehend besprochen wurden die kulturellen Grundlagen des Euphemismus für die Zeit des 'neuen England' von den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, besonders die Stellung der Geschlechter, der Wandel von Umgangsformen und Einflüsse der Sozialgesetzgebung; ein Nebenproblem bildeten Umgangssprache und Schriftsprache im Verhältnis zum Euphemismus und bei schriftlichen Aufzeichnungen das Verhältnis von schöner Literatur zur Presse. — Im zweiten Hauptteil wurde in einer durch die Zeit bedingten Kürzung behandelt: Euphemismus und Nicht-Euphemismus im neuen England nach Sachgruppen wie *'Gesellschaftlicher Verkehr'* (auch 'zeremonieller' Euphemismus) im täglichen Umgang, im Parlament usw., nach Begriffssphären wie 1. *'Religion und Kirchenwesen'* mit Hinweisen auf Textreformen von Bibel und Common Prayer Book (Ritus und Hymnen); 2. *Krankheit und Tod* auch im Hinblick auf dramatische Darstellungen und den Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung des Sexualgebiets jeglicher Richtung; 3. *Sozialgesetzgebung* (Quellen und Einzelgebiete). — Der Schluß betonte den utilitaristischen Grundzug des Euphemismus im Verhältnis zum englischen Volkscharakter. — Der Vortrag ist ein Teil des vom Vortragenden veröffentlichten Buches 'Kultur und Sprache im neuen England' (Teubner, 1925).

Sitzung vom 13. Mai 1924.

Herr Paul Schmidt gibt in Fortführung seines Vortrages vom 22. Januar musikalische Erläuterungen zum deutschen Volkslied.

Sitzung vom 14. Oktober 1924.

Herr Ludwig spricht über *Das deutsche Familiendrama*. Nachdem die Zusammenhänge der Form mit Lessing und dem Sturm und Drang und die Bedeutung für den Spielplan der Zeit dargelegt sind, stellt der Vortragende Lebensanschauung und Probleme sowie deren dramatische Behandlung in der Gattung dar und charakterisiert ihre Hauptvertreter Gemmingen, Großmann, Schröder, Iffland und Kotzebue. Der Vortrag ist ein Abschnitt aus dem vom

Vortragenden verfaßten Teil der *Geschichte des deutschen Dramas*, herausgegeben von Rob. F. Arnold, 1925.

Zur Aufnahme ist Herr Fritz Haack vorgeschlagen.

Sitzungen vom 28. Oktober und 11. November 1924.

Zu Beginn der Sitzung am 28. Oktober begrüßt der Stellvertretende Vorsitzende Herr Ludwig das Ehrenmitglied der Gesellschaft Herrn Meyer-Lübke aufs herzlichste.

Dann spricht Herr Herzfeld über den dänischen Dichter Adam Oehlenschläger und einige seiner Dramen. Einleitend gab er einen kurzen Überblick über die Entwicklung der dänischen Literatur mit besonderer Rücksicht auf die Werke, die von den späteren Dichtern benutzt wurden (Edda, Saxo, Snorri, Folkeviser). Danach wurde Oehlenschlägers Lebenslauf dargestellt, speziell sein Verhältnis zu Goethe. Im Anschluß daran gab der Vortragende eine Analyse und Kritik einzelner Stücke, vor allem von Aladdin und der deutschen Bearbeitung, die hinter dem Original weit zurücksteht, sodann von Hakon, Jarl, Palnatoke, Correggio, Axel und Valborg und schließlich von seinem Amlett, der ein spezifisch nordisches Gepräge trägt, freilich mit dem Shakespeareschen nicht verglichen werden darf. Zum Schluß wurde Oehlenschlägers Bedeutung für die dänische und für die europäische Literatur im allgemeinen charakterisiert.

Herr Haack wird in die Gesellschaft aufgenommen (28. Oktober).

In der Sitzung vom 11. November wird Herr Jahncke zur Aufnahme vorgeschlagen. Darauf wird der alte Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Gade stellt den Antrag: Der Mitgliedsbeitrag (augenblicklich 4 M. im Semester) wird in angemessener Weise erhöht.

Sitzung vom 25. November 1924.

Herr Koch spricht als Gast *Über den gegenwärtigen Stand der Chaucerforschung*. Von seinem letzten Bericht hierüber (Germ.-Rom. Monatsschr. 1908) ausgehend, skizzierte der Redner zunächst den Anteil, den die Gelehrten der verschiedenen Nationen an der Erforschung dieses Gebiets in den letzten 15 Jahren gehabt haben: während in England seit dem Eingehen der Chaucer-Society verhältnismäßig wenige neue Schriften über den großen Dichter und seine Werke entstanden sind, war Deutschland fruchtbarer hierin, namentlich an Doktordissertationen. Aber Nordamerika übertraf es bei weitem in der Zahl von einschlägigen Veröffentlichungen, die wohl Zeugnis von eifrigen Studien ablegen, doch zum Teil bloß dem Trieb entsprungen scheinen, die bisher geltenden Anschauungen als veraltet zu stürzen. Anderseits regte sich auch in Frankreich, Italien und Holland eine erfreulichere Teilnahme an Chaucers Dichtungen.

Der Redner besprach dann diejenigen Schriften, welche im allgemeinen das Zeitalter des Dichters in kulturgeschichtlicher Hinsicht und seine Schöpfungen im ästhetischen Sinne behandeln oder sein Fortleben in der Nachwelt verfolgen. Eine Gesamtausgabe von Chaucers Werken aus neuerer Zeit war nicht anzuführen, doch einige Handbücher zu Studienzwecken und mehrere Ausgaben einzelner Dichtungen.

Zur Lebensgeschichte Chaucers lagen keine wichtigeren Neuentdeckungen vor, doch mehrere Erörterungen schon bekannter Umstände aus dieser, denen der Redner indessen z. T. widersprach. Andere Abhandlungen untersuchten des Dichters Verhältnis zu seinen Quellen und Vorbildern, namentlich zu den französischen Lyrikern und zu Boccaccio. Beachtenswert war besonders der Nachweis, daß er auch in der medizinischen und naturwissenschaftlichen Literatur jener Zeit wohl bewandert war.

Hierauf zu den einzelnen Dichtungen übergehend, begann der Redner mit dem Rosenroman, dessen Echtheit, selbst die des sog. Fragments A, er trotz neuerer Rettungsversuche nach wie vor ablehnte. Dagegen hielt er die Annahme eines ursprünglichen Palamon und Arcitas, der später zur Erzählung des Ritters umgearbeitet wurde, entgegen der neuerdings aufgetretenen Behauptung der Identität beider aufrecht. Vom Troilus war von der Mitteilung von Proben aus bisher ungedruckten Hss. zu berichten, doch ist die angekündigte Fortsetzung dieser Veröffentlichung noch nicht erschienen, indessen waren einige andere Schriften hierüber zu zitieren. Die Boethius-Übersetzung muß etwas früher entstanden sein, da Chaucer sie namentlich in dieser Dichtung, doch auch in späteren, verwertet hat. Neuere Deutungen des Vogelparlaments konnten nur zum Teil als zutreffend anerkannt werden. Dasselbe gilt von dem Haus der Fama, dessen Bezeichnung und Datum der Redner selbst endgültig festgestellt zu haben glaubt. Er hat ferner das Hss.-Verhältnis der Legende von Guten Frauen eingehend untersucht; die viel umstrittene Frage der Priorität der beiden Fassungen des Prologs ist auch in den letzten Jahren mehrfach erörtert worden, doch verharrte der Redner auf dem von ihm früher vertretenen Standpunkt, wonach die sog. G-Version die ältere sei. Andere Schriften über die Legende führte er nur kurz an. Die Abfassung des Bruchstücks von der Königin Anelida verlegte er dann in die Zeit zwischen Fama und die letztere Dichtung.

Bezüglich der Canterbury Tales erwähnte er seine eigene Untersuchung von deren wichtigsten Hss., wonach nur das Ellesmere-Ms. einer kritischen Ausgabe zugrunde gelegt werden sollte. Demgemäß hat er den Text seiner Ausgabe dieser Dichtung behandelt; er schließt sich aber dieser Hs. selbst in der Anordnung der Erzählungen, über die Chaucer augenscheinlich noch nicht schlüssig war, genauer an als seine Vorgänger.

In der Frage, woher Chaucer der Gedanke einer Rahmenerzählung gekommen sei, ist neuerdings wieder auf das Decameron und andere italienische Novellen verwiesen worden, doch sind die für eine solche Anlehnung angeführten Gründe kaum stichhaltig. Eher dürfte das eigene Erlebnis einer Pilgerfahrt der Hauptanlaß zu dieser Dichtform gewesen sein. Daß unser Autor außer den durch Bindeglieder hergestellten Gruppen noch andere aus Erzählungen mit ähnlichen Motiven zu bilden von vornherein beabsichtigt hatte, wie amerikanische Gelehrte wollen, schien dem Redner unerwiesen.

Zu den einzelnen Erzählungen sind zahlreiche Abhandlungen und kürzere Notizen veröffentlicht worden, die das Verständnis des Dichters und seines Werkes fördern, wenngleich der Vortragende einige als verfehlt bezeichnete. Hervorzuheben sind fernere Forschungen zu den Quellen der Erzählungen des Müllers, der Frau aus Bath, des Kaufmanns, des Junkers, des Gutsbesitzers und des Ablaßkrämers. Als der Redner hier seinen Vortrag wegen vorgerückter Zeit abbrach, legte er einige Proben seiner demnächst erscheinenden Neubearbeitung von Hertzbergs Übersetzung der Canterbury-Erzählungen vor.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag wird auf 20 M. festgesetzt. Zur Aufnahme gemeldet: Herr Steffen.

Sitzung vom 9. Dezember 1924.

Die Fortsetzung des Vortrags des Herrn Koch begann mit der Erzählung der Äbtissin, zu der gleichfalls eine Quellenuntersuchung vorlag, ebenso zu der des Nonnenpriesters. Zu den übrigen Geschichten waren mehrere kleinere Beiträge zur Erklärung oder Deutung derselben zu erwähnen, von denen die des rätselhaften Ausdrucks Trophee in der Erzählung des Mönchs besonders interessant war. Der Auffassung derjenigen Gelehrten, welche diese 'Tragödien' mit Ausnahme der sog. 'Modern Instances' in die Jugendzeit des Dichters versetzen wollen, trat der Vortragende jedoch entgegen. Ebenso

bestritt er die Richtigkeit der Ansicht, daß die sog. Retractatio am Schluß der Erzählung des Pfarrers von Chaucer selbst verfaßt sei.

Zu den kleineren Gedichten der späteren Zeit waren gleichfalls einige Aufsätze und Bemerkungen anzuführen. Die Beziehung der Ballade 'Wahrheit' auf eine bestimmte Person hielt der Redner jedoch nicht für erwiesen.

Hierauf wandte er sich zu den neueren Schriften über Chaucers Sprache und Versbau, die meist deutschem Forscherfleiß entsprungen sind. Bezüglich seines Urteils über diese verwies er auf seine ausführlichen Besprechungen in verschiedenen Zeitschriften, bemerkte aber im allgemeinen, daß sie trotz mancher Mängel brauchbare Beiträge zur Grammatik und Metrik Chaucers bringen. Von größter Wichtigkeit sei jedoch die bald zu erwartende Vollendung von Flügels großem Chaucer-Wörterbuch durch amerikanische Gelehrte. Ohne Zweifel habe die Forschung auf diesem Gebiete in dem besprochenen Zeitabschnitt bedeutende Fortschritte gemacht, doch bleibe dem jüngeren Geschlecht noch genug hierfür zu tun.

Darauf spricht Herr Aronstein. Sein Vortrag '*Ein dramatischer Kunsthandwerker der Renaissance*' ist in der Germanisch-romanischen Monatsschrift erschienen.

Herr Steffen wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Bürger ist zur Aufnahme vorgeschlagen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Farinelli, Arturo, Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur. Mit dem Bildnis des Verfassers und einem literarischen Vorwort von Prof. Max Koch (Breslau). Bonn und Leipzig, Kurt Schröder, 1925. Brosch. M. 11,50, geb. 14 M.

Farinelli beginnt die reiche Ernte langer, fruchtbarer Jahre in sichere Scheunen zu bergen. Ein Band gesammelter Abhandlungen zur spanischen Literaturgeschichte steht unmittelbar vor der Veröffentlichung, das gewaltige Material zur spanischen Reiseliteratur und Landesbeschreibung hat sich aus den Winkeln von drei oder vier Zeitschriften in eine stattliche Sonderpublikation zusammengefunden (Madrid 1920), und fünfzehn seiner akademischen Vorlesungen sind mit Genehmigung des Meisters von seinen Schülern und Freunden zu einer Jubiläumsschrift vereinigt worden (Turin 1920). Der neue Band der *Aufsätze, Reden und Charakteristiken zur Weltliteratur* reiht sich den genannten Publikationen würdig an. Er gruppiert elf selbständige Abhandlungen und sechs größere Rezensionen zu einer handlichen, einbändigen Sammlung, der das Bildnis des ewig jungen, an geistiger und körperlicher Spannkraft unverwüstlichen hohen Fünfzigers vorangestellt ist. Da dem Leser vor allem eine genaue Orientierung über den Inhalt des 421 Seiten starken Bandes erwünscht sein wird, will ich zunächst die einzelnen Themen nach Gruppen ordnen und namentlich aufführen. Die Leitaufsätze enthalten vier Studien zur deutschen Literaturgeschichte, nämlich: *Kleists Prinz von Homburg, Grillparzers Welt- und Lebensanschauung, Ferdinand Raimunds Liebes- und Leidensgeschichte, Franz Schubert, Jakob Julius Davids Kunst;* ferner drei Studien zur italienischen Geistesgeschichte, nämlich: *Vittorio Alfieri, Arturo Graf, Über Leopardis und Lenaus Pessimismus,* das letztere zugleich ein Thema vergleichender psychologischer Literaturbetrachtung; außerdem zwei Studien spanischen Charakters, nämlich: *Cervantes, Menéndez y Pelayo;* und schließlich als einzige Studie über Frankreich: *Jean Jacques Rousseau.* Die Rezensionen besprechen in ausführlichen Erörterungen die nachstehend verzeichneten Werke. Auf spanischem Gebiet: Albert Ludwig, *Lope de Vegas Dramen aus dem karolingischen Sagenkreis,* Lucien Paul Thomas, *Gongora et le Gongorisme considérés dans leur rapport avec le marinisme;* auf italienischem Gebiet: Benedetto Croce, *L'estetica come scienza dell' espressione e linguistica generale* und Alexander Baumgartner, *Die italienische Literatur;* auf französischem Gebiet: Daniel Mornet, *Le romantisme en France au XVIIIe siècle;* auf deutschem Gebiet: Richard M. Meyer, *Die Weltliteratur im 20. Jahrhundert vom deutschen Standpunkt aus betrachtet.* Auch die zwei Zutaten fremder Hand dürfen nicht unerwähnt bleiben. Der Verlag hat ein recht praktisches Verzeichnis der wichtigsten Schriften Farinellis beigefügt; Max Koch aber, der liebe alte Kämpe und treffliche Meister der vergleichenden Literaturgeschichte, hat dem Band ein warmherziges Begleitwort mitgegeben, worin er nicht nur die Vorzüge und Eigenheiten Farinellis, so wie er sie sieht, in anschauliches Licht rückt, sondern auch gegen den *Spree-Snobbismus* und das *Geschmäckler Pfaffenwesen* einer gewissen Berliner Richtung eine scharfe Lanze bricht.

Manche von den Aufsätzen und Rezensionen liegen 20 und mehr Jahre zurück, stellen also, zumal sie ihr Verfasser keiner Neubearbeitung unterzog, gewiß keine Forschungsergebnisse neuesten Datums dar. Das schadet ihnen aber in keiner Weise. Denn, richtig betrachtet, ist das, was Farinelli über die einzelnen Dichter und über die verschiedenen literarischen

Bewegungen und Epochen schreibt, nicht erdacht und dokumentarisch deduziert, sondern erfühlt. Er schreibt viel weniger mit dem Verstand als mit dem Herzen, seine Arbeit ist kein maßstäbelndes Klassifizieren noch auch ein ästhetisierendes Geschmacksgekrittel, wohl aber ein begnadetes Einfühlen in einzelne Menschen-Seelen und -Schicksale wie in ganze Zeitstimmungen, und darum hat er die einzigartige Gabe, jedem seiner Autoren und jeder seiner Epochen immer gerade das rein Menschliche, das für alle Zeiten Bleibende, vom Wechsel der Geschmacks- und Methodenlehre Unabhängige abzuhören. Ebendarum läßt sich auch in den Rahmen seiner Bilder, so wie er ihn für die betreffende Betrachtung abgesteckt hat, nichts Neues einfügen, nichts Wesentliches daraus streichen. Musterbeispiele für diese meine Auffassung sind etwa seine Charakteristik von Menéndez y Pelayo, oder seine Darstellung von Grillparzers Welt- und Lebensanschauung. In diesem Sinne wird es auch verständlich, wie bei Farinelli runde Ablehnung und Verneinung zu positiver Förderung und Gestaltung werden kann; ein Beleg dafür ist etwa seine Kritik der Baumgartnerschen Literaturgeschichte oder seine Auseinandersetzung mit dem Weltliteraturbild eines Richard M. Meyer.

Der neue Band der *Aufsätze, Reden und Charakteristiken* sei darum allen literarhistorisch Interessierten, auch wenn sie auf eine bestimmte. ältere oder neuere Richtung eingeschworen sind, dringend und wärmstens empfohlen. Von Farinelli kann jeder, aber auch gar jeder, immer noch etwas lernen. Namentlich unsere Studenten, deren manchem die hyperästhetisierenden Tendenzen einer gewissen hypermodernen Richtung zuweilen den Kopf heiß und das Herz kalt zu machen drohen, sie mögen neben Vossler und Menéndez y Pelayo vor allem zu Farinelli greifen; das sind gegenwärtig die drei einzig richtigen Führer aller wahrhaftigen Literaturgeschichtsschreibung.

München. Ludwig Pfandl.

Poem on the Assumption, ed. by J. P. Strachey; Poem on the day of Judgment, ed. by H. J. Chaytor; Divisiones mundi, ed. by O. H. Prior. Cambridge, University Press, 1924. XXVIII, 66 S. (Cambridge Anglo-Norman Texts, General editor: O. H. Prior.)

Die neue Sammlung 'Cambridge Anglo-Norman Texts', die O. H. Prior im Namen der Cambridge Anglo-Norman Society herausgibt, hat sich zur Aufgabe gestellt, die zahlreichen in Handschriften der Cambridger Bibliotheken enthaltenen anglonormannischen Texte zugänglich zu machen. Als erster Band liegt eine Ausgabe der drei im Titel genannten Dichtungen vor: es sind zwei geistliche und ein lehrhaftes weltliches Gedicht (Geographie behandelnd und durch seine Form, Sechssilber, bemerkenswert). Da jedes nur in einer Handschrift überliefert ist, werden die Texte in genauem diplomatischem Abdruck mitgeteilt, Entstellungen und Fehler nur anmerkungsweise verbessert. Inhaltlich sind die Gedichte nicht weiter original, sondern Nr. 1 und 3 nach lateinischen Quellen gearbeitet, während Nr. 2 sich mit einem andern altfranz. Gedicht stellenweise so nahe berührt, daß eine Benutzung dieses letzteren durch jenes kaum zu bezweifeln ist. Eine Datierung wird nur bei dem dritten Gedicht versucht; es hat einen sonst unbekannten Perot de Garbelei (Irland) zum Verfasser und wird von Prior in den Anfang des 14. Jhs. gesetzt. Der Herausgeber hat auch eine vergleichende Untersuchung der Sprache der drei Handschriften beigesteuert (S. 1—12), wobei allerdings die Trennung zwischen Laut und Schreibung nicht immer scharf genug ist, so z. B. wenn S. 8 konstatiert wird: '*n* is written *l* in *alme*'. Außerdem gibt Prior in seiner *Preface*

(S. VII—XXVIII) einige allgemeinere Darlegungen über das Französische in England, die er im wesentlichen schon in einem Artikel der *Romania*, Bd. XLIX, 1923, S. 161—185 gegeben hatte und die als wichtigsten Punkt den Versuch enthalten, einige lautliche Besonderheiten der anglonorm. Sprache mit entsprechenden Zügen des Mittelenglischen in Parallele zu setzen und aus Einwirkung der englischen Sprache, besonders auch der Dialekte, zu erklären. Daß bereits Ernst Burghardt, *Über den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische*, Halle 1906 (= Studien zur englischen Philologie, hrsg. v. L. Morsbach, Heft XXIV), in dieser Richtung vorgegangen ist, scheint Prior entgangen zu sein; doch spielen bei Burghardt die lautlichen Verhältnisse, die Prior in erster Linie interessieren, nur eine sekundäre Rolle. Jedenfalls hat Prior eine Reihe von Punkten zusammengestellt, wo ein lautlicher Einfluß des Mittelenglischen auf das Anglonormannische zum mindesten sehr wahrscheinlich ist. Bisweilen geht er allerdings wohl etwas zu weit; so ist der Übergang von *st* > *ht* nicht auf das Anglonormannische beschränkt, sondern muß nach mittelhochdeutschen Schreibungen, wie *schahtel, forcht* auch für das Kontinentalfranzösische angenommen werden, so daß das Englische nicht als einzige Quelle für den entsprechenden anglonorm. Fall in Betracht kommen kann. Ebenso werden *r* und *rr* auch in kontinentalen Handschriften nicht immer streng geschieden. Manches ist nur skizziert und bedarf noch eines genaueren Nachweises, im ganzen hat Prior aber mit seinem Versuch einen aussichtsreichen Weg beschritten.

Göttingen. **Walther Suchier.**

Boissonade, P., Du nouveau sur la Chanson de Roland. Paris, Champion, 1923. VI, 520 S.

Das Werk bespricht 'la genèse historique', le cadre géographique, le milieu, le personnage, la date et l'auteur du poème in den 4 Kapiteln: la Chanson de Roland et l'importance des croisades françaises de l'Espagne du nord pour les vraies origines de l'épopée de Turold. 2. La géographie de l'Espagne, de l'Europe septentrionale et orientale, de l'Afrique et de l'Orient dans la Ch. de Rld et le problème des origines du poème. 3. Le reflet du monde contemporain des premières croisades, de ses institutions et de ses personnages dans la Ch. de Rld. 4. La date, la patrie, l'auteur de la Ch. de Rld. — *Die Ch. de Rld* ist herausgewachsen aus Leben und Stimmung des XI. und XII. Jh.s und hat nur wenige Züge aus früherer Zeit, und der Zeit Karls des Großen, eingeflochten; ist vor allem — und das ist die Entdeckung und neue Beweisführung Boissonades — der Ausdruck der französischen Expansion nach Spanien zur Zeit der französischen Kreuzzugsbewegung, besonders in den Jahren 1064—1148 und im nordöstlichen Teil der spanischen Mark, die Karl der Große gründete. B. zeichnet erstmalig ein klares, umfassendes Bild der großartigen Bewegung, die nach Umfang und Wichtigkeit bisher neben der großen orientalischen, sogar neben der burgundischen in Portugal, verdunkelt und wenig beachtet blieb. Eine wahrhaft erstaunliche Fülle von Quellenmaterial: französischem, spanischem, arabischem ist durchforscht und vor uns ausgebreitet. Wir sehen, mit welchem Feuereifer die französischen Barone immer wieder nach Spanien ziehen. Dort ist ihr Idealland zum Erwerb von Land und Reichtum. Die Kirche, voran der Cluniazenser Orden, schürt ihre religiöse Begeisterung. Ohne ihre und der Kirche dauernde Hilfe, besonders die der mächtigen Häuser Roucy und Béarn, die in lehnsherrlicher und verwandtschaftlicher Beziehung zu nordspanischen Herrschern standen, wäre die schwere Aufgabe der Zurückdrängung der Mauren in Zaragoza und der

gewaltigen Almoravidenstürme den nordspanischen tapferen Herrschern von Aragón-Navarra und Castilien (der Cid) nicht gelungen. Die Spanier wären in ihrem kriegerischen und religiösen Eifer erlahmt, auch mit deshalb, weil sie die landgierigen französischen Barone nicht dauernd bei sich zu haben wünschten. Man fühlt bei der Lektüre des Werkes, wie der Verfasser an den immer neuen Ergebnissen seiner weitschichtigen Arbeit stets neuen Mut für die Bewältigung des ungeheuren Aktenmaterials gewinnt, sich selbst in eine Begeisterung hineinarbeitet, die gar oft das kritisch Zulässige hart streift oder gar übersteigt. Es entsteht vor uns ein prächtiges kunstvolles Gebäude, an das man nur ungern rühren möchte. Das Konstruktive ist vor allem an dem geographischen Teil und dann in den Schlußfolgerungen zu beobachten. Nach B. ist das Kriegstheater im *Rld* ein sehr begrenztes: das nordöstliche Spanien. Um das Zentrum Zaragoza lassen sich aus dem Liede ganz systematisch feste Plätze und Lehen nachweisen, am weitesten im Westen die Linie Roncevaux-Valtierra — Tudela, nördlich die Pyrenäen mit Sarrance (Pinels Lehen), die Sobrarbe (Terre de Pine — Pena) — Napal (Noples des *Rld)* bis Barbastre — Cerdaigne, dann östlich Lerida bis südlich Daroca (südöstl. Calatayud) und wieder bis Tudela. Nach dieser Gegend strömen von Afrika die Völker des Maghreb und Tunesiens: Alferne et les Berbères Beni-Ifren, Califerne et la Kalaa des Ifrène, Gamarie et les Berbères Ghomara, Belferne et les Beni-Merin du Maghreb, die auch in Almería regieren (s. *Rld* 812) usw., die Völker des Sudans und Äthiopiens, die aus palästinensischen und syrischen Landen, die der vorderen Levante: Slaven zwischen Drave-Wardar und Donau, die vom fernen Osten: Hunnen, die Hilfsvölker im östlichen Byzanz; die Russen (Ros), Bulgaren und Walachen (Bascles falsch für Vlaques), die vom Strymon (Astrimonies) und Armenien (Ermines), die Türken, die vom Euphrat, aus Aleppo (Galafres) und aus Babylon gleich Kairo, die von Arabiens Westküste, die Kurden (Gros), die vom Oxus (Occians und Turcomans), den baltischen Küsten und die Wiltzen, Liutitzen, Sorben, Milzianen (3221 des *Rld)*. ... Karl der Große besiegt sie alle unter ihrem Führer Baligant, nachdem Marsilies mit seinen spanischen Sarazenen und den Hilfsvölkern aus dem südwärts gelegenen Afrika Rld gegenüber gescheitert ist. Die Einnahme Tudelas 1114, Barbastres, vor allem Zaragozas 1118 und die gewaltige Schlacht von Cutanda bei Daroca 1120 geben die historische Grundlage ab. Die Christenheit, d. h. die Franzosen, bestanden den gewaltigen Kampf gegen die Gesamtheit der feindlichen heidnischen Welt unter dem französischen Karl dem Großen. B. schildert Sitten, Gebräuche und Lebensauffassungen der Christen und Sarazenen zu jener Zeit und behauptet, daß der *Rld* um 1120 (zwischen 1120—24) entstand; von einem Zeitgenossen und Augenzeugen, dem Turold des *Rld* selbst. Dieser ist als clerc Wilhelm Turold 1128 zusammen mit dem Normannen Roger de Sai (bei Avranches begütert) in Tudela, dem Lehen des Normannen Rotrou de Perche, aus dem Hause Roucy. Turold war zugleich clerc auteur et récitateur seines Gedichtes an Höfen der Barone. Solche Charakterisierung des Dichters erklärt sehr viel: Einmal die erstaunlich genaue Ortskenntnis des Kriegstheaters und die Angabe an sich unbedeutender Orte wie Pena, Napal, Sevil (Sibilie) Peraltilla (Haltilie) Berbegal (Brigal), Cortes (Cordres) bei Teruel; bei Tudela: Tórtoles (Tortolose), Montagut (Maëlgut), Artona für Arbona (Nerbune, Marsune) im Königreich Valencia, Daroca (Durestant) u. a. Sie erklärt zweitens die starke Hervorhebung alles heimatlich Normannischen überhaupt: Mont Saint-Michel, Terre de l'Hum, nahe Poilley, zwei Kilometer südöstlich Avranches und bei der Besitzung derer von Sai; Rabel de Tancarville, Turgis (im *Rld* der Heide T. de Tortolose), Ada de Roucy, dame d' Avesnes, Schwester Félicies, der Königin von Aragón, Tante Rotrous (= Aude des

Rld); Juliane de Laigle, Schwester Rotrous (= Bramimonde, getauft Juliane im *Rld* 3986); nicht zu vergessen, daß Rld gezeichnet ist nach Rotrou de Perche, dessen Schwager Gaston de Béarn und nach Alfons von Aragón. Der Oliviername ist auch durch Normannen gleichen Namens gegeben oder durch die vielen Oliviers der Zeit Turolds in West- und Südfrankreich; Oliviers Hauptzüge aber stammen von der Figur Bertrans de Laon, Grafen von Logroño und Carrión aus der Familie Roucy, der 24 Jahre an der Seite des ebenerwählten Heldenkönigs Alfonso des Kriegerischen von Aragón (dessen Mutter jene Félicie v. Aragón-Roucy ist) kämpfte und vor Fraga 1134 fiel. Alfonso aber wird in den Chroniken jener 'andre Karl der Große' genannt, der 'fast ganz Spanien' eroberte (nach der 1134 in Laon (!!) geschriebenen Quelle). Hier wie überall sonst sucht B. für die Namen, Orte und Personen des *Rld* zeitgenössische Bezeichnungen der Kreuzzugszeit, durchblättert eine Unmasse von Akten und vergleicht, bis er genügend Übereinstimmungen gefunden zu haben meint, die bloße Wahrscheinlichkeit und Zufall für ihn aufheben. So geht er sämtliche Namen des Rolandsliedes durch und kommt zu dem stolzen Ergebnis: les cinq sixièmes de la terminologie géographique du trouvère se retrouvent dans le bassin de l'Ebre et dans la région pyrénéenne ... Dans l'ensemble on identifie avec une quasi-certitude plus des trois quarts (27 sur 39) de la totalité de ces noms, et 22 sur 31 de ceux qui sont particuliers à la zone de l'Ebre et des Pyrénées espagnoles (S. 148). S. 233: la cinquantaine de noms relatifs à l'Espagne, la huitaine qui concerne l'Afrique, la dizaine de termes relatifs à l'Europe du Nord, la dizaine encore qui se rapporte à l'Europe orientale, et les quarante mentions de lieux ou de peuples, où résonne l'écho de la géographie orientale, sont reconnaissables, pour une proportion des neuf dixièmes.

B.s Methode ist die historisch-kritische, weniger die philologische, auch nicht die literarhistorische. Er steht da ganz auf dem Boden von Forschung und Methode seines großen Vorgängers Bédier. S. 425 sagt er: l'unité, la cohérence, l'harmonie, la composition réfléchie et symétrique du poème, que Bédier a demontrée au moyen des procédés de l'analyse litéraire, où il est passé maître, apparaissent aussi d'une manière indiscutable, à la lumière des études où nous venons d'exposer la genèse historique de la *Ch. d. Rld.* Er nennt Turold einen Vorläufer der französischen Klassiker, S. 150. Er bestreitet mit Bédier die Theorie von episch-lyrischen Liedern, die dem *Rld* voraufgehen sollen, läßt also das französische Epos ebenso im 11. Jh. entstehen, erkennt nur einen Verfasser des *Rld* an, d. i. Turold, den Normannen in Tudela. Der Deutsche W. Tavernier hatte diesen Verfasser in dem Bischof von Bayeux Turold gesehen und setzte das Lied um 1106—08 an; er hatte B. vorgearbeitet, auch indem er den Orient und die Kreuzzüge heranzog, z. B. die Gleichung aufstellte: Edessa-Imphe, wo der belagerte König Vivien Karl den Großen um Hilfe anruft. B. folgt ihm und vermutet unter Vivien Bauduin, den nachmaligen König von Jerusalem. Warum denkt B. nicht an Ninive, das auch zum Lehen Edessa gehörte, heftig umkämpft war, noch um 1100, und das ein Chosroes einst belagerte (vgl. Cosdroé der Vivienlieder; er bekämpft Vivien im *Covenant*). Bédiers Arbeitsweise ist schon von Tavernier selbst scharf angegriffen worden: 'auf den Pilgerwegen und in der Legende ist nicht alles Heil zu suchen. Literaturwerke erklären die *Ch. de Guillelme* sicherer als die Sage der Landstraße. Wichtiger ist es, den Wegen der Bücher im XII. und XIII. Jh. nachzugehen, als den Wegen der Pilger,' *Archiv f. n. Spr.* 131, S. 31. Das soll doch wohl heißen: man untersucht erst das Einzelepos in sich, sprachlich, literarisch, dann im Zusammenhang mit den Epen allgemein, schält ihre Motive heraus und bestimmt sie nach Entwicklung und Alter; nun erst halte ich Umschau in der entsprechend gleichzeitigen

annalistischen Literatur, indem ich immer vor Augen halte, wie schwer auch diese Literatur wiederum zu deuten ist, denn gerade im XII. und XIII. Jh. ist die Berichterstattung unbewußt poetisch aufgefaßt, die Historiker verwenden direkt die poetische Form der heimischen zeitgenössischen Dichtung, versenken sich in Stimmungen und suchen zu begründen und zu erklären. Gerade die umgekehrte Methode gegenüber der heutigen Epenforschung ist anzuwenden; die alte deutsche Schule und die des Altmeisters Gaston Paris ist richtig. Oft ist auch der unbedeutendste Name einer Person oder eines Ortes Prototyp und Ausgangspunkt einer Erzählung geworden; allerdings kommt es sehr oft vor, daß Namen verloren gehen oder ersetzt werden, besonders wenn die Erzählung von Ort zu Ort und von Stoff zu Stoff weiter wandert. Alles in der Epik ist Evolution, predigt neuerdings der erfahrene R. M. Pidal in seiner Untersuchung des alten Cantar de Roncesvalles, *Revista de Filología Española* IV. S. 105 f., die B. nicht berücksichtigt hat. Und rien n'est plus qu'un nom: il se perpétue avec le souvenir du personnage qu'il a porté, sagt der gelehrte G. Kurth in seiner *Histoire des Mérovingiens,* Bruxelles 1893, S. 197; und S. 451 il y a une mémoire publique qui est le réservoire commun, où viennent puiser les poètes et les chroniqueurs, seulement il faut remarquer que cette mémoire est épique elle-même, c'est-à-dire qu'elle garde moins les faits que les impressions et qu'elle obéit aux lois de l'imagination et non aux exigences de la science historique. Elle ne retient qe quelques traits saillants des événements, de préférence ceux qui ont un caratère dramatique et pittoresque, ... L'histoire telle qu'elle s'en souvient n'est seulement l'histoire telle qu'elle s'est passée. Und eine zweite wichtige Beobachtung ist zu wiederholen, S. 443: ex qua victoria carmen publicum juxta rusticitatem (Sachsenkrieg in *Vita Faronis),* der über *Saisnes* und *Aspremont* auf den epischen Stil auch des *Rld* weitergewirkt hat; dann S. 493: Diversis linguis laus sonat una viro *(Fortunat, Carmen* VI, 2, 7). Man sang in mehreren Sprachen, wie man die Eide 843 in zwei Sprachen niederschrieb, die Epen und deren Handschriften später in französischer, provenzalischer, franco-italienischer etc. Sprache faßte; d. h. man empfand, schrieb und dichtete zu allen Zeiten auch episch (vgl. *Vita Sancti Wilhelmi, Orderic Vitals* Zeugnisse usw.); erhalten sind verhältnismäßig wenige Epen wegen der vielen Dialekte und Sprachen und der ungefügen französischen Sprache bis ins IX. und X. Jh., aber da und dort findet man in Chroniken und in Vergleichen der Historiker Anspielungen (vulgo cantatur, vulgaria carmina); z. B. wenn B. selbst Alfonso den Kriegerischen als 'anderen Karl den Großen' bezeichnet nachweisen kann. Von Alfonso ist nun tatsächlich eine epische Schilderung, die der Schlacht von Fraga in *Orderic Vital,* erhalten, über die *Mod. Phil.* XI, S. 339 — 364 F. M. Warren unter dem Titel: *The Battle of Fraga and Larchamp in Ord. V.* berichtet und dazu bemerkt: Now, Orderic's Fraga, we think, was constructed after the pattern of the Rld, though it incorporated into its narrative, beyond a doubt, important sections of Larchamp. Auch diese Arbeit notiert B. nicht in seinem reichen bibliographischen Anhang. Und gerade sie hätte ihn vor dem folgenschweren Irrtum bewahren können, daß Rolands Charakterzüge z. T. von denen des historischen Alfonso hergenommen seien (S. 320), denn die Schilderungen Orderics über Alfonso vor Fraga, wie denn auch die Worte Herimans von Laon und des Mönches von San Juan de la Peña über Alfonsos Charakter sind unhistorisch und stammen ja selbst erst aus dem *Rld.* Das zeigt uns Warrens Arbeit über die Schlacht vor Fraga zur Genüge, und sie weist zudem auf, wie die Geschichtschreibung arbeitet und wie die Urteile Kurths zu Recht bestehen, aber auch wie die historischen Ereignisse bald darauf ihren Nachhall finden und sogleich Epen und Liedermotive für sich auch ohne ihre

Namen fortdauern. Und da will man die Existenz von Epen in Frankreich vor dem XI. Jh. leugnen, obwohl man weiß, daß die Germanen dort die Herrschaft hatten, das Ostreich in freundschaftlichem Verkehr mit dem Westreich stand und gegen das ausdrückliche Zeugnis Fulkos von Reims (um 900) und germanisch-epischen Geistes zumindest in den älteren französischen epischen Liedern! Diversis linguis laus sonat una viro! 882 ist das deutsche Ludwigslied entstanden über den Sieg bei Saucourt; es steht in gleicher Handschrift mit dem ersten französischen Literaturwerk und ist vom selben Schreiber bald nach 882 aufgezeichnet. Zu gleicher Zeit also, da man in Germanien deutsche Lieder dichtet, dichtete man noch in lateinischer Sprache bei den Romanen. Und die 'vulgaria carmina'-Angaben in den Chroniken sollte man auch auf lateinische Lieder beziehen, nicht bloß auf französische. Noch um 1050 formte Tetbald von Vernon die Viten vieler Heiligen gewandt ins Französische um. Die französische Sprache war jetzt also bereit auch für epische Lieder. Vgl. über die ganze Frage den glänzenden Aufsatz von Salverda de Grave: *Over het' onstaan van het genre der chanson de geste.* Verslagen en Mededeelingen der Kon. Akad. v. Westensch. 5. Reecks, Deel II. Salverda setzt für *Carmen* und *Roland* eine lateinische Vorlage an, S. 511; vgl. Bédier über die lateinische ältere Turpinfassung und die Kaiserchronik. *Lég. ép.* III, S. 328—30. Vgl. Voretzsch, *Studium der afrz. Lit. 3. Auflage*, S. 94 f., S. 81 u. a.

Ein schwerer Fehler B.s war es auch, daß er die Vorgeschichte samt der hsl. Überlieferung des *Rld* als gelöst oder gesichert ansah. Sie ist es keineswegs. Der scharfsinnige G. Paris macht auf die Hornepisode aufmerksam und glaubt, ursprünglich eine Botschaftsbenachrichtigung Karls annehmen zu müssen. *Turpin-Rldversion* und *Galiens* bestätigen das, und ebenso ein Vergleich mit den *Wilhelmsliedern.* Auch diese hat B. mit keinem Wort berücksichtigt. Nun, man betrachtet den Vivien des *Covenant-Aliscans* schon lange als sklavische Nachahmung des *Rld;* aber seit der Auffindung der *Ch. d. Guillelme* scheint sich das Blatt für das Verhältnis Rld-Vivien ins Gegenteil zu verkehren. Das gilt für Helden wie Motive, ja für den ganzen Aufbau. Ich habe darüber in verschiedenen Artikeln schon gehandelt (*Ztsch. f. fr. Spr.* 44) und werde Weiteres bringen. Mit einer leichten Handbewegung Wilmottes, *Romania* 44, S. 55 f., ist das Problem nicht aus der Welt geschafft; ein bloßes Überlesen des *Rld* und ein paar Vergleiche genügen allerdings nicht. Interessant ist das merkwürdige Repertoir des Sängers der *Ch. d. G.* (Ausgabe Suchier; Suchier setzt die Ch. um 1080 an!) vs. 1260 f.:

> Ainz at Guillelmes, mis sire, un jugleür,
> ....
> Il li set dire de geste les chançuns:
> de Clodoveu le premier rei Francur,
> ki creeit primes en Deu nostre seignur,
> e de sun fiz Flovent le poigneür,
> de dulce France qui il laissat l'onur,
> de tuz les reis ki furent de valur
> trequ'a Pepin, le petit poigneür,
> de Charle Maigne, de Rollant sun nevou,
> e de Girart, e d'Olivier le prou.

Vgl. dazu die Anm. Suchiers 1264: 'Die Chansons, an die der Dichter anspielt, sind vermutlich *Floovent, Rld* und *Girart de Viane.* Woher er Pipin den Kleinen kennt, ist unsicher.' — Ich erwähne gleich hier, daß Rld wie Vivien in *Covenant* und *Ch.* Gelübde bei ihrem Ritterschlag am Hofe leisten (2860 des *Rld;* vgl. meinen Artikel über *Termes* = Königshof a. a. O., S. 32, ebenso Olschki in: *Paris nach den altfranzösischen Epen,*

S. 208), Rld eine Braut besitzt (a. a. O. S. 37, Zs. f. rom. Ph. 45, S. 368—70) u. a. m. Es gibt für den *Rld* also mehr als bloße Legenden und Akten aus dem XII. Jh. zu studieren, um klar zu sehen. B. zieht Schlüsse aus der Beschreibung der Örtlichkeiten des *Rld*, die unsicher bleiben müssen, da die Herkunft der betreffenden Textstellen und Formeln nicht aufgezeigt ist.

Dasselbe gilt nun in ganz erweitertem Maße für seine geographischen Bestimmungen *Espagne, France, Tere Major, Tere Certeine, Tortolose, Cordres, Noples* usw. So einfach lassen sich die Namen nicht deuten, weder die historischen noch die geographischen. Sie wollen aus Motiven und deren Entwicklungsgeschichte verstanden werden. Schon möglich, daß ein Augenzeuge den und jenen Namen mit gewissen Orten in Nordspanien im XII. Jh. identifizierte, wie oben Alfonso mit einem anderen Karl d. G. Mit solchen Erwägungen aber haben wir die Kernfrage nicht endgültig gelöst. Und ist nun wirklich Turold der vermutete Augenzeuge gewesen? Die Entscheidung hängt zur Zeit ab 1. von der Deutung des Ausdrucks declinet; 2. von der Antwort, die gründliches Studium der Namen nach der skizzierten Methode ergibt, wenn sie überhaupt zu lösen ist. Über declinet 4002 schwanken die Meinungen, auch weil declinet in 2447 abschließen heißt; vgl. Wilmotte in der Bespr. von B.: *Romania* 49, S. 605, Anm.

T e r e C e r t e i n e 856 ist sicherlich nicht Cerdagne. Es ist das T. C. der *Ch. d. G.* und des *Folque*, Hs. P 3, vs. 2540 f.:

> a vous comant de la terre d'Espaigne.
> Entrer y veull, ainz que past la quinzaine,
> et chalengier Tiebaut Terre certaine,
> Bacle et Roussie et la terre gryphaine.

König Bostifier besitzt: Raisse, Navare, Sebile 2414/5 und Bacle, Navare, Amoravie 1527. T. C. ist das Anmarschgebiet der Feinde vom Meere her. Statt Meer steht je nach der besondern Örtlichkeit der Lieder: Grenzfluß, Strom (s. Zs. 44, S. 68 Anm.). Karl jagt bei seiner Rückkehr nach Roncevaux die Feinde in den Ebro; er ist in Tere Certeine. Die Feinde marschieren von Zaragoza in Tere Certeine gegen Roncevaux vor; Ganelon aber sah von Zaragoza aus das Meer und den Kalifen mit seiner Flotte (682 f.). — Die Zeitberechnung B.s stimmt schwerlich, denn das Heer des Marsilies macht nach B. den riesigen Umweg über Barbastre-Cerdaigne am Südhang der Pyrenäen entlang und trifft gleichzeitig mit Karl in Roncevaux ein! (856—710). Und Marsilies sollte doch zuvor noch sein Heer sammeln; 400 000 sind es 715 und 851. Dazu brauchte er weitere 3 Tage (851); bei sich hat er zunächst nur 20 000 (13, 410); und wenn man auch die 100 000 des Kalifen abzieht, die mit diesem zur See entflohen und dort untergegangen sein sollen, so sind im Verhältnis noch immer 2 Tage zur Sammlung nötig. Die Geographie ist überhaupt unsicher. Denn was soll die Erwähnung von *Carcasonie*, wohin Rld bei Gelegenheit der Einnahme von Cordres auf Beute zieht (385)! Woher stammt diese fremdartige Anspielung? vgl. aber die Abweichung der größeren Zahl der Hss. vom Oxforder Text 3683—84. M. E. darf sie nicht in direkten Zusammenhang mit Cordres gebracht werden. Hier stimmt etwas in der hsl. Überlieferung nicht.

Wie steht es mit M o r i n d e für Cordres im *Carmen* 17? Vs. 198 bringt nur die O-Hs. Commibles, alle andern Hss. Morinde. Und in *Aye d'Avignon* ist Morinde Sitz von Marsilies für Zaragoza des *Rld!* In einer andern Ausgabe des *Ps. Turpin* steht Morinde für Pamplona. Im *Rld* beherrscht Marsilies ganz Spanien bis zum Meer. Das tut ebenso Déramé in der *Ch. d. G.* und in der Geschichte; er wohnt in Cordoba! Im *Folque* 11421 (Ausg. Schultz-Gora) heißt es: *le roi Marsilion qui de Cordres fu Sire,* 10749—51 *tint les vax de Bire,* südlich Cordres; vgl. ebenso 12114.

Der Begriff Espaigne ist unklar. Umfaßt es nur Nordspanien oder ganz Spanien, oder greift es in die Provence hinüber bis zur Garonne und bis zum Rhône? vgl. Narbonne und die Varianten der meisten Hss. zu vs. 3683/4 des *Rld.* Hat der Verfasser vom *Rld* einen Begriff von der Gestalt Spaniens, wie sie die Weltkarten des Mittelalters angeben, die Spanien als Dreieck bezeichnen? Die Spitze liegt bei Gades, die eine Ecke bei Brigantium (Coruña), von da an verläuft die Küste in gerader Linie mit der französischen. Die 3. Ecke ist an den Ostpyrenäen, die nordsüdlich laufen und ihre Fortsetzung im kastilischen Scheidegebirge haben, auf das der Tago zufließt. B. hat alle diese Dinge nicht verfolgt, auch wenn er von diesbezüglichen Angaben der arabischen Historiker spricht und behauptet, Turold habe den arabischen Süden wenig gekannt. Das hat eben andern Grund! Auf der Karte sind nur wenige arabische Orte genannt. Der spanisch-christliche Norden ist bekannt; vom arabischen Süden nennt man: Toledo, Cordoba, Sevilla, Granada. Die Provinz Tarragona heißt auch *Iberia.* Gûasconia reicht bis zur Loire, als Spanogûasconia nur bis zur Garonne. Ist *Tere Major* vs. 600 des *Rld* und 4417 des *Folque* — sonst immer gleich France —, auf dieses Gûasconia bis zur Garonne zu deuten, auf Yvons von Bordeaux Reich?

France ist das von Gaston Paris umschriebene Gebiet nördlich der Seine mit dem Königssitze Laon, IX. u. X. Jh. Dieses Land kämpft nun gegen die unbotmäßigen Länder Anjou, Bretagne Poitou, le Maine, Normandie und dann sogar auch gegen die in Deutschland: Flandern, Sachsen, Baiern, in Italien und England, gegen Konstantinopel, vgl. *Coronement Loois, Girart de Roussillon, Girart de Viane, Garin le Loherain* u. a. Die Grenze im Westen von der *Tere a Chalon* ist la Val Guion, *Folque 6643* vgl. *Floovent* 1435. Die Reichsgrenze aber ist die unter Karl dem Großen und reicht bis Barcelona, vgl. *Ch. d. G.*, wo Wilhelm in Barcelona ruhig wohnt, vgl. *Girart de R.;* — doch fallen die Feinde in Bordeaux ein; so hat also *France* eine Reichsgrenze an der Garonne in Yon's Land. Dort finden die Kämpfe gegen die Sarazenen statt in *Ch. de G., C. L., Girart de R., G. de Viane, Garin le L.* u. a. Ja gerade in den ältesten Texten fallen dort die Sarazenen, alias Normannen, ein: *Ch. d. G., Enf. Vivien., Mon. Guill.*, 4234; in jüngeren Fassungen erst kommen sie über die Pyrenäen: *G. de V.*, auch *G. de R.* usw. Auch in Burgund ist eine epische Grenze von *France*, im *Garin le L.* bei Maurienne, im *Girart de V.*, bei Tarascona, in den *Wilhelmsliedern* bei Arles und Orange usw. Während die *Ch. de G.* ihren Kampf gegen die Normannen gerichtet hat: Torleu-Limenes, Fleury s. L., gegen angebliche Sarazenen vor Bordeaux und in l'Archamp, ist der Schauplatz des *Rld* endgültig bei Roncevaux-Zaragoza in Spanien; Barcelona bleibt in beiden Liedern noch aus dem Spiel. Während die *Ch. de G.* einen Verteidigungskampf im eigenen Lande führt, ist im *Rld* Angriffskampf im feindlichen Land. So sucht B. Moriane in Moriana bei Mirando am Ebro! Und wo liegt Noples, das Rld zu Anfang des 7 jährigen Krieges 'in Spanien' eroberte? Ist es ursprünglich wirklich Napal? Sollte weiter das Gegnerpaar Torleu-Rabel, 3352 f. des *Rld*, nicht dasselbe sein wie in der *Ch. de G.*, 658 f., 981 f. Turleu-Rahel (= Raher)? Turleu ist nach Suchier Turlough, König von Munster in Irland 1064—86, Rabel, Vivians Lehnsmann, ein Bretone; nach B. aber sind beide Zeitgenossen Turolds. (Der Perserkönig) Turleu steht für den Sultan Barkiarok (1092—1104) von Persien (S. 229) und Rabel ist der Normanne Rabel von Tancarville. In der *Ch. de Rainoart* ist Torleu zu T. de dosturges, Vs. 1704 geworden. B. erwähnt auch das nicht. Recht merkwürdig ist dieses Gegnerpaar sowohl in *Rld* wie *Ch. de G.*, ebenso merkwürdig wie Tere Certeine in beiden Liedern! Es sei noch erwähnt, daß B. S. 254 annimmt, die Waffen: atgiers, wigres, neben museraz, könnten

nur durch die Kreuzzüge den Franzosen bekannt geworden sein. Aber atgair und wiver sind germanische Worte und Waffen, fränkisch bzw. anglonormannisch-nordisch. — B. sagt über *France*, es sei das Land des XII. Jh.s, in dem die Kapetinger ruhig zu Hause blieben und die andern französischen Barone in die Kreuzzüge ziehen ließen. Das stimmt nicht; denn gerade die Mannschaften des Kernlands sind die besten, allerdings ist immer nur Karl Herr des Landes; die Kapetinger und ihr Land sind nicht genannt, wenn auch sous-entendus. Dieses kleine *France* fühlt sich selbständig, das ist richtig; es hat sich innerlich losgelöst vom deutschen Kaisertum und will Kern eines neuen Kaiserreichs sein, das Karl der Große und Rld erobern; Karl der Große ist Franzose geworden. Er zieht aus und kämpft mit der ganzen Christenheit gegen die ganze Heidenwelt; nicht zur Verteidigung, wie Karl Martell; sondern er greift die Heiden im eignen Lande an, will sie bekehren, wie der alte deutsche Karl der Große die Sachsen. Aber '*France*' bleibt das Land des IX. u. X. Jh.s, ist nicht das des XII., wie B. S. 300, 388 sagt. Als *France* des IX. u. X. Jh.s und Karls von Laon Gebiet lebt es in der Erinnerung des Volkes, wie der Ausdruck *Tere a Chalon* im *Folque* und ähnliche Ausdrücke in jungen Epen belegen! Das Gebiet der Herupois und die Normandie sind ja auch im *Rld* erst von Rld und Karl erobert worden! Wer war damals anders das Kernvolk, das in Vs. 804 heißt: *mi Frans de France, nostre terre.* Die Jeoffroy, Rabel-Guinemann sind doch nicht den Naimes-Turpin-Olivier-Roland gleichzusetzen. Sie sind mehr oder minder Statisten. G. Paris hält sie *Romania* 11, S. 517, für Zusatz aus dem Ende des XI. Jh.s und drückt damit das Gefühl aus, das auch wir beim Lesen des Liedes haben.

T o r t o l o s e hat Densusianu (Prise des Cordres) für eine Kreuzung aus Tortosa + Tolose gehalten. Varianten des *Rld* schreiben tatsächlich ebenso Toulouse, und in den *Nerbonesi* ist dieselbe Variante nachzuweisen. Ich habe *Ztsch.* 44, S. 17 f. die Kreuzung Tors + Tolose als ursprünglich vorgeschlagen. Denn die Kämpfe des VIII. Jh.s sind schon von Paulus Diaconus und dem 100 Jahre jüngeren Anastasius nach dem Rhône verlegt worden; von hier später nach Spanien und auch Tortosa. Vgl. noch die Umwandlung von Tours in der *Ch. de Rainoart* zu Tolete in *Aliscans* 1667. 2050.

Die Arbeit B.s ist von riesigem Ausmaß und bringt des Interessanten die Fülle, hellt die französische Kreuzzugsbewegung in Nordspanien auf und zeigt klar die französische Normannisierung 1060—1130; sie gibt eine ganze Reihe guter Deutungen auch für die heidnischen Namen und zeichnet ein großartiges Bild des Lebens und der Zeitsitten des XI. und XII. Jh.s; aber sie vernachlässigt das Studium der epischen Entwicklung, folgt allzu einseitig den Bédierschen Methoden und Ergebnissen und ist nicht immer einwandfrei. Gleichwohl bedeutet sie einen guten Schritt vorwärts in der Erklärung der Färbung, die der *Rld*stoff durch die Bearbeitung im vorliegenden *Rlds*lied zu Anfang des XII. Jh.s erfuhr. In der Hauptsache hat B. entschieden recht. Die erhaltene *Ch. de Rld* ist nach dem ersten Kreuzzug und unter dem Einfluß der Stimmung der Kreuzzugsbewegungen geschaffen. Die Franzosen fühlen sich als werdende Nation gegenüber der Vormacht Deutschland und nehmen Karl den Großen als ihren Roi-prêtre und Idealkaiser für ihre Expansionen nach Süden und Orient in Anspruch, sogleich aber benutzen sie die alten Vorstellungen von Karl dem Großen, der die Sachsen unterwarf und in Spanien gegen Sarazenen kämpfte, übertragen auf ihn außerdem Erinnerungen an die Herrschaft der Karolinger, die die Terre a Charlon als Kernland besaßen und in Laon zuletzt ihre Residenz hatten.

Breslau. W. S c h u l z.

Jordan, Leo, Altfranzösisches Elementarbuch, Einführung in das historische Studium der französischen Sprache und ihrer Mundarten. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1923. X, 356 S.

Das altfranzösische Elementarbuch, welches in der Winterschen Sammlung den altprovenzalischen, altitalienischen und altspanischen Elementarbüchern entsprechen sollte, ist nicht zur Ausführung gekommen. Es ist dort ersetzt durch Meyer-Lübkes treffliche, aber einem anderen Plane folgende französische historische Grammatik. Vor zwei Jahren ist nun in Velhagen & Klasings 'Handbibliothek des Philologen' ein Altfranzösiches Elementarbuch von Leo Jordan herausgekommen, das bisher eine Besprechung im Archiv nicht gefunden hat. Es ist aber doch eine zu wesentliche Erscheinung, als daß es hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollte.

Das Buch nimmt eine besondere Stellung ein gegenüber Voretzschs Einführung in das Altfranzösische, der altfranzösischen Grammatik von Behrens und Meyer-Lübkes historischer Grammatik. Es ist nicht so auf den Anfänger eingestellt wie Voretzsch und setzt nicht so viel voraus wie Meyer-Lübke. Es ist nicht so chronologisch entwicklungsgeschichtlich wie Meyer-Lübke und nicht so systematisch tabellarisch wie Behrens. Ein eigentliches Elementarbuch ist es wohl nicht. Dazu ist es schon zu voluminös und enthält auch manches, was man als elementar nicht mehr bezeichnen wird. Aber es ist ein Buch, das, wie der Verfasser gewiß mit Recht sagt, aus der Praxis hervorgegangen ist; es zeigt so die Erfahrung des akademischen Lehrers.

Aus pädagogischer Erwägung heraus, darf man annehmen, sind an den Eingang zwei Lesestücke gestellt, auf deren sprachliche Erscheinungen weiterhin immer Bezug genommen wird. Dem Studierenden wird hierdurch der Grundsatz steter Beobachtung und Nachprüfung von vornherein ans Herz gelegt. Das ist ein entschiedener Vorzug des Buches. Für die Auswahl der beiden Stücke aber waren offenbar rein lokale Rücksichten bestimmend. Beide stammen aus Münchener Handschriften, und den Schülern Jordans wurden wohl auch einmal die Handschriften selbst vorgelegt. Das rechtfertigt die Wahl für München. Für andere Benutzer, und vielleicht selbst für die Münchener, wäre doch wohl empfehlenswerter gewesen, zeitlich und räumlich schärfer charakterisierte Texte zu wählen, auch ihre Zahl über zwei zu erheben.

Es folgt eine geschickt und anziehend geschriebene kurze 'Einführung in die Vorgeschichte des Französischen' S. 15—39, welche die ethnischen und sprachlichen Zustände Frankreichs von den prähistorischen Zeiten bis in die Zeit des Altfranzösischen hinein bespricht und zu den Fragen der sprachlichen Romanisierung, der Mundartenbildung und der Entstehung der Schriftsprache Stellung nimmt. Der Studierende wird in die Mitte der Probleme der gegenwärtigen Forschung hineingeführt und ihm dabei eingeprägt: 'Das Ziel ist Erkennen, nicht bloßes Kennen. Was man verstehen will, muß man entstehen sehen'. Aber es fehlt auch nicht die Mahnung zum 'Kennen': 'Selbst der rein ästhetisch Orientierte tappt bei einer fremden, noch dazu nicht mehr lautenden Sprache im Dunkeln, wenn er sie nicht auch elementar beherrscht' (S. 39).

Der besonderen Sprachlehre geht eine kurze Einleitung über die allgemeinen Bedingungen sprachlichen Lebens voraus: Werden, Verändern und Vergehen von Wörtern und von Lauten, Bildung der Laute usw. Der eigentliche Inhalt des Buches zerfällt dann in die üblichen Abschnitte: Lautlehre S. 40—177, Formenlehre 178—288 und, in Übereinstimmung mit Voretzschs Einführung und mit den Elementarbüchern der Winterschen Sammlung: Ausgewählte Abschnitte der Satzlehre S. 289—338. Dagegen

fehlt im Unterschied von diesen und vor allem von Meyer-Lübkes historischer Grammatik die Wortbildungslehre. Es fehlt auch, und hier liegt die Schuld an der bisher unzulänglichen wissenschaftlichen Durchdringung des Gegenstandes, ein Abschnitt über die Geschichte des Wortschatzes.

Als Eigenheit der ganzen Arbeit Jordans ist hervorzuheben, daß sie sich zu erkennen gibt als das Ergebnis nicht nur tüchtiger Kenntnis vom gegenwärtigen Stand unseres Wissens, sondern auch selbständigen Durchdenkens der Probleme und Neuerarbeitens ihrer Lösungen. Es ist ein wissenschaftlicher Geist, der das Lehrbuch durchdringt. Immer wieder wird der Studierende zu eigener Prüfung angeregt: 'Auswendiglernen der Gesetze ist zwecklos. Lautphysiologisches und chronologisches Verstehen ist das Ziel (S. 64). Vor oberflächlichen 'philosophischen' Urteilen wird gewarnt und gemahnt 'die Grenze möglicher psychologischer Begründung' zu beachten (S. 338). Und damit paart sich die der rechten Forschung eigene Bescheidenheit, das Bewußtsein, 'daß dies elementare Lehrbuch fehlerhaft und vergänglich ist' (ebenda); selbstverständliche Worte, die man aber doch gern einmal in einem Lehrbuche liest, und die den, welcher sie nach gewissenhafter Arbeit niederschreibt, nicht nur als einen Lehrer des Stoffes, sondern auch des Geistes und des Sinnes dokumentieren. So darf dieses Elementarbuch getrost in die Hände unserer Studierenden empfohlen werden.

Hier könnte nun das Referat schließen. Aber der Usus verlangt, daß die Kritik sich auch am Einzelnen einhake, und so sei denn, sprunghaft und nur mehr Allgemeines betreffend, das eine oder andere erwähnt.

S. 26 wird von dem von den Goten besiedelten Teile Frankreichs (und es ist offenbar der ganze Süden bis zum Atlantischen Ozean gemeint) gesagt, daß er 'kulturell und sprachlich geeint aus dem Schmelztiegel der Merowingerzeit heraustritt'. Die Frage der kulturellen Einigung ist wohl noch nicht hinreichend wissenschaftlich geklärt. Die sprachliche Einheit ist zu bestreiten. Wenn es irgendwo eine scharfe Grenze zwischen den Mundarten Frankreichs gibt, so ist es die Garonnegrenze, die die gaskognisch-bearnesischen Mundarten des Südwestens von denen des Languedoc trennt. Es ist reine Konvention, zwar die Sprache des Roussillon vom Provenzalischen zu scheiden, nicht aber das Gaskognische. — S. 29 wird ein starker Import von Wörtern aus dem Süden bis zu einer Linie, die von der Loiremündung zum Südfuß der Vogesen geht, angenommen. Diese Tatsache scheint mir aus den angezogenen Ausführungen W. von Wartburgs: Literaturblatt 1916, 120 nicht hervorzugehen. Es wird vielmehr dort von einem Haltmachen der Flut fränkischer Eindringlinge (d. h. fränkischer Wörter) an jener Grenze, also vom Norden her, gesprochen, aber vorsichtig die Entscheidung der Frage erst von künftigen Jahrzehnten abhängig gemacht. — Auch der Ausspruch auf derselben Seite: 'Drei Jahrhunderte und gewiß darüber hinaus waren die politischen und wirtschaftlichen Kräfte Nordfrankreichs paralysiert. Sonst hätte wohl das Provenzalische nicht so stark hinter dem Französischen zurückbleiben können', scheint mir gleichzeitig zuviel und zuwenig zu sagen. — Daß den Erörterungen über Lautbildung auch einige figürliche Skizzen beigegeben sind, ist zu begrüßen. Ich glaube freilich, daß die bildliche Darstellung der Entwicklung von *ē* zu *wa* auf S. 42 dem Lernenden den Vorgang nicht wesentlich klären wird. Vor allem aber darf die Linie, welche dort die Grenze zwischen vokalischem und konsonantischem *i* und *u* bezeichnen soll (ich hoffe doch richtig zu verstehen), nicht mechanisch horizontal durch das Bild gezogen werden, und gerade hierbei zeigt sich auch, daß die Lippenhaltung mit Unrecht aus der Skizze fortgeblieben ist. — Mit dem vierdimensionalen Forchhammerschen Vokalkubus (S. 47) gestehe ich mich nicht befreunden zu können. — Unter den Gründen der Lautveränderungen werden akustische nicht erwähnt. Es ist doch wohl anerkannt,

daß das Verschwinden von Lauten zum Teil auch darauf zurückzuführen ist, daß Artikulationen so rudimentär gebildet werden, daß der Hörende sie nicht mehr auffängt, und daß der Fehler nicht korrigiert wird, weil für das Verständnis oft das Hören nur eines Teiles der ursprünglich gesprochenen Schälle wesentlich ist. — Für die Ausdrücke Beschleunigung und Verlangsamung des Sprechens habe ich in meiner Provenzalischen Lautlehre lieber Lässigkeit und Sorgfalt gebraucht, denn nicht so sehr das Tempo des Sprechens ist entscheidend, sondern die erstrebte oder vernachlässigte Genauigkeit der Artikulation, die mit Allegro- und Lentobewegungen keineswegs Hand in Hand gehen. — Aber sollte man dem Lernenden aus Anlaß dieser Erörterungen nicht lieber offen sagen, daß wir von den Gründen der Lautveränderungen noch verzweifelt wenig wissen und daß wir fast alles erst von der Zukunft erwarten? Erst Jahrzehnte hindurch fortgesetzte Aufnahmen mit phonographischen und experimental-phonetischen Methoden bei gleichen Individuen und zusammenhängenden Kreisen werden uns hoffentlich allmählich ein befriedigendes Material verschaffen. Die auf S. 44 ausgesprochenen Warnungen vor dilettantisch vorschnellen Parallelen zwischen Lautverhältnissen und historischen Verschiebungen der Kultur- und Geisteszustände der Sprechenden unterschreibe ich durchaus. — Die Entwicklung der Konsonanten bespricht Jordan nicht, wie es eben Meyer-Lübke wieder in seinem Büchlein über das Katalanische getan hat und wie in meiner Provenzalischen Lautlehre geschehen ist, nach deren Stellung in starker, mittlerer und schwacher Stellung, sondern er folgt der alten Gruppierung nach Labialen, Dentalen usw., nicht zum Vorteil für das Verständnis der inneren Zusammenhänge der Erscheinungen.

Auf die Aufzählung m. E. zu beanstandender Einzelheiten verzichte ich. Daß man gegen mancherlei Lehren und Darstellungen des Buches seine Bedenken hegen kann, versteht sich bei einem Werke dieser Art von selbst, zumal der Verfasser nicht zaghaft im Vortrag eigener Auffassungen ist. Sein Wagemut und gelegentlich wohl auch das Tempo seiner Erwägungen gehen vielleicht bisweilen über die wünschenswerte Art eines Elementarbuches hinaus. Aber das hängt doch auch wieder mit dem frischen, lebendigen Wesen des ganzen Buches zusammen, das wir nicht missen wollen.

Breslau. C. Appel.

Anglo-Norman Lapidaries by Paul Studer and Joan Evans. Paris, Librairie Ancienne Édouard Champion, 1924. XX, 404 S.

Mehr als vierzig Jahre sind vergangen, seit Léopold Panniers Buch 'Les Lapidaires français du moyen âge des XIIe, XIIIe et XIVe siècles réunis, classés et publiés, accompagnés de préfaces, de tables et d'un glossaire, avec une notice préliminaire par Gaston Paris', Paris, Vieweg, 1882 (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, 52e fasc.) erschien. Damals schon entsprach diese Publikation nicht den an eine derartige Arbeit zu stellenden Anforderungen: der Autor, 1875 gestorben, hatte an seiner Diplomarbeit — eben dieser Ausgabe der Lapidaires — nicht mehr die von verschiedenen Seiten (cf. Gaston Paris, in obenerwähnter notice, S. III—IV) gewünschten Ergänzungen und Besserungen anbringen können. Und die Herausgabe des posthumen Werkes scheint nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt erfolgt zu sein (cf. Paul Meyer, Rom. XXXVIII, S. 44 unten bis 45).

Seither ist wiederholt auf diesem eigenartigen, nicht nur sprachlich, sondern auch volkskundlich interessanten Gebiete der altfranzösischen Steinbücher gearbeitet worden, vornehmlich von Paul Meyer (Rom. XXXVIII, S. 44 ff.; 254 ff.; 481 ff.).

Es ist sehr zu begrüßen, daß Studer, von dem aus dem gleichen Jahre eine gute altfranzösische Chrestomathie (*Historical French Reader*. Medieval

period edited by Paul Studer and E. G. R. Waters, Oxford, Clarendon Press 1924, XII und 469 S.; cf. dazu Alfr. Schulze in 'Zeitschrift für frz. Spr. u. Lit. XLVII, S. 368—73) vorliegt, nunmehr in dem hier anzuzeigenden Band einen Teil der Pannierschen Texte, ferner sonst schon zum großen Teil Ediertes und einiges Unedierte vereinigt hat, soweit er sie für das Anglonormannische beanspruchen zu können glaubt.

Folgendes ist der Inhalt des stattlichen Buches: Preface. — Table of Contents. — Introduction. — The Manuscripts. — Table of Sources. — Table of Stones. — I. The first french version: introduction and text. — II. The anglo-norman verse adaptation and fragments of other verse translations of Marbode's poem: introduction and text. — III. The anglo-norman prose lapidaries: The first prose lapidary: introduction and text. — The second prose lapidary. — The third prose lapidary. — Fragment of a prose lapidary. — IV. The Cambridge version: introduction and text. — V. The alphabetical lapidary. — VI. The apocalyptic lapidary. — VII. Lapidaries of engraved gems: The first lapidary: introduction and text. — The second lapidary. — Notes to the texts. — Glossary.

Alles ist sehr sorgfältig studiert und geboten. In seinem Mitarbeiter Evans, einem Spezialisten auf dem Gebiete von der Kunde der wundertätigen Edelsteine im Mittelalter und der Renaissance, fand der Romanist Studer zweifellos eine nützliche Ergänzung.

Als Resultat seiner Forschungen glaubt Studer (Introduction S. XIX) im allgemeinen in eine bis anhin dunkle Ecke der anglonormannischen Literatur Licht gebracht zu haben und feststellen zu können, daß England anscheinend weit mehr als der Kontinent für diese Art Literatur sich interessierte. 'Indeed, as far as mediaeval French is concerned it would seem that this kind of literature was confined almost exclusively to Anglo-Norman. Perhaps on the continent the subject aroused less interest or was studied more exclusively in Latin, or possibly the Church exercised a stricter censorship.' Und im besonderen beansprucht er (S. 260—61) für Philippe de Thaon ein Werk, das bisher nicht herausgegeben und herrenlos war: das apokalyptische Lapidar.

Dieser aus Gründen des Raumes knappen Orientierung über den Inhalt der verdienstvollen Ausgabe möchte ich noch einige kurze Bemerkungen anschließen, und zwar zuerst solche allgemeineren Charakters, dann Einzelheiten.

Sehr zu bedauern ist, daß den altfranzösischen Texten nicht, wenigstens zum Teil, die lateinischen Quellen jeweilen gegenübergedruckt sind. Schon Gaston Paris erwähnte für das Panniersche Buch (a. a. O., S. IV oben, eine Beanstandung Thurots, des einen der zwei *commissaires responsables*) als *addition nécessaire* eine neue Ausgabe des lateinischen Marbodtextes. Warum haben die zwei englischen Verfasser diese überaus wichtige Stütze ihrem Werke nicht mitgegeben? Die Oxforder Universitätsstiftung, die die Drucklegung ermöglichte (cf. Preface, S. V), hätte gewiß auch diese Mehrbelastung gutgeheißen. So muß man andauernd hinten im Kommentar, in Mignes 'Patrologia latina' und anderswo nachsehen. Der Kommentar ('Notes'), der fast hundert Seiten füllt, besteht aber fast ausschließlich aus Zitaten der lateinischen Textstellen, ohne daß dadurch, das Verhältnis betreffend, die übersichtliche Klarheit geschaffen würde, die ein Paralleldruck je auf der gleichen Buchseite bietet. In dem so entlasteten Kommentar aber hätten dann vielleicht die Autoren allerlei dem Leser gesagt, was jetzt dort nicht zu finden ist. So z. B. die eine oder andere Bemerkung zu einzelnen Reimen, zu dieser oder jener vielleicht doch nicht ganz glatten Textstelle, zu den in den Lapidarien so vielseitigen Farbenbezeichnungen. Von Evans speziell hätte der Romanist gern etwas mehr gehört vom volkskundlichen Inhalt dieser Literaturgattung.

Das Glossar hätte ausführlicher sein dürfen: einerseits bringt es

Selbstverständliches, wie *alabaustre, aurin, blanchece, ... orie* usw., anderseits fehlt weniger Selbstverständliches, wie *bloi* usw. S. 52, V. 594; S. 244, V. 1264; S. 273, V. 218; *orez* S. 103, XVII, 8.

Zum Schluß noch einige Einzelbemerkungen zu den altfranzösischen Texten und gleichzeitig zu Kommentar und Glossar.

Zu Text I. Im allgemeinen hat m. E. Studer sich gar zu sehr an die Interpunktion von Pannier gehalten, die oft viel zu wünschen übrigläßt. Insbesondere ist die Art, wie Pannier, und, ihm folgend, Studer den Doppelpunkt setzt, nicht zu billigen: so nach Vers 1 (Punkt), 34 (keine Interp.), 38 (P.), 64 (P.), 94 (P.), 101 (P.) usw. — Nach V. 35 Komma. — V. 40, nach *Vertuz,* Komma. — V. 78 Punkt nach *fantosmes,* Komma am Versende weg. Cf. ähnlich V. 139. — V. 90 ist lat. *aqua* graphisch mit *eue* wiedergegeben. Ebenso 134 usw. Ferner in Ableitungen von *aqua,* z. B. 344, 353 *euage.* Dagegen steht V. 447 *aive* ebenso 606. Warum ist in den ersteren Formen das *u* der Hs. nicht mit *v* gedruckt? Der Kommentar bleibt stumm. — V. 188 ist eine Wiederholung von V. 186. Es findet sich keine Anmerkung dazu. — Nach V. 269 könnte Doppelpunkt stehen. — Nach V. 557 Komma. — Nach V. 631, ebenso wie nach 643, wäre Doppelpunkt (statt Komma) berechtigt. — V. 639 steht *Oïsels* (< aucellos). Diese dreisilbige Form ist mir unverständlich.

Zu II. Nach V. 33 Punkt, nach V. 34 Komma weg (es ist die unrichtige Interpunktion von Paul Meyer, Rom. XXXVIII, S. 57). — Nach V. 53 Komma weg. — V. 70 *andaine,* das im Glossar mit '(?) a kind of steel' bedingt erklärt wird, dürfte an Toblers Beispiel. Altfrz. Wtb., s. v. *andaine,* wohl seine Erklärung finden. — V. 474 lese ich so: *estre duté assez* (= 'genug gefürchtet sein', von *Si fet* V. 473 abhängig. — V. 653 Komma streichen.

Zu III. Hier fällt auf, daß Studer vom Trema nicht den sonst für altfranzösische Texte üblichen Gebrauch macht. Z. B. S. 97, I, 6 *agues* (< acutas) statt *agües* oder *aguës;* S. 102, XV, 9: 104, XX, 9; 121, III, 11 usw. *chaive* ('mit der fallenden Sucht behaftet') statt *chaïve.* Ebenso im Glossar s. v. *gute.* Dagegen steht S. 37, V. 259 richtig *chaïve* und S. 164, V. 240 *chaïs.* — S. 128, XVIII, 8 *pour*: l. *poür.* — S. 132, XXIV, 3 *conjois*: l. *conjoïs.* — S. 103, XVII, 3 *laer*: l. *l'aer.* — S. 118, V. 3, wie ist *voült* = 3. Pers. Sg. Ind. Perf. von *volcir* zu rechtfertigen? — S. 144, XII, 4—5 ist der Schreiber aus der Konstruktion gefallen. Aber den Text würde ich deshalb doch nicht ändern.

Zu IV. V. 169 gehört wohl eher zu V. 170. — V. 833—34 sind m. E. nicht ganz klar. Was soll *Kil* 834 sein? Etwa *K'il?* Und dann? — V. 955 bis 958 sind interessant für die übertragene Bedeutung von *noir* und *blanc.*

Zu V. V. 86 Doppelpunkt. — Die Verse 235—50 bieten ein weiteres Beispiel für den bekannten mittelalterlichen Vergleich zwischen Sonnenstrahl und Conceptio Immaculata, von dem u. a. Långfors, Li Regrés N. D., Anm. zu 22, 8 spricht.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

de Ronsard, Pierre, Sonnets pour Hélène — Sonette für Helene. München, Georg Müller, 1923. 114 S. 8°.

Vorliegendes Buch, das auch gut gedruckt und geschmackvoll ausgestattet ist, wird den Philologen erfreuen, der sein Herz an Ronsard gehängt hat, und hoffentlich dem alten Dichter Freunde in weiteren Kreisen gewinnen, ihm und seiner geliebten Hélène de Surgères, deren Bild er mit so zarten und doch festen Strichen gezeichnet hat.[1] Aus

[1] Vgl. über sie jetzt Pierre Champion Ronsard et son temps, Paris 1925, S. 284 ff.

den 'Sonnets pour Hélène' sind 45 ausgesucht, ihr französischer Text ist in der Orthographie der Zeit wiedergegeben, und eine metrische Übersetzung von Irene Kafka ist ihm gegenübergestellt. Die Auswahl ist geschickt; man möchte nur, daß noch mehr Gedichte aufgenommen wären, z. B. das virtuose *Le soir qu'Amour vous fit en la salle descendre.* Und die Übertragung ist formschön, anschmiegend, stimmungsvoll, sie ist Ronsards würdig. Soweit die schwierige Form des Sonetts es zuläßt, ist sie auch getreu. Daß hier ein Zug weggewischt, dort einer hinzugefügt ist, braucht man nicht zu bedauern, solange es mit Maß und Takt geschieht. Mitunter hat man auch den Eindruck, daß ein Gedicht leicht transponiert ist, aus der Renaissance in die Gegenwart, aus französischem in deutsches Empfinden; man würde dann gern in dem von Irene Kafka geschaffenen Rahmen einzelnes anders gestalten und dem Original wieder näher kommen, aber man darf sich auch nicht verhehlen, daß manche Anspielung auf die Antike ohne Erklärung unverständlich bleiben, daß mancher Topos der damaligen Liebeslyrik das große Publikum heute befremden würde. Mißverständnisse sind gelegentlich untergelaufen, z. B. in Nr. 16 *Celle* (Helena) ... *Que Jupiter conceut sous un cygne emprunté,* 'Sie, die einst Zeus bezwang in einem Schwanenkleid', Nr. 24 *et sans ceste compagne Qui tousjours nos propos tranchoit par le milieu,* 'Und ohne ihn, der jede Lust vergällt', besonders aber im Anfang von Nr. 32.

Nachdem man an der Hand einer pietätvollen Nachdichterin in Ronsards Hain gewandelt ist, vernimmt man noch die Stimme von Franz Blei, der in einem 'Nachwort' über Leben, Werk und Wirkung orakelt. Leider ist er mit dem Gegenstand nicht genügend vertraut, und so steht neben feinen Bemerkungen die kindliche über die Etymologie des Namens S. 106 (Henri Longnon hat für ihn umsonst geschrieben), und die geistesgeschichtliche Einordnung des Dichters ist wirklich sehr subjektiv.

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

Arvin, Neil Cole, Eugène Scribe and the French theatre 1815—1860, Cambridge, Harvard University Press, 1924. X, 268 S. $ 3.

In wunderhübscher Ausstattung, die uns wehmütig stimmen kann, auf edelstem Papier, mit großen, geradezu leuchtenden Lettern, einem sauberen Titelbild und dickem Kopfgoldschnitt, der auf das — es besser habende — Dollarland zu weisen scheint, ist von der Harvard University Press, Cambridge, ein Band: Eugène Sribe and the French Theatre 1815—1860 by Neil Cole Arvin herausgebracht worden.

Ich habe eigentlich nur das bei ähnlich ausgestatteten englischen Büchern als Lesezeichen übliche hübsche Seidenbändchen vermißt. Nicht etwa aus Kleinlichkeit, sondern aus einem praktischen Bedürfnis; denn es gelang mir nicht, das Buch hintereinander zu lesen. Es ist etwas langatmig geraten, und das, infolge der beängstigenden literarischen Fruchtbarkeit des französischen Theaterpaschas erdrückende Tatsachenmaterial hätte wohl oft, nicht zum Schaden der Arbeit, knapper zusammengefaßt und manche lästige Wiederholung damit vermieden werden können.

Nach der Vorrede macht man sich eigentlich auf etwas anderes gefaßt. Man erwartet ein Kulturbild aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das uns, etwa in Tainescher Art, lediglich auf die Werke Sribes gestützt, die bürgerliche Gesellschaft Frankreichs oder besser von Paris zur Zeit der Restauration und der Julimonarchie vorführte.

Reizvolle Ansätze dazu finden sich auch in dem Buche. Der Verfasser hat sich aber im ganzen an eine andere Disposition gehalten. Er behandelt in chronologischer Reihenfolge die verschiedenen dramatischen Gattungen, die Scribe gepflegt hat, d. h. ziemlich alle denkbaren. Daher kommt in

das Werk die ermüdende Unruhe eines Leitfadens, das überreiche Material, die zahlreichen ziemlich ausführlichen Inhaltsangaben selbst der bekanntesten Stücke beeinträchtigen die Freude an der fleißigen Arbeit und lenken beständig von dem Hauptthema ab.

Als besonders gelungen möchte ich die Seiten hervorheben, in denen der Verfasser von dem Verdienst Scribes als Textdichter handelt. Für diesen Teil seines Lebenswerkes möchte er Scribe die Unsterblichkeit zuerteilen. Und tatsächlich begeht wohl auch der Durchschnittsgebildete ein Unrecht, wenn er für nicht wenige der heute noch beliebtesten Opern vergißt, daß sie ihren Dauererfolg nicht zuletzt dem geschickten, aus der Hand Scribes stammenden Textbuch verdanken. In dieser Hinsicht wird sich vielleicht mancher etwas beschämt fühlen, wenn ihm eine solche Liste vorgehalten wird: Die Nachtwandlerin, Die Stumme von Portici, Robert der Teufel, Die Jüdin, Die Hugenotten, Der Prophet, Die Afrikanerin, Die Weiße Dame, Fra Diavolo u. v. a.

Neue Aufschlüsse über Scribe und sein Lebenswerk waren kaum zu erwarten. Was über ihn zu sagen war, ist gut, zutreffend und abschließend gesagt worden.

Daher fand der Verfasser auch keinen besseren Ausklang für sein Buch, als einen Artikel des Figaro aus dem Jahre 1860, der eigentlich die Hauptgedanken der ganzen Arbeit knapp und für die wesentlichsten Züge manchmal in wörtlicher Übereinstimmung zusammenfaßt.

Danach bleibt als Hauptverdienst des Verfassers vor allem nur die sorgsame Zusammenstellung und Gruppierung des ganzen Materials übrig, das, in dieser Übersicht, gleichsam einem Herbarium der üppigen Scribeflora, vereinigt, das Staunen über die emsige Betriebsamkeit des französischen Schriftstellers und seiner literarischen G. m. b. H. oder Dramenverwertungsstelle erneuert.

Wer sich mit ihm beschäftigen will — und zum mindesten als vielseitiger Anreger und vorbildlicher Beherrscher und Ausbauer der dramatischen Technik, in dessen Schule alle nachfolgenden Theaterschriftsteller gegangen sind, die Augier, Dumas, Feuillet, Sardou, Labiche, Lemaître, Brieux, Hervieu, Bataille, Lavedan, Capus, de Flers u. a., kann er aus der Literatur des 19. Jahrhunderts nicht ausgeschaltet werden —, wird sich zur schnellen und bequemen Orientierung mit Nutzen der Arvinschen Studie bedienen können.

Steglitz, Oktober 1925. Max Kuttner.

Pfandl, Ludwig, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst. Kempten, Kösel & Pustet, 1924.

Recht bescheiden nennt der bekannte Münchener Literarhistoriker seine jüngste Schöpfung eine 'Einführung' in das Goldene Zeitalter spanischer Literatur und Kunst; in Wahrheit ist es ein hervorragendes Werk zur Kultur- und Geistesgeschichte des spanischen Volkes, wie wir seit Jahrzehnten keines mehr erhalten haben. Das jetzt in Deutschland so lebendige Streben, durch Lektüre und Studium des spanischen Schrifttums ein klares Bild von der Struktur der spanischen Volksseele aus der Habsburgerzeit zu erhalten, hat Pfandl mit seinem Meisterwerk mächtig gefördert; er, einer der ersten Kenner spanischer Literatur, die wir in Deutschland haben, hat auf Grund eines umfassenden Studiums jener Zeit in 11 Kapiteln die Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt, und damit all das scheinbar tote Quellenmaterial zweier Jahrhunderte lebendig werden lassen.

Nicht als ein *siglo de oro*, sondern als eine *edad de oro* faßt Pf. den Zeitabschnitt vom Regierungsantritt Philipps II. bis zum Tode Calderons (etwa die Jahre 1550 bis 1680); denn damals war Spanien 'als Volk von Dichtern, Gottsuchern, Gelehrten und Künstlern ... bis in die letzten Jahrzehnte seines politischen und nationalen Niederganges Führer und Vorbild Europas, unerreicht an innerer Geschlossenheit, an Reichtum der Formen und Größe der Ideen.' Unter dem Begriff Kultur versteht er 'die Umwelt, den *ambiente*', die äußeren und inneren, die materiellen und geistigen Lebensbedingungen, aus denen nun dichterische und künstlerische Schöpfung entstanden sind.

In den ersten Kapiteln behandelt der Verfasser die habsburgischen Könige und ihr Regierungssystem von Philipp II. an. In meisterhaften Strichen weiß er die eigenartige Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit der Herrscher zu kennzeichnen. Philipp II. erhält hier eine gerechte Würdigung nach seinem Wollen und seinem Können: als Regent die Verkörperung des spanischen Idealismus, als Mensch ein edles Vorbild von Anspruchslosigkeit, Pflichtbewußtsein und unbeugsamem Rechtsgefühl, dazu ein eifriger Förderer der Künste und exakten Wissenschaften. — Wie für Philipp, so verlangt er auch für die Inquisition eine gerechte Beurteilung aus den Zeitverhältnissen heraus; nach ihm war sie ein königliches staatliches Gericht zur Überwachung des Buchdrucks und der Büchereinfuhr sowie der gläubigen Seelen, und damit gegen Juden, Mauren und die lutherische Reformation gerichtet. Im Anschluß daran legt er dar, worin der Inquisition von der Geschichtsklitterung späterer Zeit Unrecht geschehen ist, ohne daß er seine Augen vor den offenen Mißständen jener Einrichtung verschlossen hätte, die mit ihrem nationalen Charakter bei der unlösbaren Verbundenheit zwischen Staat und Kirche durchaus berechtigt war, wenn nicht Staat oder Kirche oder beide zugrunde gehen sollten. — Ein besonderes Kapitel widmet Pf. den verschiedenen Schichten der spanischen Gesellschaft, der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürgerstand und seiner Beschäftigung, den *Letrados* und Studenten, den Soldaten, Bauern, der spanischen Plebs mit dem maurischen Element und den Zigeunern, dem Verbrechertum, zuletzt dem weiblichen Geschlecht. — In einem andern Abschnitt legt Pf. die Wurzeln des stark ausgeprägten nationalen Hochgefühls dar als einen Adels-, Rasse-, Glaubens-, Eroberungs- und Bildungsstolz. So berechtigt dieser Stolz auch für das Spanien jener Jahrhunderte sein mochte, so barg er doch auch viele Schwächen in sich und ließ recht bald üble Folgen aufkommen: eine weit verbreitete Arbeitsscheu und eine übertriebene Einschätzung des Ehrgefühls, so daß man unter *honor* und *fama* dasselbe verstand. Natürlich wird aus dieser Darlegung das damals stark ausgeprägte Ehrgefühl des spanischen Volkes dem Fernstehenden verständlich. — Recht eingehend hat der Verfasser auch die vielfach falsch verstandene Religiosität des spanischen Volkes untersucht; dabei unterscheidet er das religiöse Leben des Alltags, der Festtage, an denen wahre Volksfeste gefeiert werden, und das religiöse Innenleben der großen Volksmasse, ein unerschütterliches Festhalten an der römisch-katholischen Glaubenslehre: dem Spanier zugleich eine heilige Herzenssache. Natürlich war die Zeit auch dem Aberglauben wie der Zauberei und dem Teufelsspuk ergeben. Als starken Gegensatz zum religiösen Idealismus bekundet das Jahrhundert, und zwar in allen Schichten des Volkes, auch einen rohen Realismus in der Moral. — Auch die Bildung und den Unterricht hat Pf. in seinen Betrachtungskreis gezogen und liefert treffende Charakteristiken von den Volks- und Jesuitenschulen, den Universitäten, dichterischen Wettkämpfen und literarischen Bräuchen; er äußert sich über das Urheberrecht, den Vertrieb von Büchern, die Entwicklung des Buchdrucks

ebenso wie über die Erscheinungsformen lyrischer und dramatischer Dichtungen und die *Relaciones,* die als Vorboten späterer Zeitungen angesprochen werden müssen. — Ein recht gefälliges, anschauliches Bild gibt der Verfasser im 10. Kapitel über das tägliche Leben. Er läßt uns hier in das betriebsame Leben spanischer Städte schauen, läßt uns teilnehmen an den öffentlichen Schaustellungen und Belustigungen, an den Prozessionen, *Autos de fe* und Trauerfeierlichkeiten jener Tage. Wir erfahren weiter, wie es im Theater aussah und wie es hier wie bei den Stierkämpfen zuging, wir hören vom Eifer der Wettkämpfe, von der fröhlichen Ausgelassenheit der Fastnachtszeit und anderer Volksfeste. Wir lernen das Volk kennen bei Spiel und Sport, bei Musik und Tanz, bei den Unterhaltungs- und Glücksspielen, beim Reiten, Fechten und Jagen. Zuletzt vernehmen wir von der Nahrung und Kleidung nicht weniger als von den Formen der Umgangssprache. Natürlich sind die kulturkundlichen Quellen und Belege hier und da zur stärkeren Betonung herangezogen und die literarischen Stellen verwertet worden. — So konnte Pf. nach der wirklich erschöpfenden Darstellung des *ambiente* der 2 Jahrhunderte im Schlußkapitel Idealismus und Realismus zusammenfassend und zugleich noch vertiefend eine Untersuchung über das Wesen der spanischen Volksseele anstellen und die hierfür wesentliche Doppelseitigkeit der genannten geistigen wie gefühlsmäßigen Richtungen stark beleuchten. Gerade bei dieser Darstellung wird dem Nichtspanier manches, was ihm bei der Lektüre klassischer Schriftwerke fremdartig vorkam, begreiflich. So konnte Pedro von Kastilien, der Grausame, vom Volke 'der Gerechte' genannt werden, weil er der Stimme seines leidenschaftlichen Blutes folgte und sich damit als echten Spanier und Helden bewährte. Auch für die Kunst hat Pf. als Literarhistoriker, der die Erkenntnis des Volks- und Zeitgeistes als höchstes Ziel seiner Wissenschaft ansieht, in längeren Betrachtungen bei den Hauptvertretern jener Zeit untersucht und nachgewiesen, in welchem Maße sie die spanische Volksseele ihrer Zeit verkörpern: bei dem Idealisten *El Greco,* bei *Murillo,* der Idealist und Realist zugleich, nach jenem spanisches Wesen und Empfinden am besten auszudrücken verstand, bei dem ganz und gar unspanischen *Velásquez,* der den Portugiesen und Italienern näherstand. Unter demselben Gesichtspunkte werden als echte Spanier angesprochen *Jusepe de Ribera, Valdés Leal, Zurbarán;* auch für die Malerei und Holzplastik wie für die Baukunst wird das Vorhandensein jener glücklichen Mischung der Gedanken- und Gefühlsgegensätze nachgewiesen. Durch Beigabe einer großen Zahl von vorzüglichen Kunstdrucktafeln in Schwarz-Weißreproduktion ist dem Leser Gelegenheit gegeben, die Ausführungen im einzelnen zu verfolgen und nachzuprüfen. Als krönenden Abschluß seiner Darstellung bringt Pf. seine Auffassung vom Sinn des Don Quijote und des Schelmenromans, die schon als Beispiel seiner einzigartig schönen und edlen Sprache hier wörtlich folgen möge:

'Don Quijote ist nicht einfach der Narr, der durch das Lesen der Ritterbücher den Verstand verloren hat und in dem Wahne lebt, ein fahrender Amadis, ein Verteidiger von Ehre und Glauben, von Ordnung und Sitte, ein Beschützer der Unschuld und Verfechter alles Edlen zu sein. So wie ihn Cervantes sah und haben wollte, ist er das Urbild des Spaniers habsburgischen Zeitalters und habsburgischer Stimmung, und Dulcinea de Tobosa ist nichts andres als sein Land und sein Königtum, sein Nationalbegriff und sein Glaube, sein Stolz und sein Ehrgefühl. Für sie kämpft er wie der Manchaner Ritter für sein Idol, ficht gegen Windmühlen und rennt mit dem Kopf gegen erzene Mauern. In ihm verkörpert sich sein Idealismus und mit ihm auch dessen Entartung.' Sancho Panza dagegen verkörpert den 'spanischen Realismus, den Rausch des

Blutes, den Triumph des Sinnenlebens, der im spanischen Menschen des 16. und 17. Jahrhunderts mit der Schärfe von Wasser zu Feuer gegen den Idealismus sprüht und zischt.' Und unter Hinzuziehung der volkstümlichen picaresken Novelle schließt er: 'Quijote und Schelmenroman sind der Triumph der Verkörperung nationalen Geistes in Werken der schönen Literatur. Beide stehen sie am Eingang des 17. Jahrhunderts wie eine Warnungstafel am Weg in den Abgrund. Kehr um, du wirst eine Nation von Vagabunden und Bettlern! So rufen Guzmán de Alfarache und der Buscón. Halt ein, du wirst ein Volk von Schwärmern! So warnt Quijote, und bei aller Warnung schwingt in ihm der beständige Unterton mit: Wie herrlich bist du, o spanisches Volk, im Glanz deines Idealismus!'

Was das Buch im Anhang noch an Beigaben bietet, ist nicht minder des Lobes wert: zunächst kulturgeschichtliche Texte, darunter wertvolle urkundliche Belege, z. B. Eindrücke und Stimmungen vom Besuch des Escorial und andre Reiseberichte, ausführliche Schilderungen von Stierkämpfen der habsburgischen Zeit, ein Facsimile eines Cervantes-Autogramms, das Testament des berühmten Murillo u. a. m. — Recht sorgfältig ist die Bibliographie, als besonderer Teil des Anhanges, gearbeitet; sie enthält reichhaltige literarische Nachweise zu den einzelnen Kapiteln, gelegentlich mit kritischen Urteilen; für jene Zeit liegt uns hiermit also ein zuverlässiger Ratgeber bei Einzelforschungen vor. Ein genaues Personen- und Sachregister erleichtert das schnelle Aufsuchen. Einen besonderen Schmuck des Werkes bilden die 43 vorzüglichen Kunstdrucktafeln, die neben Porträten berühmter spanischer Maler Darstellungen zur Sitten-, Ideen- und Kunstgeschichte jener Zeit liefern.

Es bedarf nach der Darlegung des reichen Inhaltes keines weiteren Wortes über die Bedeutung dieses Werkes für das Verständnis der Literatur und des spanischen Geisteslebens im klassischen Zeitalter. Aber auch der zünftige Historiker wird an Pfandl nicht vorübergehen können, vielmehr manches Urteil über Charakter, Sitten, Gebräuche und Geschichte des spanischen Volkes ändern müssen. Für den Kultur- und Sittenforscher stellt das Werk eine wahre Fundgrube von wertvollen Tatsachen und zum Teil neuen Erkenntnissen dar.

Göttingen. Alfred Günther.

Teatro antiguo español 5. Lope de Vega, La Corona merecida, publicada por José F. Montesinos. Madrid 1923. 211 S. 8°.

Die vorliegende Ausgabe geht, wie das dem Plane des *Teatro antiguo español* entspricht, auf ein eigenhändiges Manuskript des Dichters zurück. Aus der Beschreibung wird ersichtlich, daß die Handschrift außerordentlich viele, für die Aufführung bestimmte Streichungen und Zusammenziehungen aufweist. Das läßt wieder einmal klar erkennen, daß bei den *comedias* zwischen dem Original und der Form, in der sie dargestellt wurden, ein ganz erheblicher Unterschied war, oder anders gewendet, daß wir uns aus der Lektüre der uns bisher zugänglichen Texte noch lange kein Bild davon machen können, wie das Stück auf der Bühne, also in dem Moment, wo es seinen ureigentlichen Zweck erfüllte, aussah. Ich halte es für einen ganz besonderen Vorzug der gegenwärtigen Ausgabe, daß ihr Herausgeber gerade in dieser Hinsicht durch sorgfältige Angaben in den Fußnoten die beiden Versionen anschaulich festgehalten hat. Wenn einmal eine größere Anzahl derartiger Texte vorliegen, werden sich auf Grund eingehender Untersuchungen auch gewisse Prinzipien herausarbeiten lassen, nach denen man die Originaltexte für die Aufführung zurechtstutzte. Aus dem Ver-

gleich der Handschrift mit der von Lope selbst besorgten Erstausgabe des Dramas *(Parte XIV)* ergab sich ferner, daß der Druck mit seinen 550 den Sinn fast durchwegs verschlechternden Varianten in recht bedenklichem Verhältnis zur Handschrift steht. Wir sehen daraus wiederum mit schöner Deutlichkeit, was von der Zuverlässigkeit und Originaltreue literarischer Texte des spanischen 17. Jahrhunderts zu halten ist, auch wenn ihr Druck von den Verfassern autorisiert und überwacht war. Welch trübselige Ausblicke aber eröffnen sich damit nicht hinsichtlich des *Quijote,* auf dessen blühender Aue sich Druckerleichtsinn und Philologenscharfsinn seit drei Jahrhunderten getummelt haben! Es wäre zweifellos von höchstem Interesse für alle Freunde spanischer Dramengeschichte, einmal so eine handschriftliche *comedia* des Lope de Vega, und zwar eine, die in besonders großem Umfang die für die Aufführung gemachten Streichungen und die für diesen Zweck ebenfalls erst eingefügten szenischen Bemerkungen *(acotaciones)* enthält, mit Muße betrachten und studieren zu können. Die Herausgeber des *Teatro antiguo español* würden sich daher ein Verdienst erwerben, wenn sie einmal eine derartige Handschrift in vollständiger Faksimile-Wiedergabe zur Reproduktion brächten. Es ist ohnehin ein fühlbarer Mangel der sonst gut redigierten Sammlung, daß sie ihre Texte durchweg ohne jede Abbildung der betreffenden Handschriften veröffentlicht.

Da mir hier nur ein beschränkter Raum zur Verfügung steht und ich zudem auch noch an anderer Stelle über die Ausgabe zu berichten habe, so kann ich mich im übrigen kurz fassen. Um das Thema der *Corona merecida* in einen weiteren literarhistorischen Gesichtskreis zu rücken, hat der Herausgeber das Hauptgewicht seiner ergänzenden Ausführungen auf zwei Punkte verlegt. Zunächst auf eine sorgfältige Prüfung und Auswahl der verschiedenen, möglicherweise in Betracht kommenden Quellentexte, wobei freilich, wie vorauszusehen war, eine definitive Lösung der Frage nach der vom Dichter benutzten Vorlage nicht zuwege kam. An zweiter Stelle sodann auf eine gründliche Erörterung des in gewissem Sinne nationalen, oder wenn man will, ethischen Motivs des königlichen Absolutismus im Gegensatz zum Vasallenwiderstand, und zwar gerade im Hinblick auf die Darstellung dieser Verhältnisse bei Lope de Vega. Den Beschluß des in Druck und Papier vorzüglichen Heftes bilden eine ausführliche Verstabelle und eine Reihe von Anmerkungen, deren treffliche, auf reiches Quellenmaterial gestützte Worterklärungen schon an und für sich eine genußreiche Lektüre bilden. Für Anfänger freilich und zum Spanisch-Lernen sind die einzelnen Nummern des *Teatro antiguo español* nicht geeignet, so daß, wer zum Lesen einer *comedia* noch den kleinen *Langenscheidt* braucht, besser die Hand davon lassen wird.

München. Ludwig Pfandl.

Hendrix, William Samuel, Some native comic types in the early spanish drama (in: The Ohio State University Bulletin vol. 1, number 3, september 15, 1924). 116 S.

Diese Studie vervollständigt verschiedene andere, die früher J. P. W. Crawford in dem Spanish Pastoral Drama (Philadelphia 1915) und in Aufsätzen der Romanic Review gegeben hat. Den Darstellungen P. Toldos und Rigals über die Renaissancekomödie Italiens und Frankreichs wird in diesen Untersuchungen, insbesondere in der vorliegenden, eine Parallele an die Seite gestellt. Mit Systematik, wissenschaftlicher Strenge und Selbstbescheidung behandelt Hendrix komische Typen aus dem Zeitraum des spanischen Lustspiels im 16. Jahrhundert, das zwischen Juan del Encina und Juan de la Cueva liegt. Das reiche, anscheinend vollständige

Material, das zur Benutzung herangezogen wurde, gestattet, die für den behandelten Gegenstand aufgestellten Typen als zutreffend anzusehen. Zunächst wird der komische Typus des Klerikers (Churchman), dann die mannigfaltigen Typen des Ausländers oder der Dialekt sprechenden Personen abgehandelt, denen andere komische Gestalten in richtiger Zweiteilung: 'the stupid group' und 'the clever group' folgen. Den Beschluß bildet eine Betrachtung der verschiedenen Kunstgriffe, die in diesen Lustspielen zur Erzielung komischer Wirkung angewendet werden (spezieller Jargon, Schlafen, Essen, Stammbaumprahlerei, Beiseitesprechen usw.).

Trotz einiger störender Druckfehler ist H.s Schrift große Sauberkeit in der Ausführung nachzurühmen. Freilich fehlt noch dem Ganzen das Reizvollste, der Versuch, die schematische, trocken aufzählende Übersicht durch Entwicklungsnachweise, psychologische Erläuterung der Phänomene sowie deren Einordnung in den Gesamtverlauf der spanischen und europäischen Theatergeschichte lebendig zu machen.

Halle (Saale). Werner Mulertt.

Wacker, Gertrud, Spanische Sprachlehre. Teubners Spanische und Hispano-Amerikanische Studienbücherei. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Ein sehr empfehlenswertes Buch, knapp, und doch das Wichtige enthaltend. Da es als Schulbuch gedacht ist, sollen einige Kleinigkeiten folgen, die einer zweiten Auflage vielleicht zugute kommen.

S. VII bei *[s]* einfügen: und *x* vor Konsonant.

§ 329, Objektsätze S. 145 f. Ich vermisse den Hinweis, daß *que* zu *de que, en que, a que, con que* wird, wenn das Verb des Hauptsatzes eine dieser Präpositionen regiert, z. B.

No dudamos de que Vds. podrán conseguir ...

Cuenta con que estarás en su oficina.

War bei S. 44 § 100 die Bildung der Ordnungszahlen auf *-eno* nicht zu erwähnen?

S. 30 § 69 *desde* (< *de ese de*) ist wohl unrichtig, cp. Z. f. rom. Phil. 32, 673 ff.

S. 55 § 135 *nadie* < lat. *natum* ist in dieser Formulierung bedenklich.

Die Drucklegung scheint sehr sorgfältig überwacht zu sein; nur ein Druckfehler begegnete mir: S. 142 § 313: bei *mía* fehlt der Akzent.

Jena. Heinrich Gelzer.

Krüger, F., Einführung in das Neuspanische. Teubners Spanische und Hispano-Amerikanische Studienbücherei. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1924.

Ich habe das Buch bei meinen spanischen Kursen häufig zu Rate gezogen und stehe nicht an, es für die beste mir bekannte Einführung zu halten. Es ist sehr solid und kenntnisreich gearbeitet und wird manchem Philologen ein zuverlässiger Führer sein. Besonders liebevoll ist der syntaktische Teil behandelt, so daß man den Wunsch aussprechen möchte, daß uns Krüger möglichst bald eine spanische Syntax schenken soll. Ich habe das Buch genau durchgesehen und bringe für die zweite Auflage einige Kleinigkeiten:

S. 42 zu W. *poco contenta*. Die Erklärung genügt nicht. Hier müßte Krüger ausführlicher auf das Problem eingehen.

S. 104 zu S. 391. Ich vermisse ungern den Verweis auf Tobler, V. B. I, 146 ff.

S. 1 L. 3 *vice* > *vex*, *fois*. Die Formulierung *vice* > *fois* ist zu knapp und wird den nachdenklichen Studenten verwirren.

S. 17 L 25 *jactare* > *echar*. Wegen der andern romanischen Sprachen muß man **jectare* ansetzen, für das bei M.-L. wohl doch ein Stern nötig ist.

S. 127 W. 529 *germ.* **exmagare* ist zu knapp formuliert.

Zur Übersetzung: S. 28 W. 61 *tío* = *Tom* (im Sinn von *Gevatter*) ist mir unbekannt; ebenso S. 105 *verschmissen*, wo man reichsdeutsch wohl *verschmitzt* sagt.

Druckfehler: S. 21 S. 37 l. *mein*. S. 25 S. 49 Fragezeichen vor *La madre* verkehrt. S. 40, Übersetzung Z. 2 l. *Ihren*. S. 46 W. 120 l. *alcázar*. S. 87 S. unten l. (und nicht *qué*). S. 134, 573 l. *salió*.

Jena. Heinrich Gelzer.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Litteris. II, 2, Sept. 1925 [v. Wilamowitz-Moellendorff: A. Boulanger, Ælius Aristide. — Heinze: M. Tulli Ciceronis De divinatione ed. Paese. — Brehier: Contemporary British philosophy. — Baldensperger: B. Croce, European literature in the 19th century. — E. Olson: O. v. Friesen, Rö-steenen i Bohuslän och runorna i Norden under folkvandringstiden. — Collinson: O. Funke, Innere Sprachform. — Pușcariu: I. Jordan, Rumänische Toponomastik. — Fehr: A. M. Killen, Le roman terrifiant ou roman noir. — J. G. Robertson: A. Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. — Rudberg: G. Murray, The rise of the Greek epic. — R. Haberlandt: P. Norlund, Buried Norse men at Herjolfsnes. — J. G. Robertson: H. Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung. — Krappe: F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus. — Toffanin: P. van Tieghem, Le préromanitisme. — Stern: R. Wackernagel, Humanismus und Reformation in Basel]. — 3, Dez. [Mackenzie: É. Durkheim, L'éducation morale. — Meillet: H. Güntert, Der irische Weltkönig und Heiland. — Norden: G. Jachmann, Die Geschichte des Terenztextes im Altertum. — Funke: O. Jespersen, The philosophy of grammar; O. Jespersen, Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. — Cahen: A. Noreen, Altnordische Grammatik. — Tieghem: J. Pommier, Renan d'après des documents inédits. — Liljegren: A. Pompen, The English versions of the 'Ship of Fools'. — v. Harnack, Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. — Stern: W. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus. — Haller: A. Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. — van Tieghem: A. Thibaudet, Gustave Flaubert. — Puech: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, Hellenistische Dichtung in der Zeit des Callimachos].

Language, journal of the Linguistic Society of America, ed. by G. M. Bolling, A. M. Espinosa, E. Sapir. I, 1, March 1925, Baltimore, Waverly Press. [Eine neue Vierteljahrsschrift von entschieden wissenschaftlichem Charakter, ins Leben gerufen, als sich die Linguisten von Amerika 1924 am 28. Dez. in Neuyork zur Gründung einer Fachgesellschaft vereinigten. Die Reden betonten die herrschende Unwissenheit und Gedankenlosigkeit über das Wesen der Sprache. Der Schwesterzeitschrift sei Blühen und Gedeihen gewünscht!]

Der kleine Brockhaus. Handbuch des Wissens in einem Bande. Lieferung 1—4. 1925. 320 S. 10 Lieferungen zu je M. 1,90. [Viele Karten und Abbildungen; plastische Hervorhebung der Schlagwörter; Tabellen; besondere Berücksichtigung von Technik, Wirtschaft und auch von englischer Sprache, aus der eine Menge Ausdrücke erklärt sind. Auf einer einzigen Seite, 129, stehen folgende den Anglisten berührende Artikelchen: cottage, cotton, council, count, county, courage, court, Covent Garden, Coventry, cover, coat, Covington, cowboy, Cowper, crack, Craig, Crane, Cranmer, creek.]

Unter fremden Völkern. Eine neue Völkerkunde, hg. von W. Doegen in Verbindung mit A. Brandl, M. Breyne, O. Dempwolff, A. Dirr, H. Grimme, H. v. Glasenapp, P. Hambruch, M. Heepe, J. Horovitz, H. Jacobsohn, J. Kappstein, J. Kohler, L. Koerber, A. Lane, E. Lewy, H. Lüders, F. W. Müller, R. Pelissier, G. Schünemann, H. Urthel, G. Weil. Berlin, Stollberg, 1926. 383 S. 4° mit vielen Abbildungen. [Durch den Krieg wurde in Deutschland eine große Kulturarbeit möglich und ernstlich angepackt: das Studium vieler fernab liegender Fremdsprachen durch lebende Sprachvertreter in den Gefangenenlagern. Ein Bild gegenüber S. 16 zeigt Doegen im Begriff, einem Herrn vom Kriegsministerium den Plan dazu auseinanderzusetzen. Mit der ihm eigenen

Energie organisierte er die Auslese, Aufsuchung und linguistische Ausbeutung der Gefangenen, deren Langeweile dadurch angenehm unterbrochen wurde. Philologen, die bisher nur buchmäßig aufgezeichnete Idiome studiert hatten, traten jetzt unmittelbar an Sprecher und Sänger heran, und zwar handelte es sich um eine Reihe Sprachen, die bisher überhaupt nicht oder fast nicht aufgenommen waren, bei denen jedenfalls Hand- und Wörterbücher versagten: Welche Erweiterung der Linguistik, welche Direktheit der Methode! Madagassen, Tahitier, Koreaner, Radschputen, Zigeuner, Basken, auch Deutsche aus unsern Bauernkolonien in Rußland, farbige Franzosen, die abgelegensten Mundarten von England und Schottland usw. wurden herangeholt und nicht bloß mündlich aufgenommen — Proben ihrer Sprechweise hatte auch ein guter Phonograph zu fixieren. Einzellieder und Chöre erlangten durch die Maschine Daueraufzeichnung, und vor allem wurden dabei die verschiedenen Völker auf ihre Denk- und Empfindungsweise hin untersucht, wie nur Rede und Gesang es ermöglichen. In einer Reihe von Einzelaufsätzen beschreibt jeder Forscher die Völkerschaft, die er bearbeitete, oft mit eindringlicher Psychologie, mit reichem Gewinn für Volkskunde, mit vielen Streiflichtern auf Geschichte und Politik. Niemals vorher ist die Linguistik derart nach verschiedenen Seiten hin verlebendigt worden. Als einzigartiges Denkmal einer großen Friedensarbeit mitten im Weltkriege steht das Buch da und bildet ein Ruhmesblatt aus einer Zeit, in der der deutsche Name im Auslande ringsum auf das gemeinste besudelt wurde.]

Jespersen, O., Die Sprache, ihre Natur, Entwicklung und Entstehung. Vom Verfasser durchgesehene Übersetzung aus dem Englischen von R. Hittmair und R. Waibel. (Streitberg, Indogerm. Bibl. IV, 3.) Heidelberg, Winter, 1925. XVI, 440 S.

Ammann, H., Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Lahr i. B., Schauenburg, 1925. VIII, 134 S.

Güntert, H., Grundfragen der Sprachwissenschaft. (Wissenschaft und Bildung, 210.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. 141 S. [Inhalt: 1. Die lautliche Seite der Sprache. 2. Gründe der Lautveränderung. 3. Beseelung und Verbildlichung als Grundformen des natürlichen Denkens. 4. Bedeutungsinhalt der Sprachformen. 5. Gründe des Bedeutungswandels. 6. Allgemeine sprachliche Entwicklungstendenzen. 7. Verwandtschaft der Sprachen. 8. Sprachmischung. 9. Schriftsprache. 10. Kunstsprachenquerschnitt und Längsschnitt.]

Funke, O., Satz und Wort. Eine kritische Auseinandersetzung mit der üblichen grammatischen Lehre und ihren Begriffsbestimmungen. Aus A. Martys Nachlaß hg., gedr. mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur. (Schriften der deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg.) Reichenberg, Stiepel, 1925. 94 S.

Hönigswald, R., Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen. 2. umgearb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1925. 416 S.

Spoerri, Th., Von der dreifachen Wahrheit der Poesie. Zürich, Füssli, 1926. 30 S. [Ausgehend von Croce, demgegenüber der Verfasser zwischen Inhalt und Form bei der Entstehung des Dichtwerkes keine Sonderung aufrichten will, betont er, daß es beim Dichten nicht bloß auf verstandesmäßige Kenntnis von Wirklichkeit und deren gefühlsmäßige Erfassung ankommt, sondern auch auf richtunggebende Willensakte.]

Kupffer, K. R., Materialismus, Vitalismus und Relativitätstheorie (Abhandl. des Herder-Instituts Riga, I, 1, S. 23—49). Riga, Löffler, 1925.

Playne, C. E., The neuroses of the nations. London, Allen, 1925. 468 S.

Brinkmann, H., Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter. Halle, Niemeyer, 1925. 107 S.

Morris-Jones, J., Cerdd Dafod sef celfyddyd Barddoniaeth Gymraeg. Oxford, Clarendon Press, 1925. XXVII, 382 S.

Bonnerjea, B., Praktische Grammatik der bengalischen Umgangssprache (Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde, 133). Mit einem bangalisch-deutschen und deutsch-bengalischen Glossar. Wien, Hartleben. 91 S.

Ungarische Jahrbücher. V, 2—3, August 1925 [Tiberius Gerevich, Von der älteren ungarischen Kunst. — Aladár Schöpflin, Die ungarische Literatur im 20. Jahrhundert. — W. Bang, Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut. — Elemér Móor, Deutsche Spielmannstoffe in Ungarn].

The Jewish Forum. VII, 8, August 1924 [H. Struck, Prospects of a united orthodoxy in Palestine. — A. Roenblatt, The Jewish migration problem — how it has been met. — Ch. N. Bialik, When the sun sets. A poem. — D. Goldblatt, The chances of Hebrew as a living language. — H. R. Richmond, The religious future of Palestine. — H., How a Zionist convention is managed. — S. Buchler, The Jewish tribunal in New York. — B. Koenigsberg, The religious obligations of the layman. — The Announcer, The far corner. — A. Abelson, The Raddish-Goy. — A. Weiner, A letter from England. — A. J. Levine, Systems of education. — J. S. Raison, The literature of the Haskalah. — L. M. Herbert, The introduction of beauty into Jewish life. — L. W. Mills, The vision of Leo Rosenthal].

Moslemische Revue. II, 2, April 1925 [K. Banning, Über den Quran. — Sadr-ud-Din, Die Weltmission des Islam. — H. Marcus, Islam und Protestantismus. — Sadr-ud-Din, Das Schwert und der Islam; Das Glaubensbekenntnis des Islam]. — 3—4, Juli/Okt. [Sadr-ud-Din, Eine Botschaft an die Juden. — F. K. Khan Durrani, Mohammed, der Prophet unserer Tage. — H. Marcus, Naturgesetz, Rechtsgesetz und Sittengesetz. — Sadr-ud-Din, Der Islam als Weltidee. — F. K. Khan Durrani, Omar der Große. — Sadr-ud-Din, Das Glaubensbekenntnis des Islam; Aussprüche des Propheten. — F. K. Khan Durrani, Der Islam in Afrika. — H. Marcus, Der Begriff der Heiligkeit und der Islam].

Manassewitsch, Lehrbuch der arabischen Sprache (Bibliothek der Sprachenkunde 23). Wien, Hartleben, 1925. VIII, 186 S.

Neuere Sprachen.

Modern language notes. XL, 2, Febr. 1925 [R. S. Loomis, Medieval iconography and the question of Arthurian origins. — L. B. Dillingham, A source of 'Salammbô'. — N. C. Brooks, 'Schrecke läuten'. — C. H. Ibershoff, Bodmer's borrowings from an Italian poet. — St. P. Chase, Mr. John Masefield: A biographical note. — J. T. Hillhouse, Teresa Blount and 'Alexis'. — S. W. Mackie, Notes on old English poetry. — C. H. Livingston, O. F. 'Ercier', 'Erser'. — M. L. Linthicum, Shakespeare's 'Meacocke']. — 3, March [M. Y. Hughes, Lydian airs. — A. S. Cook, Aldhelm and the source of 'Beowulf' 2523. — J. C. Blankenagel, Goethe, Madame de Staël and 'Weltlitteratur'. — W. Kurrelmeyer, An early poem of Anna Louise Karschin. — P. F. Baum, The Canon's Yeoman's tale. — G. L. van Roosbroeck, The 'unpublished' poems of Mlle de Scudéry and Mlle Descartes. — H. Loss, O. F. 'Cuiture'. — J. L. Barker, Accessory vowels]. — 4, April [P. Kaufmann, Defining romanticism: A survey and a program. — A. Coleman, Some sources of Flaubert's 'Smarh'. — A. M. Sturtevant, Regarding circumlocutions in the 'Elder Edda'. — J. E. Gillet, The Spanish idiom 'Fondo en ...'. — F. A. Pottle, Two notes on Ben Jonson's Staple of news'. — W. A. Bullock, The sources of 'Othello']. — 5, May [F. C. Green, Further evidence of realism in the French novel of the eighteenth century. — K. Young, Chaucer's renunciation of love in 'Troilus'. — G. J. Dalé, 'Las Cortes de la Muerte'. — C. Brown, 'An holy meditacion' — by Lydgate? — A. S. Cook, Bitter beer-drinking. — F. S. Cawley, An Ovidian prototype of a character in 'Wilhelm Meister']. — 6, June [E. P. Kuhl, Chaucer and the church. — H. D. Austin, Dante notes. — D. W. Baldwin, On the Chronology of Thomas

Kyd's plays. — O. K. Lundeberg, Collé's borrowing from the Sully memoirs. — A. S. Cook, 'Beowulf' 159—163].

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of Am. XL, 2, June 1925 [C. H. Livingston, The fabliau 'Des deux Anglois et de l'anel'. — H. F. Rubel, Chabham's 'Penitential' and its influence in the thirteenth century. — H. W. Robbins, An English version of St. Edmund's Speculum, ascribed to Richard Rolle. — B. P. Kurth, The relation of Occleve's 'Lerne to dye' to its source. — J. L. Hotson, Bear gardens and bear-baiting during the Commonwealth. — R. P. Bowen, Balzac's interior descriptions as an element in characterization. — M. J. Herzberg, William Wordsworth and German. — J. W. Beach, Expostulation and reply. — J. R. Moore, Wordsworth's unacknowledged debt to Macpherson's Ossian. — G. R. Potter, Coleridge and the idea of evolution. — A. B. Hopkins, Jane Austen the critic. — W. C. De Vane, jr., The landscape of Browning's 'Childe Roland'. — R. D. Havens, The revision of 'Roderick Hudson'. — W. L. Schwartz, Japan in French poetry. — S. G. Morley, Modern uses of 'ser' and 'estar'. — S. C. Chew, A note on Peterloo]. — 3, September [M. E. Temple, Beaumanoir and fifteenth century political ethics. — H. D. Gray, Heywood's 'Pericles', revised by Shakespeare. — A. Gaw, Actor's names in basic Shakespearean texts, with special reference to 'Romeo and Juliet' and 'Much ado'. — E. P. Kuehl, The authorship of 'The taming of the shrew'. — H. Spencer, D'Avenants 'Macbeth' and Shakespeare's. — A. Thaler, The Shakespearean element in Milton. — R. S. Forsythe, 'The passionate shepherd', and English poetry. — A. D. McKillop, A Victorian Faust]. — 4, December [K. Malone, The Widsith and the Hervararsaga. — W. K. Greene, The pearl' — A new interpretion. — H. H. Blanchard, Spenser and Bojardo. — G. R. Havens, Nature doctrine of Voltaire. — W. Silz, Kinship of Heinrich von Kleist and Otto Ludwig. — C. F. McIntyre, The later career of the Elizabethan villain-hero. — W. Graham, Shelley and the 'Empire of the Nairs'. — M. H. Law, Oliver Twist and De Foe's 'History of the devil'. — A. M. Turner, Another source for 'The cloister and the hearth'. — E. S. Bradley, A newly discovered American sonnet sequence. — J. Routh, English iambic meter. — G. R. Stewart, jr., The meter of the popular ballad. — C. C. Dries, The periphrastic future with 'shall' and 'will'].

The bulletin of the New England Modern Language Association. Boston, The Association, May 1925. 102 S. [Eine französische Ansprache macht den Anfang: 'Le terme romantisme peut être employé, dans un sens abstrait et philosophique, pour symboliser, qu'il s'agisse d'un individu etc.'. Es folgt ein Bericht: 'Sixty years with the modern languages' von Fay, speziell über die Entwicklung dieser Studien an der höheren Schule zu Johns Hopkins, wo Verfasser studierte; bis 1858 wurde nur Französisch gelehrt, und zwar auf gleicher Stufe wie Musik und natürlich in der Art der alten Sprachen; literarischer Unterricht trat hinzu 1870; 'natural method' tauchte auf seit der Begründung der M. L. A. A. 1883. Nur auf Französisch und Spanisch ist hier Rücksicht genommen, Deutsch bleibt unerwähnt. — Daran reiht sich ein französischer Vortrag, dann ein pädagogischer Bericht über 'Laggards in our language classes'. — Schließlich handelt Hatheway über 'The ideal preparation of modern-language teachers.' Bloß verstandesmäßiger Unterricht führt zur Pedanterie, einseitig pädagogische Vorbereitung zu Sachunkenntnis, der oberflächliche Enthusiasmus des landeskundigen zu Propaganda; alle drei Geisteskräfte, Kopf, Herz und Wille, müssen zusammenarbeiten. — Reports of the groups constitution. List of members.]

Neuphilol. Mitteilungen. XXVI, 1—2, Febr. 1925 [A. v. Kraemer, Jean Poirot in memoriam. — A. H. Krappe, The source of Novellino XXVIII. — L. Karl, Les amours de Madeleine Béjart. — R. Pipping, Ein Fall von absoluter Konstruktion im Altschwedischen. — O. Behaghel, Nachtrag zu

den 'Imperativnamen']. — 3—4, Mai [H. Petersen, Les origines de la légende de saint Eustache. — E. Walberg, Remarques sur le texte de la seconde partie du 'Poème moral'. — Ph. A. Becker, Les couplets de la coquille]. — 5—7, Sept. [H. F. Rosenfeld, Nibelungensage und Nibelungenlied in der Forschung der letzten Jahre. — R. Riegler, Schwedisch tordyvel 'Mistkäfer'. — L. Karl, Un echo].

Modern philol. XXII, 4, May 1925 [R. Altrocchi, A new version of the legend of Saint Alexius. — G. H. Gerould, Abbot Ælfric's rhythmic prose. — K. Malone, Artorius. — H. C. Lancaster, Leading French tragedies just before the Cid. — A. H. Schutz, Re-, ri- in the Divina commedia. — A. D. McKillop, Richardson, Young, and the conjectures. — J. L. Weston, Who was Brian des Illes? — J. J. Parry, The date of the 'Vita Merlini'. — J. D. Rea, 'This figure that thou here seest put'. — J. M. Manly, Frederic Ives Carpenter]. — XXIII, 1, August 1925 [Th. S. Graves, Notes on Elizabethan Plays. — A. H. Krappe, The sparrows of Cirencester. — W. P. Shepard, Two Provençal tenzoni. — R. S. Phelps, The sources of Lorenzo's 'Sacra rappresentazione'. — L. W. Ferguson, The date of the 'Raccolta Aragonese'. — G. Frank, The early Charles Fontaine. — E. H. Wilkins, The genealogy of the genealogical trees of the 'Genealogia Deorum'. — M. Y. Hughes, Spenser's debt to the Greek romances. — A. C. Judson, Who was Lucasta? — C. H. Ibershoff, Bodmer's indebtedness to Voltaire. — W. Diamond, Wilhelm Meister interpretation of Hamlet. — A. R. Nyke, Arabic-Spanish etymologies]. — 2, Nov. [E. P. Hammond, The nine syllabled pentameter line in some post-Chaucerian manuscripts. — C. Searles, The first six decades of French seventeenth-century comedy. — A. Schinz, L'affaire de la correspondance générale de J.-J. Rousseau et la société J.-J. Rousseau. — D. Saurat, Blake et les Celtomanes. — H. S. Cannon, Rhyme and alliteration in Carl Spitteler. — H. F. Field, Comparative syntax and some modern theories of the subjunctive. — S. Kroesch, The etymology of French 'flanc'].

Studies in philol. XXII, 1, Jan. 1925 [H. H. Clark, The literary influences of Philip Freneau. — N. D. White, Literature and the law of libel: Shelley and the radicals of 1840—1842. — M. H. Shackford, 'Hyperion'. — A. C. Howell, Sir Thomas Browne and seventeenth-century scientific thought. — A. H. Nethercot, The reputation of the 'Metaphysical poets' during the age of Johnson and the 'Romantic revival']. — 2, April [A. S. Tannenbaum, Shakspere's unquestioned autographs and the addition to 'Sir Thomas Moore'. — O. F. Emerson, Shakespearean and other feasts. — T. S. Graves, Women on the Pre-Restoration stage. — H. S. Blanchard, Imitations from Tasso in the 'Faerie Queene'. — F. F. Covington, jr., Spenser and Alexander Neckam. — R. Withington, F. S., which is to say ...'. — R. R. Cawley, Drayton's use of Welsh history. — D. Bush, Classical lives in 'The mirror for magistrates'. — W. P. Mustard, Notes on John Lyly's plays. — Th. Sh. Graves, Recent literature of the English Renaissance]. — 3, July [W. F. Thrall, The historical setting of the legend of Snedgus and Mac Riagla. — H. D. Learned, The old French retention of Latin 'a' in unaccented syllables. — S. Tannenberg, Reclaiming one of Shakspere's signatures. — A. C. Howell, A note on Sir Thomas Browne's knowledge of languages. — A. G. Drachmann, Alloy and gold. — H. L. Bourdin and S. T. Williams, The unpublished mss. of Crèvecœur]. — 4, Oct. [M. H. Nicolson, The spirit world of Milton and More. — E. Kuhl, Shakspere's 'Lead apes in hell' and the ballad of 'The maid and the palmer'. — C. A. Moore, John Dunton: Pietist and imposter. — W. Graham, Some infamous Tory reviews. — A. L. Keith, The dawn in Vergil. — C. H. Ibershoff, Whiston as a source of Bodmer's 'Noah'. — Th. M. Raysor, Unpublished fragments on aesthetics by S. T. Coleridge. — E. Greenlaw, Modern English romanticism].

The modern language review. XX, 3, July 1925 [K. Sisam, The authen-

ticity of certain texts in Lambard's 'Archaionomia' 1568. — G. R. Owst, The 'Angel' and the 'Goliardeys' et Langland's prologue. — M. Praz, Stanley, Sherburne and Ayres as translators and imitators of Italian, Spanish and French poets. — R. W. King, Italian influence on English scholarship and literature during the romantic revival, IV—V. — A. H. Krappe, The source of Voltaire's 'Zaïre'. — A. C. Dunstan, Sources and texts of the Middle High German poem 'Die Hochzeit']. — 4, Oct. [K. M. Lea, Conceits. — E. J. Feasey, William Baldwin. — M. Praz, Stanley, Sherburne and Ayres as translators and imitators of Italian, Spanish and French poets. — G. L. van Roosbroeck, Persian letters before Montesquieu. — E. G. Gardner, The holy Graal in Italian literature. — P. Toynbee, Dante notes].

Leuvensche Bijdragen. XVII, 2 [H. Logeman, The semasiology of some verbs of motion and the etymology of Dutch 'langwerpig'. — G. L. van Roosbroek, Notes on Corneille. — G. Panconcelli-Calzia, Über experimental-phonetische Untersuchungen mit sinnlosen Reizen. — C. Digneffe, Twee Zienswijsen in de Phonetiek. — B. W. Woodbridge, Voltaire and Saint-Simon. — G. Watson, The present state of Scottish studies].

Germ.-rom. Monatsschrift. XIII, 5—6, Mai/Juni 1925 [M. T. Seleskovič, Natur- und Literaturwissenschaft, II. — L. Spitzer, Wortkunst und Sprachwissenschaft. — S. Singer, Karolingische Renaissance, I. — E. Schäfer, Shakespeare und das Domestic-Drama, I. — H. Hatzfeld, Mittel der Anschaulichkeit im 'Don Quijote', I]. — 7—8, Juli/August [F. Brie, Johannes Hoops zum 20. Juli 1925. — S. Singer, Karolingische Renaissance, II. — O. Biehler, Bürgers Lyrik im Lichte der Schillerschen Kritik. — H. Grimme, Neuhochdeutsche Sprachmelodik als Grundlage der Syntax, I. — E. Schäfer, Shakespeare und das Domestic-Drama, II. — E. Richter, Luis de Camões]. — 9—10, Sept./Okt. [V. Michels, W. Streitberg (Nachruf). — H. Grimme, Neuhochdeutsche Sprachmelodik als Grundlage der Syntax, II. — H. Hellmann, H. v. Kleist und der Kettenträger. — Brocks, Das Fortleben der alcäischen Strophe im lateinischen Kirchenliede des Mittelalters und der neueren deutschen Dichtung. — M. Wolff, Shakespeares Form. — E. Jan, Der französische Freimaurerroman im 18. Jahrhundert. — H. Hatzfeld, Mittel der Anschaulichkeit im 'Don Quijote', II]. — 11—12, Nov./Dez. [A. Walter, Herman Hirt. — W. Stammler, Die Bedeutung der mittelniederdeutschen Literatur in der deutschen Geistesgeschichte. — H. Conrad, Byrons 'Müßige Stunden'. — A. Franz, Der Werdegang eines Gedichtes von Victor Hugo].

Neophilologus. X, 4 [K. J. Riemens, Madame Lourdone, femme lourde. — C. M. v. d. Zanden, Autour d'un manuscrit latin du 'Purgatoire de saint Patrice' de la Bibliothèque de l'Université d'Utrecht. — H. Hasper, Das Gründungsjahr der Deutschgesinnten Genossenschaft. — J. H. Scholte, Datierungsprobleme in der Zesenforschung. — A. Leitzmann, Kleinigkeiten zu Goethe. — F. P. H. Prick van Wely, Kantteekeningen bij H. Poutsma's 'Grammar of late modern English', II; Section I, A: Nouns, adjectives and articles, IV. — W. van Doorn, An inquiry into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. With special reference to the Tale of Balen', V, VI. Appendix. An illustration of the Swinburnian treatment. — E. Herkenrath, Zu den Gedichten des Archipoeta] — XI, 1 [S. Eringa, La versification de la Sainte Eulalie. — G. L. van Roosbroeck, Poems erroneously attributed to Chapelain, Corneille, J. B. Rousseau, La Fontaine, etc. — E. Alker, Komposition und Stil von Grillparzers Novelle 'Der arme Spielmann'. — L. Brandl, Krinke Kesmes und Defoes Robinson. — A. Perdeck, Protestantisme en literatuur. — S. A. Krijn, Een oud-Ijslands liedje van de vos. — J. van Wageningen †, De zoogenaamde armoede der Latijnsche taal].

The mod. language journal. IX, 6, March 1925 [J. J. Jusserand, A message to Smith college on the occasion of the Ronsard celebration. — R H. Fife, Preliminary report on the modern foreign language study. —

P. Hagboldt, An experiment on reading known material in beginners' classes. — W. A. Behrdsley, Don Miguel. — E. G. Kunze, The value of the presentation of plays in modern language work. — W. C. Decker, Oral and aural tests as integral parts of the regents examination. — R. H. Spaulding, Conocer que. — W. K. Jones, Straw votes and graduate schools]. — 7, Apr. [J. D. Fitz Gerald, Modern foreign languages: their importance to American citizens. — A. Coleman, American students and French universities. — B. A. Morgan, The Chicago M. L. T. adopts a German vocabulary. — Ch. Broome, Cross-word puzzles for Spanish classes. — D. J. Kueny, 'Naquit-il' ou 'est-il né'?]. — 8, May [G. O. Russell, Silent reading. — W. Wadepuhl, Elementary German in the colleges. — O. F. Bond, The organization and use of a departmental reading collection in the modern languages. — R. C. Williams, A bibliographical note the fourth centenary of Ronsard. — B. Q. Morgan and J. van Horne, A bibliography of modern language methodology in America for 1924. — M. Smith, The 'Vieux Colombier' and the contemporary French theatre]. — X, 1, Oktober 1925 [C. W. Cartwright, A study of the vocabularies of eleven Spanish grammars and fifteen Spanish reading texts. — A. G. Bovée, A suggested score card for attainment in pronunciation. — D. Vittorini, Il grottesco nel teatro moderno e contemporaneo. — O. B. Hoblit, To the right-about. — A. J. Roehm, The national bureau of educational correspondance].

Philological quarterly. IV, 2, April 1925 [H. Craig, The ethics of King Lear. — E. G. Gudde, Grimmelshausens 'Simplicius Simplicissimus' and Defoe's 'Robinson Crusoe'. — E. A. Peers, The influence of Ossian in Spain. — Th. S. Graves, The adventures of Hamlet's ghost. — M. E. Deutsch, Veni, vidi, vici. — H. W. Gilmer, Caesar's Thrasonical boast. — K. Malone, On the etymology of Hamlet. — A. H. Nethercot, The reputation of the 'Metaphysical poets' during the age of Pope. — A. H. Krappe, Two ancient parallels to 'Aucassin et Nicolette', VI, 34—40]. — 3, July 1925 [J. J. Parry, Celtic tradition and the 'Vita Merlini'. — H. Y. Moffet, Oswald the Reeve. — C. Searles, Discours à Clíton. — W. Graham, Henry Nelson Coleridge, expositor of romantic criticism. — C. H. Ibershoff, Concerning a passage in Heine's 'Harzreise'. — J. van Horne, Notes on sixteenth century Spanish narrative poets. — F. L. Mott, Carlyle's American public. — E. H. Zeydel, An early reference to Anton Graff's portrait of Lessing. — R. B. Steele, Non-recurrence in vocabulary as a test of authorship. — St. Rypins, Johnson's dictionary reviewed by his contemporaries].

Clark, H., A study of the modern drama. A handbook for the study and appreciation of the best plays, European, English and American, of the last half century. New York, Appleton, 1925. 527 S. [Das norwegische Drama mit Ibsen und Björnson steht voran; es folgt das dänische, schwedische, russische, dann das deutsche unter Hervorhebung von Hauptmann, Sudermann und Wedekind; dann das österreichische mit Bahr, Schnitzler und Hofmannsthal. Von europäischen Völkern sind noch vertreten die Ungarn, Franzosen und Belgier, Holländer, Italiener, Spanier. Den Hauptraum nehmen natürlich die Engländer ein, von denen die Anglo-Iren wegen ihrer großen Bedeutung und inneren Selbständigkeit abgezweigt sind, und die Amerikaner. 'The Yiddish drama' macht den Beschluß Verfasser hat sich bereits durch Bücher über 'The continental drama of to-day' und 'The British and American drama of to-day' betätigt und konnte um so leichter das vorliegende 'Guidebook' schreiben — 'not a history for specialists', wie er im Vorwort ausdrücklich betont. Inhaltsangaben sind vermieden, aber viele praktische Winke für den Theatermann gegeben und namentlich reiche Bibliographien; durch letztere wird das Buch dem Anglisten nützlich.]

Germanisch.

Revue germanique. XVI, 2, Avril-Juin 1925 [L. Pineau, Une épopée norvégienne: 'Christine, fille de Laurans' par Sigrid Undset. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie La Roche à Wieland, III. — H. Bischoff, Courants modernes dans la littérature et la critique allemandes, I. — L. Brun, Le théâtre allemand]. — 3, Juillet-Septembre 1925 [V. Fleury, Les précurseurs de la republique allemande, III. — L. Brun, R. Lauckner, virtuose de la mélodie. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, IV. — H. Bischoff, Courants modernes dans la littérature et la critique allemandes, II. — C. Schneider, La poésie allemande].

Much, R., Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Kaspar Zeuss zum Gedächtnis (Festschrift des Germanisten-Vereins). Wien, Österr. Bundesverlag, 1925. 60 S. [Sachkundig und in den Quellen reich belesen, wie immer, wendet sich Much zur Namenerklärung der Bastarner und geht dabei aus von einem dem afrz. und me. *bast* = 'ungesetzliche Ehe' zugrunde liegenden altgerm. Worte: 'Die Bastarner sind also "Barstarde".' Hat *bast* nicht die Urbedeutung 'Sattelsack'? Tobler und Mätzner setzen die Herleitung des Wortes *bastard* aus diesem *bast* außer Zweifel. — Er wendet sich u. a. zu den *Gaesati*, *Gesati* und denkt dabei an agerm. *gais*, ags. *gâr*, nhd. *ger*. Die Möglichkeit, daß dahinter eine Zusammensetzung mit *-sâti* (vgl. ags. *Dunsæte* u. ä.) steckt, wäre vielleicht erwägenswert. — Mit besonderem Interesse liest der Anglist auf S. 57 den Satz: 'Im ags. Widsith wird den Langobarden ein König *Scēafa* zugeschrieben, sicher nicht verschieden von dem Heros *Scēaf*, der nach mehreren Berichten als Kind in einem Schiff an der Insel *Scani*, *Scandza*, angetrieben und später dort König wurde.' Seitdem wir durch die Diss. Hackenberg die Textgeschichte der ws. Königsgenealogie erhalten haben, in der aus dem mißverstandenen *Scyld Scefing* (Beowulf 4) erst ein *Sceaf* erschlossen ist, wird man nicht mehr so leicht von 'mehreren Berichten solcher Art' sprechen können. Auch erlaubt der Name *Sceafa* im Widsith noch andere Deutungen, vgl. Arch. 137, 22, die seine Berührung mit dem *Sceaf* der ws. Stammtafel völlig zweifelhaft machen. — Diese Fragen mindern natürlich nicht den Wert von Muchs Materialsammlung und Scharfsinn.]

Saitschick, R., Genie und Charakter. Shakespeare — Lessing — Goethe — Schiller — Schopenhauer — Wagner. 2. verm. u. verb. Aufl. mit 6 Bildnissen. Darmstadt, Hofmann. 1926. VIII, 360 S.

Skandinavisch.

The Oxford book of Scandinavian verse. XVII th — XX th century chosen by Sir E. Gosse and W. A. Craigie. Oxford, Clarendon Press, 1925. 432 S.

Niederländisch.

Kruisinga, E., A grammar of Modern Dutch. London, Allen, 1925. XXII, 167 S.

Reinke de Vos, nach der Ausg. von F. Prien neu hg. von A. Leitzmann mit einer Einleitung von K. Voretzsch (Altdeutsche Textbibliothek, 8) Halle, Niemeyer, 1925. XXXIV, 273 S. 5,50 M.

Friesisch.

Holthausen, F., Altfriesisches Wörterbuch (Streitberg, Germ. Bibl. I, IV, 5). Heidelberg, Winter, 1925. XVIII, 152 S. Preis 7,50 M. [Holthausen hat mit seiner gründlichen Sachkenntnis und seinem unverwüstlichen Fleiß eine unangenehme Lücke im Rüstzeug des Germanisten und besonders des Anglisten höchst dankenswert ausgefüllt, indem er K. v. Richthofens 'Idioticon Frisicum' von 1840 vervollständigte, modernisierte und wieder bequem zugänglich machte. Er bietet von dem afries. Schrifttum — die Texte sind in

der Einleitung aufgeführt — eine vollständige Wörterliste mit Übersetzung und knapper Etymologie; Verbalzusammensetzungen sind unter dem Simplex verzeichnet, für die zweiten Bestandteile der Nominalkomposita unterrichten uns Sammelverweise. Vorangestellt ist eine Herkunftstabelle der Vokale und Konsonanten sowie eine schön modernisierte Bibliographie.]

Deutsch.

Hirt, H., Geschichte der deutschen Sprache. 2. neubearb. Aufl. München, Beck, 1925. 300 S.

Wunderlich, H. und H. Reis, Der deutsche Satzbau, dargestellt. II. Bd. 3. vollständig umgearb. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1925. 519 S.

Saule, L., Reimwörterbuch zur Nibelunge Nôt (Münchener Texte, Ergänzungsreihe III). München, Callwey, 1925. 61 S.

Thalmann, K., Reimformenverzeichnis zu den Werken Wolframs von Eschenbach (Münchener Texte, Ergänzungsreihe IV). München, Callwey, 1925. 140 S.

Karg-Gasterstädt, Elisabeth, Zur Entstehungsgeschichte des Parzifal (Sächs. Forschungsinstitute, Altgerm., 1). Halle, Niemeyer, 1925. 157 S.

Rostock, F, Mhd. Dichterheldensage (Hermaea, XV). Halle, Niemeyer, 1925. 48 S.

Das rheinische Osterspiel, der Berliner Hs. Germ. Fol. 1219, mit Untersuchungen der Textgeschichte des deutschen Osterspieles, hg. von H. Rueff. Berlin, Weidmann, 1925. IV, 224 S.

Das Landrecht des Sachsenspiegels nach der Hs. von 1342, hg. von C. Borchling (Hamburg. Texte und Untersuch., hg. Borchling, Petsch, Lasch, I. Texte, 1). Dortmund, Ruhfus, 1925. XXX, 92 S.

Thomas Murners deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke. III: Die Schelmenzunft, hg. von M. Spanier (Kritische Gesamtausgaben elsässischer Schriftsteller, veröff. vom Wissenschaftl. Institut der Elsaß-Lothringer im Reich). Berlin, de Gruyter, 1925. 228 S.

Vom Fēgfûr, a treatise on purgatory by Tschudi, ed. from the original ms. in the Abbey archives of St. Gall with a grammatical commentary, notes and a glossary by Isobel A. Knorles. Heidelberg, Buchdruckerei Braus, 1925. 252 S.

Lasch, Agathe, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern, ein mittelniederdeutsches Lesebuch (Hamb. Texte und Untersuch. I, 2). Dortmund, Ruhfus, 1925. X, 165 S.

Bahder, K. v., Zur Wortwahl in der frühnhd. Schriftsprache (Streitbergs germ. Bibl. 19). Heidelberg, Winter, 1925. 166 S.

Burgherr, W., J. Mahler, ein schweizerischer Dramatiker der Gegenreformation (Maynes und Singers Sprache und Dichtung, 33). Bern, Haupt, 1925. 166 S.

Fröhlich, M., W. J. Moser in seinem Verhältnis zum Rationalismus und Pietismus (Brechts Deutsche Kultur). Wien, Öst. Bundesverlag, 1925. 190 S.

Stavenhagen, K., Herder in Riga (Abhandl. d. Herder-Instituts Riga, I, 1, S. 1—22). Riga, Löffler, 1925.

Petsch, R., Gehalt und Form: Gesammelte Abhandlungen zur Literaturgeschichte und zur allg. Geistesgeschichte (Hamburg, Texte und Unters. II, 1). 532 S.

Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgew. und hg. von Erich Schmidt. 71—85000. Leipzig, Inselverlag. I: 735 S., II: 717 S., III: 713 S., IV: 539 S., V: 784 S., VI: 531 S. [Roethe hat sich des beliebten Goethe in sechs Bänden von Erich Schmidt angenommen und ihn mit pietätvoller Schonung neu herausgegeben. Der buchhändlerische Erfolg bezeugt die Notwendigkeit einer solchen Auslese für weitere Kreise; schon eine Reihe von 40 Bänden erwies sich vielfach

als eine Barrikade, über die der gewöhnliche Leser nicht leicht hinwegkam; nun erst die große Weimarer Ausgabe, die einen breiten Bücherschrank für sich allein erfordert! Die Texte sind in Roethes Hand gleich gut eingeleitet und erklärt geblieben, da und dort sogar mit einer leichten Modernisierung des glücklicherweise knappen Kommentars; es sind aber beträchtlich mehr Texte hinzugewachsen. Unter den Epen begrüßen wir als neugeschenkt die 'Geheimnisse', den 'Ewigen Juden', den 'Reinike Fuchs' und die 'Achilleis'; es war schade, daß man sich bei der ersten Ausgabe durch äußere Bedenken zu solcher Sparsamkeit verleiten ließ. Unter den Dramen wurden 'Stella' und 'Die natürliche Tochter' der Aufnahme gewürdigt, dazu die Festspiele 'Pandora' und 'Des Epimenides Erwachen'. Daß dafür 'Künstlers Erdenwallen' und 'Künstlers Vergötterung' entfielen, läßt sich verschmerzen. Die Aufsätze in Prosa weisen jetzt auch Goethes Bericht über seine Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt 1808 auf — eine gewichtige Zutat auf wenigen Seiten. Der erste Band, der die kleineren Dichtungen enthält, ist jetzt von 670 auf 735 Seiten gestiegen; nur die Bände mit den massiven Prosawerken 'Wilhelm Meister' und 'Dichtung und Wahrheit' wurden so gut wie nicht verändert. Die Listen der erklärten Fremdwörter verwies Roethe vom Ende der einzelnen Bände an den Schluß des Ganzen, wobei er wohltätig kürzte. In einem Geleitwort bringt er die Umgestaltungen auf die Formel, daß man früher mehr eine Volksausgabe brauchte, jetzt aber mehr eine Handausgabe für die verarmten Gebildeten; das leuchtet ein und macht die Ausgabe auch für das Ausland begehrenswerter, das im großen Weimaraner nicht den durchschnittlichen, sondern den höchsten Ausdruck deutscher Geistesblüte sieht. Als Helfer namentlich für die Anmerkungen nennt der Herausgeber Dr. Fritz Bergemann. Die Goethe-Gesellschaft aber mag sich des Erfolges freuen, den sie mit Unterstützung eines großzügigen Verlages errungen hat.]

Sarauw, Ch., Zur Faustchronologie (Det. Kgl. Danske Videnskabernes selskab X, 2). Kopenhagen, Høst, 1925. 89 S.

Goldschmidt, Helene, Das deutsche Künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner (Muncker's Forschungen, 57). Weimar, Duncker, 1925. X, 161 S.

Böckmann, P., Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens (Hamburg. Texte und Untersuch. II, 3). Dortmund, Ruhfus, 1925. 163 S.

Kluckhohn, Paul, Persönlichkeit und Gemeinschaft, Studien zur Staatsauffassung der deutschen Romantik. Halle, Niemeyer, 1925. 111 S.

Palitzsch, O. A., Erlebnisgehalt und Formproblem in Klingers Jugenddramen (Hamburg. Texte und Unters., hg. Borchling, Petsch, Lasch; Unters. 2.) Dortmund, Ruhfus, 1925. 72 S.

Lehmann, E., Hölderlins Idylle, Emilie vor ihrem Brauttag (Prager Deutsche Studien, 35). Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag, 1925. 54 S.

Horch, F., Das Burgtheater unter H. Laube und A. Wilbrandt, mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Seite ihrer Direktionsführung und des Gesellschaftsstückes (Deutsche Kultur, literarhist. Reihe von Brecht, IV). Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1925. 163 S., 11 Abbild. [Auf den Forschungen von Weilen, Martersteig u. a. ist hier eine populäre Darstellung aufgebaut, die nicht wie eine Chronik, sondern frei nach den Problemen gearbeitet ist. Das Burgtheater in seiner Eigenart — nicht eigentlich national, auf die Sitte des Hofadels zugeschnitten und allmählich vom Geiste der Weltstadt erfaßt — kommt glücklich zur Geltung. Ist die Abstammung vom 'Théâtre Français', S. 13, nicht überschätzt? Es gab auch andere Hoftheater von künstlerischer Zucht und adligem Geschmack. Schreyvogels Direktion ist als Vorstufe für Laube geschätzt; hat er wirklich mehr getan, als die Zuschauer mit dem Obulus in der Hand verlangten? Bauernfeld als Dramendichter tat wohl mehr, wie man aus S. 19 f. herauslesen kann. Die eigent-

liche Hebung ist deutlich mit Laube seit 1849 gekommen; er brachte mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit die Kunstforderungen zur Herrschaft. Wenn eine Schauspielerin nicht Verse zu sprechen vermochte, nahm er sie bei der Probe am Arm und führte sie im Taktschritt auf und ab, bis ihr der Rhythmus in den Leib schoß. Dadurch zog er sich eine Künstlergarde, die nach seinem Abgang selbständig weiter wuchs und reifte und den Zusammenhang mit der Literatur- und Geschmacksentwicklung prächtig vermittelte. Nicht einmal der Idealist Wilbrandt vermochte diese Tradition zu erschüttern. Jungdeutschland hatte sich mitten in der Reaktionszeit unter Anschmiegung an wienerische Feinheit und Phantasie ein Instrument gezimmert, das bis zum heutigen Tage seinesgleichen sucht und jenen besonders vor Augen zu halten ist, die an eine glückliche Verbindung von norddeutschem und österreichischem Wesen nicht zu glauben vermögen. Ist die Kritik nicht etwas zu dürftig behandelt? Niemals hat der Herr des Hofes auch nur mit einem Worte so in die Besetzungsfragen eingegriffen, wie es Speidel in seinen Feuilletons häufig tat. Sein Lob bestimmte oft das des Direktors und war daher wichtiger; durch ihn wirkte abermals reichsdeutscher Geist auf die Donaustadt. Ganz wird aus dem Buche nicht fühlbar, was das Burgtheater für Wien und die deutsche Dramatik überhaupt bedeutete; aber vieles ist richtig gesagt, und daß die Theaterplastik über den Buchgehalt der Stücke gesetzt wird, ist seine Haupttugend.]

Dosenheimer, Elise, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels. Halle, Niemeyer, 1925. 131 S.

Schultze-Jahde, K., Motivanalyse von Hebbels 'Agnes Bernauer' (Palaestra 150). Leipzig, Mayer & Müller, 1925. 184 S.

Michalitschke, W., Friedrich Hebbels Tragödie 'Gyges und sein Ring' (Prager deutsche Studien, 33). Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, 1925. 52 S.

Jutz, L., Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. gedr. mit Unterstützung der Öst. Akad. der Wiss., Wien (Streitbergs Germ. Bibl. I, 15). Heidelberg, Winter, 1925. XIV, 355 S.

Schatz, I., Von der bairisch-österreichischen Mundart (Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXX, 1/2). Wien, Verlag des Vereins für Volkskunde, 1925. 16 S. [In der Einleitung ist die wichtigere Literatur über die bairisch-österreichische Mundart zusammengestellt und ihre Grenzlinien erkundet. Schatz spürt jeder einzelnen Vokalerscheinung nach und erklärt dabei eine Menge Ortsnamen.]

Hentrich, K., Experimentalphonetische Studien zum baltischen Deutsch (Abhandl. d. Herder-Instituts Riga, 1). Riga, Löffler, 1925. 20 S.

Riesenberg, A., Einführung in Sprechtechnik und Vortragskunst, mit 10 Abbildungen. Leipzig, Teubner, 1925. 131 S. [In populärer Weise wird besonders auf richtige Atmungstechnik und Deutlichkeit hingearbeitet.]

Greyerz, O. v., Stilkritische Übungen, namenlose Textproben zur Übung des sprachlichen Stilgefühls. Leipzig, Klinkhardt, 1925. 60 S.

Schetz, J. J., Südtirol vom Brenner bis Salurn. Ein Buch von Menschen, Bergen und der Schönheit des Landes. (Bozen und) München, (Amonn und) Schetz. 29 S. fol., dazu ein eigener Bilderteil. [Literatur, Sprache, Sitte, Kunst und Landschaft, mit dem Hauptton auf letzterer, sind hier von K. F. Wolff, H. Barth und P. Rosse geschildert, und die Zeitgeschichte hat zu diesem Prachtwerk einen sehr ernsten Hintergrund geschaffen. Die Tabellen zur Sprachenstatistik haben ein aktuelles Interesse.]

König, O., Die Deutschen Palästinas in englischer Gefangenschaft. Erinnerungen. Dresden, Strom-Verlag, 1925. 77 S. 2 M. [Von einem einfachen Kolonisten aufgezeichnet, gibt der Bericht eine ziemlich traurige Berührung von Deutschen und Angelsachsen wieder, aber mit erfrischender Realistik.]

Englisch.

Englische Studien. LIX, 1 [E. P. Hammond, The chance of the dice. — M. Krusemeyer, Der Einfluß Goethes auf George Meredith. — K. Arns, Neue englische Dramen]. — 2 [M. Rösler, Die Wigesimalzählung im Englischen und Anglonormannischen. — F. Schönemann, Der Puritanismus in Neuengland. — K. Halfmann, G. H. Wells' Vereinigung von Imperialismus und Pazifismus und ihre Grundlagen in der englischen Literatur]. — 3 [P. H. Reaney, On certain phonological features of the dialect of London in the twelfth century. — R. E. Zachrisson, Notes on the Essex dialect and the origin of vulgar London speech. — K. Arns, Das amerikanische Bühnendrama].

Anglia, N. F. XXXVII, 2, Mai 1925 [F. C. Steinermayr, Der Werdegang von John Galsworthys Welt- und Kunstanschauung. — Appelmann, Longfellows 'Evangeline' und Tegners 'Frithjof-Saga'. Ein Beitrag zu Longfellows 'Quellen'. — H. Lange, Neue Beiträge zu einer endgültigen Lösung der Legendenprologfrage bei Chaucer. — A. Stern, Ein Briefwechsel Hobhouses und Stratford Cannings betreffend das Denkmal Byrons. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung]. — 3, Okt. 1925 [J. Koch, Der gegenwärtige Stand der Chaucerforschung. — F. C. Steinermayr. Der Werdegang von John Galsworthys Welt- und Kunstanschauung (Fortsetzung). — H. Lange, Neue Beiträge zu einer endgültigen Lösung der Legendenprologfrage bei Chaucer (Fortsetzung). — S. J. Crawford, The Cædmon Poems. — O. B. Schlutter, Bemerkungen zum N. E. Dictionary].

Beiblatt zu Anglia. XXXVI, 2—7, Febr./Juli, 9—11, Sept./Nov. 1925.

English studies. VII, 4, August 1925 [B. A. P. van Dam, Textual criticism of Shakespeare's plays]. — 5, October 1925 [E. Kruisinga, A guide to Englisch studies. — R. W. Zandvoort, Notes and news. Reviews]. — 6, December 1925 [O. Doughty, Eighteenth-century song. — J. de Gruyter, A master of English].

American speech. Baltimore, Md, Mount Royal and Guilford Avenues. 64 S. 4 $ per Year. I, 1, Oct. 1925. Baltimore, Williams & Wilkins [G. H. McKnight, Conservatism in American speech. — J. B. Dudek, The americanization of Czech given names. — M. Fishbein, The misuse of medical terms. — K. Malone, A linguistic pratriot. — H. Vizetelly, A ramble in the garden of words. — G. Lee, Trouper talk. — E. C. Hills, Irradiation of certain suffixes. — R. S. Gill, Speech tunes and the alphabet. — L. Pound, The kraze for '*k*'. — O. F. Emerson, Pudding-time].

C. S. Northup with contributions by J. M. Adams and A. Ceogh, A register of bibliographies of the Englisch language and literature. New Haven, Yale University Press, 1925. 506 S. [Von Adams besitzen wir ein bekanntes 'Dictionary of English literature'; er hat zu dem vorliegenden Werke besonders das Drama und die Elisabethaner beigesteuert. Northup war der Führer; seine früheren bibliographischen Leistungen sind mit Einschluß der Rezensionen auf S. 488 verzeichnet. Daß er den Wert des 'Jahresberichtes für germanische Philologie' betont, spricht für seine Urteilsfähigkeit. Er hat die Bibliographien zusammengestellt, die sich ganz oder teilweise mit Literatur in englischer Sprache befassen, und zwar zunächst die allgemeinen, Nr. 1 bis 236, dann die auf einzelne Autoren und Gegenstände bezüglichen, Nr. 237 bis 5680, wozu noch viele Nachträge kommen. Man findet also z. B. auf den ersten Anprall, was sich auf 'Drama' bezieht oder auf Dickens, auf Carlyle oder den 'Wandering Jew', auf 'privately printed books' und 'translations', Carnegie Institution und Shakespeare, aber immer nur Bibliographisches; Aufsätze anderen Inhaltes sind nicht berücksichtigt. Natürlich würde man noch mehr Gegenstände berücksichtigt wünschen, z. B. 'Church history' oder 'Secret societies'. Der Bibliograph steht eben vor uferlosen Aufgaben, und mit Recht betont Northup in der Vorrede, daß seine Vermittlung immer notwendiger, aber auch immer schwieriger wird. Sicher kann man auf Auskunft

rechnen betreffs aller namhafteren Autoren, deren sich bereits ein Sammler angenommen hat, und dadurch ist das Buch bereits von unzweifelhaftem Werte. Wie lange bei dem heutigen Anwachsen von Druckschriften irgendeine Vollständigkeit in der Aufzählung von Aufsätzen, ja von Büchern gewisser Art noch anzustreben ist, bleibe dahingestellt; Auslese wird immer unvermeidlicher.]

Paues, A. C., Annual bibliography of Engl. language and literature, V., for 1924; ed. for The Modern Humanities Research Association. Cambridge, Bowes, 1925. 164 S. 5 sh. [Der Jahresbericht Paues' hat sich nicht bloß erhalten, sondern auch konsolidiert; man merkt die festordnende Hand und die sorgsame Berichterstattung. Besonders angenehm ist die Berücksichtigung der lebenden Autoren. Die Zahl der Eintragungen beläuft sich auf 2274. Über Vernachlässigung der deutschen Forschung kann man nicht klagen; von den ersten fünf Nummern beziehen sich vier auf deutsche Arbeiten und eine auf Ekwall, die in einer deutschen Zeitschrift erschien. Nicht bloß selbständige Bücher sind aufgenommen, sondern auch die Abhandlungen der wissenschaftlichen Zss.; nur auf Rezensionen und kleinere Mitteilungen ist verzichtet.]

The Oxford book of English prose chosen and edited by Sir Arthur Quiller-Couch. Oxford, Clarendon Press, 1925. XX, 1092 S. [Die Belesenheit des Herausgebers feiert Triumphe. Viele Autoren, aus denen er Proben mitteilt, dürften auch bewährten Kennern der englischen Literatur noch nicht vorgestellt sein, und insofern ist aus dem dicken Bande sehr viel zu lernen. Von allbekannten Autoren hat Quiller-Couch häufig eine wenig beachtete Meisterstelle herausgefunden, z. B. aus Olive Schreiner. Es ist ein stattlicher Chor, ein unvergleichlicher Chor, den wir da vernehmen, fast so autoritativ wie das 'Oxford book of English verse', das vor einem Vierteljahrhundert im selben Verlag erschien. Mit den Erzählern und Essayisten sind nach englischer Gepflogenheit auch die Geschichtschreiber verbunden; es kommt darin die freiere, persönlichere Auffassung zum Ausdruck, die der Engländer seinem Historiker erlaubt, ja von ihm wünscht. Ästhetische und auch ethische Interessen haben bei der Auslese sichtlich vorgeherrscht. Aber auch die Stimmung des Tages ist da und dort deutlich durchzuspüren. Gleich in der Vorrede ist betont, daß Englands Prosa die Grazie gelernt habe 'of our dear enemy France'. Der erste Artikel ist das Lob Englands von John Trevisa, obwohl dieser eigentlich nur eine Übersetzung von Higdens lateinischem 'Polychronicon' bot. Aus dem 'Book of Common Prayer' erhalten wir das Flottengebet, obwohl erst 1662 beigefügt. Carew steuerte 'The praise of English' bei, Melville den Untergang der Armadatrümmer in Fife. Von Southeys Werken ist nur das über Nelson berücksichtigt. Carlyles 'Leben des großen Friedrich' ist nicht übergangen, aber die Schilderung des Tabakskollegiums von Friedrich Wilhelm I. ist ungefähr das Abstoßendste, was daraus gewählt werden konnte. Stimmungen sollen nicht bekämpft, noch weniger verurteilt werden; man darf sie nur nicht übersehen. Einige Autoren, die als Beherrscher der englischen Prosa und Verfasser vielgenannter Werke in dieser reichen Sammlung mit zu erwarten wären, fallen durch ihre Abwesenheit auf: Darwin, Freeman, Gladstone. Um so freudiger begrüßt man bei Lamb das Juwel 'Dream-children', bei Fuller und Cardinal Newman die berühmten Auslassungen über den gentleman und noch viele andere Perlen, während Poe und Bret Harte auffallenderweise schweigen. Die Persönlichkeit des Herausgebers hat sich ungemein kräftig in dem Bande ausgeprägt und ihm dadurch ein besonderes Interesse verliehen.]

Riess, L., Englische Geschichte hauptsächlich in neuester Zeit. Berlin, Nauck, 1926. 359 S.

Wright, J., und E. Wright, Old English gammar. 3rd ed. London, Oxford University Press, 1925. XVI, 372 S. [Ein altes bewährtes Handbuch hat erfreulicherweise eine Neuauflage erfahren. Es ist um 20 Seiten ver-

mehrt, aber qualitativ fast unverändert geblieben. Prüft man die Bibliographie nach, so sind keine neuen Auflagen nachgetragen. In dieser Zeit der Krisis für alle mittelalterlichen Fächer ist das Erscheinen dieser Neuauflage eine Ermutigung.]

Moore, Samuel, Historical outlines of English phonology and morphology. Ann Arbor, Michigan, G. Vaar, 1925. VIII, 153 S. [Recht viel hatte Verfasser unternommen: die modern-englische Phonetik darzustellen und die ganze Laut- und Flexionsgeschichte der englischen Sprache dazu, sogar noch mit Unterscheidung des Amerikanischen vom Englischen. Da merkt man natürlich überall durch, daß er sich auslesend und abkürzend an die vorhandenen Handbücher gehalten hat, ohne durch eigene Forschung in Originaldenkmäler und Kleinliteratur einzudringen. Am meisten bedenklich ist der Anfang, wo die heutigen Laute des Englischen beschrieben und durch Proben beleuchtet werden. Für die Schreibungen *beat*, *doom*, *hate*, *vacation* z. B. erhalten wir die Aussprachen *bit*, *dum*, *het*, *rekeʃən*. Bei *uncultivated*, *classes* wird für das letzte *e* transskribiert *ə* u. s. ö. Der Unterschied zwischen *beat* und *bit* ist S. 5 erwähnt, aber nicht als zweigipflig und eingipflig bezeichnet, sondern als *tense* und *lax*; alles was Ehrentreich über das zwiespältige Wesen der mod. engl. Vokallänge experimentell vor Augen führte, ist übergangen. Wenn amerikanische Aussprache bezeichnet werden sollte, so fällt *say* mit der Aussprache *sei* S. 14 als inkonsequent auf; desgleichen die Abwesenheit der *e*-Aussprache für betontes *i*. Auf ags. Gebiete ist es bedenklich, die Aussprache des Vokals in *man*, *mon* einfach als *a* zu geben. Im Me. haben auch hier die Entsprechungen für ags. *ē*, *êo*, *êa*, *ie* + *g*, *h* besondere Schwierigkeit gemacht. Betreffs Flexion kann man die me. als solche kaum lehren; besser geht man von der ags. aus, indem man die Lehren über notwendiges, fakultatives und geschwundenes *e* zusammenfaßt. Auf Einzelheiten sei hier nicht weiter eingegangen; nur daß Verfasser die phonetischen und dialektischen Regeln, die betreffs des *-n* im starken Partizip Perfekt vom 13.—16. Jh. walteten und von Marquardt klar erwiesen wurden, völlig übergeht, ist ausdrücklich zu bedauern. Dem Eifer, womit Verfasser die Formen durch mehr als ein Jahrtausend durchzuführen und sich aus oft schwer benutzbaren Übersichtswerken anzueignen suchte, gebührt Anerkennung.]

Sievers, E., Zu Cynewulf. Neusprachliche Studien. Festgabe, Karl Luick zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Freunden und Schülern (Die neueren Sprachen, 6. Beiheft). Marburg, Elwert, 1925. S. 60—81.

Hoccleve's works. The minor poems in the Ashburnham ms. Addit. 133 in the possession of the editor, ed. by Sir Israel Gollancz (E.E.T.S. LXXIII). London, Milford, 1924. 40 S. 5 s. [Ergänzung von Furnivalls 'Minor poems of Hoccleve', meist geistliche Gedichte, darunter die Geschichte von dem Mönch, der die Muttergottes durch Rosenkranzbeten bekleidete. Weltlich sind: Epistel des Cupido, Ballade auf Heinrich V. und drei roundels. Das Glossar umfaßt zwei Seiten. Die Handschrift ist früh 15. Jh.]

Hendrichs, D., Geschichte der englischen Autobiographie von Chaucer bis Milton. Leipzig, Mayer & Müller, 1925. 50 S.

Hofmann, J., Die nordischen Lehnwörter bei Gavin Douglas. Diss. München, Studentenhaus Universität, 1925. 95 S.

Mulcaster's Elementarie, ed. with an introduction by E. T. Campagnac. Oxford, Clarendon Press, 1925. XXIV, 292 S. [Ein willkommener Neudruck. Das Original erschien 1582, war dem mächtigsten Mann im Lande, dem Grafen Leicester gewidmet und nahm in entsprechender Weise auf die Heranbildung guter englischer Beamter Rücksicht: 'The common weal is the measure of every man's being, which if any one respect not, he is not to live in it.' Diese Rücksicht auf die Heranbildung der regierenden Klasse hatte ihr Vorbild an Plato; durch sie erhob sich Mulcaster, der in London

an der Merchant Tailor's School lehrte, über das Niveau eines dürftigen Schulmeisters; bei solcher staatsmännischen Betätigung der Gelehrten erfreuten sich die englischen Humanisten auch allgemeiner Achtung in den politischen Kreisen. Die elementare Sprache des Landes wird empfohlen und ausgebildet; im Gegensatz zur Gepflogenheit festländischer Humanisten, nur Latein zu schreiben und dadurch der gelehrten Kaste ein äußerliches Ansehen zu geben, ist die Volkssprache nachdrücklichst gepflegt, was auch auf die Geburt einer hohen Dramatik in der Volkssprache wirkte. In zweiter Linie soll weltmännisches Wesen in Umgang und Gespräch gefördert werden. Auch brauche der Gelehrte die Hilfe der Ungelehrten; endlich habe der Engländer allen Anlaß, auf sein Heimatland stolz zu sein: 'Why should an Englishman fear to match himself against the Greek and the Romans?' Im einzelnen ist vieles aus Cicero und Quintilian geschöpft; dem Engländer aber ist eigen die große Menge Lehnwörter, die im 24. Kapitel unter der Überschrift 'The general table' zusammengestellt sind. Es sind in Wirklichkeit nicht immer Fremdwörter, z. B. about, above, aferd, ago; die Zeit des Etymologierens war noch nicht gekommen. Mancherlei grammatische Auffassungen und Vorschriften Mulcasters klingen seltsam, aber die Hauptsache ist, daß er das Englische gebrauchen und heben will, und zwar aus Staatsgründen: 'Learning is the mean to preserve peace, which is the natural end of every government.' Wenn er vor Gelehrsamkeit um ihrer selbst willen und in übertriebener Art nachdrücklich warnt, erscheint er bereits als ein Vorläufer von Bacons bekanntem Essay 'Of studies'. Diese Tendenz des Buches ist viel wichtiger als die vereinzelten linguistischen Streiflichter.]

The famous historie of Chinon of England by Ch. Middleton. To which is added the assertion of King Arthure translated by R. Robinson from Leland's Assertio inclytissimi Arturii, together with the Latin original edited from copies in the British Museum with introduction, notes, and glossary by W. E. Mead (E. E. T. S. 165). London, Milford, 1925. LXVIII, 154 + 8. [Das Buch macht uns nicht mit einer bedeutenden Dichtung bekannt, wohl aber mit der Verbreitung und Beliebtheit der Arthursage in England, kurz bevor die großbritannische Idee durch die Personalunion von England und Schottland verwirklicht wurde. Leland, der bibliophile Altertumsforscher, schwärmte derart für die Arthursage, daß er jeden Fetzen von Beweisschein, den er für sie aufzutreiben vermochte, in eine großangelegte 'assertio' sammelte. Sie fand sich nach seinem Tode lateinisch vor und wurde 1582 in englischer Übersetzung gedruckt. Ohne besonderen Zusammenhang damit folgte 1597, als schon durch Sidneys Arcadia eine Blütenperiode des pathetischen Abenteuerromans eingeleitet war, ein Buch in Prosa über Chinon, einen angeblichen Ritter und Prinzen der Arthurzeit; in der ersten Hälfte erfahren wir von seiner Jugend und von seinen Taten in Frankreich, in der zweiten Hälfte von seiner Liebesgeschichte mit der in Ägypten eingekerkerten Cassiopeia. Dem Verfasser schwebte wesentlich das Volksmärchen vom großen Narren vor, für dessen Bekanntheit im Abendlande S. LV mehrere Belege beigebracht sind. Zwei Jahre vorher war schon ein Stück mit dem Titel 'Chinone of Ingland' in London aufgeführt worden, wofür Henslowe zeugt. Die Einleitung bringt wichtige Belege für die Einwirkung der Arthursage auf die Festlichkeiten zu Kenilworth 1575, auf Holinsheds Chronik und auf eine Reihe zeitgenössischer Romanzen, die meist in Bishop Percy's Folio-Ms. vereinigt sind.]

Kellner, L., Restoring. Shakespeare: a critical analysis of the misreadings in Shakespeare's works. With facsimiles and numerous plates. Leipzig, Tauchnitz, 1925. XVI, 215 S.

Tannenbaum, S. A., Reclaiming one of Shakespeare's signatures (Stud. in philol. XXII, 392—411). Baltimore, 1925. [Es handelt sich um die bekannte Namensinschrift in Montaigne's Essays, übersetzt von Florio

1603. Diese und alle andern echten wie fraglichen Unterschriften Shakespeares sind hier faksimiliert; Buchstabe für Buchstabe wird verglichen. Ergebnis: The more carefully and impartially one studies the 'Montaigne' signature, the greater becomes the conviction that it has all the characteristics of genuineness.]

Fischer, R., Shakespeares Sonette. Gruppierung, Kunstform, hg. von K. Brunner (Wiener Beiträge, 53). III, 182 S.

Shakespeare, W., Coriolanus, ed. G. H. Cowling (Methuen's English classics). London, Methuen, 1925. VIII, 176 S.

Shakespeares sämtliche Werke, die Übertragungen von Schlegel und Tieck, mit Anmerkungen hg. von L. L. Schücking und E. von Schaubert. München, Georg Müller, 1925. Groß-8°. Bd. I—IX (bisher nur Texte).

Haines, C. M., Shakespeare in France: criticism. Voltaire to Victor Hugo. London, Oxford University Press, 1925. 170 S. [Zuerst wird der Name Shakespeare in Frankreich in einer Anmerkung herangezogen, die der Bibliothekar Nicolas Clément — nicht nach 1675 — in ein Exemplar der zweiten Folio in der Königl. Bibliothek schrieb: 'This English poet has a beautiful imagination; his thoughts are natural, and his expression fine; but these good qualities are obscured by the filth which he introduces into his comedies.' Quelle dafür war offenbar Ben Jonson, 'Timber', 1640. Voltaire war also nicht der erste, der in seiner Heimat auf Shakespeare hinwies; er hat nur das französische Urteil über den englischen Dramatiker zuerst formuliert, und zwar so kräftig, daß es bis zur Romantik herrschte. Haines erklärt es S. 15 für 'prejudice'; es ist völlig vom Standpunkte des Corneille und der klassizistischen Kritik gefällt; bis zu einem gewissen Grade ist es, mit diesen beiden Faktoren zusammen, noch heutigen Tages fühlbar. Anläßlich der Übersetzung von Tourneur 1776 erklärt Haines ganz offen: 'It is exceedingly difficult at any time to translate Shakespeare into French prose', S. 55. In Deutschland urteilte Friedrich d. Gr. ganz nach Voltaire. Selbst Mme de Staël und Chateaubriand gingen nicht wesentlich über ihn hinaus — derart hatte sich seine Auffassung, 'großes Naturgenie bei krasser Kunstlosigkeit', den Parisern eingeprägt. Noch heute ist, wie Haines S. 107 bekennt, Shakespeare 'a casus belli in France'. Victor Hugo ging kühnlich eigene Wege, aber nicht als Antiklassiker, sondern als 'a medievalist' S. 131. Hugos radikale Romantik mit ihrer Verständnislosigkeit für reguläre Form rief bald den Widerspruch Lamartines hervor. 'True criticism' wurde von Guizot begonnen; durch ihn half Shakespeare — obwohl nicht so stark wie die deutschen Romantiker — die französische Bühne von veralteten Theorien befreien. Nach Guizot haben wir es nicht mehr eigentlich mit Kritik zu tun, sondern mit 'scholarship', und täglich wird es schwerer zu finden 'two points in Hamlet's soul unseized by the Germans yet' S. 161. Das ganze Buch ist von der Überzeugung getragen, daß der französische Geist mit seiner Neigung zu 'organisation, rule, and order' vom englischen Wesen innerlich abweicht: 'They take more kindly to bureaucracy than we do, they like things duly arranged in their proper places; the Englishman works by rule of thumb, knowing that, as he has a perfectly clear idea of his aim, the details are bound to fall into place', S. 163. Von der Überzeugung von Sir Sidney Lee, wonach ganz Frankreich ins Lager Shakespeares übergegangen sei, weicht demnach Haines auf Schritt und Tritt ab und spricht dies auch in direktem Widerspruch zu seinem Vorgänger in der Behandlung des Thomas aus.]

Praz, Mario, Secentismo e Marinismo in Inghilterra. Donne Crashaw, Firenze, 'La Voce', 1925. 294 S.

Ziehen, E., Philhelvetism (Neuere Sprachen, 4. Beiheft). Marburg, Elwert, 1925. 48 S. [Englands protestantische Flüchtlinge spannten die ersten intimeren Fäden zwischen England-Schottland und der Schweiz. Reisende

fanden dann das Hochgebirgsland sehr anziehend: Coryat, Lithgow, Moryson, namentlich auch Addison; der Sinn für das Wildschöne in der Landschaft wurde, wie Friedländer längst ausgeführt hat, am Genfer See zu Anfang des 18. Jh.s wesentlich entwickelt. Dann zog Goldsmith durch das westliche Alpenland und beschrieb es wirkungsvoll im 'Traveller' 1762. Wordsworth und Coleridge, Shelley und Byron samt vielen weniger bedeutenden Dichtern haben es verherrlicht. Selbst der Freiheitskampf des benachbarten Tirol wurde den Engländern am ehesten nahegebracht durch das Schlagwort Tell und Tirol, S. 43. Die Darstellung bricht ab mit Walter Scott, 'Anne of Geierstein', 1829.]

Bissell, B., The American Indian in English literature of the 18th century (Yale studies, 68). New Haven, Yale University Press, 1925. X, 223 S. [Der edle Indianer wurde aus drei Gründen von englischen Erzählern und Dichtern ausgebildet. Montaigne schuf den Glauben an gute Naturvölker ohne Gesetze, wogegen Shakespeare bekanntlich im 'Sturm' sofort Einspruch erhob; ein weiterer Franzose, Jean Mocquet, 'Voyages', Paris 1616, erzählte dann als erster von einem weißen Schiffbrüchigen, der von einer Indianerin gerettet und geheiratet wird, worauf er mit äußerster Unmenschlichkeit ihr lohnt; daraus erwuchs bei Richard Ligon, 'History of the Barbados' 1657, die Geschichte von Inkle und Yarico, die dann durch Steeles Essay im Spectator Nr. 11 über ganz Europa verbreitet wurde. Diese Vorstellung von edlen Naturkindern im Gegensatz zu grausamen Kulturbestien hat den Gedankengängen Rousseaus ungemein vorgearbeitet. Aphra Behn mit ihrem wohlbekannten Romane 'Oroonoko or the royal slave' 1688 wirkte in derselben Richtung, so daß es in Prosa und Versen und Theaterstücken allmählich zu wimmeln begann von optimistisch geschauten Rothäuten. Rousseaus Einfluß hat dann diese Mode noch verstärkt, bis sie mit Sheridans Bearbeitung von Kotzebues 'Pizarro' 1798 den Gipfel der Sentimentalität erreichte. Zwischendurch kam es auch vor, daß Cromwell es gerne sah, wenn mit Verherrlichung der Indianer eine Art Propaganda gegen die Spanier betrieben wurde, wie dies Davenant tat in der Oper 'The cruelty of the Spaniards in Peru' 1658. — Eine zweite Idee stammte aus Thomson, wonach Völker der Wildnis, wie die Lappländer, eine mystische Beziehung zu origineller Poesie haben sollten; daher der sangesfrohe Chilene in Grays 'Progress of poesy' 1754. Endlich erwuchs besonders im letzten Viertel des 18. Jh.s eine allgemeine Vorliebe für das Exotische, so daß man irgendein Stück oder Dichtwerk durch Einführung von Federträgern zu schminken glaubte. Diese vage Romantik führte zu den wertlosesten Leistungen. Im Gegensatz zu den genannten Strömungen für das Indianertum schilderte Goldsmith im 'Traveller' und in 'Deserted village' die Schrecken der Wildnis und Wildvölker, mit denen es der Auswanderer zu tun habe, und hie und da trat noch ein realistischer Beobachter ernüchternd ihm zur Seite. All das wird mit großer Belesenheit von Bissell auseinandergesetzt, indem er einteilt: I. Histories and travels, II. Theories of savage-life, III. Civilisation as seen by the savage, IV. Romane, V. Dramen, VI. Versdichtung, wobei er in jeder Unterabteilung chronologisch vorgeht.. Wir erhalten auf solche Weise eine geordnete und verläßliche Sammlung des Materials und an geeigneter Stelle auch Ausblicke auf die unterliegenden Kulturströmungen.]

Gückel, W., und E. Günther, D. Defoes und J. Swifts Belesenheit und literarische Kritik (Palaestra, 194). Leipzig, Mayer & Müller, 1925. 115 S.

Johnson, Samuel, Selected letters (The world's classics 282). London, Oxford University Press, 1925. XX, 267 S. [Anlockend gebunden und ausgestattet, enthält das leichte Büchlein zwar nur eine Auswahl, aber doch alle gewichtigen Briefe, die der Diktator der englischen Literatur geschrieben hat. Da ist seine Klage über den Tod der Mutter, sein lange verhaltener Groll gegen den gleichgültigen Patron Chesterfield, seine Aufforderung an

Warton zur Literaturgeschichte, mehrere der denkwürdigsten Berichte über seine schottische Reise, das Vermächtnis eines Grabsteins für die Eltern usw. Viel Empfindung steckt in den privaten Zeilen dieses schweren Mannes, und zu den interessantesten Äußerungen gehören die über das Spiel der eigenen Leidenschaften; der Kritiker, der dem Dichter des 'Paradise lost' vorwarf, er habe nicht 'studied the passions', hatte dies Studium wenigstens an sich selber getrieben. Später wird sein Stil epigrammatisch und oft kalt, z. B. wenn er am 2. März 1782 die Neigung Malones für Chatterton noch unverantwortlicher findet als das hartnäckige Festhalten am Ossian: 'In Ossian there is a national pride, which may be forgiven, though it cannot be applauded; in Chatterton there is nothing but the resolution to say again what has once been said.' Die Einleitung ist kurz und immer noch entbehrlich; die Entwicklung des Briefstiles war für Johnson ein glückliches Erbe aus dem 17. Jh., und doch verfiel er niemals in den Ton der Scheinbriefe, deren Richardson viele Bände geschrieben hatte; Addisons Briefe im Spectator kommen näher, sind aber doch niemals derart direkt gehalten wie diese. Auffälligerweise mischt sich in dieser pietistischen Zeit nur wenig Empfindsamkeit in seine religiösen Sätze. Dazu war er zu orthodox; im Gegensatz zu Carlyles 'labora et ora' sagt er 5. April 1781 noch: 'We must first pray, and then labour.' Aber wenn er von der Tugend spricht, von 'virtue' in ganz allgemeiner Weise, kann er in Tränen ausbrechen, 15. September 1750. Am individuellsten ist seine Beschreibung der Schotten auf der Fahrt nach den Hebriden; Dostojewski vermochte sich kaum moderner auszudrücken; der verhaltene Ärger machte ihn da beredt. Als Register erhalten wir nur eine Liste der Adressaten; dafür sind diese zierlichen Bändchen billig geblieben.]

Schmidt, Paul, Oliver Goldsmiths Belesenheit und literarische Kritik. Leipzig, Mayer & Müller, 1925. 54 S.

Briefe aus G. Chr. Lichtenbergs englischem Freundeskreis von H. Hecht (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek, II). Göttingen, Pellen, 1925. 73 S. [Aus den Hss. des Lichtenbergarchivs stammen die vorliegenden 38 Briefe, die man als ein Zeichen des engen Verkehrs zwischen Göttingen und London zu Ende des 18. Jh.s mit Interesse zur Hand nimmt. Es ist nicht die Schuld des Herausgebers, daß die Korrespondenten Lichtenbergs keine literarisch hervorragenden Persönlichkeiten waren. Der namhafteste ist Mellish, später großbritannischer Generalkonsul in Hamburg und Übersetzer aus deutschen Klassikern ins Englische. Sein hier gedrucktes Schreiben bezieht sich auf Lichtenbergs Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche, speziell des Stiches 'Herumstreichende Komödiantinnen', der deshalb in Nachbildung dem Bändchen beigegeben ist. In anderen Briefen werden auch Macphersons Ossian, Priestley, Shelley und Wordsworth gestreift. Die Briefe sind alle englisch bis auf den letzten, der in deutscher Sprache eine Einführung für S. T. Coleridge enthält, die nach überzeuglicher Vermutung des Herausgebers vom Geh. Kabinettsrat v. Hinüber herrührt; wir wußten bisher nicht, daß der Dichter des 'Alten Matrosen' auch von Lichtenberg Kenntnis hatte. Als Absicht von Coleridge wird da bezeugt, daß er 'natural philosophy' studieren wolle und nicht 'eine bloße Jagd nach Schöngeisterei' beabsichtige. Da Lichtenberg 1799, kurz nach Abfassung des Empfehlungsbriefes an ihn, starb, ist es leider zu einer persönlichen Berührung zwischen ihm und Coleridge nicht gekommen.]

Zu Ad. Pichlers Anfängen.

I. Frühe Stammbuchverse.

Im Besitze der Geschwister v. Inama-Sternegg in Innsbruck befindet sich ein Stammbuch aus losen, hübsch gezierten Blättern, das ihnen aus dem Nachlasse ihrer Großtante mütterlicherseits, Josefine Aigner von Aigenhofen, Haller Stiftsfräulein (geb. 1824 in Innsbruck, gest. 1908), zukam. Es war entweder von ihr selber angelegt oder von Anna Schuler, die durch Adoption ihre Kusine war und vom jungen Pichler unterrichtet wurde (Ges.W. I, 134). Ihre Verwandtschaft mit P.s Gönner, Johannes Schuler, und mit dem noch lebenden Hofrat a. D. Karl Inama-Sternegg, dem ich Kenntnis dieses Stammbuches verdanke, erhellt aus folgendem Familienbaum:

Felix Aigner v. Aigenhofen

1. Gemahlin: Maria Anna v. Kapeller
- Karl
- Josef v. Aigner, Gem.: Anna v. Mersi
  - Josefine, Haller Stiftsfräulein
  - Karl v. Aigner, Gem.: Amalia Stanger
    - Henriette v. Aigner, Gem.: K. Th. v. Inama, Univ.-Prof. in Wien
      - Karl v. Inama, Hofrat in Innsbruck, und Geschwister

2. Gemahlin: Theresia Stockner
- Theresia, Gem.: Josef Graf Sarnthein
- Anna, Gem.: Johannes Schuler
  - Ziehtochter: Anna Schuler

Aus dieser Übersicht ergibt sich zugleich, daß P. schon als Student im Hause Schuler recht gute Gesellschaft fand. Schuler ist den Lesern des Archivs bereits durch sein geistiges Testament bekannt, das er, mit Beda Weber als Zeuge, beim Bau seines Hauses einmauern ließ, weil seine liberalen Ansichten, wenn veröffentlicht, ihm geschadet hätten (Arch. 138, 224); wie er als Redaktor des Innsbrucker Amtsblattes 'Tiroler Bote' seine Ideen durch unanfechtbare Zitate aus den Schriften dritter Personen zu verbreiten wußte, ist besonders aus dem Jahrgang 1848 — Anfangsartikel über Mazzini — zu ersehen.

Die Blätter des Stammbuches sind zum Teil datiert, und zwar 1832 und 1839. Wir kennen auch einige Verfasser der daraufstehenden Verse, besonders Magnus Beyrer, der zu den 'Alpenblumen' 1828—30 beigetragen hatte, und Josef Graf Sarnthein, Schulers Schwager. Deutlich befinden wir uns in der Sphäre der dreißiger Jahre, bevor noch P. 1842 von Innsbruck nach Wien zog;

vielleicht sogar noch vor Abfassung seines Huttenfragmentes von 1839. Ein Blatt, das eine Landschaftsmalerei enthält, ist unzweifelhaft vom südlichen Mittelgebirge Innsbrucks aus (Natters oder Nockhöfe) aufgenommen, wo die Familie Aigner Sommerfrische zu halten pflegte; die Kalkalpenkette nördlich von Innsbruck ist als Hintergrund dargestellt. Zu diesem Buche hat nun P. in eigener, zierlicher, noch etwas schulmäßiger Schrift folgendes Gedicht beigesteuert:

Wo Blumen sind in einen Kranz gewunden,
Da wird ein grünes Blatt oft beigebunden.
Sie glühen alle farbenhell und bunt,
Doch hebt sie dies als dunkler Hintergrund.

So mag auch dieses Blatt von mir erscheinen,
Wenn schön're Blumen dir zum Kranz sich einen.
Doch weiß ich fest, ist jede Blüt' verdorrt,
So grünt des Dichters dunkles Blatt noch fort!

Adolph Pichler [manu propr]ia.

In den Versen verrät sich Bescheidenheit hinsichtlich der Gegenwart, aber auch ein hohes dichterisches Selbstgefühl für die Zukunft, das an Horaz (Exegi monumentum) und an Shakespeares Sonette gemahnt; die Vorahnung hat sich bestätigt.

II. 'Lieder der Liebe'.

Unter obigem Titel druckte P. seine erste Veröffentlichung in selbständiger Form (1852, Innsbruck bei Wagner), wie aus einer Anzeige im Phönix (29. Mai 1852, S. 175) und auch aus Wurzbach (XX, 226) hervorgeht. Leider fehlt das Bändchen in Innsbruck sowohl auf der Universitätsbibliothek als im Landesarchiv und sogar unter den Schätzen des Ferdinandeums, das sonst durch P.s Fürsorge mit seinen Schriften reichlich versehen ist; desgleichen in Wien auf der Nationalbibliothek und im Nachlaß Frankls. Ich nenne diese mir unerreichbare Fassung B.

Aber im Rahmen des Phönix hatte er schon kurz vorher, am 13. März 1852 (S. 81 f.), unter diesem Titel 11 Gedichte herausgebracht (A). Das Verhältnis von B zu A wird beschrieben in P.s Brief an Frankl vom 4. Juli 1852 (Arch. 150, 24). Danach hat er in B zwei Lieder nachträglich hinzugefügt, die dem Zyklus mehr Licht und Schatten geben sollten.

Welche Gedichte in B hinzukamen, ergibt sich nun aus dem Vergleich von A mit der Ausgabe in P.s 'Gedichten' von 1853, S. 50—63 (C). Hier finden wir 13 Gedichte, und zwar 11 ganz wie in A, dazu ein Eingangsgedicht, betitelt 'Entschuldigung (1848)', wobei die Jahreszahl, wenn sie die Entstehungszeit angeben sollte, deutlich dem Brief an Frankl widersprechen würde, und ein Gedicht mit drei Strophen, beginnend 'Sie haben Recht, daß sie mich schuldig nennen', das zwischen dem 8. und 9. Stück von A

eingefügt ist. Offenbar begann B mit 'Entschuldigung', und die Jahreszahl 1848 geht auf das Erlebnis.

In einer Anmerkung zu A (S. 81 am Fuße) ist zu lesen, ein Teil dieser Lieder sei schon etwas früher in dem 'sehr empfehlenswerten Album neuester deutscher Dichtungen von Adolf Staufe' veröffentlicht. Von dieser Zeitschrift, gedruckt bei Gerold in Wien und in der Wiener Ztg. vom 18. Februar 1852 als neu angekündigt, liegt ein Exemplar auf der Wiener Nationalbibliothek, und da stehen richtig auf S. 51—56 die gesuchten 'Lieder der Liebe'. Ich erwartete die Textgestaltung A hier zu finden. Aber wie in [B] C tritt uns zunächst das Gedicht 'Entschuldigung' entgegen ('Es schwand die Zeit'), nur ohne die Jahreszahl '1848'. Es folgt ganz normal als Anfangsnummer des eigentlichen Zyklus 'I. Was liegt daran', dann als Fortsetzung 'II. Wie ist das Leben', und 'III. Ich weiß es wohl'; hierauf 'IV. Es steigt die Nacht', das sich mit der Nr. 8 von A [B] C deckt und erst später an die vorletzte Stelle geschoben wurde. Es reiht sich daran 'V. Als ihre schwersten Flüche', dann 'VI. Sie hetzten mich', d. h. die Nummern 6 und 11 von A, die auch in [B] C nachfolgten; endlich 'Schluß. Wie viele Stunden', womit auch A [B] C schlossen. Ergebnis: Der Albumtext ist aus der verschollenen Fassung B genommen, nur mit erheblichen Auslassungen. Daraus aber folgert wieder, daß man in den 8 Gedichten, die P. im Album herausbrachte, nicht etwa die zuerst von ihm verfaßten sehen darf; die älteste Fassung ist A, wenn sie auch durch irgendeine Säumnis in der Redaktion des Phönix erst nach dem Teildruck B in Staufes Album das Licht der Öffentlichkeit erblickte.

Jahrzehnte verstrichen, und P. enthüllte in 'Nord und Süd' 1881 seine 'Jugendliebe in Wien', worin er unzweifelhaft das gleiche Erlebnis oder doch dessen größeren Teil als Prosageschichte vortrug, mit vielen Briefen, die aus der Zeit des Liebesverhältnisses stammen sollen, und mit eingestreuten Gedichten, die aber mit den 'Liedern der Liebe' nichts zu tun haben. Der realistischen Form entsprechend, erhielt hier die Geliebte einen Namen: Emma; seitdem hat sich herausgestellt, daß sie eigentlich Julie hieß und 1832 als die Tochter des aus Tirol stammenden Rechtsanwalts Gredler in Wien geboren war, eines grundgescheiten, äußerst wohltätigen und auch politisch bedeutenden Mannes, den 1848 seine Landsleute ins Frankfurter Parlament entsandten (Dörrer, S. 23 ff.). Sein Bild ist im Lesesaal des Innsbrucker Ferdinandeums, wo ich dies schreibe, an der Wand zu sehen und zeigt einen ungemein offenen, geraden Mann mit hellem Auge und jugendlichem Geiste. Er starb 1870 in hohen Ehren, und jetzt konnte die Liebesgeschichte freier ausgestaltet werden. Emma-Julie bekam eine politisch-literarische Umgebung, und zugleich erweckt P. (Nord u. S., S. 401) durch einen Brief

unter dem Datum 20. Aug. 1847 den Eindruck, als wäre damals bereits der Bruch der Familie mit ihm und die Verlobung des Mädchens mit einem anderen vollzogen worden. Julie Gredler zählte in jenen Tagen gerade 15 Lenze; sie vermählte sich mit dem Freiherrn v. Helfert 1853.

Dieser Artikel ist in allen Hauptzügen übernommen in die Autobiographie 'Zu meiner Zeit' (Ges. W. I) und bildet deren Schluß.

Der nächste Text der 'Lieder' ist stark verändert; P. stellte ihn für die Neuausgabe der 'Marksteine 1898' her (S. 14—22), woraus er dann in die Ges. W. XIII (1906), S. 30—37 überging (D). Die Überschrift lautet jetzt: 'Emma 1848'. Das achte Gedicht der Urfassung A 'Es steigt die Nacht' ist zum vorletzten gemacht. An seine Stelle rückte das frühere neunte vor 'Sie haben recht', und dahinter sind drei ganz neue eingeschoben, die alle von den Eltern der Geliebten eine recht schwarze Vorstellung geben, so daß man das Ganze fast als Lieder des Hasses bezeichnen möchte. Im Innern der alten Gedichte aber sind viele Wörter sorgsam mit geeigneteren vertauscht, was einmal einen kritischen Herausgeber beschäftigen dürfte. Auch sind zwei neue Datierungen zu beobachten: Nach dem Eingangsgedicht 'Entschuldigung 1848' ist als Kopf für den eigentlichen Zyklus die Jahreszahl 1847 ausgesetzt, und das Schlußgedicht 'Wie viele Stunden', bisher ohne Angabe einer Entstehungszeit, bekam die Überschrift '1850'.

Daß der Kern des Liebesverhältnisses auf Wahrheit beruht, steht außer Zweifel, und auch die Jahreszahlen, die P. für die Erlebnisse in den Text D 1898 einführte, sind schwerlich anzufechten. Fraglich bleibt es jedoch, ob nicht die Masse oder doch ein Teil des Textes von A erst nach 1847—50 und kurz vor dem Erscheinen des Zyklus im Frühjahr 1852 gedichtet wurde, ähnlich wie die Zutaten in B, C und D erst später entstanden. Wie gewöhnlich bei solch lyrischen Zyklen, ist der Dichter umständlicher vorgegangen, als man nach dem ersten Blick auf die Schlußredaktion annehmen möchte. Ferner fällt es auf, daß die 'Lieder der Liebe' auf eine Tonart gestimmt sind, die weder auf das Alter der Geliebten Anno 1847, noch auf den Charakter des Vaters oder des glücklicheren Freiers paßt. Doktor Gredler war durchaus nicht geistesfeindlich oder herzenshart, wie der Vater in den 'Liedern der Liebe' von vorherein geschildert wird, und der Bräutigam seiner Tochter, der ausnehmend begabte und feinsinnige Ministerialbeamte v. Helfert, war himmelweit verschieden von dem Geldsack, der von P. in den Gedichten angedeutet und im Briefroman von 1881 ausgemalt wurde. Eher stimmt das Bild des Vaters zu dem in den Theodolindeliedern Gilms, der in vorwurfsvoller Verzweiflung die Eltern der Geliebten anrief: 'Gebt sie zum Weibe mir'. Noch mehr stimmt das ganze Familienbild zu dem in Gilms Vorbild, in Heines 'Buch der Lieder',

und mit Wortanklang erinnert daran P.s briefliche Klage an Frankl vom 9. Jan. 1852 über sein 'Liebesunglück' als über 'alte Geschichten', wobei man natürlich an Heines Vers sich erinnert 'Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu'. All dies sieht ganz so aus, als hätte sich zwischen P.s Lieben und Dichten in diesem Falle eine literarische Tradition eingeschoben und ihm eine pathetischere Abweisungsklage nahegelegt, als sie dem Backfischalter von Frl. Gredler im Jahre 1847 entsprechen konnte. Der Lyriker P. in der Schule Heines, obwohl nur vorübergehend, ist jedenfalls ein merkwürdiges Schauspiel.

III. Originalberichte über die Wiener Märztage.

In einer Bemerkung an Frankl (Arch. 150, 13) erwähnt P. einen Artikel über die Märzrevolution 1848, den er unmittelbar aus den Begebenheiten heraus an den 'Tiroler Boten' sandte. Man findet ihn dort in Nr. 23, Montag, den 20. März 1848, S. 103 ff.; sein Gönner Schuler als Redaktor stellte eine freundliche Einbegleitung voran. Der Bericht liegt dem Anfang der Broschüre P.s 'Aus den März- und Oktobertagen', gedruckt in Wien 1850, zugrunde, ist dort durch verschiedene Tatsachen vermehrt, atmet aber eine Begeisterung, die später in der Überarbeitung (abgedr. Ges. W. II, S. 3 ff.) beträchtlich abgeschwächt ist, verdient daher als ein unmittelbares Hauptzeugnis von P.s Stellung zum größten Erlebnis seiner Wiener Periode einen ungekürzten Abdruck.

Wien, den 15. März.

Der hier mitgeteilte Brief enthält die lebendige Schilderung der persönlichen Erlebnisse eines der Zeugen und Mitbeteiligten an den Wiener Erlebnissen vom 13., 14. und 15. März. Man erhält dadurch ein frisches, aus einzelnen Zügen in der ganzen Erregtheit und Fülle des sprühenden Jugendlebens zusammengesetztes Bild.

(Anmerkung der Redaktion.)

Die Bewegung, durch welche Preßfreiheit, Konstitution, Nationalgarde und alle hohen Güter des politischen Lebens errungen wurden, ging zunächst von den Studenten aus. Schon in den ersten Tagen der Fasten murmelte man von einer an Se. Majestät zu richtenden Adresse, welche in ähnlicher Weise wie die in den anderen Staaten Deutschlands das Gleiche verlangen sollte. Samstag abends um 6 Uhr wurde von den Medizinern darüber debattiert. Sonntag früh um halb 9 Uhr sammelten sich zweitausend Studenten und Doktoren in der Aula; die Adresse sollte unterschrieben werden. Prof. Hye[1] bemächtigte sich des Wortes und wußte kraft seiner Rednergabe so zu beschwichtigen, daß die Unterschrift nicht vonstatten ging; er mußte aber mit seinem Ehrenwort verbürgen, den Inhalt der Adresse ins einzelne unmittelbar vor Se. Majestät zu bringen. Damit war die Ruhe hergestellt,

[1] Anton Hye, geb. 1807, seit 1842 Professor des Kriminalrechts an der Universität Wien, am 1. Mai 1848 in außerordentlicher Weise ins Justizministerium berufen, aber am 26. vom Volksicherheitsausschuß verhaftet und erst nach Überantwortung ans Kriminalgericht freigegeben.

allein nur für kurze Zeit. Man wies nämlich darauf hin, daß nur durch die Unterschriften die Adresse zur Tatsache werde, indem ohne diese Form unsere Demonstration von den Bureaubeamten als eine bloße Krakeelerei dargestellt werden könnte, wie man das immer zu tun pflegte. Man versammelte sich daher abends in der Aula und beschloß, am nächsten Morgen, wo die Eröffnung der niederösterreichischen Stände stattfand, vor das Landhaus zu ziehen. Prof. Hye und der Rektor, welche mit aufgehobenen Händen davon abrieten, konnten nur eine geringe Zahl von etlichen Hunderten zurückhalten.

Die Sache war unterdessen stadtkundig geworden. Am nächsten Morgen sammelte sich eine unzählbare Menschenmenge in der Herrengasse, wo das Landhaus steht. Redner traten auf, auch ein Tiroler. Einer dieser Redner wurde auf die Schultern erhoben, und so in der Luft getragen sprach er zur Menge, die ihm auf allen Stadtplätzen nachwogte. 'Nieder mit...!' war der allgemeine Ruf. Man wollte vor sein Palais ziehen. Der Redner sprach: 'Was wollt ihr diesen Mann richten; ihn hat bereits die Natur gerichtet und die Geschichte. Er hat sich überlebt!' So bersten sich die Wellen.

Die Studenten zerstreuten sich zum Teil, ich ging mit Medizinern nun in die Alservorstadt. So wurde es 2 Uhr. Da kam auf einmal die Nachricht, das Militär habe gefeuert. Wir stürzten zum Schottentor, es war gesperrt. Einzelne kamen heraus; sie erzählten von den stattgehabten Gewalttaten: Frauen, Kinder, Greise lagen erstochen und erschossen in den Gassen. Wir konnten nicht in die Stadt dringen, hörten aber neuerdings das Krachen der Gewehrsalven. Ein Wutschrei aus jedem Munde! Man stürmte gegen das Schottentor. Hier riß ein riesengroßer Metzgerknecht die Laterne um und schlug mit dem Pfahl die Grenadiere nieder. Von einer Masse Schüssen durchbohrt, fiel er unter den Mauern der Bastei. Das Tor wurde aufgehackt. Nun war der Weg frei. Auf dem Judenplatz waren die Reste einer Barrikade, Blut und Gehirn auf dem Pflaster; es lagen mehrere Leichen, wieder vollkommen Unschuldige, zu schauen; ein Knabe von 12 Jahren mit gespaltenem Schädel. Finster und drohend stand das Militär in geschlossenen Reihen. Studenten eilten zur Aula; um 7 Uhr abends waren bereits bei 3000 zusammen. Volksmassen durchzogen die Stadt, alle Fenster mußten beleuchtet werden. Wir schickten Deputation um Deputation nach Waffen. Viele von uns waren bereits mit Dolchen und Pistolen bewaffnet; große Scharen von Volk mit Stangen und Knütteln umgaben die Universität und forderten uns mit furchtbarem Gebrülle zur Rache auf. Man sprach sich aus: wenn bis 9 Uhr keine Waffen kämen, so wollten wir das Zeughaus stürmen.

Da kam nun um halb 9 Uhr der Rektor und verkündete, daß wir im bürgerlichen Zeughaus Waffen bekämen. Drei Mann hoch eilten wir hin. Wir erhielten Musketen; bürgerliche Tamboure voraus, durchzogen wir die Stadt. Aus allen Fenstern Lebehoch! Es waren Augenblicke vollständigen Ernstes. Wir wußten, daß bei Sr. Majestät über Konzessionen beraten wird. Darum beschloß man, geduldig einige Zeit den Erfolg abzuwarten. Ich zog mit einer Patrouille unter Anführung eines Burgoffiziers nach Mariahilf. Der Widerschein brennender Mautgebäude rötete den Himmel. Als wir hinauskamen, war Ruhe. So bis 2 Uhr nachts. Am nächsten Morgen verteilten wir uns mit Patrouillen. Ich stand an der Favoritenlinie. Als wir hinkamen, stürmte das Volk soeben das Finanzgebäude. Im Sturmschritt vor! Unser bloßes Erscheinen stiftete Ruhe. 'Vivat! Vivat! Unsere Retter, unsere Helfer'

tönte es aus allen Kehlen. Wir zerteilten uns an den Toren, das Volk umgab uns in dichten Reihen voll Ehrerbietung. Unser Zureden reichte hin, Plünderungen, Brand zu hindern.

Kampfauftritte blieben nicht aus. So trat ein Rudel wild aussehender Weiber zu mir und baten mich, den Eintritt in das Gebäude zu gestatten, damit sie die Sachen forttragen könnten. Ich sagte: 'Das ist Raub und schickt sich nicht für so erhabene Frauen, wie ihr seid!' Da sagte eine: 'Wir wollen ja nicht rauben, schenken Sie uns aber die Sachen!' — Ich erwiderte ruhig: 'Was nicht mein gehört, darf ich nicht verschenken!' — Damit waren sie völlig zufrieden. Ich machte später eine Türe hinter mir auf; man hatte in der Verwirrung Hennen hineingesperrt. Als nun diese mit lautem Gackern über meinen Kopf weg in die Menge flogen, gab es Spaß genug. Das Volk sympathisierte überall mit uns voll Begeisterung. Lebensmittel, Wein, Bier wurde gebracht, mehr als wir verzehren konnten. Eines anmutigen Vorfalles will ich erwähnen, der sich wohl an diesem Tag viel tausend Male ereignet hat. Ein hübsches Bürgermädchen trat schüchtern zu mir und heftete mir ihre blaue Busenschleife auf die Brust. Wir waren am Ende wie Bänderkrämer von oben bis unten geschmückt.

Da kam um 12 Uhr die Botschaft, der Kaiser habe Preßfreiheit und Nationalgarde bewilligt. Wir traten in Reih' und Glied; die anderen Rotten schlossen sich an, und so, die Fahnen voraus, zogen wir an dem Wien-Glocknitzer Bahnhof vorüber. Da kamen Abgeordnete der Arbeiter mit der Bitte, daß wir durch den Hof ziehen sollten, damit sie uns begrüßen könnten. Als wir eintraten, stürmten alle unter einem Jubelgebrüll, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hören werde, auf uns los; diese schwarzen, rußigen Gestalten, sie rissen uns vor Freude fast in Stücke, und wir hatten nicht Hände genug, alle diese schmierigen Hände, die sich uns entgegenstreckten, zu drücken. Sie sagten, wenn es losginge, seien sie gleich bereit, mit ihren Eisenstangen zu uns zu stoßen. Bei dem Heimwege in die Stadt drückte mir ein zerlumpter Kerl ein Paket Patronen in die Hand. Durch die Kärntnerstraße steckten wir alle die weißen Bänder auf als Zeichen des Friedens wegen der gemachten Konzessionen. Aus allen Fenstern wehten Tücher. Auf einem Erker stand eine schöne Dame mit ihrem Knäblein. Dieses hatte eine weiße Seidenfahne mit Blumenkränzen geschmückt in der Hand. Er ließ sie auf uns herabfallen; wir machten Front und steckten dieses Fähnlein auf die Spitze unserer Fahnenstange. Ich erzähle diese Besonderheiten, wie ich sie erlebte; sie lassen auf das Ganze schließen.

Auf dem Universitätsplatz vereinigten sich alle Rotten, die Zahl der Bewaffneten war bereits auf 3000 gestiegen. Da ereignete sich etwas, was furchtbare Folgen hätte haben können. Es wurde ausgesprengt, alle Konzessionen seien erlogen, man wolle uns als Patrouillen aus der Stadt schicken und diese dann in Belagerungszustand versetzen. Die Waffen klirrten, im Nu verschwanden die weißen Fahnen, die Blutfahne wogte unter den Scharen, die Frauen warfen rote Bänder herab, Sturm! Sturm! hallte es durch alle Reihen. Eine junge Dame unweit von mir riß das rote Halstuch ab und gab es uns totenbleich mit den Worten: — 'Rot ist eine schauerliche Farbe; wenn Blut fließen muß, so kämpfen Sie, wie Sie begonnen haben — als Helden!' Bald zeigte sich, daß alles falsche Gerüchte seien. Man sagte, das sei ein Versuch der reaktionären Clique gewesen, die mit Metternich steht und fällt.

Es läutete die Abendglocke. Man teilte sich wieder in Patrouillen. Ich trat an die Spitze meiner Abteilung von etwa 50 Mann. Der Pöbel zündete da und dort an den Linien Fabriken an. Es kam an verschiedenen Plätzen zu Gefechten. Wie groß die Zahl der Verwundeten von uns ist, kann man noch nicht angeben; Tote haben wir ungefähr 7—9, die wir teils durch das Militär verloren, teils im Kampf gegen das Gesindel. Zu Gumpendorf fielen, wie man benachrichtigte, beim Sturm auf ein von Proletariern verteidigtes Haus drei von uns durch Kolbenschläge. Es liegen gegen 60 Leichen in der Totenkammer aufgeschichtet; diejenigen, welche für die Freiheit fielen, sind mit grünen Zweigen geschmückt. Ist das nicht schön? —

Am nächsten Morgen ordneten wir uns fester. Man schlug die Plakate, welche Preßfreiheit, Konstitution usw. verkündeten, an die Mauern an; den näheren Inhalt bringen die Zeitungen, ich brauche daher nichts darüber zu sagen. Später kam mit Kossuth eine große Schar ungarischer Juraten an, köstliche Bursche im Nationalkostüm mit langen krummen Säbeln. Herzlich lachen mußten wir über einen Magnaten mit langem grauem Haar, der an unseren Reihen vorüberging und beständig rief: 'Kann zwar nit deutsch! Kann zwar nit deutsch!' und dabei jeden, den er erwischen konnte, ans Herz drückte.

Später war großer Umzug durch die Stadt, alles festlich beleuchtet; überall wurden Tücher geschwenkt; der Enthusiasmus der Studenten ist grenzenlos. Ich habe Greise Freudentränen weinen gesehen, als wir vorbeizogen; alles neigte sich wie vor Fürsten.

Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und riefen: 'Unsere Kinder sollen einst davon erzählen, was Sie für uns getan haben!' Überall und überall der Ruf aus tausend Kehlen: 'Hoch, hoch die Streiter der Freiheit, die Retter, die Befreier von Volk und Stadt!' Es war ein Triumphzug! Es kann es keine Feder beschreiben, was wir empfanden, so gefeiert und geehrt! Man wird es glauben, daß manchem von uns die Tränen von den Augen auf die Muskete niederflossen.

Doch lassen Sie mich kurz sein; ich bin müde, sehr müde, in drei Tagen und Nächten habe ich nicht fünf Stunden geschlafen und dabei den strengsten Waffendienst versehen. Von uns Tirolern waren fast alle unter den Waffen, es galt ja für Deutschland, für Österreich, und darum auch für unser liebes, liebes Landl Tirol! Heute erschien der Kaiser unter uns. Nie hatte gegen ihn und sein Haus, als die Revolution ausgebrochen war und auf das ärgste wütete, ein feindliches Wort verlautet; jetzt war aber der Jubel für unseren konstitutionellen Kaiser unendlich; nun fehlte nichts mehr zwischen unserem herzensguten Ferdinand und seinem treuen Volke. — Wir aber, wir Jünglinge, haben das stolze Bewußtsein, ein neues Blatt der österreichischen Geschichte, der Weltgeschichte aufgeschlagen zu haben; mit unserem Blute sind die ersten Lettern auf diesem Blatte geschrieben, und dürfen wir eine großartige Entwicklung hoffen, da die edelsten Güter eines Volkes errungen sind; als freie Männer haben wir ein Vaterland, wir werden es verteidigen gegen Ost und West, wir werden uns in jeder Gefahr vor den Thron unseres Kaisers stellen, Heil ihm! Heil ihm! Adolph Pichler.

Dieser Begeisterungsrausch vermischte sich bald mit andern Empfindungen, wie aus einem zweiten Bericht erhellt, den P. in Nr. 29 des 'Boten', Donnerstag, den 6. April, S. 149 ff. herausbrachte.

Wien, den 2. April. Gestern den 1. April schien einzutreffen, was man schon längst befürchtete: es werde nämlich die Partei bureaukratischer Finsterlinge nach und nach Reaktionen einleiten. Das Preßgesetz wurde veröffentlicht; mancher Punkt desselben, namentlich die Zusammensetzung der Gerichte über Preßvergehen, deutete darauf hin, daß man eine neue Knechtung des freien Wortes versuche. Die Studenten versammelten sich wieder auf der Aula; die Sache wurde besprochen; man wollte in Scharen auf den Graben ziehen und dort die erschienene Verordnung verbrennen. Da trat Prof. Hye auf; sein Wort hatte nicht die beschwichtigende Wirkung, die man beabsichtigte, und erst als eine abgeschickte Deputation von Pillersdorf die Antwort brachte, daß man diese Punkte umgestalten wolle, kamen die Studenten überein, die Sache vorläufig ruhen zu lassen. So hat sich hier die Universität an die Spitze gestellt und weiß den Ausdruck der öffentlichen Meinung darzustellen.

Heute Sonntag! Die schwarzrotgoldene Fahne weht auf dem Stephansturm im Morgenwind. Ist es ein Märchentraum? — In der Nacht kamen Männer auf die Universität und übergaben der wachthabenden Abteilung der Studenten die Fahnen mit dem Bedeuten, sie aufzupflanzen. Zwölf davon machten sich auf den Weg, erstiegen die Treppen des Turmes und kletterten, als sie nicht mehr weiterkamen, in dunkler Nacht an den Steinblumen empor und steckten an hoher Stelle das heilige Zeichen deutscher Einheit auf. Wir eilten in aller Frühe auf die Universität. Da wallten auf die Straße herab wieder zwei schwarzrotgoldene Fahnen. Mit welchem Jubel, mit welcher Begeisterung wurden sie empfangen! Und wer hat sie uns gesandt? Frauen von Wien waren es; diese gaben uns die Banner zum Kampf für Deutschland. Sechs dieser Frauen von Wien! Ich möchte eine nach der anderen küssen vor lauter Freude. Wir beschlossen also — gleich nach Absingen des Liedes 'Was ist des Deutschen Vaterland' —, auf den Stephansplatz zu ziehen. Der herrliche blaue Lenzhimmel strahlte auf uns nieder, die Fahnen wogten und flaggten im Zuge, und Glockengeläute klang uns entgegen. Mit welcher herzergreifender Gewalt stiegen die Töne des deutschen Liedes empor! Dann zum Standbild des letzten wahrhaften deutschen Kaisers — zu Joseph. Sie haben sein großes Herz gebrochen durch elende Häkeleien; er hat diesen Tag nicht erlebt, der seine Wünsche erfüllen sollte; wir aber neigten vor ihm die Fahnen und grüßten seinen hehren Geist mit deutschen Liedern. Von da auf den Burgplatz. Vor der Michaeler Kirche steht Erzengel Michael auf dem Drachen! — 'Seht den deutschen Michel, er ist erwacht und zertritt den Drachen' schrie ich laut; — Gelächter durch die Reihen. Von den Fenstern sahen schöne Frauen auf uns herab. Ich konnte es nicht lassen, mit der Hand faßte ich meine breite, schwarzrotgoldene Brustbinde und rief ihnen zu: 'Sehen Sie, Frauen von Wien, das sind die Farben, mit denen Sie sich künftig schmücken sollen!' — 'Ja, ja', antworteten sie, 'das wollen wir!', und winkten mit den Händen freudig herab.

Vor der Burg machten wir Front. Der Kaiser erschien am Fenster und wurde mit Begeisterung begrüßt. Wieder stimmten wir das Lied an: 'Was ist des Deutschen Vaterland?' und dann die Volkshymne. Als eine Pause eingetreten war, rief ein Redner: 'Eure Majestät! Sie sind der größte Kaiser, der auf Österreichs Thron gesessen! Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort. Frei trete sich Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftige Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle. Für Sie, unseren guten edlen

Kaiser, sind wir bereit, in den Kampf zu gehen, alles, alles aufzubieten, Ihren Thron zu stützen!! Hoch Ferdinand, hoch Ferdinand!' — Der Kaiser grüßte freudig bewegt. Da schwenkte die Fahne, wir eilten zum Tore der Burg; einige Augenblicke später wallte die Fahne aus dem Fenster, wo kurz zuvor der Kaiser gestanden. Auch Er, auch Er erschien wieder, Er trat rechts an die Fahne und legte die Hand an die Stange, die Kaiserin links. Studenten in ihrer Burschentracht umgaben sie. Die deutsche Fahne auf der Kaiserburg zu Wien!! Dieser Augenblick hat welthistorische Bedeutung! Wir breiteten unsere Arme, die Bewegung erstickte jeden Laut. Nur Ein Gefühl, nur Ein Gedanke: Deutschland, Deutschland!! Der große deutsche Adler hat seine Schwingen entfaltet; du mein blutigroter Aar von Tirol, du Sprößling des deutschen Donneradlers, auf, auf! Du Grenzhüter Deutschlands, zeige die Kraft deiner Pranken dem Feinde! Wir sind Deutsche; keine andere Farbe mehr als schwarz, rot und gold; kein anderer Ruf als der: Einer für alle, alle für Einen und alles für Deutschland!

Adolph Pichler.

In der Glut dieser Tage wurde P.s politischer Charakter geschmiedet; nicht umsonst gestand er später wiederholt, er glaube nur damals eigentlich gelebt zu haben. Bald begann er sich kühler auszudrücken. Zuerst verärgerte ihn das schroffe Auftreten des Militärstatthalters von Wien, Franz v. Welden, dem er manches Attentat auf Intellektuelle zumutete (Arch. 150, S. 11 u. 14), obwohl er seine Tüchtigkeit anerkannte (Ges. W. II, S. 47). Wie sehr dann, als er in Innsbruck sich wieder einlebte, die Reaktion ihn drückte und verbitterte, ist am deutlichsten aus seinen verkappten Briefstellen an Frankl herauszuhören.

Daß er sich Briefe nach Innsbruck an Deckadressen erbat (Archiv 150, S. 9 u. 13), erklärt sich aus der sehr bescheidenen Wohnung, die er zunächst in der Vorstadt St. Nikolaus, Baeckenbichlgasse 4, mit seiner Mutter innehatte. Eine Hausgenossin, die seit ihrer Geburt 1845 im Stockwerk oberhalb des Pichlerischen lebte, bis einmal nach einem Hagelwetter der nahe Fallbach die unteren Räume einmuhrte und die Mieter vertrieb, berichtete mir darüber aus genauem Gedächtnis (Marie Haller, genannt Schiener-Marie, früher Chorsängerin und Ornatstickerin für Kirchen, jetzt im Malfatti-Institut zu St. Nikolaus in Alterspflege). Mühsam verschaffte sich die Mutter zu ihrer Witwenpension durch die Anfertigung von Hauskäppchen etwas Nebenerwerb. Welch gesellschaftlicher Unterschied gegenüber dem vornehmen Statthaltereibeamten v. Gilm! Nach außen ließ sich P. allerdings nicht anmerken, was er innerlich dabei litt; er trug (nach Angabe der genannten Zeugin) 'ein weiches Hütl schief auf dem Kopf und verstand sich recht gut mit den Unterinntaler Dirndln'.

IV. Aus dem italienischen Feldzug.

Abermals besitzen wir eine ausführliche Darstellung von P. in seiner Broschüre 'Aus dem wälsch-tirolischen Kriege 1849', und doch

wird man mit Interesse lesen, was er als Hauptmann seiner Studentenkompagnie an Ort und Stelle in die heimatliche Zeitung schrieb. Der erste Artikel erschien im Tiroler Boten Nr. 53, Donnerstag, den 18. Mai 1848, S. 256, und deckt sich im allgemeinen mit dem Kern der systematischen Erzählung, die P. ein Jahr später in Muße zusammenstellte (Ges. W. II, S. 63 ff.).

Storo, den 9. Mai. Zu Roveredo sind wir am 4. Mai eingetroffen. — Man wollte uns auf schmutzigem Stroh in gedrängtestem Raume bei den Kapuzinern einquartieren, was wir uns auch im Feindesland, wo man mit allem zufrieden sein muß, hätten gefallen lassen, keineswegs aber in einer kaiserlichen Stadt. — Man schien uns für eine Horde schlechten Gesindels anzusehen; es wurde sogar nötig, mit ernster Sprache dagegen zu protestieren. — In Roveredo gibt es wohl manche Gutgesinnte; viele aber, besonders unter den jungen Leuten mit weitem Maul und kleinem Verstand, schreien *evviva Italia* und tragen rotweißgrüne Halsbinden. Einige dieser wackeren Heldensöhne wollten sogar über etliche meiner Kameraden in einem Wirtshause herfallen; das hätte einen Spaß gegeben, sie wären in die rechte Mühle gekommen. Lächerlich war es, daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitete, wir hätten die Kapuziner mit Pistolen bedroht und bei den Bärten im Konvente herumgezogen. Wenn man in der Ferne Lügengerüchte über uns verbreitet, in Gottes Namen! Unverzeihlich ist es aber, daß dieses oft in nächster Nähe geschieht, wo man die Wahrheit leicht erfahren kann. Die ehrwürdigen Väter behandelten uns auf die freundlichste Weise, und wir unterhielten uns mit ihnen in wahrhaft brüderlicher Eintracht. Allen Dank verdienen auch der Herr Präses v. Gummer und der Hr. Kreishauptmann v. Kempter.

Am 5. verließen wir Roveredo und gingen nach Riva und den nächsten Morgen über den Garda nach Ponale. Jetzt befinden wir uns in Storo, in nächster Nähe des Feindes. Heute früh war der Hr. Hauptmann Zerboni so gefällig, mit mir auf den äußersten Vorposten am Bergesvorsprunge links im Tale zu gehen; man übersah den Idrosee, Rocco d'Anfo, Caffaro und Lodron. Zwei Büchsenschuß vor uns standen die feindlichen Vedetten. Nachmittags schienen die Insurgenten einen feindlichen Angriff vorbereiten zu wollen; die Kerle schrien, daß man sie auf eine Stunde weit hören konnte. Ich ließ die Kompagnie ausrücken; wir postierten uns bei einem Platz vor Storo, von dem wir auf Befehl nach allen Richtungen hineilen konnten. Der Leutnant Profanter zog an den Damm der Chiese mit einem halben Zuge vorwärts und kam den Insurgenten auf 800 Schritte nahe. Sie ließen aus dieser Entfernung mit maßlosem Geplärre einige Schüsse los, die natürlich nicht trafen. Überhaupt könnten diese italienischen Jünglinge statt des Totenkopfs auf dem Hute füglich einen Hasenfuß tragen, denn im Davonlaufen zeigen sie eine bewundernswerte Schnelligkeit. So warten wir von Tag zu Tag auf den Angriff; die Offensive gegen den an Zahl fünffach überlegenen Feind, der außerdem an der Bergfestung Rocco d'Anfo einen Stützpunkt hat, zu beginnen ist uns vorderhand unmöglich. Wir hoffen aber bald etwas anfangen zu können, und da wollen wir mit den wackeren Kaiserjägern, welche von dem Feinde nicht anders als die grauen Teufel geheißen werden, gewiß unserem Vaterlande Ehre machen.

Adolph Pichler, Hauptmann.

Der zweite Kriegsartikel hehandelt ein Gefecht, bei dem die Bescheidenheit des autobiographischen Hauptmanns und die Rücksichtnahme auf seine Leute noch mehr in Betracht kam. Das Bild des Dichters mit weißer Feder auf dem Hut und schwarzrotgoldener Schärpe um die Mitte, umsaust von Kugeln, wird man nicht so leicht vergessen. Es erschien aber ursprünglich nicht in einem 'anonymen' Artikel, wie P. nachträglich bemerkte (Ges. W. II, S. 79), sondern mit seinem eigenen, vollen Namen am Schluß, im Tiroler Boten Nr. 54, Samstag, den 18. Mai, S. 261.

Storo, den 12. Mai. Gefecht bei Ponte Tedesco! Heute früh machte mein Leutnant Profanter, des langwierigen Bergkrieges ohne sichtbaren Erfolg müde, einen Spaziergang rechts ins Gebirge, von wo uns schon seit einigen Tagen nächtlich die Wachtfeuer der Insurgenten entgegengeleuchtet haben. Ich blieb mit ungefähr 70 Mann meiner Kompagnie und dem Leutnant Vitorelli in Storo zurück und ging dann später, um einige Nachrichten einzuziehen, nach Darzo. — Dort sagte mir der Hauptmann, daß sich eine große Streifpatrouille der Insurgenten über Ponte Tedesco auf das linke Ufer der Chiese gezogen habe und es sehr gut wäre, wenn es uns gelänge, selbe zurückzuwerfen. — Ich ging schnell nach Storo, wo unterdessen Hr. Hauptmann Engel einem Zug Kaiserjäger mit dem Leutnant Bruckner Befehl gegeben hatte, bis Ponte Tedesco vorzurücken. — Ich schloß mich mit ungefähr 50 Mann meiner Kompagnie auf die erste Aufforderung an. Wir zogen um 10 Uhr mittags aus und rückten am linken Ufer der Chiese vor; es war ein herrlicher Maimorgen, als wir am Ponte Tedesco vorbeizogen, vor uns die Fläche des Idrosees mit der Felsenburg Rocca d'Anfo, an der Seite des Weges die Ruinen des Felsenschlosses Bondone. Wir wollten einen Vorsprung am See gewinnen, um von dort aus die Gegend besser überschauen zu können. Bei Ponte Tedesco, welche übrigens bis auf einen einzigen Balken durchhauen war, blieben 3 Kaiserjäger und 10 von meinen Kameraden zurück. Unser Hauptkorps ging eilig bis auf die linke Seite des Idrosees vor; Hauptmann Engel und ich bestiegen eine Felsenhöhe, von der aus wir sogleich bemerkten, daß uns bedeutende feindliche Truppenmassen in die Flanke rücken wollten. Kaum hatten wir die Talsohle erreicht, als wir schon durch das Feuer unseres Postens an der Brücke Stutzenschüsse und den Knall welscher Gewehre hörten, dazwischen im regelmäßigen Takte den Donner zweier Kanonen, welche die Welschen am rechten Ufer aufgestellt hatten. — Wir eilten im Sturm zurück. — Als wir das offene Feld von Ponte Tedesco erreicht hatten, eröffneten die Feinde ein furchtbares Kartätschen- und Kleingewehrfeuer gegen uns; wir kamen im Laufe an ein Bauernhaus mit einer Ringmauer, wo sich unser Hauptmann Engel, dessen kaltblütige Tapferkeit alles Lob verdient, und einige zwanzig Kaiserjäger und Kernschützen von mir sammelten. Der Feind unterhielt auf die Entfernung von 500 Schritten ein starkes Gewehr- und Kartätschenfeuer, namentlich hatten der Hr. Hauptmann und ich, da ich durch meine weiße Feder und die schwarzrotgoldene Binde kenntlich war, die Ehre, als Scheibe zu dienen. — Ich werde nicht mehr so bald eine so lustige Melodie von Kartätschen- und Büchsenkugeln hören. Zugleich erhoben die Welschen nach jedem Kanonenschusse ein abscheuliches Geschrei von *Morte ai Tedeschi!* — Nun begannen aber wir zu schießen, und unsere Kugeln trafen besser. Als

die ersten purzelten, fingen die Welschen zu laufen an, als hätte sie der Teufel geholt. — Wir rückten vor, einzelne Schüsse fielen noch. — Ruhmwürdig hat sich vor allem die Abteilung am Ponte Tedesco benommen. 13 hielten hier stand gegen 3—400 Feinde und fügten diesen großen Schaden zu. Die Namen dieser Kämpfer verdienen dem Vaterlande genannt zu werden, sie heißen: Mediziner Stecher — als sein Säbelgurt brach, lief er noch an die Brücke, um nicht den Welschen seine Waffe in Händen zu lassen; der Jurist Bernstein — er wurde an der Brust verwundet, als ich ihn auf mein Zimmer bringen ließ, sagte er, daß er diese Wunde um alles in der Welt nicht verkaufen würde; der Bergpraktikant Purtscher Erich — auch er trägt eine ehrenvolle Wunde; der Mediziner Greil, dem eine Kugel das Gewehr in der Hand zerschlug; der Chirurg Mahlknecht, der viele wohlgezielte Schüsse in die Reihen der Feinde sandte; die Herren Bruckner, Kögel, Engel, Daliaux und vor allem der Dr. Moritz Friese, den sein kühner Mut dem Tode entgegenführte. Eine Kugel traf ihn durch die Stirn. Lob verdient auch der Hr. Leutnant Bruckner vom Kaiserjägerregiment, der meine Schützen zur Brücke vorführte. — Man hat uns im Triumphe von Wien bis hieher geleitet, wir haben diese Triumphe mit unserem Blute bezahlt; man hat uns in Tirol verleumdet, dem Tode und den Wunden gegenüber wird die Verleumdung schweigen.

Adolph Pichler, Schützenhauptmann.

Zur Ergänzung sei beigefügt, was Erzherzog Johann in einem offiziellen Bericht über dasselbe Treffen im Tiroler Boten, Montag, den 29. Mai 1848, S. 290 sagte: 'Schützenhauptmann Pichler mit 20 Mann des Wiener Akademiker-Korps hat an dem Gefechte auf den Bagoliner-Höhen rühmlichen Anteil genommen'. Poetisch kam P. darauf zurück in 'Fra Serafico'.

V. Früheste Autobiographie.

Auf Wunsch der Buchhandlung Bermann in Wien sandte P. am 12. Oktober 1850 (Arch. 150, S. 20) seine Lebensbeschreibung ein. Der genannte Verlag unternahm damals ein groß angelegtes Werk: 'Österreichs biographisches Lexikon: Genaue Lebensbeschreibungen berühmter und denkwürdiger Personen jedes Standes in der österreichischen Monarchie von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage, von Moritz Bermann'. Es erschienen davon aber nur 384 Seiten (1851, vgl. Wurzbach I, S. 322). P.s Beitrag blieb ungedruckt und gelangte in der Originalniederschrift in die Hand Frankls, der sie unter P.s Briefen aufbewahrte. Sie lautet:

Adolph Pichler wurde am 4. Sept. 1819 zu Erl im Unterinntale geboren. Sein Vater, ein niederer Beamter, konnte auf seine Erziehung nicht viel verwenden, so daß er bereits im 15. Jahre auf sich selbst gewiesen war. Er widmete sich zu Innsbruck mit großem Erfolge dem Studium, wohltätige Verwandte unterstützten ihn, und da er zugleich sehr fleißig Lektionen gab, war sein Unterhalt so ziemlich gedeckt. Nachdem er die philosophischen Kurse absolviert, mußte er, weil ihm die Mittel für eine Reise nach Wien, um dort seinen Wünschen gemäß Medizin zu studieren, fehlten, sich dem Jus

zuwenden. Nach zwei Jahren endlich erhielt er durch die Vermittlung[1] zweier Freunde die notwendige Summe nach Wien zu gehen und dort wenigstens einige Zeit zu leben. Bald erwarb er sich auch hier durch Lektionen das Nötige, und — was bei der Bildung von Jünglingen so großen Einfluß hat — er wurde mit Männern von hervorragendem Geiste bekannt; darunter nennen wir Withauer, Frankl, Seidl und später Hebbel. In diese Zeit fallen seine ersten schriftstellerischen Versuche in einigen Journalen: Kritiken, kleine Erzählungen oder Bilder aus dem Tiroler Leben — diese keineswegs zahlreichen Arbeiten erschienen sämtlich pseudonym. Später sammelte er Gedichte seiner jungen Landsleute und gab sie 1846 unter dem Titel: 'Frühlieder aus Tirol' in Druck. Diese Frühlieder sind in der Tat die ersten Zeichen eines Frühlinges, der sich in jenem Berglande allmählich entwickelte und jetzt manche schöne Blüte treibt. Einige Blätter besprachen diese kleine Sammlung sehr freundlich, im allgemeinen jedoch blieb sie ziemlich unbeachtet, zum Teil wohl deswegen, weil der Herausgeber[2] den literarischen Koterien der Hauptstadt zu ferne stand und überdies das Modegewürz der Politik fehlte. Während den sechs Jahren des Aufenthaltes zu Wien lebte P. nur der Wissenschaft und Kunst. Da brach das Jahr 1848 an. In den Märztagen warf er[3] die Feder weg und griff nach dem Schwerte, das er noch längere Zeit nicht ohne Ehren führen sollte. Unter dem Geräusch der Revolution nahm er Doktorgradus und marschierte dann am 15. April desselben Jahres als Hauptmann der akademischen Tiroler-Schützenkompagnie aus Wien gegen die Welschen, welche die Südgrenze seines Vaterlandes gefährlich bedrohten. Dieser Kompagnie hatte sich auch der alte Haspinger, aus dem Jahre 1809 als der Rotbart berühmt, angeschlossen. Es fanden zwar an der Grenze Tirols keine großen Schlachten statt, jedoch bekam P. Gelegenheit, sich in den Gefechten bei Ponte Tedesco am 12. Mai und bei Caffaro zu betätigen. Der Kaiser verlieh ihm zur Auszeichnung den Orden der eisernen Krone. Nachdem die Dienstzeit der Kompagnie abgelaufen war, kehrte P. nach Wien zurück, wo er den unseligen Oktoberaufstand miterlebte. P. hat die Ereignisse der Märztage des italienischen Feldzuges und der Oktoberrevolution in einer Broschüre beschrieben. Besonderen Beifall fanden die Sätze, welche die Augsburger Allgemeine aus seiner Feder über den Grenzkrieg brachte. Im November 1848[4] kehrte P. nach Innsbruck zurück, wo er sich noch gegenwärtig befindet. Als Beweis fortgesetzter Studien erschien von ihm im Juni 1850 ein Werk über das Drama des Mittelalters in Tirol, welches durch die[5] k. k. Akademie der Wissenschaft tatsächliche Unterstützung erhielt. Das nächste, was wir von P. zu erwarten haben, dürfte wohl die Herausgabe seiner Gedichte sein, von denen einzelne bereits in Journalen und Almanachen gedruckt vorliegen.

(Schlußschnörkel.)

Das Neue in obiger Skizze ist die nachträglich ausgestrichene Stelle über Schuler und Flir, als die beiden Gönner, die ihm die Reise

---

[1] Ursprünglich folgte hier: *der zwei Professoren: Schuler und Flir, welche beiden Männer in Tirol so vielseitig anregend und fördernd wirkten.* Dies hat P. später ausgestrichen und darüber geschrieben: *zweier Freunde.*

[2] Für letzteres Wort hatte P. zuerst geschrieben: *Verfasser.*

[3] Hinter *er* stand ursprünglich: *zuerst.* Dies Wort ist aber ausgestrichen.

[4] Ursprünglich stand: *1849.*

[5] Für diese beiden Wörtchen stand ursprünglich: *bei der.*

nach Wien zum Studium der Medizin ermöglichten (Dörrer, S. 261). Im übrigen entpuppt sich das Blatt, das sauber von P.s eigner Hand geschrieben ist, als der Anfang des Artikels über ihn in Wurzbachs Österreichischem Schriftstellerlexikon, so daß dieser tatsächlich als Autobiographie zu gelten hat und zu werten ist. Einige Wortveränderungen im Abdruck der Skizze bei Wurzbach sind leicht herauszufinden; kein anderer als P. selber kann sie angebracht haben.

Bedeutsam hat hier P. namentlich seinen Verkehr mit Witthauer hervorgehoben, einem grämlichen, aber feinsinnigen, sehr geschätzten Wiener Kritiker, der gut Englisch kannte, Lenau in dieser Sprache unterrichtete und 1846 starb (Wurzbach). P. hat sich in Wien doch recht früh und beweglich aus dem Seziersaal in die Publizistik hinausgewagt, Theaterleute kennengelernt, Galerien besucht und überhaupt seine weltmännische Bildung gewonnen.

VI. Über tirolische Literatur 1850.

Von den mannigfachen Artikeln, die der junge P. laut eigner Angabe in vorhergehender Skizze an die eben aufblühenden Literaturzeitschriften sandte, offenbar weil er Honorare verdienen und keine Schulden machen wollte, ist das meiste verschollen. Er selbst hat davon nur einen Essay 'Die Poesie in Tirol', der im 'Deutschen Museum' von R. Prutz und W. Wolfsohn, Leipzig 1851, Heft 18, erschien, im Ferdinandeum (W. 1476) hinterlegt, und dieser behandelt bloß mittelalterliche und Volksdichtung ohne sonderliche Vertiefung. Dagegen verweist sein Brief an Frankl vom 9. Jänner 1851 (Arch. 150, S. 22) auf eine bisher unausgebeutete Skizze, worin er sich über die Schriftsteller seines Heimatkreises, namentlich über die Beiträger zum ersten Bande des Phönix, in sehr beachtenswerter Weise so ausläßt, daß fortan kein Darsteller dieser Literaturprovinz daran vorbeigehen darf. Sie steht in der 'Wochenschrift für Kunst und Literatur', herausgegeben und geleitet in Graz durch Aimé v. Wouvermans, die vom 5. Sept. 1850 bis 23. Jänner 1851 erschien, und zwar in Nr. 15, 12. Dez. 1850, S. 133—136. Die darin berührten Personen und Dichtungen sind meist schon erläutert.

Die Literatur in Tirol.
Eine Skizze von Adolph Pichler.

Vor einigen Jahren noch dürfte es ziemlich schwer gewesen sein, über Literaturzustände in Tirol zu schreiben; denn seit die Alpenblumen[1], ein Almanach, zu dessen Herausgabe sich vor beiläufig zwei Dezennien mehrere strebsame Männer — Dr. J. Schuler voran — vereinigt hatten, eingegangen waren, lieferte die Presse kaum etwas mehr als Kalender und Gebetbücher.

[1] Über die Alpenblumen und den damit zusammenhängenden 'Dichterbund' vergleiche S. Prem, Gesch. d. neu. dtsch. Lit. in Tirol, Innsbruck 1922, S. 117 ff.



Fast schien es, als solle für Tirol jene Frage: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Geltung erhalten, wobei freilich die Werke eines Mannes, den man überall den besten beizählt — die Werke Fallmerayers unberücksichtigt blieben. Es konnte wohl nicht anders sein. Wären auch Schriftsteller aufgetreten, so hätte es in der engen Provinz an einem Publikum gefehlt, und hätte sich auch dieses gefunden, so würden wohl die hochwürdigen Zensoren, deren Treiben vielleicht nirgends ekelhafter und willkürlicher war, den Sperrbaum vorgelegt haben. Davon könnte am ehesten Senn reden, der im Jahre 1838 den unglücklichen Versuch machte, Gedichte herauszugeben. Der fromme Zensor unterdrückte ein unschuldiges Trinklied, weil dadurch Fraß und Völlerei verursacht werden könnte! — Durch solche Fesseln wurde ein bedeutender Geist mundtot gemacht, denn leider finden auf Senn jene Worte von Tacitus Anwendung: Ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo, et invisa primo desidia, postremo amatur.

Wenn trotz dieser ungünstigen Verhältnisse nicht alles Streben spurlos erlosch, so ist dies nur ein Zeichen der nachhaltigen Kraft jener Männer, in denen einmal das Bedürfnis nach geistiger Wirksamkeit erwacht war. Wir nennen zuerst den Benediktiner von Marienberg, Albert Jäger, welcher ein Werk über den Tirolerkrieg von 1703 veröffentlichte — wir nennen ihn nicht etwa bloß deswegen, weil er dadurch den Ehrenkranz des roten Tiroleradlers mit neuen Lorbeeren schmückte, sondern weil er der erste kühn und entschlossen das Treiben des Jesuitenordens, der leider dazumal an das Gymnasium nach Innsbruck berufen worden war, mit der Fackel der Geschichte beleuchtete. Er tat dies lange vor den Märztagen bei einer Vorlesung am Museum. Man kann sich leicht denken, welchen Widerhall sein lebendiges Wort in einer Zeit fand, wo man nur schüchtern und verstohlen aus dem Auslande eingeschmuggelte liberale Broschüren von Hand zu Hand gehen ließ. Und erst der Ingrimm bei jener Partei, welche bereits glaubte, es sei Nacht und Finsternis geworden, weil sie die schwarzen Kutten vor die Sonne gehängt hatte!! Albert Jäger, gegenwärtig Direktor des Gymnasiums zu Meran, ist noch fortwährend mit historischen Forschungen beschäftigt; möge er uns bald wieder mit Resultaten derselben erfreuen. Auch Dr. J. Streiter[1] zu Bozen suchte der neuen Zeit Bahn zu brechen; rührig und regsam nach allen Seiten wirkte er in Journalen, namentlich in der Augsburger Allgemeinen, indem er auf den Gärungsprozeß, der auch in Tirol sich allmählich regte, zuerst und wiederholt hinwies. Denn damals hatte das gedruckte Wort, besonders wenn es aus dem Auslande kam und noch überdies in der Augsburgerin stand, bei uns eine ganz andere Bedeutung als jetzt, wo das größere Maß der Freiheit das Gefühl für den freien Ausdruck einigermaßen gleichgültiger machte. Hier sei auch des trefflichen Al. Flir gedacht, der als Ästhetikprofessor auf eine jüngere Generation in hohem Grade anregend und bildend wirkte. Auf den Charakter dieses Mannes, dessen Vorträge die Herzen der Jünglinge besonders dadurch gewannen, daß sie das gerade Gegenteil von dem gottvergessenen Schlendrian und grauen Pedantismus österrei-

[1] Joseph Streiter, 1804—73, veröffentlichte Dramen ('Oswald v. Wolkenstein' 1828, 'Heinrich und Gregor' 1844 u. a.), schrieb in Prosa über 'Die Jesuiten in Tirol' 1845, wurde Bürgermeister von Bozen 1861 und hatte als aktiver Liberaler viel zu kämpfen.



reichischer Professoren gewöhnlichen Stiles waren, kann wohl der oft mißbrauchte Ausdruck 'urkräftig' im edelsten Sinne angewendet werden; gehoben wird dieser Charakter noch durch eine wahrhaft großartige klassische Bildung, durch ein ausgedehntes Wissen, mit dessen Splittern andere, die weniger bescheiden sind, eine glänzende und glitzernde Prozentwirtschaft treiben würden. Von Flir sind einige Aufsätze über Hamlet erschienen[1], welche überall, wo man Kern und Schale zu unterscheiden vermag, Beifall gewannen; ich darf mich hier wohl, ohne indiskret zu sein, auf einen Brief Fr. Hebbels berufen.

Wenn L. Steub und Fr. Lentner[2] auch keine Tiroler sind, so haben doch beide durch Werke, die einem längeren Aufenthalt in Tirol entsprangen, großen Einfluß erlangt. Dabei waren freilich Hindernisse verschiedener Art zu bekämpfen; nicht bloß Bureaukratie und Klerisei behandelten sie mit feindlichem Argwohn; es stand ihnen überdies ein sonderbares, alteingewurzeltes Vorurteil entgegen. Wenn ein Fremder über Tirol etwas zu schreiben wagte, war man zum vornhinein überzeugt, es fehle ihm jede Fähigkeit, das spezifisch Älplerische aufzufassen. Es hieß allsogleich: 'Der könnt' es auch bleiben lassen, er will uns nur zum Gespötte machen, mög' er hingehen, wo der Pfeffer wächst!' Ganz unbegründet war dies Vorurteil freilich nicht, denn bisher hatte noch keiner von den zahlreichen Touristen, welche landein, landaus trabten und dann die Reisekosten durch Anfertigung einer Broschüre zu decken suchten, der Wahrheit entsprechende Bilder geliefert, gleichsam als läge Tirol im Lande der Botokuden, wohin kaum eine Straße oder ein Schiff führt. Nur langsam und allmählich konnten Steub und Lentner Boden gewinnen; die Leute überzeugten sich endlich, daß es diese Bayern gut und ehrlich meinten, und so schlossen sich nach und nach die Herzen auf. Steubs literarische Verdienste hervorzuheben ist überflüssig, man braucht nur an seine 'Drei Sommer in Tirol' zu erinnern. Lentner gehört nun als Bürger von Meran dem Lande an, für welches er von jeher eine so große Vorliebe hegte. Diese beiden Männer haben sich durch die

---

[1] Von Flirs Hamletvorträgen steht ein Teil bereits im Phönix I, 1850. — Über ihn begegnet auch ein früherer Artikel in derselben 'Grazer Wochenschrift', Nr. 13, 28. Nov. 1850, S. 119, überschrieben 'Fliegende Blätter III aus Innsbruck' und gezeichnet mit der vorangestellten Chiffre V., aber wahrscheinlich auch von P., auf dessen 'Brief' als auf eine Fortsetzung dabei verwiesen wird. Da heißt es am Schluß: 'Als eine erfreuliche Erscheinung neben manchen betrübenden teile ich Ihnen mit, daß Prof. Flir, der Ihnen durch seine geistreichen Briefe über Hamlet bekannt sein dürfte, eine Reihe von Vorträgen über Goethes Faust an unserer Universität eröffnet hat. Durch jahrelanges, mit Liebe und Eifer gepflegtes Studium mit diesem Meisterwerke vertraut, durch Tiefe des Geistes und gründliches Wissen ausgezeichnet und mit der Gabe lebendiger, ergreifender Beredsamkeit ausgerüstet, erscheint er als der glückliche Führer, dem es gegönnt ist, mit sicherer Hand in die Geheimnisse dieses Wunderbaues einzuführen und die unsterblichen Schönheiten dieses herrlichen Werkes deutschen Geistes durch die Wärme und Kraft seiner Worte gebührend zu offenbaren. In einem nächsten Briefe hoffe ich, Ihnen ein mehreres hierüber mitteilen zu können'.

[2] Joseph Friedrich Lentner, geb. München 1814, gest. Meran 1852, biographiert von Steub, veröffentlichte ein 'Novellenbuch' 1848, wandte sich gegen die Jesuiten im Aufsatz 'Poetische Regungen in Tirol', Allg. Ztg. 1843, tat viel für das Aufblühen Merans als Kurort und wurde dessen Ehrenbürger.

Freundlichkeit, mit der sie auch den bescheidensten Anfang in Kunst und Literatur, wenn daraus nur irgend etwas zu werden schien, begrüßten und empfahlen, vielfältigen Dank verdient.

Durch alle diese Verhältnisse wurde nach und nach ein in Tirol bisher fast unbekannter Gegensatz von Parteien bedingt. Man sprach von Konservativen, denen jeder Fortschritt nicht etwa nur in politischer, sondern auch in geistiger Beziehung Greuel und Sünde schien, und von Liberalen, welche freilich anderswo bei ihren mäßigen Ansprüchen diesen Namen nicht erhalten hätten. Jene entluden ihren Unwillen in der Augsburger Postzeitung; doch erregte es keinen Schrecken, höchstens nur Gelächter, wenn sie über Jungtirol, welches einen gewissen Fr. Schiller aus Marbach in Schwaben oder gar den 'Wüstling' Goethe höher achtete als Görres und die Katholischen Blätter, beim Schalle der Zionstrompete ihre Flüche ausposaunten. Diese Reibungen hatten wenigstens den Vorteil, daß sie das Interesse für gewisse Streitfragen anregten und dann wach erhielten.

Werke von höherer Bedeutung erschienen während dieser Zeit keine; die flüchtigste Skizze oder auch nur eine kurze Aufzählung der Namen kann dies zur Genüge dartun. Pius Zingerle[1], der sich früher als Orientalist im Syrischen und Chaldäischen Anerkennung erworben, wollte auch auf anderem Gebiete Lorbeer pflücken und gab daher lyrische Gedichte heraus, die nach Form und Ausdruck großenteils in ein verflossenes Jahrhundert gehören, wo Mondenschein und Tränenweiden an Leichenhügeln stehende Themata waren. Etwas kräftiger sind Lerthas Poesien[2], welche meistens die große Vergangenheit Tirols verherrlichen; er hat jedoch mehr Verdienst als Erforscher des Altertums, womit er sich noch immer beschäftigt. Beda Weber[3] dürfen wir hier natürlich nicht übergehen, um so weniger, da er selbst seine Gedichte als Lieder aus Tirol bezeichnet. Dieser Mann, wie Zingerle, Jäger und Lertha Mönch zu Mariaberg, versuchte sich nach verschiedenen Richtungen, konnte es jedoch in keiner zur Bedeutung bringen. Talent kann man ihm, ohne ungerecht zu sein, gewiß nicht absprechen, wohl aber jene echte Bildung, welche aus kräftiger Selbstbeherrschung entsprungen das schöne Maß in Kunst und Leben hauptsächlich bedingt, ohne welches jedes Streben nach dem Ziele erfolglos bleibt und in bizarrer Verschrobenheit endet. Die Gedichte kamen bei Cotta heraus; man kann die Drucklegung derselben nur als eine Buchhändlerspekulation auf den Titel 'Lieder aus Tirol' betrachten, denn der Kritiker, dem der Buchhändler das Manuskript zur Begutachtung mitteilte, wird die konfusen Verse des hochwürdigen Paters schwerlich für Poesie erklärt haben. Später gab Beda Weber die Gedichte des Tiroler Minnesängers Oswald von Wolkenstein in Druck;

[1] Pius Zingerle, 1801—82, wurde 1839 Gymnasialprofesser in Meran und trat zuerst mit 'Gedichten' auf 1843.

[2] Joseph Thaler, geb. Ulten 1798, gest. Meran 1876, gab heraus 'Edelrauten von den Alpen Tirols' 1840.

[3] Beda Weber, geb. zu Lienz in Osttirol 1798, gest. zu Frankfurt a. M. 1858 (vgl. Wackernell, 1903), veröffentlichte seine 'Lieder aus Tirol' 1842, seine Ausg. d. Oswald v. Wolkenstein 1847 und sein Geschichtsgemälde von ihm 1850; 'Tirol im Zeitalter der Reformation' 1841 und eine Studie über Giovanna della Croce, die 1603—73 im italienischen Südtirol lebte, als Klostergründerin vom Papst 1733 für venerabilis erklärt und von Beda Weber — nicht ohne Kritik — 1846 biographiert wurde.



gelehrte Kritiker wiesen jedoch darauf hin, daß ihm die für eine solche Aufgabe nötige Sprachbildung und Kenntnis des Mittelhochdeutschen gefehlt habe. Noch weniger Beifall fanden Beda Webers erste historische Versuche, als er im Sinne und Stile Görresscher Mystik über Tirol im Zeitalter der Reformation und die ekstatische *Giovanna-della-Croce*-Geschichte zu schreiben begann. Auf die neuesten, zum Teile unstreitig besseren Werke Beda Webers werden wir noch in der Folge zurückkommen. Auch die Frühlieder aus Tirol wollen wir hier erwähnen, eine Sammlung von Gedichten, zu welcher mehrere junge Tiroler Beiträge geliefert hatten. Daß diese Lieder unschuldig waren wie die ersten Schneeglöckchen an der Grenze zwischen Winter und Lenz, kann man sich leicht vorstellen, da sie unter vormärzlicher Zensur 1846 erschienen. Sie fanden wenig Beachtung, enthielten aber unter Mittelmäßigem manches Gute, ja sogar Treffliche, was namentlich Gabriel Seidl in einer weitläufigen Beurteilung hervorhob. Doch genug von diesen Dingen, wir wollen den Leser nicht weiter mit der Kunde von verschollenen Buchhändlerkrebsen langweilen.

Der großartige Umschwung des Jahres 1848 hatte auch Tirol nicht unberührt gelassen, überall begann eine frischere Strömung, bei der freilich manche so verdutzt aussahen wie die Schacherer im Tempel, als ihnen die Geldtische umgeworfen wurden. Doch zuerst drängte das politische Interesse jedes andere in den Hintergrund: strebsame junge Männer schufen zu Innsbruck einen parlamentarischen Verein, dessen Aufgabe es war, durch lebendige Debatte über Tagesfragen und damit Verwandtes in steter Übung tüchtige Redner heranzubilden. Noch ein anderer Hebel wirkte in den weitesten Kreisen: es war der Kampf an der Südgrenze, zu deren Beschirmung so viele Schützenkompagnien unter schwarzrotgoldener Fahne auszogen. Ja man hatte damals auch an der Etsch und am Inn schwarzrotgoldene Träume, wie an der fernen Eider — und mag man es immerhin von gewisser Seite ungern, sehr ungern sehen, der Tiroler hat auch jetzt noch nicht verlernt, sich deutsch zu fühlen; es gewinnt sogar auch jetzt noch diese Gesinnung immer tiefere und weitgedehntere Wurzeln.

Um diese Zeit begann Kink[1] seine Vorträge über Tirolergeschichte in einem ganz anderen Geiste, als man bisher diesen Gegenstand zu behandeln gewagt hatte. Kink hat diese Vorlesungen jetzt drucken lassen, sie reichen bis zum Jahre 1369, wo bekanntlich unter Margaretha Maultasch Tirol mit Österreich dauernd vereinigt wurde. Wohl könnte man an der Form des Buches manches tadeln, die Strenge muß aber vor der billigen Rücksicht auf die Art seines Ursprunges — es wurde nämlich aus einzelnen Vorlesungen aufgebaut — verstummen. Überdies vergißt man kleine Fehler gerne, wenn sie durch große Vorzüge aufgewogen werden, wie hier: durch eine klare Auffassung, welche selbst bei den verwickeltsten Verhältnissen nie den roten Faden verliert, durch eine warme Darstellung der leitenden Ideen und des Einzelnen, das als Resultat aus diesen hervorquillt. Sagen wir es offen, auch das rechnen wir Kink als ein Verdienst an, daß er sich nirgends in jene trockene Detailkrämerei verlor, die bisher den meisten Tiroler Geschicht-

[1] Rudolph Kink, geb. Kufstein 1822, angeregt von A. Jäger, Privatdozent der Geschichte in Innsbruck 1848, druckte 'Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Österreich' 1850 und steuerte gleichzeitig zum Phönix bei. Er wurde ins Wiener Unterrichtsministerium berufen 1851.

schreibern als Ideal galt: wenn alle Blätter eines hochadligen Stammbaumes gezählt werden sollten, als wär' es der Baum des Paradieses, oder irgendwo ein alter Topf mit unerklärbaren Runen zur Freude der gelehrten Herren gefunden wurde. Bei einer ausgedehnten Kenntnis des Ganzen und der Teile hat Kink niemals vergilbten Pergamenten Altärchen aufgebaut. Das nahmen ihm freilich jene Stockhistoriker übel, denen tausendjähriger Aktenstaub als Weihrauch duftet; allein der laute Beifall, welchen das neue Werk überall erntete, machte sie verstummen, so daß sie ihre Rügen zurückschlucken mußten. Der Stil unseres Geschichtschreibers hat zwar hier und da noch falsche Flitter, er wird sie aber wegstreifen und sich mehr und mehr zu jener Einfachheit durcharbeiten, welche die erste und letzte Zierde seiner ernsten Muse sein soll. Man erwartet von ihm die Fortsetzung des unter so günstigen Auspizien begonnenen Werkes; jetzt nimmt seine Tätigkeit die Herausgabe des *codex Wangianus*, den die Akademie der Wissenschaften drucken läßt, in vollen Anspruch.

Fast gleichzeitig verließ Beda Webers Geschichte des Tiroler Minnesängers Oswald von Wolkenstein und seiner Zeit die Presse. Dieses Werk lag bereits seit langem fertig im Pulte des Verfassers, der es schon vor vielen Jahren noch mit dem Enthusiasmus jugendlicher Vorliebe begonnen und seine Kraft darauf verwendet hatte. Es mag großer Fleiß und vielseitiges Studium darauf gerichtet worden sein, den Gegenstand gründlich zu behandeln, man bemerkt es bei jeder Zeile; überdies lesen sich die meisten Partien leicht und angenehm; daß es jedoch nicht völlig zu einem historischen Kunstwerke reifte, liegt im Charakter des Verfassers, der noch nie einen Stoff künstlerisch zu gliedern und zu beherrschen wußte. Das Werkchen über Bozen, welches Beda Weber im selben Jahre veröffentlichte, enthält eine große Menge interessanter Details, namentlich in bezug auf Sittengeschichte und Kultur des Landes in verschiedenen Perioden. Weniger angenehm überraschte uns Beda Weber mit einem Bändchen neuer Gedichte, welche anonym unter dem Titel 'Vormärzliche Lieder aus Tirol'[1] ans Licht traten. Soll damit angedeutet sein, daß die vormärzliche Zensur nicht gestattete, diese Lieder den übrigen bei Cotta bereits erschienenen einzureihen? — Nun, da war die Zensur ein blindes Werkzeug der Vorsehung, welche uns vor solchen Poesien gnädig bewahren wollte An Manieriertheit und Abgeschmacktheit dürften diese Lieder schwerlich ihresgleichen finden; der Titel 'Lieder aus Tirol' scheint wohl nur aus Ironie vorgedruckt zu sein. Wir wollen nicht so boshaft sein, irgendeine Strophe zu zitieren, sowohl des Verfassers als auch des Lesers wegen.

Eine willkommenere Gabe brachte uns die heimische Muse in den Alpensträußern, welche Vincenz von Ehrhart und Ignaz Zingerle wanden. Diese Blumen sind großenteils Zeitgedichte, hervorgerufen durch die Verhältnisse und Stimmungen der jüngsten Vergangenheit. Möge man immerhin über solche Gedichte den Stab brechen, weil es eben Zeitgedichte sind, denen als Gattung an und für sich jede höhere Berechtigung fehlt; wir begrüßen insbesondere die meist nach Form und Vers vollendeten Poesien Ehrharts in der freundlichen Hoffnung: es werde solchen Blüten eine edle Frucht folgen. Daß wir uns nicht täuschen, verbürgen bereits einige Balladen, die Ehrhart seitdem im Phönix veröffentlichte. Ignaz Zingerle gab später eine Bear-

[1] Die 'Vormärzlichen Lieder aus Tirol' erschienen ohne Beda Webers Namen 1850 in Jena.

beitung des mittelhochdeutschen Epos Laurin in Druck, es wurde bereits in Ihrem Blatte Nr. 7 besprochen, ich kann es mir daher ersparen, irgend etwas weiteres beizusetzen. Zu gleicher Zeit veranstaltete er eine Sammlung von Tiroler Volkssagen. Hier ist eine doppelte Auffassung möglich. Man betrachtet entweder die Sage, wie sie der Mund des Volkes einfach und unverdorben überliefert, nur als rohen Stoff, den man so oder so poetisch appretieren kann, und das hat wohl auch sein Verdienst, vorzüglich bei historischen Sagen; oder man stellt sich auf jenen Standpunkt, zu welchem Grimm mit kräftiger Hand die Bahn brach, einen Standpunkt, von dem aus die herrlichste und weiteste Fernsicht auf den alten Götterglauben und die Geschichte des deutschen Volkes sich auftut. Zingerle hat die Bearbeitungen der Tiroler Sagen, wie sie Ebert, Seidl, Mosen usw. in ihren Werken da und dort zerstreut gerade boten, sowie auch eigene Aufzeichnungen topographisch zusammengestellt und dadurch vorzüglich den Touristen, welche das Land durchwandern, ein liebes Geschenk gemacht; wissenschaftlichen Wert nimmt er für sein Büchlein selbst keinen in Anspruch, es wäre daher unbillig, wenn wir einen strengeren Maßstab anlegen wollten. In bezug auf den höheren oben angedeuteten Standpunkt Grimms wollen wir hoffen, daß die so reichhaltigen Tiroler Sagen, ehe sie noch dem Gedächtnis des Volkes völlig entschwinden, einen verständigen Sammler und sagenkundigen Deuter finden werden. Schätzenswerte Beiträge in dieser Richtung lieferte Vonbun[1], welcher die Sagen Vorarlbergs in Druck gab und eine Sammlung alemannischer Stammessagen überhaupt in Aussicht stellt.

Schließlich wollen wir noch ein Unternehmen erwähnen, zu dem sich die tüchtigsten Kräfte des Landes vereinigten: wir meinen den Phönix. Diese Zeitschrift begann mit dem Jahre 1850 und zeichnete sich durch den gediegenen Inhalt ihrer Aufsätze vorteilhaft aus. Dessenungeachtet konnte sie aber nicht Wurzel fassen; denn die große Menge der Halbgebildeten, welche amüsiert und nur amüsiert werden will, fand nichts, was die Lachmuskeln anregte; es fehlten Anekdötchen und Novelletten, vor allem jedoch der kritische Theaterskandal, zu dem unser löbliches Bühneninstitut genug Stoff geboten hätte. Es sind das im kleinen dieselben Ursachen, welche zugleich mit den politischen Verhältnissen auch im übrigen Deutschland jedem ernsteren Unternehmen hemmend im Wege stehen, ja es fast unmöglich machen. Zudem war gleich anfangs wenig Aussicht vorhanden, daß sich diese Zeitschrift jenseits der Grenzen unserer Provinz verbreiten werde; von einem belletristischen Blatte aus Tirol schien man zum vornhinein nichts zu erwarten, was für deutsche Literatur im allgemeinen von Belang sein könnte. Alles das wirkte wieder verstimmend auf die Mitarbeiter zurück, besonders auf jene, denen auch andere Journale zur Veröffentlichung von Aufsätzen offenstehen. Daher konnte sich auch der Phönix in den beiden letzten Quartalen nicht mehr auf der früheren Höhe erhalten, wiewohl er noch manchen Aufsatz brachte, der gewiß jedem Blatte zur Ehre gereichen würde. Unter den Mitarbeitern des Phönix heben wir außer Ehrhart, Flir, Kink, Lertha usw., deren Namen der Leser bereits im Verlaufe des Aufsatzes kennenlernte, insbesondere den Kaplan des Irrenhauses zu Hall, Sebastian Ruf[2], hervor,

---

[1] I. F. Vonbun, 1827—70, Arzt in Vorarlberg, brachte heraus 'Volkssagen aus Vorarlberg' 1847, die auch im Phönix besprochen wurden.

[2] Sebastian Ruf, 1802—77, Onkel der Ritornellendichterin Walburga Schindl, genannt Bogner Burgele, in Absam und auch mit P. entfernt ver-

der sich wie bereits schon früher so auch neuerdings durch seine tiefsinnigen Aphorismen Anerkennung in weiteren Kreisen erwarb; ferner Martinus Meier[1], den geschickten Bearbeiter von Tiroler Sagen, und Josef Daum[2], dessen Humoresken voll Witz und Laune zu den besten Leistungen des Phönix zählen. Möge dieses auch die schickliche Stelle sein, zweier jugendlicher Talente zu erwähnen: Ch. Schneller[3] und Jos. Schönach[4], deren Leistungen bereits jetzt schon öffentliche Aufmunterung verdienen und zu schönen Hoffnungen berechtigen.

Der Artikel ist lehrreich nach mehr als einer Richtung hin. Zunächst biographisch: Mit Steub, dem späteren Gegner, ist P. noch in bestem Einvernehmen und rühmt sogar dessen Baierntum, trotz der noch starken Nachwirkung von 1809. Der angesehenen Familie Zingerle gegenüber betritt er den Pfad der Kritik — der betroffene Germanist hat mir noch 1878 den Satz über seine wissenschaftliche 'Anspruchslosigkeit' wörtlich zitiert. Für Gilm, von dem doch manche Perle im Phönix steckt, hat P. hier kein Wörtchen mehr übrig. Der Artikel hat ihm das Leben in der schönen, kunst- und bücherreichen, geistig durchaus gehobenen Stadt Innsbruck gewiß nicht versüßt. — Literarisch: Im Phönix sah P. das geeinte tirolische Schriftstellertum und pries es, um ihm inneren Schwung und äußere Geltung zu verschaffen. Er war in jenen Jahren noch wesentlich Organisator und wurde erst nach Herausgabe eigener Gedichte der Individualist, als der er uns vorschwebt. — Im ganzen sieht man jetzt, wo seine Briefe an Frankl vorliegen und die Entstehung des Phönix aufhellen, wie zwei Strömungen in dieser für Tirol repräsentativen Zeitschrift zusammenfließen: die reichsdeutsche wurde hauptsächlich durch I. V. Zingerle hereingeholt, der nicht umsonst 1848 nach Norden gefahren war, und die Wienerische durch P., dessen langer Aufenthalt in der Donaustadt jetzt für seine Heimat wirksam wurde. Der Vorgang ist ein typisches Beispiel dafür, wie die neuere tirolische Dichtung in der Hauptsache aus zwei ausländischen Kunstrichtungen erwuchs, die auf die

---

wandt, leistete Namhaftes als Psychiater und Philosoph und steuerte zum Phönix zahlreiche Aphorismen bei, zu denen P. ein eigenes Vorwort schrieb.

[1] Martinus Meier, 1821—97, Eisenhändler in Mühlau bei Innsbruck, zugleich Maler, Landtagsabgeordneter, Erzähler und zeitweilig Präsident der Handelskammer, am bekanntesten durch seine Sagen- und Märchensammlung 'Schlern', ist auch im Phönix I mit volkskundlichen Geschichten vertreten (Nekrolog im Tiroler Boten, 17. Apr. 1897).

[2] Josef Daum, Kollege P.s am Gymnasium, trat im Phönix mit Humoresken und Spaziergängen hervor. Sein Nachlaß liegt handschriftlich im Ferdinandeum.

[3] Christian Schneller, geb. im Lechtal 1831, Schüler P.s am Innsbrucker Gymnasium, wurde später Landesschulinspektor, betätigte sich als Dichter im Phönix I und in selbständiger Form mehrfach seit 1857.

[4] Josef Schönach scheint über einige Versprodukte im Phönix I nicht recht hinausgekommen zu sein.

Natur, Sitte und Geschichtstradition des hochgebirglichen Andreas-Hofer-Landes angewendet wurden. Volkspoesie war vorhanden, geliebt und durchaus nicht mit Absicht ferngehalten; aber die Zeitbewegung war gedankenreich und forderte höhere Formen, Bilder, Worte. Der Herodes Hebbels bedeutete für P., trotz seiner Versenkung in die Sterzinger Passionsspiele, ungleich mehr als der Herodes aller bäuerlichen Bibelstücke.

Schließlich habe ich die angenehme Pflicht, dem Vize-Direktor der Wiener Nationalbibliothek Dr. Baumhackl und dem Germanisten Dr. Koch an derselben Anstalt, sowie dem Vorstande des Ferdinandeums in Innsbruck, Hofrat a. D. v. Inama-Sternegg, und dessen immer hilfsbereitem Kustos Schwarz für weitgehende Unterstützung wärmstens zu danken; endlich Hochw. Pfarrer Karrer, dem Geschichtschreiber von St. Nikolaus, der mich zu Frl. Marie Haller brachte.

A. Brandl.

(Schluß folgt.)

Fouqué und Landor: ein merkwürdiges literarisches Motiv.

Bei Valerius Maximus (factorum et dictorum memorabilium libri novem: lib. V, c. 4) lesen wir: 'Idem [pietas erga parentes] prædicatum de pietate Perus existimetur, quae patrem suum Mycona consimili fortuna adfectum parique custodiae traditum iam ultimae senectutis velut infantem pectori suo admotum aluit.' Bei dem Mythographen Hyginus (fab. 254) finden wir eine ähnlich lautende Notiz, nur daß dort die Tochter nicht Pero, sondern Xanthippe heißt.

Daß dies eigenartige Motiv im Altertum ziemlich weit verbreitet war, erfahren wir aus der Abhandlung von G. Knaack (Die säugende Tochter, ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde: Ztschr. für vergl. Literaturgesch., N. F., Bd. 12, 450). Nicht nur bei den Griechen und Römern und noch bei den Byzantinern, sondern auch in der deutschen Volksüberlieferung kommt es vor und hat selbst in der Rätselliteratur seinen Niederschlag gefunden. Zu dem vorliegenden Thema sollen die folgenden Ausführungen einige Beiträge aus neuerer Zeit liefern, die eine etwas abweichende Gestaltung des Motivs zeigen.

Wir besitzen aus dem 13. Jh. eine Darstellung der Belagerung von Ancona durch ein Heer Kaiser Friedrichs I. im Jahre 1174. Der Verfasser ist der Florentiner Boncompagni: sein Liber de obsidione Ancona ist in Muratoris Rerum Italicarum Scriptores Bd. VI, 921 ff. gedruckt. In seinem wortreichen, rhetorisch ausgeschmückten Bericht befindet sich eine Episode, die stark an die Stelle bei Valerius Maximus erinnert. Da wird erzählt, wie die Stadt Ancona von allen Seiten eingeschlossen ist und die Einwohner den schwersten Entbehrungen ausgesetzt sind. Eine Edelfrau, die ihren Säugling auf dem Arm trägt, trifft am Tore einen Soldaten an, der vor Hunger und Durst erschöpft am Boden liegt. Aus Mitleid bietet sie ihm an, von ihrer Brust zu trinken, obschon sie aus Mangel an Nahrung kaum Milch genug für ihr Kind hat. Dann heißt es weiter: 'Cum elevasset oculos et vidisset, quod erat nobilis Domina, non cum parvo pudore surrexit et apprehendens baleam quattuor de obsessoribus in mora modici temporis interfecit.' Die Stadt wird schließlich durch ihre Bundesgenossen von den Bedrängern befreit. Wir sehen also, wie hier das Motiv umgebogen wird, indem der Soldat die angebotene Hilfe trotz seiner üblen Lage nicht annimmt.

In neuerer Zeit haben sich zwei Dichter, ein Engländer und ein Deutscher, des Stoffes bemächtigt und ihn auf verschiedene Art behandelt. Zunächst kommt Walter Savage Landor in Betracht, der als Seitenstück zu seinen Imaginary Conversations einige dramatische Szenen verfaßt hat; sie stehen im 7. Bande seiner Werke (Ausg. von 1876). Er nennt sie 'Acts and Scenes, or Dialogues in

Verse' und sagt von ihnen in einer Vorbemerkung (p. 45): 'None of these poems of a dramatic form were offered to the stage, being no better than Imaginary Conversations in metre.' Unter diesen Szenen findet sich eine mit dem Titel 'the Siege of Ancona' (S. 240 ff.). Darin wird die Belagerung mit ihren Folgen von Hunger, Not und Sterben, der Heldenmut der Bürger, die Selbstsucht und der Kleinmut einzelner (namentlich der Geistlichkeit) sehr anschaulich geschildert. An mehreren Stellen tritt — gleichsam gegen den Willen des Dichters — das dramatische Element unverkennbar hervor: so z. B. in dem Zwiegespräch zwischen dem Konsul, dem Oberhaupt der Stadt, und dem Erzbischof von Mainz, der das feindliche Heer befehligt; ferner bei der Versammlung im Rathaus, wo der Konsul Senat und Bürgerschaft zum Ausharren ermahnt und dabei auf Widerspruch stößt. Wichtig für unser Thema ist nur die dritte Szene des vierten Akts. Dort trifft genau wie bei Boncompagni eine Lady Malaspina mit ihrem Kinde auf dem Arm auf einen ganz erschöpften Soldaten. Sie stärkt ihn durch ein paar Tropfen Milch aus ihrer Brust, die sie ihrem Kind entziehen muß. Er stürmt hinaus, tötet mehrere Feinde, stirbt dann aber vor Erschöpfung, ebenso die Edelfrau mit dem Kind. Hier nimmt also anders als bei dem Chronisten, anscheinend zur Erhöhung des Effekts, der Soldat die Labung an.

Außer Landor hat noch ein deutscher Dichter diesen Stoff behandelt, nämlich Fouqué. Er hat dies in einem Stück seiner 'romantischen Idyllen' getan, die man besser als Romanzen bezeichnet. Es erschien zuerst in der Minerva von 1815, danach 1818 in seinen Gesammelten Gedichten (Bd. III, 261).[1] Das Grundmotiv ist eine Liebesgeschichte, wie eine solche auch bei Landor nebenbei vorkommt. Guiscardo und Guiscarda lieben sich, müssen sich aber trennen, da ihre Eltern sie einem anderen Manne zugesagt haben. Nun folgt die Belagerung, bei der Guiscardo an der Spitze der Verteidiger sich rühmlich hervortut. Es wiederholt sich dann dieselbe Szene wie in den anderen Versionen. Darauf fährt aber der Dichter fort: 'Nicht kostend von dem süßen Labequell fühlt dennoch Labung er in Geist und Sinn, und kühn empor sich reißend ... ruft er die schlummernden Gefährten all empor, neigt sich der edlen Frauen und stürmt hinaus auf den entsetzten Feind.' Bei diesem Ausfall findet er den Tod, doch durch seine Tapferkeit sind die Feinde vertrieben worden. Fouqué hat also im Gegensatz zu Landor sich an der entscheidenden Stelle an seine Quelle gehalten.

Welches ist nun diese Quelle? Daß etwa ein Dichter den

[1] Es ist von John Sterling u. d. T. The Lady of the Castle frei ins Englische übertragen worden (vgl. N. Spr. XXX, 315).

anderen benutzt hat, ist ausgeschlossen; sicherlich hat keiner von dem anderen etwas gewußt. Nun hat Fouqué wiederholt zu seinen Dichtungen von Kunstwerken, die er gesehen hat, sich anregen lassen. Dies gilt in erster Reihe von seinem Rittergedicht 'Corona', wo ihm nach seiner eigenen Angabe das Bild der kumäischen Sibylle von Domenichino vorgeschwebt hat. Ebenso hat er den Schluß seines Sintram nach einem Stich von Dürer gestaltet (der christliche Reiter: Wölfflin, Die Kunst Albrecht Dürers, 186). Nun hat Rubens nach der Erzählung des Valerius Maximus ein Bild gemalt, das unter dem Namen Cimon und Pero oder Caritas Romana bekannt ist[1] und das in mehreren Exemplaren existiert. Man sieht darauf, wie ein junges Weib einen Gefangenen im Kerker mit der Milch aus ihrer Brust ernährt. Einen Stich nach diesem Gemälde, den der Künstler durch Cornelis van Coukerken hat anfertigen lassen, könnte Fouqué wohl gesehen haben. Indessen ist die Situation in beiden Fällen doch eine ganz verschiedene, so daß eine Anregung von dem Bilde her nicht erfolgt sein wird.

Es fragt sich nun: hat Fouqué den Boncompagni oder irgendein anderes Werk vor sich gehabt? In seiner Lebensgeschichte bemerkt er, daß er keine seiner Arbeiten im reiferen Alter ohne gründliche historische Vorarbeit begonnen habe, und in einem Briefe an seinen Freund Adolf Wagner erklärt er, daß er als Vorstudie zu seinem Trauerspiel 'Alboin, der Longobardenkönig' die Geschichte des Paulus Diaconus achtsam gelesen habe. In unserem Falle scheint die Sache anders zu liegen. Seit 1809 erschien die Histoire des républiques italiennes au moyen âge von dem bekannten Historiker Sismondi, der im 2. Bande, S. 204, den Boncompagni zitiert und fast wörtlich ausschreibt. Ist es nicht wahrscheinlicher, daß dies Werk ihm vorgelegen hat und nicht die italienische Chronik, die für ihn nur an versteckter Stelle zu finden war? Landor zitiert gerade die Stelle bei Sismondi, freilich daneben auch den Italiener, auf den er aber nur durch den modernen Historiker aufmerksam geworden sein kann. Diesen letzteren werden wir also als die eigentliche Quelle für beide Dichter anzusehen haben.

Die beiden Dichtungen sind von sehr verschiedenem Wert. Wenngleich Landors Stück nur als Buchdrama zu bewerten ist, so hat er das Ganze doch knapp, anschaulich und eindrucksvoll zu gestalten gewußt. Fouqués Romanze hingegen ist breit zerfließend und sentimental. Mit Recht bezeichnet sie Max Koch in der Einleitung zu der Auswahl aus Fouqués Werken als mißlungen (vgl. Deutsche Nat. Lit. Bd. 146, 2: S. LXI).

Berlin. **Georg Herzfeld.**

[1] Vgl. Goeler von Ravensburg, Rubens und die Antike 189.

Datierung und Charakter des kymrisch-englischen Marien-Hymnus.

Im Jahre 1880 veröffentlichte Furnivall[1] einen englischen Marien-Hymnus nach zwei Hengwrt-Manuskripten, von denen das eine das Gedicht in englischer, das andere in kymrischer Orthographie bot. Furnivall setzte die englische Fassung ohne nähere Begründung ins '15. Jahrhundert' und die kymrische Umschrift kurzerhand 'soon after'. Alex. Ellis, der phonetische Bemerkungen zu dem Abdruck der beiden Handschriften beisteuerte, spezifizierte das letztere dahin: *the Welsh phonetic transcription of this hymn must have been made either very late in the XVth or early in the XVIth century.* Seitdem hat man sich gewöhnt, die kymrische Fassung 'um 1500' anzusetzen und in ihr das frühste Zeugnis für die neuenglische Aussprache zu sehen: so Sweet 1888 in seiner 'History of English Sounds' (S. 203), Horn 1908 in seiner 'Historischen Neuenglischen Grammatik' (S. 15), Jespersen 1909 in 'A Modern English Grammar' (I, 63) und noch Luick 1914 in seiner 'Historischen Grammatik der englischen Sprache' (S. 61). Bei näherem Zusehen ergibt sich aber, daß diese Auffassung von dem Alter der kymrischen Fassung nicht richtig sein kann. Denn keine der Aufzeichnungen des Gedichtes liegt weiter zurück als das Jahr 1587. Die von Furnivall gedruckte Fassung stammt sogar erst aus dem 17. Jahrhundert. Daß man diese Tatsache übersah, liegt daran, daß keiner der bisherigen Herausgeber des Gedichtes, weder Furnivall noch später O. T. Williams (1909) oder H. Idris Bell (1912) oder F. Holthausen (1920 und 1925), nach dem Alter der Handschriften gefragt hat, aus denen man abdruckte. Und doch muß natürlich das Alter der Überlieferung stets die Grundlage für die Datierungsfrage bilden. Darum ein Blick auf die Überlieferung.

Unser Gedicht liegt uns in fünf Handschriften vor sowie in einem modernen Neudrucke von 1823, der auf eine bisher verschollene Handschrift zurückgehen muß. Und zwar steht es — wir folgen jetzt dem Alter der Überlieferung —:

a) In kymrischer Orthographie:

1. In dem Additional MS. 14866 des Britischen Museums auf fol. 25^a^—26^a^ und ist daraus gedruckt von O. T. Williams, Anglia 32, 295—298 (1909) und besser von H. Idris Bell, Anglia 36, 117—121 (1912). Die Handschrift ist geschrieben von

[1] 'An Early English Hymn to the Virgin (15th Century) and a Welshman's phonetic copy of it soon after' im Appendix (S. 33*—44*) zu den Trans. Philol. Society für 1880—81.

dem walisischen Dichter und Antiquar David Jones, Vikar von Llanfair Dyffryn Clwyd,[1] und zwar, wie eine Widmung an einen 'John Williams' auf fol. 9ᵃ lehrt, datiert von *'y 12. dydd o Fehevin 1587'*, d. h. vom 12. Juni 1587. Nach freundlicher Mitteilung von J. P. Gilson liegt kein Anzeichen vor, daß *'ff. 25, 26* (unser Gedicht) *are of any later date'*. Vgl. über die Handschrift das bewunderungswerte Riesenwerk von J. Gw. Evans, Report on Manuscripts in the Welsh Language, Bd. II (1910) S. 1023. Dies ist also die älteste Fassung unseres Gedichtes, wie Holthausen gegenüber betont werden muß.

2. In dem Peniarth MS. 96 (früher Hengwrt 176) der National Library of Wales zu Aberystwyth, auf pag. 149—151. Die Handschrift ist Autograph des walisischen Dichters und Genealogen Lewis Dwnn († 1616?), der eigene und fremde Dichtungen, meist mit einem Entstehungsdatum versehen, hier eingetragen hat. Da das unmittelbar vorhergehende (anonyme) Gedicht '1601' datiert ist, muß unser Gedicht also nach 1601 kopiert sein. Vgl. Evans, Report I (1899), 594. Da diese Version bisher nicht gedruckt ist, lasse ich sie weiter unten folgen nach einer Abschrift von Prof. T. Gwynn Jones, die dieser mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

3. In dem Peniarth MS. 111 (früher Hengwrt 294), pag. 286 bis 291. Daraus gedruckt von Furnivall a. a. O. S. *35—*41. Autograph des walisischen Rechtsanwaltes John Jones aus Gelli Lyvdy, der zwischen 1590—1630 mehr als 50 Bände mit Abschriften kymrischer Texte angefüllt hat.[2] Unsere Handschrift ist nach Ansicht von J. Gw. Evans (Report I, 664) 'circa 1610' geschrieben. Sie ist also nicht 'die älteste kymrische Version', wie Holthausen (ANS. 140, 33) meinte. Auch hier ist dem Gedicht eine Prosa-Einteilung gegeben, die ich weiter unten nach Prof. Gw. Jones' Kopie abdrucke, weil Furnivall sie übersehen hat.

4. In einer verschollenen Handschrift, die dem Abdruck in dem anscheinend anonymen Werke 'Y hynafion Cymreig' (Carmarthen 1823) pag. 13 ff. zugrunde liegt. Diese Fassung ist kollationiert worden von H. I. Bell (Anglia 36, 117 ff).

5. Eine fünfte Aufzeichnung kenne ich nur aus Evans' Handschriftenkatalog (II, 899). Es ist dies das Cwrtmawr MS. 11, das moderne Abschriften des Rev. D. Ellis vom Jahre 1777 enthält. Nach der ersten Zeile *O michti Ladi owr leding; to haf* zu urteilen, geht diese Kopie auf keine der erhaltenen älteren Handschriften zurück. Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Gwynn

---

[1] Dieser Ort liegt in Nordwales (Denbigh), aber seine Schreibungen *ddus* 'this', *blûs* 'bliss', *hûm* 'him', *hûs* 'his' und *us* 'is' scheinen nach Südwales zu weisen, da nur hier *u* wie *i* gesprochen wird.

[2] Nach R. Williams, Biographical Dictionary of Eminent Welshmen (Llandovery 1852) S. 258.

Jones enthält auch diese Aufzeichnung den Prosa-Prolog, und zwar anscheinend in der erweiterten Fassung von Peniarth 111 (s. unten S. 199). Möglicherweise ist also unsere Kopie trotz der kleinen Variante in V. 1 (*Ladi* statt *ladi*) doch aus dem Peniarth-MS. abgeschrieben, so daß sie keinen selbständigen Textwert besäße.

b) In englischer Orthographie:

6. Nur in dem Peniarth MS. 98^B (früher Hengwrt 479), pag. 69—72, welches lauter Abschriften von der Hand des berühmten kymrischen Lexikographen Dr. John Davies von Mallwyd bringt (Evans, Report I, 611). Da dieser von 1570?—1644 gelebt hat, wird diese Aufzeichnung wohl noch ins 17. Jahrhundert gehören. Sie dürfte also wahrscheinlich die jüngste Form der Überlieferung sein, während sie bisher als die älteste, aus dem 15. Jahrhundert stammende galt.[1] Abgedruckt bei Furnivall a. a. O. S. 34* ff.

Einen kritischen Text unter Benutzung unserer Nr. 6, 1, 3 u. 4 und mit sehr dankenswerten Erklärungen gab F. Holthausen im Arch. f. n. Sprachen 140, 34—37 (1920). Den englischen Text allein bot er dann nochmals mit neuen Erläuterungen in der Brandl-Festschrift (1925) II, 70—72.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich nun klar, daß die bisherige Datierung der kymrischen Fassung 'um 1500' nicht aufrecht zu erhalten ist, daß die Überlieferung derselben vielmehr nicht über das Jahr 1587 zurückreicht. Und dieses Datum wird für die Lautgeschichte von ausschlaggebender Bedeutung bleiben, auch wenn man damit rechnet, daß die uns vorliegende älteste Fassung möglicherweise aus einer älteren Vorlage[2] abgeschrieben ist. Denn für

[1] Dadurch, daß unsere drei Peniarth-Handschriften manchmal unter ihrer alten Hengwrt-Signatur angeführt werden, hat sich Holthausen (ANS. 140, 34) zu dem Mißverständnis verleiten lassen, es gäbe 'noch mindestens drei weitere Handschriften der Umschreibung'.

[2] Die Existenz einer älteren Aufzeichnung unseres Hymnus könnte man folgern aus einer Randbemerkung, die nachträglich von anderer Hand neben die Verfasserangabe in der Londoner Handschrift gesetzt ist. Dort sagt nämlich ein Anonymus (nicht der Schreiber der Handschrift): 'Entschuldigt mich, wenn diese Ode nicht vollständig und richtig ist; ich konnte nur dies [d. h. wohl "soviel vom Texte"] in einem alten Exemplar bei Simwnt Vychan [1546—1606] sehen' (*kymerwch fi yn esgusadol er nad yw yr owdyl hon yma yn gwbl ac yn iawn* [;] *ni fedrais i weled ond hyn, mewn hen gopi gida S. vychan*). Aber bei der tiefeingewurzelteu Neigung der Kymren, alles Heimische bis in die grauste Vorzeit zu datieren, darf man den Altersangaben von Kymren mit einigem Mißtrauen begegnen. Jeder, der in Wales war, kann ergötzliche Stückchen davon erzählen. Hier nur ein literarisches Beispiel: Eine mir vorliegende moderne Sammlung kymrischer Volkslieder ('A Selection of Popular Welsh Songs') von John Owen bietet zu einem der Melodieführung nach höchstens ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Liede *Symlen Pen Bys* die Angabe: 'Dies ist die älteste der kymrischen Melodien.

die Verwendung als lautgeschichtliche Quelle, wobei es auf jeden einzelnen Buchstaben ankommt, kann nur die Zeit der Niederschrift, nicht die der Entstehung der Dichtung in Frage kommen. Wir werden somit endgültig den Anspruch aufgeben müssen, in unserem kymrisch-englischen Hymnus das älteste Dokument für die neuenglische Aussprache zu besitzen. Vielmehr werden wir ihn als Lautquelle bis in die Zeit von Bullokar (1580) hinaufrücken müssen.

Ganz unabhängig hiervon ist die andere Frage, wann unser Hymnus gedichtet worden ist. Hierüber erhalten wir Auskunft durch Angaben in vier Handschriften, die aber nicht sehr bestimmt klingen. Die älteste und die drei jüngsten Handschriften wissen nicht, ob sie die Verfasserschaft dem Ieuan ab Hywel Swrdwal oder dem Ieuan ab Rhydderch ab Ioan Llwyd zuschreiben sollen. In Add. 14866 heißt es: *Ieuan ap Hywel Swrdwal ai cant* ['sang es']; *medd ereill* ['nach anderen'] *Jevan ap Rytherch ap Joan Lloyd* (Anglia 36, 121); in Peniarth 98ᴮ (und ähnlich in Peniarth 111 und Cwrtmawr 11) mit Umstellung der Namen: *Jeuan ap Rydderch ap Jeuan Lloyd ai kant; medd eraill Jeuan ap Howell Swrdwal* (ed. Furnivall S. 40*). Peniarth 96 dagegen entscheidet sich kühn für den Namen des berühmteren Vaters: *Howell Swrdwal ai kant* (weiter unten S. 198). Der letztere, Hywel Swrdwal, ist ein bekannter Dichter aus Montgommeryshire, der um 1430—1460 geschrieben haben soll. Auch von seinem sehr begabten und gelehrten Sohne Ieuan, den die drei anderen Handschriften als eventuellen Autor nennen, sind kymrische Dichtungen vorhanden.[1] Bei seinem Tode wird er von einem Freunde als 'unser Haupt (Anführer) im schönen

---

L[ewis] Roberts sagt, daß die Kymren sie in Troja zu singen pflegten, bevor sie nach der Insel Britannien kamen.' (*Dyma yr hynaf o'r Tônau Cymreig. Dywed L. Roberts y byddai y Cymry yn ei chanu yn Nghaerdroia cyn eu dyfod i Ynys Prydain,* S. 188). Ein anderes Lied soll ein alter Druidensang sein (S. 38). Ein Marsch *Ymdaith y Mwnge* wird mit den Mönchen von Bangor Iscoed im 4. Jahrhundert in Verbindung gebracht (S. 42). Ein Lied *Morfa Rhuddlan* ('Moor von Rhuddlan') soll im Jahre 795 anläßlich einer Niederlage der Kymren komponiert sein (S. 100—105). Ein anderes sei von Gruffydd ab Cynan im Gefängnis zu Chester 1080 gesungen (S. 120). Selbst in die Wissenschaft scheint diese Tendenz noch hineinzuspielen: man vergleiche den keltisch-impulsiven Streit über das Alter der Taliesin-Gedichte zwischen Prof. Morris-Jones und Dr. Gwenogvryn Evans (in 'Y Cymmrodor', XXVIII [1918] und XXXIV [1924]). — Daß der Kopist der Londoner Handschrift nach einer schriftlichen Vorlage das Gedicht aufzeichnete, lehrt seine Randnotiz zu V. 60: *here laketh a vers; for it was not in my copi.* Glyn Davies meint wegen der Textlücken, daß der Niederschrift eine mündliche Überlieferung vorausgegangen sei. (Anglia 36, 124).

[1] Die Gedichte von Vater und Sohn sind jetzt veröffentlicht von J. C. Morrice unter dem Titel: Gwaith Barddonol Howel Swrdwal a'i Fab Ieuan (Bangor 1908) — eine Ausgabe, die mir leider nicht zugänglich ist. Dort wird auf S. 32 auch über unser Gedicht gehandelt. Einige Proben bietet Edward Anwyl, Cywyddau Cymru (Bangor 1908) S. 52—54, mit biographischen Notizen auf S. 311 und 312 f.

Oxford' (*ein pen yn Rhydychen deg*) apostrophiert, was gut dazu passen würde, daß unsere Hymne nach der unten zu besprechenden Prosa-Einleitung von einem kymrischen Studenten in Oxford gedichtet ist. Der dritte Verfassername ist der des wenig bekannten Dichters Ieuan ab Rhydderch ap J. Llwyd, der nach Dr. John Davies um 1420 gelebt hat. Diese Zuschreibungen machen es uns nun erklärlich, wie es kam, daß Furnivall das Gedicht kurzerhand dem 15. Jahrhundert zuschrieb und Holthausen dasselbe als 'mittelenglisch' bezeichnete. Starkes Vertrauen können jene Zuschreibungen nun aber schon wegen ihrer Diskrepanz und der eben (S. 189 A. 2) berührten Unzuverlässigkeit der Kymren bei Altersangaben nicht beanspruchen. Auch sollte man doch erwarten, daß die Prosa-Einleitung, die so viel von dem Verfasser, einem kymrischen Scholaren in Oxford, zu erzählen weiß, auch den Namen angegeben hätte, wenn er dem Prolog-Verfasser bekannt gewesen wäre. Die Subskriptionen müssen also jünger sein als der Prolog. Aus allen diesen Gründen dürfen wir berechtigte Zweifel hegen, ob der Marien-Hymnus wirklich so alt ist und nicht vielmehr erst dem 16. Jahrhundert angehört.

Indes: selbst wenn die Abfassungszeit noch in das 15. Jahrhundert gehörte, würde die Überlieferung doch erst mit dem Jahre 1587 beginnen. Und da unser Hymnus nicht als literarisches Produkt in unserer Wissenschaft eine Rolle spielt, sondern nur als sprachliche Quelle, ist für uns das Überlieferungsdatum das Wichtigere. Es muß also dabei sein Bewenden haben, daß unsere Marien-Hymne von der Führerrolle der ältesten neuenglischen Lautdokumente abzusetzen und in das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts hinaufzurücken ist.

* *
*

Eine andere Frage bedarf noch der Klärung: Hat wirklich, wie zumeist angenommen wird, ein Kymre hier bewußt eine 'phonetische Transskription' eines ursprünglich in englischer Orthographie niedergeschriebenen Marien-Hymnus vorgenommen? Rührt wirklich die 'Transskription', wie Holthausen (ANS. 140, 34) es ausdrückt, 'jedenfalls nicht vom Verfasser des Gedichtes selbst her'? Ich möchte auf diese Fragen eine von der bisherigen abweichende Antwort geben.

Zunächst: Handelt es sich hier wirklich um 'eine phonetische Transskription'? Hat wirklich der Urschreiber der kymrischen Fassung die bewußte Absicht gehabt, die damalige englische Aussprache mit kymrischen Schriftzeichen wiederzugeben? Ich glaube nicht. Dazu ist diese sogenannte 'phonetische Umschrift' viel zu inkonsequent, viel zu sehr durchsetzt mit englischer Orthographie. Und selbst wenn man diese steten Rückfälle in englische Ortho-

graphie auf Kosten der späteren Abschreiber setzen wollte, so müßte man doch zugeben, daß alle Handschriften in allen Fällen[1] das damals sicher schon verstummte ne. *gh* mit *ch* (d. i. phonetisch χ) wiedergeben. D. h. sie schreiben *michti, bricht, ocht, hicht* usw., wo sie bequem mit kymrischer Orthographie *meiti, breit, owt, heit* usw. hätten schreiben können, wenn sie die damalige englische Aussprache hätten wiedergeben wollen. Hier liegt also sicher keine 'phonetische Umschrift' vor, auch keine englische Orthographie, sondern der Versuch, englische Orthographie in kymrische Orthographie umzusetzen: Weil es die Buchstabengruppe *gh* im Kymrischen nicht gibt, setzte man die graphisch nächstverwandte kymrische Gruppe, eben das *ch*, ein. Wir werden also besser tun, nicht mehr von einer 'phonetischen Umschrift' zu sprechen, sondern nur von einer Umsetzung in kymrische Orthographie. Ein englischer Marien-Hymnus in kymrischer Orthographie liegt uns also vor.[2]

Zu dieser Auffassung paßt gut, daß die sog. Umschrift all die graphischen Schwankungen aufweist, die damals noch in der kymrischen Orthographie vorhanden waren. So erklärt sich das *ai* neben *ae*, oder der Wechsel zwischen *i* und *y*, den Sweet § 786 und nach ihm Jespersen (I 62) irrigerweise als Unterscheidung zweier verschiedener *i*-Laute aufgefaßt haben.

Und nun die andere Frage: Ist die Fassung in englischer Orthographie die ursprünglichere oder die in kymrischer Orthographie? Bisher hat man sich allgemein für die Priorität der englischen Fassung ausgesprochen — am klarsten Holthausen —, wohl weil Furnivall die englische Fassung mit dem Datum '*15th century*' versehen hatte.

Aber schon oben sahen wir, daß die Überlieferungsverhältnisse für diese Auffassung jedenfalls nicht sprechen. Im Gegenteil: die englische Fassung ist der Niederschrift nach die jüngste von allen. Und zu dem gleichen Resultat kommen wir auf Grund anderer Erwägungen. Wenn man nämlich die Texte sorgfältig miteinander vergleicht, ergibt sich, daß die älteste Aufzeichnung (1587), die des Dichters David Jones, am strengsten[3] die kymrische Orthographie

[1] Es handelt sich um *michti* V. 1. 28 (nach Holthausens Zählung), *bricht* 13, *micht* 29. 40. 62. 96, *ocht* 29, *hicht* 30. 70. 74, *fflicht* 32, *wricht* 36, *picht* 43. 55, *richt* 46, *knicht* 50, *licht* 52. 67. 80, *nicht* 59, *bihicht* 64, *dicht* 76, *sicht* 84, *wpricht* 86, *wicht* 88, *fficht* 92, wo die Londoner Hs. (mit Ausnahme von *light* 52) stets *ei* für *i* schreibt, also *meichti*, *breicht*, *heicht* usw. Die Urform las vielleicht überall *-eich-*.

[2] Die Tatsache, daß die kymrische Orthographie eine stark phonetische ist und daher aus englischen Texten in kymrischer Orthographie viel für die englische Aussprache zu lernen ist, muß für unsere obige Fragestellung außer Betracht bleiben.

[3] Dies erklärt sich allerdings zum Teil auch daraus, daß der Aufzeichner, der Pfarrer David Jones, mit bewußter Absicht hier die kymrische Orthographie durchgeführt hat. Denn an 24 Stellen hat er ursprünglich angewandte

durchgeführt hat. Je weiter wir aber in der Überlieferung voranschreiten, je mehr mischen sich englische Graphiken ein: dies zeigt sowohl die zweitälteste Aufzeichnung (zwischen 1602—16), die des Dichters Lewis Dwnn, wie in noch höherem Grade die des Rechtsanwaltes John Jones (ca. 1610). In der vierten Fassung, die uns allerdings nur in einem modernen Abdruck vorliegt, so daß wir über die Textgestalt nicht ganz sicher sind, sind schon 50 % englischer Schreibungen eingemischt. Und erst die von einem berühmten Philologen, Dr. Davies, hergestellte Aufzeichnung hat auch die letzten Reste kymrischer Graphiken aufgegeben und ist in tadelloser englischer Orthographie geschrieben. Wie ist diese Sachlage am natürlichsten zu erklären? Doch wohl, wenn wir annehmen, daß mit zunehmender Kenntnis des Englischen unter den Kymren auch ihre englische Orthographie sich besserte. Es ist doch wohl kein Zufall, daß wir die Niederschrift in völlig englischer Orthographie einem gelehrten Philologen, Dr. John Davies, verdanken, der von all unseren Aufzeichnern sicherlich die größte Schriftbildung besaß. Und was spräche sonach gegen die Annahme, daß die Umsetzung in richtige englische Orthographie erst von Dr. Davies vorgenommen ist? Im Gegenteil: diese Annahme ließe sich in etwa stützen durch den Hinweis auf die von Davies gebrauchte Graphik *woud* (V. 20) für *would*, die, wie Holthausen (Brandl-Festschrift II, 72) mit Recht bemerkt, 'sonst erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugt ist' und also zu Davies' Zeit paßt, nicht aber aus älteren Aufzeichnungen hinübergenommen sein kann. Wenn die hier vorgetragenen Auffassungen richtig sind, würde also die Meinung über das Prioritätsverhältnis genau umzukehren sein: die Aufzeichnung in kymrischer Orthographie ist ursprünglicher als die in englischer Schreibung.

Soll damit gesagt sein, daß schon der Dichter des Marien-Hymnus, der doch, wie wir wissen, ein Kymre war, sich der kymrischen Orthographie bediente, daß also schon der Archetypus so geschrieben war? Ich glaube: ja, — falls dieser, wie doch das wahrscheinlichste ist, überhaupt selbst sein Gedicht aufgezeichnet hat. Diese Meinung gründet sich mir auf eine Betrachtung der Verhältnisse, unter denen die Kymren im 15. und 16. Jahrhundert das Englische erlernten. In Wales selbst gab es bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts — d. h. bis zur Auswirkung der Politik Heinrichs VIII., die auf kulturellen Ausgleich zwischen Wales und

englische Graphiken in die entsprechenden kymrischen verbessert (s. I. Bells Angaben). Zudem fügt er der Prosa-Einleitung folgende Bemerkung an: 'Da ich dies Buch (Handschrift) ganz in kymrischer Orthographie schreibe, soll dieses englische [Stück] unsern Weg folgen. Lest es wie Kymrisch' *(Am fy mod i'n scrivennu'r llyfr hwn oll ag orthographi Kymbraeg, e gaiff hyn o Saesneg ganlyn yn llwybr ni. Darllenwch hi val Kymbraeg).*

England hinarbeitete — wohl nur sehr wenige Kymren, die Englisch sprechen konnten. Die Mehrzahl der Kymren erlernte das Englische erst, wenn sie in ein englisches Milieu versetzt wurden, wie z. B. der Verfasser unseres Hymnus an die Oxforder Universität (vgl. S. 200). Dort erwarben sie sich die Kenntnis der Fremdsprache auf akustischem Wege. Und wo immer sich ihnen die Gehörseindrücke mit Schriftbildern assoziierten,[1] geschah das naturgemäß in der Form der einzigen Schreibweise, die ihnen bekannt war, der kymrischen. Erst allmählich erlernte man auch die englische Orthographie, die dem an eine so phonetische Schrift wie die kymrische gewöhnten Waliser außerordentlich große Schwierigkeiten bereiten mußte und wohl nur selten dazumals wirklich völlig bemeistert wurde. Zumeist war wohl das, was herauskam, wenn der Kymre zu schriftlicher Äußerung in englischer Sprache sich veranlaßt fühlte, ein Englisch mit im wesentlichen kymrischer Orthographie,[2] deren Prozentsatz an englischen Graphiken mit dem englisch-literarischen Bildungsgrad des Schreibers zunahm. Solch mangelhafte Beherrschung der englischen Orthographie darf uns um so weniger überraschen, wenn wir bedenken, wie mangelhaft auch in syntaktischer und phonetischer Beziehung vielfach das Englisch der Kymren bis in die Cromwellzeit hinein war, wofür uns die Dramen von Shakespeare, Ben Jonson, Dekker u. a. sowie die sog. Bürgerkriegtraktate hinreichende Beispiele bieten.[3]

Diese Auffassung impliziert nun freilich die Annahme, daß unser englischer Marien-Hymnus in kymrischer Orthographie keine vereinzelte Erscheinung gewesen ist, sondern daß derartiges häufiger vorgekommen ist. Das ist aber keine bloße Annahme; es läßt sich das auch beweisen. Neuerdings sind nämlich ein paar ähnliche Texte zum Vorschein gekommen, und viele andere werden gewiß noch unter den reichen Handschriftenschätzen der walisischen Bibliotheken verborgen liegen. Prof. T. H. Parry-Williams weist in seinem wichtigen Buche 'The English Element in Welsh, a study of English loan-words in Welsh' (Cymmrodorion Record Series, Nr. X, London 1923, S. 20) auf mehrere ähnliche Texte hin. Von diesen scheint mir am interessantesten die Sammlung von sieben kurzen Gebeten für die einzelnen Wochentage, welche in englischer Sprache ab-

[1] Hier wie im folgenden ist natürlich nur an das damals kleine Häuflein mit Schriftbildung Begabter gedacht.

[2] So etwas kommt auch heute noch vor. Ich kenne mehrere Fälle, daß deutsche Handwerker oder Bedienstete im Ausland das Englische oder Französische nicht übel sprechen gelernt hatten, aber doch die Fremdsprache nicht recht lesen konnten und darum dieselbe nur mit deutscher Orthographie zu schreiben vermochten.

[3] Siehe hierüber zwei Aufsätze von T. Gwynn Jones in 'Y Cymmrodor' XXIX, 56—63 ('Tudor Welshmen's English') und in 'The Journal of the Welsh Bibliographical Society' für 1910 (mir unzugänglich).

gefaßt, aber in kymrisch-englischer Mischorthographie aufgezeichnet sind. Sie finden sich in dem Llanstephan MS. 117 (früher Shirburn D. 30), wo sie auf pag. 255—256 am 27. April 1546 eingetragen sind (vgl. Evans' Report II, 577). Diese Gebete sind also über ein Menschenalter früher überliefert als der Marien-Hymnus. Bei der Wichtigkeit des Textes hat Parry-Williams uns nicht nur einen Abdruck (auf S. 254) geliefert, sondern auch zur willkommenen Kontrolle ein photographisches Faksimile der beiden Seiten der Handschrift beigefügt. Da die Cymmrodorion Record Series wohl nur schwer in Deutschland zugängig ist, lasse ich den wichtigen Text hier folgen. Auch dieser Text ist kaum überall ganz verständlich.

Llyma vij weddi Saesnec *am yr wythynos, gwedd<i> am pob dydd.*[1]

[1] *Duw Sul*: Swit mersiffwl and bowntiffwl lord Jessus, ddis dae ei bi-sitsh the hwmbyli thad mei hart mei[2] bi with the aloffd on hi in the sivrsyh myliuant,[3] wichd[4] is the veri proffit and trvw[5] mownt off proffesiwn[6] and that mei lyvi[7] in this vali[7] of mersi, al vayne thougvs[8] and bvssynese. Amen, pater noster.

[2] *Duw Llvn*: Lord God, i bisich the tat[9] that mei hart mae be infflamyd wyth the b[10] lovi[7] of the hi and proffyd[11] charite, swo that iu[12] mae encrease in dongvs,[13] good[14] werkys, ffor the lwf off the whych swffred[15] so gret paiynys and pasiwns, ffor the lwfi[7] of me vntw the dieth of.[16] Pater noster, avi[7] Maria, Amen.

[1] D. h.: 'Hier sieben englische Gebete für die Woche, ein Gebet für jeden Tag.' Diese Überschrift fehlt merkwürdigerweise ebensowohl in Evans' Katalog wie in Parry-Williams' Abdruck. Alle kymrischen Worte sind oben kursiv gedruckt. Im folgenden bedeutet: *Duw Sul* 'Sonntag', *Duw Llvn* 'Montag', *Duw Mawrth* 'Dienstag', *Duw Mercher* 'Mittwoch', *Dw Iau* 'Donnerstag', *Duw Gwener* 'Freitag' und *Duw Sadwrn* 'Samstag'. Ich führe in meinem Abdruck zum besseren Verständnis moderne Interpunktion ein.

[2] Lies *mae* [= ne. *may*], wie schon ein alter Korrektor auf den Rand geschrieben hat. Parry-Williams setzt *mei mae* in den Text, was ohne Erläuterung kaum verständlich ist. [3] Was bedeutet *sivryh* [= ne. *church*?] *myliuant* [= ne. *militant*??]? [4] Lies *wich* oder nach Analogie von *bisitsh* (Z. 2) in kymrischer Orthographie *witsh*.

[5] Parry-Williams schreibt hier und in analogen Fällen *truw*. Es handelt sich hier um ein besonderes *v*-ähnliches Zeichen, das in mittelalterlichen Handschriften für kymr. *w* gebraucht wird.

[6] Das lange *s* ist, ebenso wie bei *esexpyraesiw[n]* Z. 34, mit einem Abkürzungsstrich durchzogen, welcher vielleicht hier ein *ss* ausdrücken soll. P.-W. liest: *proffesy[? s, ss, or x]iwn* und *esy[? s, ss, or x]expyraesiw.*

[7] Lies *lyve* = ne. *live.* Ebenso im weiteren *vali, lovi, lwfi, avi, beri* 'bear', *havi.* [8] Lies *of thoughtes*? P.-W. *thongvs.* [9] *tat* ist zu streichen. [10] Streiche *b.*

[11] Lies *proffered*?

[12] Lies *i* oder *ei* (Z. 4, 8, 13, 18, 27, 32)? Nimmt man für *u* die südwälsche Aussprache *i* hier an, so könnte wohl ein Versuch hier vorliegen, den frühne. Diphthong *ii* (aus *ī*) wiederzugeben. P.-W. liest überall *in.* [13] Lies *doinges*?

[14] Das zweite *o* über der Zeile. [15] Lies *iw* [you] *swffred.* [16] Lies *of the.*

[3] *Duw Mawrth*:[1] Lord God eternal, ei hwmbyli bisich the dhat[2] bi the gret vertvw of patyens that thow ha[3] haddyst in the holi pasiwn that iu[4] mai thys dae resyst[5] and withstwons[6] al dapnable[7] temptasiwn and that mai mend[8] mae al holi bi ffyred on the Pater noster ac avi Maria. Amen.

[4] *Duw Mercher*: Bowntiffwl lord God, i prae the that dys dae mei hard[9] mae bi eillvwminant[10] and [imbu]ed[11] with the holi yspryd of grase and sapiense and of vnder-ystwon-dinge to pergeive[12] the trwthe and to ffolw the ssam bowth in thogtht and werke. Pater noster, Am[en].

[5] *Div Iav*:[13] Mersiffwl lord God omyni-poent, tys[14] dae iu[4] kordiale bisech the and pwre switense[15] in towtion[16] i the servyns[17] and gas[17] to give the kordial laud[18] and honor and prayse. Pater noster. Amen.

[6] [pag. 256] *Duw Gwener*: Thys day, good lord, i bisiche the bi the gret vertvw and gras, j mai patentli[19] beri[20] trwbwlasiwn for the lovi,[20] so that iu[4] may in-wardli[21] in my sowl bi[22] apertenter[23] of the paenes and pasiwns with trvw conpylexsiwn tw sor-ow ffromy[24] for my syns. Pater nost<er>, Amen.

[7] *Duw Sadwrn*: Thys day, bowntiffwl lord God, i bisich the bi the mersi of the paenfwl pasiwn, grawnt vs, good lord, to pvrged fforme[25] al ffilth and syvne, that i mae havi[20] at my esexpyraesiw[26] the everlastinge joy and rrywart in hevyn. Amen.

Paster noster gweddi am bob dydd or wythynos; yw vr[27] *hain o Saesynec*[27]*; ac velly i tervyna xxvij dydd o vis Ebrill oed Jessu mil a vC xlvj.*[28]

Daß noch im 17. Jahrhundert Kymren englische Gedichte in kymrischer Orthographie aufgezeichnet haben, zeigt nach Parry-Williams S. 20 ein [mir unzugängliches] Gedicht, welches bei Hopcyn und Cadrawd, *Hen Gwndidau* [d. i. 'Alte Lieder'], Bangor 1910, S. 152 neugedruckt worden ist.

---

[1] Aus *mercher* korrigiert, das seinerseits auf älterer, nicht mehr entzifferbarer Unterlage geschrieben ist. [2] P.-W.: *that*.

[3] Zu streichen. [4] Vgl. S. 195 Anm. 12. [5] *r* in *v* korrigiert (von späterer Hand?). [6] Lies *withstond*; vgl. Z. 20. [7] Lies *dampnable*. [8] Lies *meind*.

[9] Lies *hart*. Vgl. *rriwart* 'Belohnung' Z. 35.

[10] Das offenbar hier gemeinte Wort *illuminant* ist im Oxford Dictionary erst seit 1677 belegt. Unser neuer Beleg würde also 130 Jahre älter sein.

[11] Lesung sehr zweifelhaft. [12] Lies *perceive*. [13] Hs. *Diviav*. [14] Lies *-potent, thys*. [15] Lies *ywre switnese*. [16] Lies *towition*. [17] Lies *servys and gras*. [18] P.-W.: *kordialland*. [19] Lies *patientli*. [20] Vgl. S. 195 Anm. 7.

[21] *d* über der Zeile. [22] P.-W.: *by*. [23] Mir unklar. [24] Als Doppelschreibung zu streichen, wie Z. 8, 9, 14; vgl. auch Anm. 25. [25] Lies *pvrge* (oder *pvrdge*) *from me*. [26] Lies *exspyraesiwn*. [27] P.-W. liest *yr* und *saesnec*.

[28] Auf deutsch: 'Pater noster bete jeden Tag der Woche; es sind diese aus dem Englischen; und so beende ich den 27. Tag des Monats April A. D. 1546.'

Zum Schluß will ich, damit das handschriftliche Material für unsere Marien-Hymne zugänglich wird, die bisher noch nicht veröffentlichte Fassung des Peniarth MS. 96 nach der Abschrift von Prof. Gwynn Jones zum Abdruck bringen. Man sieht aus demselben, daß auch diese Handschrift dieselben Lücken aufweist wie die anderen und sogar noch neue hinzugefügt hat, da ihr die Strophen 4—5 (= V. 13—20) sowie die Verse 41—42 fehlen. Außerdem sind einige Verse umgestellt.

1.

Awl michti ladi owr leding to hav
at heven owr a beiding
into thee ffest ever lesting
ei sett a braens vs to bring

2.

Ei win thys wyth blys the blessing / off god
ffor jowr good[1] a bering
whwer ei bynn ffor jowr winning
syns giving[2] and yowr sonn ys king

3.

Owr owld ffer ffader owr ffiding / owr pos
onn jowr paps hath swking
in heven blvs too had this thing
a tendens wythowt ending

4.

Helpws prae ffor ws preffering / owr sowles
a soel ws at owr ending
mak awll that wi ffawl to ffing
yowr sonn lov owr syns leving

5.

As wee mae thee doe off deiing[3] resevd
owr saviwr in howsling
as hee mae tack ws wacking[4]
to hym in hys michti whwing

6.

[*p. 150*] Michti tak mee ocht too tel
owr sowls off hel to soels off heicht
wee as with bwks wi wys wyth bel
to hevn ffwl wel to hav onn ffleicht

7.

Awl dids wel doonn[5] / ddo bid ddobonn[6]
a good matron a good maed reicht
and see so sonn and north and non
a sonn a nonn so in onn micht

---

[1] Das zweite *o* über der Zeile nachgetragen.
[2] Das erste *i* über der Zeile. Davor steht durchstrichenes *gwin* [für richtiges *kwin*]. [3] Korrigiert aus *deiimg*. [4] *c* über der Zeile.
[5] Zweites *o* über der Zeile. [6] Hs. *ddoabonn* mit durchgestrichenem *a*.

8.

Ei tel to yow as sonn doo siow[1]
as now ei tro wee in see not hycht
a boi wyth bow hys lwk so low[2]
how mae i know ffrom hym a knicht

9.

The trowth is kytt thatt yrd is kast
wei nids bey last theei hands bee leicht
a god sett yt good as yt was
they rvwl doth pas the world hath picht

10.

A preti thing wee prae to thest
that good by hest thad god bee heicht
and hi vs ffein ynto hys ffest
thas ever siawl lest wyth deivers licht.

11.

The world away is dwnn as day
i tis no naey / it vs nei neicht
a sawl ei say / ei wys in ffoe
ild a good mae / wld god ei micht.

12.

A ware wee wowld / the ffens a ffowld
and bee nodt howld / wyth a band heicht
the yong and owld / wyth hym thei howld
the jiws hath sowld / that jessws heicht

13.

Wee trust thee Kreist / that wers a krown
or wee dei drown[3] / owr redi dreicht
doo thangk too thee / at the rwt tree
then want all wee the nwnn to leicht
to grawnt a gree / amen wyth mee
that[4] ei mae see thee too mei seicht

14.

Mei lwk mei king mei lock mei kaey
mei god ei prae mei geid vpreicht
ei seek ei sing[5] ei siagk ei saey
ei wer a wae a wyry weicht

15.

Agast ei go mei ffrynds mei ffro
ei ffownd affo / wyth ffeind ei ffeicht
ei sing awlsso / in welth ynn woo
ei kano moo / to kwin a meicht

almichdi ladi

Howell Swrdwal ai kant[6]

---

[1] Die anderen Hss. haben davor zwei, hier ausgelassene Verse. [2] Vgl. Holthausen, Brandl-Festschrift II 78. [3] Hs. *drownd* mit durchgestrichenem *d*.
[4] Hs. *thath* mit durchgestrichenem Schluß-*h*. [5] Hs. *seng* mit *i*-Punkt über *e*.
[6] D. h. 'Hywel Swrdwal sang es'.

Die Umstände der Entstehung des Gedichtes erfuhren wir zum ersten Male, als 1909 in der Londoner Handschrift eine kymrische Prosa-Einleitung zum Vorschein kam. Durch Evans' Katalog der kymrischen Handschriften (I, 668) wurde ich darauf aufmerksam, daß auch das Peniarth-MS. 111, nach welcher Furnivall das Gedicht abgedruckt hat, einen Prolog biete. Eine mir freundlichst von Prof. Gwynn Jones zur Verfügung gestellte Abschrift ergab, daß diese Prologfassung inhaltlich im wesentlichen mit der Londoner übereinstimmt, aber ganz anders formuliert und viel ausführlicher ist. In welcher Weise, das mag der folgende Abdruck mit deutscher Übersetzung zeigen.

«Ef a ddamweiniodd ar amser yn Rydychen ir Saeson oganu y Kymru ai anghanmol hwynt yn vawr am i hanysgolheictod gan ddywedyd nad oedd vn ysgolhaic da o Gymro[1] nag ysgolhaic kystal, mor ddysgedic, ac mor ddoeth, a chystal mydyrwr a y gellit o Sais, ac nad oed y Kymru yw kystadlu ar Saesson am ysgolheictod.

«Yna y kododd Kymro ardderchawc ac[2] i draet, ac a ddywedodd mal hynn: 'Nid wyf vi ond ysgolhaic difas[3] herwydd vy ysgolheictod, nac im kyfflybu i lawer o ysgolheigion dysgedic ardderchogion[4] y rhai nid ydwy vi addas i arwain ei llyreu[5] yn ei hol. Etto er hynn i gyd llesg vydde gennyf na alle ysgolhaic gwael difas o Gymro ymgystadly ar Sais goreu i ysgolheictod am wneuthyr mydr ac am lawer o bwyntieu eraill. Ond nid yw yn ysgolheigion goreu ni kimint i maswedd ac mor over, a amroi i pennau ai meddwl i amrysson ac i ymgomi ar Saesson bocsachus. Eithyr mi a attebaf y kwestiwn hwn i chwi val hynn: Gwnaed y Sais goreu i ddysgeidieth o honoch vydr yn lladin; oni wnaf inne vydyr kystal ac ynteu, barned ar y Kymru. Gwnaed vydyr yn Saesnec neu yn Gymraec; oni chystadla i evo, gogenwch y Kymru. Gwnaed vydyr yn yr iaith a vynno ar a vettru vi; oni wnaf i un kystal ac efo, kabled y Kymru oc nad arbeded. Minneu a wnaf vydyr yr

---

[1] Darüber von anderer Tinte: *ni ellid gwneuthur o Gymro,* d. i. 'nicht könnte man einen aus einem Kymren machen'.

[2] Darüber von anderer Tinte: *a safodd or,* d. h. 'und stand auf [seinen Füßen]'.

[3] *difas* heißt sonst 'tief' (aus kymr. *bas* 'flach, seicht' mit negierendem *di-*). Gelegentlich hat das Präfix *di-* aber auch intensivierende Kraft; und so muß es hier gebraucht sein, so daß *difas* hier 'sehr seicht' bedeutet.

[4] Darüber vom selben Korrektor: *o Gymru,* d. h. 'aus Wales'.

[5] *llyreu* ist offenbar verderbt. Die moderne Abschrift von Rev. D. Ellis (1777) im Cwrtmawr-MS. 11 (pag. 586) liest, wie mir Prof. Gw. Jones liebenswürdigst mitteilt, *llyfreu* 'Bücher'. Aber das paßt nicht in den Sinnzusammenhang. Mein früherer Leipziger Hörer, Herr Thomas Jones aus Nevin, dem ich auch hier wieder für Hilfe zu danken habe, schlägt vor *llwrw* 'Pfad; Richtung, Art und Weise' zu lesen; und das würde in der Tat einen Sinn ergeben. Vielleicht stände noch näher der Überlieferung die Nebenform *llyry* oder der Plural *llyryon.*

Saesnec, yn ych iaith ych hun; ac os holl Saeson Lloegyr a wneiff y vath vydyr ne ai kystadla, gogenwch y Kymru. Onis gellwch i wneuthur, gadewch y Kymru yn y braint a rhoes Duw uddunt. A gwybyddwch chwitheu nad ydych chwi i ymgystadlu ar Kymru'. Ac am hynny y gwnaeth ef yr awdwl Saesnec honn ar y groes gynghanedd[1] yr hynn ni vedyr Sais moi gwneuthur.»

Zu deutsch: «Es ereignete sich einmal in Oxford, daß die Engländer die Kymren verhöhnten und sie sehr wegen ihrer Unbildung tadelten, indem sie sagten, daß nicht ein einziger Gelehrter [d. h. Mann mit gelehrter Bildung, wie ne. *scholar*] unter den Kymren sei noch auch ein Gelehrter ebenso gut, so gelehrt und so klug und ein ebenso guter Dichter, wie er unter den Engländern [sein] könnte, und daß die Kymren mit den Engländern an Gelehrsamkeit nicht zu vergleichen wären.

«Da stand ein ausgezeichneter Kymre auf und sprach folgendermaßen: 'Ich bin nur ein mäßiger Gelehrter in bezug auf meine Gelehrsamkeit und bin nicht zu vergleichen mit vielen unterrichteten, ausgezeichneten Gelehrten, deren Richtung weiterzuführen ich nicht fähig bin. Aber trotz alledem würde es Schwäche von mir sein, wenn ein armer mäßig gelehrter Kymre nicht mit dem an Gelehrsamkeit besten Engländer im Gedichtemachen und vielen anderen Punkten konkurrieren könnte. Aber es sind unsere besten Gelehrten nicht so leichtlebig und so ausgelassen und verwenden Kopf und Verstand nicht auf das Streiten und Schwätzen mit den prahlerischen Engländern. Aber ich werde diese Frage Euch folgendermaßen beantworten: Laßt den an Gelehrsamkeit besten Engländer unter Euch ein Gedicht auf lateinisch machen; wenn ich nicht ein ebenso gutes Gedicht mache wie er, verurteile er die Kymren. Laßt ihn ein Gedicht auf englisch oder auf kymrisch machen; wenn ich ihm nicht gleichkomme, verhöhnt die Kymren. Laßt ihn ein Gedicht machen in irgendeiner beliebigen Sprache, die ich kenne; wenn ich nicht ein ebenso gutes wie er mache, schmäht die Kymren und schont sie nicht. Ich werde ein Gedicht auf englisch, in Eurer eigenen Sprache, machen; und wenn alle Engländer aus Lloegr [d. i. der nicht-britische Teil von England südlich des Humber und östlich des Severn] ein ebensolches Gedicht machen oder ihm gleichkommen, verhöhnt die Kymren. Wenn Ihr es nicht machen könnt, überlaßt den Kymren das Privileg, das ihnen Gott gegeben hat. Und wisset selbst, das Ihr nicht mit den Kymren konkurrieren

[1] Über *Cynghanedd groes* vgl. J. Glyn Davies, Welsh Metrics (1911) S. 28 f. — Der Marien-Hymnus ist in zwei verschiedenen, außerordentlich komplizierten kymrischen Strophenformen geschrieben, dem *Englyn unodl union* und dem *Tawddgyrch cadwynog*, über die zu vergleichen ist J. Gl. Davies, Anglia 36, 121—126 und J. Morris-Jones, Cerdd Dafod sef Barddoniaeth Gymraeg (Oxford 1925) S. 321—323 und 344—348.

dürft'. Und deswegen machte er diese englische Ode in kreuzweis allitterierendem Versmaß, welches die Engländer nicht machen können.»

Das sich hier aussprechende starke Selbstgefühl der Kymren erklärt sich nicht nur aus ihrem allzeit hochfliegenden Nationalbewußtsein, sondern auch aus der typischen Haltung des Phantasiemenschen dem ökonomischen und Macht-Menschen gegenüber. Viel davon ist auch heute noch vorhanden und wäre der Welt deutlicher, wenn die seelischen Beziehungen zwischen Wales und England nicht zu den Gebieten gehörten, gegen die der Engländer seine stärkste Waffe, die des Stillschweigens, verwendet.

* * *

Aus dem Vorstehenden glaube ich die folgenden Schlüsse ziehen zu dürfen:

1. Die kymrische Fassung des Marien-Hymnus ist keine 'phonetische Umschrift', sondern die Aufzeichnung eines englischen Textes in kymrischer Orthographie, wie wir ähnliches auch sonst für das 16. und 17. Jahrhundert belegen können. Dementsprechend beweist die kymrische Graphik *-cht* für ne. *-ght* nicht, daß hier noch stimmlose Spirans gesprochen werden solle; vielmehr handelt es sich hierbei um die Nachahmung einer englischen Graphik mit den Mitteln kymrischer Orthographie. Zu dieser Auffassung stimmt auch, daß die uns vorliegenden Aufzeichnungen des Hymnus die Schwankungen der damaligen kymrischen Orthographie aufweisen. Aus solchen Doppelschreibungen darf daher keineswegs, wie Sweet und Jespersen es tun, auf Doppelaussprache des betreffenden Lautes geschlossen werden. Trotzdem kann den Aufzeichnungen einzelnes für die englische Aussprache entnommen werden, da die kymrische Orthographie schon damals einen stark phonetischen Charakter besaß.

2. Die Aufzeichnung in englischer Orthographie kann keine Priorität vor denen in kymrischer beanspruchen. Im Gegenteil weisen die Überlieferungsverhältnisse wie allgemeine Erwägungen darauf hin, daß die Niederschrift des von einem Kymren gedichteten Hymnus zuerst in kymrischer Orthographie erfolgte und erst später eine Umsetzung in englische Orthographie erfuhr.

3. Wann und von wem der Marien-Hymnus gedichtet ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Als Entstehungszeit kommt nur das Ende des 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts in Betracht. Über die Entstehungsumstände verdient die alte kymrische Prosa-Einleitung Vertrauen. Nach dieser ist die englische Dichtung in [zwei überaus gekünstelten] kymrischen Versmaßen von einem in Oxford studierenden Kymren verfaßt, um den Vorwurf der Engländer, daß [das Bauernvolk von] Wales keine feinere

Bildung besäße, zurückzuweisen. Solche Umstände würden passen zu dem neben anderen als Verfasser genannten kymrischen Dichter und Gelehrten Ieuan ab Howel Swrdwal, der um 1480 als Führer der kymrischen Jugend in Oxford genannt wird. Aber gerade diese Tatsache mag Veranlassung gegeben haben, ihm später die Abfassung des anonym überlieferten Hymnus beizulegen. Das gänzliche Schweigen über den Namen des Verfassers in der alten Einleitung, die so viel von dem Verfasser zu erzählen weiß, muß doch bedenklich stimmen.

4. Wichtiger als die Abfassungszeit ist für die Anglistik das Datum der ersten Niederschrift. Die älteste uns erreichbare Aufzeichnung des Hymnus erfolgte erst im Jahre 1587, nicht also, wie man bisher annahm, 'um 1500'. Für die Zwecke der englischen Lautgeschichte kann das Denkmal daher nur als ein Zeugnis aus dem Jahre 1587 Bewertung beanspruchen. Seine Einstellung 'an die Spitze der unmittelbaren Zeugnisse' (Horn) für die neuenglische Lautgebung muß schon aus chronologischen Gründen aufgegeben werden.

München. Max Förster.

Besuche bei irischen Dichtern.

Das moderne Irland ist nach dem Weltkriege immer mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt. Ein Volk mit einer zweitausendjährigen Kultur ist da mit jedem Jahrzehnt vor allem durch wirtschaftliche Bande fester an das der benachbarten größeren Insel gekettet. Dennoch sind trotz aller Abhängigkeit nationale Strömungen im Irentum lebendig, die — auf die alte keltische Überlieferung gestützt — ihm seine ursprüngliche Eigenkraft zurückgewinnen und es selbständig machen wollen. Daß die Literatur Irlands, im keltischen wie im englischen Gewande, die führende Rolle dabei spielt, braucht nicht besonders betont zu werden.

Mit in erster Linie sind als Vorkämpfer für das irische Nationalgefühl Daniel Corkery, Lady Gregory und George William Russell zu nennen. Die folgenden Zeilen sollen die Eindrücke wiedergeben, die ich anläßlich einer Irlandreise im Sommer 1925 durch kurze Besuche von ihnen empfing; dabei soll ein Ausflug in Oliver Goldsmiths Jugendland nicht vergessen werden. Wenn manche Einzelheiten bei diesen Augenblicksbildern dem Leser etwas umständlich dargestellt erscheinen, so mag er bedenken, daß oft Kleinigkeiten des Wesens oder der Umgebung die Persönlichkeit als Ganzes willkommen abrunden helfen.

Auf dem rasengeschmückten schönen Hofe der Universität Cork lernte ich den stillen, schon leicht ergrauten Daniel Corkery kennen. In Cork am 14. Februar 1878 geboren, wurde er nach der üblichen Vorbildung bei den 'Presentation Brothers' Volksschullehrer. Schon frühzeitig von der reichen Literatur seiner keltischen Vorfahren angelockt, begann er mit 19 Jahren ein regelmäßiges Studium der irischen Geschichte und Kultur. Erst 1901 lernte er Keltisch, eine dornenvolle Aufgabe, da damals kaum die nötigen Hilfsmittel vorhanden und für ihn jedenfalls nicht erreichbar waren. Daneben las er etwas Französisch und Deutsch; besonders Heines Gedichte haben ihm gefallen. Als 1921 der Freistaat ausgerufen wurde, kam er als Kunstfertigkeitslehrer in den technischen Ausschuß der Grafschaft, der seit 1904 bestand, und reiste als Wanderlehrer

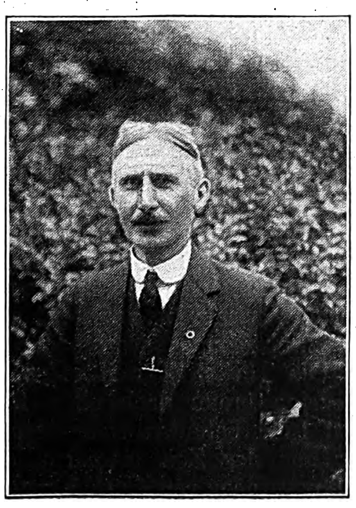


Photo Dr. Marcus.

Daniel Corkery.

im Zeichnen und Modellieren durch das Land. Im letzten Sommer hielt er Vorträge über irische Sprache und Literatur in einem Ferienkurse für irische Lehrer in Cork.

Liebe zu seiner schönen, bedrückten Heimat hat diesem tiefangelegten, überall beliebten Manne die Feder in die Hand gezwungen. In kurzen Abständen erschienen: 'Ein Munster-Zwielicht' 1916 (16 Skizzen), 'Die Schwelle des Friedens' 1917, eine 'sehr unaufregende Geschichte', wie er mir kürzlich schrieb; 'Die Jagdhunde von Banba' 1920 (neun packende Erzählungen), und 'Das verborgene Irland' 1924, wohl sein bedeutendstes Werk, das auf Grund philosophischer, literarischer und historischer Studien entstand. Neben dieser Romanreihe veröffentlichte er an Lyrik während der Freiheitskämpfe 1920 anonym eine Anzahl 'Rebellenlieder' und im folgenden Jahre 'I Bhreasail' (49 Gedichte). Als Dramen erschienen 1919 'Der Arbeiterführer', 1920 'Die gelbe Rohrdrommel', 'König und Klausner' sowie 'Clan Falvey', von denen die beiden ersten im Abtei-Theater zu Dublin aufgeführt wurden.

Corkery definiert Poesie als 'unmittelbares Lehren, Erklärung und Deutung des Lebens'. Von fremder Literatur kennt er Sudermann, Kaiser, Tolstoi, Dostojewski, Gorki. Die französische Poesie hat ihn nach seiner Meinung davor bewahrt, 'die irische Dichtung durch die englische Brille zu beschauen'. —

Auf meine Anfrage bat mich Lady Gregory durch das lakonische Telegramm 'Mit Vergnügen' zu sich. Ihr schönes Besitztum Coole Park liegt in Westirland bei dem Städtchen Gort, etwa 25 englische Meilen südlich von Galway. Es war ein herrlicher Juliabend, als ich erwartungsvoll auf dem Bahnhöfchen Gort anlangte und mein Gepäck in dem einzigen dürftigen Gasthause absetzte. Dann führte mich ein holpriger, echt irischer Feldweg nordwestlich auf eine ferne Baumgruppe zu, die mir als Ziel meiner Wanderung bezeichnet worden war. Nach dreiviertelstündigem Marsche schritt ich linker Hand durch ein Sägemühlwerk, dann durch zwei lange Holzgatter und stand bald in einem herrlichen Parke mit uraltem Baumbestand. Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen und Singvögel huschten vor mir davon in die moosige Einsamkeit, und fast bedauernd bemerkte ich, wie der Weg nach links abbog und der Wald aufhörte. Vor mir lag auf sanft ansteigendem freiem Platze ein einfaches zweistöckiges geschmackvolles Haus in hellbraunem Farbtone. Die Tür steht weit offen, alles ist totenstill. Der Blick fällt auf eine breite nach oben führende Freitreppe. Vorn im geräumigen Flur befinden sich Geweihe und Raritäten aller Art, die sicher aus der Zeit stammen, da der verstorbene Lord Gregory noch Gouverneur von Ceylon war. Auf mehrmaliges Läuten hin erscheint eine alte Dienerin mit dem Häubchen auf schneeweißem Haar. Kurz darauf werde ich treppauf in den luf-

tigen Arbeitssaal der greisen Dichterin geführt, die mich wie eine Königin stehend empfängt. Sie ist mittelgroß, hält sich trotz ihrer Jahre aber noch sehr straff und trägt ein schwarzes Gewand mit flottem Spitzenhäubchen. Voll und groß ruhen ihre lebhaften braunen Augen auf mir, als sie mich auf ein kleines Stoffsofa nötigt und sich gegenüber an ihren winzigen mit Büchern beladenen Schreibtisch setzt. Nach ein paar allgemein gehaltenen Worten des Woher und Wohin geht sie hinunter, der Dienerin einige Befehle zu erteilen. Währenddessen sehe ich mich flüchtig in dem einem Museum ähnelnden Raume um, in den durch drei hohe Fenster das Abendlicht hereinflutet. Den Boden bedeckt ein riesiger türkischer Teppich, an den Wänden hängen Porträte, Gobeline und Regale mit kostbarem Porzellan. Auf einem Sockel steht die Marmorbüste der Aphrodite, nicht weit davon am Fenster eine Schreibmaschine. Neben dem Bücherstoß liegt auf einem Perlmutttischchen die Bibel. Während meine Augen noch auf der vergilbten Photographie eines mohammedanischen Würdenträgers ruhen, tritt die Freifrau wieder ins Zimmer und bedauert, daß ich nicht ein wenig früher gekommen sei, da sie mich gern ihrem Freunde Bernard Shaw vorgestellt hätte. Dann beginnt eine vorwiegend literarische Unterhaltung. Die Dichterin kennt Heine und bewundert besonders seine 'Grenadiere'. Auch Goethes 'Maximen und Reflexionen' hat sie gelesen, vor allem die Grimm wegen ihrer Sagenstudien. Gern verweilt sie in der Unterhaltung bei dem von ihr mit Yeats 1904 gegründeten Abteitheater in Dublin, für das sie 1908 Sudermanns 'Teja' und 1913 Hauptmanns 'Hannele' bearbeitet und selbst 24 Stücke geschrieben hat. Regelmäßig fährt sie in die Hauptstadt, um sich von dem Gedeihen ihrer Lieblingsschöpfung zu überzeugen.



Photo Dr. Marcus.

Lady Gregory.

Nach etwa einer halben Stunde zeigt mir die Lady ihre reichhaltige Bücherei und fordert mich dann auf, mit ihr den Garten zu besichtigen. Sie führt mich durch eine kleine alte Pforte in eine schmale, blühende Ecke nicht weit vom Hause, wo Lavendel und Levkoien neben seltenen Blumen duften, und wo eine Weide ihre Zweige über ein morsches Bänkchen streckt. Hier hat vor sechs

Jahren Yeats seine 'Wilden Schwäne von Coole' geschrieben. Rechts am Wege grünt ein alter Baum mit tief herabhängendem Grün, in dessen knorrige Rinde Synge, Yeats, George Russell, Shaw (mit selbstbewußten großen Zügen!), der Maler John Masefield und andere erlauchte Gäste ihre Initialen eingekerbt haben. Diesen 'Autogrammbaum' hat Lady Gregory besonders in ihr Herz geschlossen, da er sie an alte Freunde und Mitkämpfer der national-irischen Bewegung erinnert. Über diese vieldurchdachten Dinge und Personen spricht sie nun, während wir langsam weiterschreiten. Sie vergleicht dabei die irische Epik mit der griechischen, die sich beide von allen übrigen Literaturen Europas bis heute ziemlich rein erhalten hätten. Die irische Sprache für alle Schulkinder obligatorisch zu machen, wie es die nationalen Lehrpläne fordern, halte sie für übertrieben, auch fehlten die Lehrer dazu. Eine nationale Erziehung in englischer Sprache sei ihr Ideal. Sie selber habe sich einst auf eigene Kosten einen keltischen Lehrer für die Kinder der benachbarten Bauern kommen lassen, aber der Erfolg sei gering gewesen.

Als wir dann bei Tisch sitzen, macht sie mich voller patriarchalischer Freude darauf aufmerksam, daß sie mir selbstgebackenes Brot, selbst zubereitete Butter und eigenen Wabenhonig habe auftragen lassen. Weiter erzählt sie mir, daß sie nach dem Tode ihres Sohnes, der als Flieger an der italienischen Front gefallen sei, nur noch für ihre Enkelkinder sorge, denen ihr 200 Acres großes Besitztum einst zufallen werde. —

Das Jugendland Oliver Goldsmiths (1728—74) liegt nordöstlich von Gort in Mittelirland. In der Stadt Athlone, die verträumt am Südzipfel des Ree-Sees schlummert, erklärt sich der freundliche Pfarrer gern bereit, uns in seinem Kraftwagen alles Sehenswerte zu zeigen. Der Weg dorthin ist weit und mühselig, worauf bereits Macaulay in seinem Essay über Goldsmith (ed. Encyclop. Brit., Februar 1856) hingewiesen hat. Nach einstündiger Fahrt auf ungepflegten Landstraßen hält der Wagen in einer aus drei schmutzigen Hütten bestehenden Ansiedlung. Das sind die Überbleibsel des einst blühenden Dorfes Auburn, dessen amtlicher Name Lissoy ist. Linker Hand erhebt sich die stattliche Ruine des Goldsmithhauses, neben der die Familie Kelly-Nolan ein hübsches Häuschen bewohnt. Als Oliver zwei Jahre alt war, siedelte sein Vater, Geistlicher im benachbarten Kilkenny-West, hierher über und lebte bis zu seinem Tode (1747) in diesem Hause. 1902 ist der Schornstein bei einem Sturme vom linken Seitengiebel abgefallen; die Rückwand ist renoviert, ein Wellblechdach angefügt worden, so daß das Ganze jetzt als Schuppen dient. Eine alte Buche soll noch aus des Dichters Zeit stammen. Der Grundbesitz ist nach damaligen Begriffen recht ansehnlich gewesen. Die im

'Verlassenen Dorf' erwähnte Schule, die dem Postamt gegenüberlag, ist seit langem abgerissen. Von Goldsmith und seinen Werken, die ja in London entstanden, weiß man unter den älteren Leuten nichts; dagegen lernt die junge Generation im Unterricht vieles von ihm. Ein paar hundert Schritte weiter liegt das im 'Verlassenen Dorf' gepriesene Wirtshaus zu den 'Drei Lustigen Tauben', ein Neubau natürlich, den der findige Wirt John Nally etwa eine englische Meile von der Stelle des echten Gasthauses entfernt für durstige Pilger errichtet hat. Von der einst so geschäftigen 'Auburn-Mühle', die auf dem Gebiete des Dorfes Canistown stand, ist außer einem etwa einen halben Meter breiten Wässerlein nichts mehr zu sehen. Ein alter Mann aus der Gegend, Patrick Duncan, berichtet, der Fluß, zu dem der wilde Mühlbach führte, sei durch Torfstiche ausgetrocknet. Nach halbstündiger Fahrt sind wir in Pallas, das lange als Geburtsort des Dichters galt. Der Grabstein in der Westminsterabtei sowie die Familienbibel behaupten das so. Aber auf Grund eines Artikels in der 'Irish Monthley Review' 1879 und mündlichen Aussagen gilt es mir als sicher, daß Oliver im benachbarten Elphin zur Welt kam, dem Wohnsitze seiner Großmutter, bei der seine Mutter Kindbett hielt. In Pallas ist nur noch die Wiese vorhanden, auf der das Haus des jungen Pfarrers stand, als er in Forgney-Church amtierte. Der Stumpf eines Pflaumenbaumes und ein paar rote Ziegel im weichen Erdreich sind das letzte greifbare Andenken an die Familie Goldsmith. Der jetzige Besitzer des Grundstücks, John Eivers, sagt aus, daß jährlich viele Besucher, vor allem Amerikaner, hierher pilgern und sich manche unglaubwürdige Anekdote von ihm erzählen lassen. Die obenerwähnte Kirche zu Forgney ist ein schmuckes Gebäude, das außer einem farbenprächtigen Goldsmithfenster auch eine Gedächtnistafel an Robert Bryanton (1730—1801), einen der wenigen Kollegfreunde und Trinkkumpane des Dichters, aufweist. —

George Russell wohnt in Dublin und erinnert mit seiner Künstlermähne, dem vollen Gesicht und den wehenden Schlipsenden etwas an Daudet. Er ist Herausgeber des 'Irish Statesman' und hat sein Bureau im Plunkett-House. Listig schauen seine stahlblauen Augen hinter den Brillengläsern hervor, als er folgende Selbstbiographie entwirft: 1867 in Lurgan, Grafschaft Armagh, etwa 25 englische Meilen südwestlich von Belfast geboren, vertauschte er siebenjährig Ulster mit Dublin, wo er seitdem ständig lebt. Sein Lieblingswunsch, Maler zu werden, scheiterte an der Mittellosigkeit des Vaters. So schrieb er denn Verse und veröffentlichte mit 27 Jahren einen Band 'Heimatlieder', die ein Erfolg waren. 1897 wurde er Sekretär im Hause des Landwirtschaftlers Sir Harris Plunkett, später Herausgeber der 'Irischen Heimstätte', die sich zum 'Irischen Staatsmann' auswuchs.

In seinen zahlreichen Büchern, Pamphleten und Zeitungsartikeln nimmt er tätigen Anteil an landwirtschaftlichen und politischen Fragen in Irland, besonders am Verhältnis zu England, was ihm einen Arrestbefehl eingebracht hat. Aber durch Vermittlung amerikanischer Freunde wurde das Verfahren gegen ihn niedergeschlagen. Mit Yeats, James Stephens, Padraic Colum und George Moore verbindet ihn langjährige Freundschaft. Von deutscher Literatur ist ihm Goethe seit seiner Jugend bekannt, dessen 'Faust' und 'Wilhelm Meister' er neben 'Eckermanns Gesprächen' in englischer Übersetzung gelesen hat. Auch Heine und Hegel sind ihm nicht unbekannt. Im übrigen, meint er lächelnd, trügen alle guten Gedanken in Europa die Marke 'Made in Germany'. Viel hat er sich mit Plato, chinesischen und anderen Mystikern des Ostens beschäftigt. Er rühmt sich, die Antike nach Irland gebracht zu haben. Sein Ziel ist, die politische Weisheit Griechenlands auf moderne Nationalstaaten zu übertragen, 'little political publics in a nation' zu schaffen. Über das Wesen der Poesie befragt, weicht er anfangs aus, indem er sagt, sie werde nur gefühlt, nicht erklärt. Später nennt er sie 'a form of self-expression, something deeper than you; if you think deeply, you think musical'. Prosa ist ihm 'conscious life', Poesie 'unconscious life'. 'Gott, Schönheit und Dichtkunst haben unendlichen Charakter'. Protestantisch geboren, studiert er jetzt alle Religionen und hat eine fundamentale Einheit in ihnen gefunden. Er ist zwar unmusikalisch, dafür besitzt er aber noch die alte Liebe zur Malerei. Von einem russischen Freunde angeregt, hat er sechs Monate lang die Kunstschule besucht und manches Bild ausgestellt. So hat er auch sein Zimmer im Plunkett-House mit selbstgemalter Tapete geschmückt. Doch sein Dichten, meint er lachend, sei besser als seine Malerei. Tatsächlich haben seine Bücher infolge ihres mystischen Grundtones vielen Anklang gefunden und sind ins Russische, Finnische und Indische übersetzt worden; auch mit einem deutschen Verlage hat Russell in Verhandlungen gestanden. —

Wenn man rückblickend die befruchtenden Einflüsse der europäischen Literaturen untereinander an der Hand einzelner irischer Vertreter angedeutet findet, so kann der deutsche Beobachter von heute voller Befriedigung feststellen, daß deutsches Denken trotz allem eine führende Stellung im Kulturaustausch der Völker einnimmt. Es sollte daher ihm mehr als bloße Anstandspflicht sein, die geistigen Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern zu pflegen. Denn Irland, das uns einst in schwerer Zeit seine Sympathien nicht vorenthalten hat, wird auch jetzt die Hand des schicksalverwandten Deutschen sicherlich nicht übersehen wollen.

Berlin-Charlottenburg. Dr. Hans Marcus.

Der Benediktinerabt Mathias Flecha und seine Werke.

Die politische und kriegerische Machtstellung des Staates ist zumeist mit der kulturellen Wirkung des Volkes verbunden. Die Griechen wurden die Lehrmeister der Römer in Philosophie, Literatur und Kunst in den Jahrzehnten, wo Athen im Reiche keine politische Rolle spielte. Die Verbreitung der erlernten Kenntnisse und der angeeigneten Kunstformen verdanken wir doch den römischen Schulen und Legionen, die in den Mittelmeerländern und in nördlicheren Strichen dieselben durch die lateinische Sprache vermittelten. Die römische Staatsform, Literatur und Kunst wurde durch das Mittelalter hindurch erhalten. Hingegen mußten anderthalb Jahrtausende verstreichen, die griechischen Gelehrten durch das Vordringen der orientalischen, türkischen Macht heimatlos werden, bis die westlichen Völker zur Quelle ihrer Kultur, dem Griechentum, zurückkehrten.

Der Aufschwung Spaniens, nach dem Zurückdrängen der Mauren durch die glückliche Politik der Habsburger, zur Zeit der Entdeckung und Eroberung fremder Weltteile sicherte dem spanischen König und römischen Kaiser eine Machtstellung, die an Ansehen und Ausdehnung die der römischen Cäsaren übertraf. Die spanischen Heerscharen führten Krieg in Mittel- und Südeuropa, an der Nordküste Afrikas und in Amerika. In ihren Reihen, in Begleitung der Fürsten, die im Namen des Kaisers Befehlshaber oder Statthalter waren, finden wir Schriftsteller und Künstler, Geistliche und Weltmänner, die als Träger der Kultur fremde Länder bereisten oder an ausländischen Höfen lebten. Im Mittelalter hat nur Italien rege Beziehungen und dauerhafte Verbindung mit Spanien.[1] Am Hofe Alfonsos von Aragonien und Ferrantes in Neapel blühte die spanische Kultur, die in ihrer Heimat mit der maurischen im Wettkampf fast unterlag. Ein neuer Brennpunkt entstand in Rom, am Hofe der Päpste aus der Familie Borgia, der jedoch nach dem Verschwinden ihrer mißbrauchten Macht erlosch. Im Jahrhundert der Renaissance durchzogen Karls V. Heere die italienischen Fürstentümer und erhielten die spanischen Sitten und Gebräuche. Dichter und Schriftsteller konnten unmittelbar die Werke des klassischen Altertums kennenlernen, die italienischen Nachahmungen genießen und dadurch zur Erneuerung der spanischen Dichtung und Prosa beitragen.

Spanien stand in ähnlichen Beziehungen zu seinem Nachbarlande, zu Frankreich.[2] Italien war der Kriegsschauplatz, wo der König Franz I. in spanische Gefangenschaft fiel. Der Frieden sicherte den regelmäßigen, fruchtbaren Verkehr der beiden Län-

der, wozu die Heiraten der königlichen Häuser beitrugen. Spanische Diplomaten, Flüchtlinge, Beichtväter und Sprachlehrer konnte man in Paris und einigen Provinzstädten finden. Spanische Werke moralischen und theologischen Inhalts, einige Gedichtsammlungen und Erzählungen kamen in den Verkehr oder wurden in Paris gedruckt. Brantôme, Balzac, Voiture führten gern spanische Sprüche und Gedichte an, verfaßten sogar in der fremden Sprache Liebesbriefe und Reimspiele, wovon manches zerstreut in den Handschriften der Nationalbibliothek verborgen liegt.

Spanisches Wesen drang nicht nur von Süden, sondern auch von Norden gegen Frankreich sieghaft vor. Die Niederlande waren spanischer Besitz, und die Statthalterinnen Margarete, die Tante Karls V., oder seine Schwester Maria, Königinwitwe von Ungarn, Margarete von Parma, die Schwester Philipps II., stammten aus dem spanisch-österreichischen Hause der Habsburger. Spanische oder französische Ratgeber führten die Regierung und wurden zum Anstoß, sogar zur Ursache der Empörung. Die Verbindung mit Madrid oder dem Eskorial führte durch französisches Gebiet, und die Statthalter wurden durch den Kaiser betraut, sogar Reichsangelegenheiten mit dem französischen Hofe zu regeln.

Ein weiterer Mittelpunkt der spanischen Kultur wurde die östliche Residenzstadt der Habsburger, Wien.[3] Die regen Beziehungen dauerten von Karls V. (1500—1558) Zeiten bis zu Leopold I. (1657—1705), der eine spanische Infantin Margareta Theresia, die Tochter Philipps IV., heimführte (1666). Er überhäufte seinen bevollmächtigten Botschafter in Madrid, den Grafen Eusebius Franz Pötting, mit literarischen und wissenschaftlichen Aufträgen. Der Graf besorgte Abschriften spanischer Werke, Theaterstücke für die Hoffeste, vermittelte die Erwerbung der Bibliothek Cabrega für die Privatbibliothek Seiner Majestät. Diese Nachblüte des spanischen Einflusses auf deutschem Gebiet ist ein Beleg für die vorhandene Tradition der vergangenen Jahrhunderte. Reisende Diplomaten oder Herzöge, Ritter und Kriegsleute, die durch ihren Lebensberuf von der Pyrenäischen Halbinsel zu den Ufern der Donau geführt wurden, waren auch die ersten Vermittler des Spaniertums in Mitteleuropa.[4] Die Fürstenkriege lockten Abenteurer in das kaiserliche Heer, oder sie wurden als Befehlshaber dahin kommandiert. Spanier waren unter den Verteidigern der Festung Gran an der Donau (August 1543), auch bei der Expedition, die ein gewisser Michel Toth gegen die Türken in Szegedin führte, vertreten.[5] Maximilian II. hatte seine Jugend in Spanien verbracht und führte in Wien die spanisch-maurischen Turniere ein (1566), die für die Sitten und den Geschmack der Spanier ebenso charakteristisch sind wie die *corridas de toros*, die man in Rom zu Ehren des Papstes Alfonso Borgia oder Calixt III.

veranstaltete (1455).[6] Der hohe Adel, worunter sich einige Familien spanischer Herkunft oder mit spanischer Verbindung befanden, verstand und sprach Spanisch.[7] 'Die *mujeres Españolas* wollen meinen Hof ganz spanisch machen,' wie sich einmal Leopold I. scherzhaft beschwerte, mag manchem seiner Vorgänger eingefallen sein.[8] Der General Georg Basta, den Rudolf II. als Heerführer gegen die Türken in Siebenbürgen von Philipp II. sich erbat, stammte aus einer italienischen Familie in Morea, stand jedoch in den Niederlanden in spanischem Dienste.[9] Das literarische und künstlerische Leben erhielt an den Höfen zu Wien und München, an einigen deutschen Universitäten durch die Tätigkeit des Jesuitenordens eine spanische Färbung.[10] Die große Zahl der übersetzten oder umgearbeiteten spanischen Bücher theologischen, moralischen, didaktischen und philosophischen Inhalts, die Verbreitung spanischer Romane und Novellen, die Aufführung spanischer *comedias* und *autos* sind unverkennbare Zeugnisse der Vorliebe für die kräftig emporsprießende und in die Ferne dringende fremde nationale Literatur.[11] Ein hervorragender Dichter, Cristobal de Castillejo (g. 1490—1550)[12] kam unter Erzherzog Ferdinand nach Wien, wurde Hofsekretär und erhielt den Genuß einer Pfründe im Kirchensprengel zu Passau (1536). Sein Lobgedicht auf die Stadt Wien ist allgemein bekannt. Als Fünfziger beklagte er sich über die Schwäche seiner Gesundheit und starb vor der Erhebung Ferdinands zum Kaiser (1558). Er endete sein bewegtes Dasein in Armut, vielleicht sogar verbannt vom Hofe. Er zog sich in das Kloster von Wiener-Neustadt zurück, obzwar er wahrscheinlich keinem Orden angehörte, und wurde daselbst begraben.

Am Prager und Wiener Hofe Rudolfs II. (1576—1612) herrschten spanische Sitten in stärkerem Maße als unter seinen Vorgängern. Unter den Spaniern, die ähnlich wie Castillejo am Hofe lebten, finden wir einen Hofkaplan, später zum Abt ernannt, dessen Schicksal und Wirken einerseits ein Beweis ist für das Vorherrschen des Spanischen in Österreich, andererseits ein Beispiel der Beziehungen, die zwischen den Wiener, Madrider und Pariser Höfen zu jener Zeit bestanden.

Mathias Flecha (it. Fleccia) war der Abstammung nach Katalane und wurde zu Prades in der Sierra de la Llena, das zur Diözese von Tarragona gehörte, geboren (g. 1530).[13] Als Kleriker trat er in den Dienst der Tochter Karls V., Marie, die später Gemahlin Kaiser Maximilians II. wurde (1564—1576). Nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, nahm er das Ordenskleid der Karmeliter strenger Observanz im Kloster zu Valencia an. Zum Hofdienst war er durch seine musikalischen Kenntnisse geeignet und wurde als Kapellmeister des Kaiserlichen Orchesters angestellt. Dieses Amt mag er noch einige Jahre unter Philipp II.

bekleidet haben, bevor er in Begleitung der Kaiserin Marie Spanien verließ. Zum Hofkaplan ernannt, lebte er am Wiener und Prager Hofe. Aus Prag erließ der Kaiser das Ernennungsdekret, womit Flecha die Würde eines Titularabtes von Tihany (am Plattensee in Ungarn) erhielt (15. Dez. 1579). Bevor er an den Wiener Hof kam, scheint er in Rom gewesen zu sein, wovon eine Disziplinarstrafe des Karmeliterordens und ein Steckbrief zeugt (1564).[14] Einem römischen Bürger blieb er dreißig Taler schuldig, und das Generalkapitel in Rom gab dem Ordensprovinzial in der Lombardei den Auftrag, ihn verhaften zu lassen, außerdem wurde er aus Rom unter Strafe verbannt. Daß dieser Mathaeus Fleccia mit dem Spanier identisch sei, das können wir aus der Jahreszahl und aus seinen späteren Verlegenheiten in Geldsachen folgern.

Die Abtei Tihany lag an der Grenze des Gebietes, das unter türkischer Herrschaft stand.[15] Die Türkengefahr forderte die Erhaltung einer Burgwache, dazu wurden die Einkünfte der reichbegüterten Abtei verwendet. Zu Friedenszeiten betrugen dieselben sechs- bis siebentausend Dukaten, im Jahre der Ernennung Flechas nicht mehr als hundertfünfzig. Die Summe war nicht ausreichend, deshalb sorgte Erzherzog Ernst, der Statthalter Rudolfs II. in Ungarn, daß die Preßburger Kammer die entsprechenden Deckungen vorstrecke, womit bedeutende Befestigungsbauten ausgeführt wurden (Dekret vom 16. und 21. Juli 1578, vom 30. Juni 1580, vom 19. Juli 1582, vom 5. Juni 1584).

Den Vorgänger Flechas, den Dominikaner Kasper Körmendi (1558—1579), hatte noch Kaiser Ferdinand ernannt. Der Burghauptmann war ihm gegenüber zu Gehorsam und Verrechnung verpflichtet. Flecha wurde nun Titularabt, er wollte jedoch auf die reichen Einkünfte und Privilegien seiner Abtei nicht verzichten. Er richtete deswegen ein Gesuch in italienischer Sprache an den Heiligen Stuhl in Rom und sandte dasselbe an seinen Erzbischof in Tarragona.[16] Er bat darin um die Investitur in seine Abtei und um den Genuß aller Rechte eines Abtes. Die Begründung enthält einige persönliche Angaben über Einkünfte und Absichten des Titularabtes. Als Hofkaplan bezieht er ein Honorar von zwanzig bis vierundzwanzig Dukaten, während die Einkünfte seiner Abtei auf dreihundert Taler oder hundertfünfzig Dukaten geschätzt werden. Die Investitur würde es ihm erleichtern, noch andere Benefizien vom spanischen König oder vom Kaiser zu erhalten, und er wäre für sein Alter versorgt. Als Fünfziger fühlt er sich schon dem Alter nahe, nachdem er an der Podagra und an einem Katarrh leidet. Seine Ernennung würde seine Unabhängigkeit sichern, nachdem er nur dem Heiligen Stuhl oder dem Bischof von Vesprim (Stephan Fejérövi, Abt von Sankt Martin 1567—1593) untergeben wäre.

Damit seiner Bitte auch am Kaiserlichen Hofe größeres Gewicht beigelegt werde, scheint er in demselben Jahre durch den Druck zweier Werke als Musikkomponist hervorgetreten zu sein. Eine Sammlung von Madrigalen, mehrstimmig komponiert, hatte er schon in früheren Jahren in Venedig drucken lassen (1568).[17] In Prag erscheinen nun in demselben Jahre (1581) drei Musikwerke. Das erste befaßt sich mit dem Kontrapunkt,[18] das zweite enthält Melodien zu den Psalmen,[19] das dritte ist eine Sammlung von eigenen und fremden Kompositionen,[20] die er als Neffe seines gleichfalls Mathias Flecha genannten Onkels sammelte und herausgab. Die Mitarbeit dieses Onkels ist noch nicht geklärt, doch scheint es nach diesem Werke wahrscheinlich zu sein, daß der Titularabt selbst der Neffe eines älteren Onkels (1481—1553) nur als Herausgeber der erwähnten Sammlung betrachtet wird.

Flecha verdankte seine Stellung beim Hofe seinem musikalischen Talent. Die Nachwelt kannte ihn bisher nur als Komponisten, und er wurde in dieser Beziehung gewürdigt. Am Hofe zu Prag hatte er jedoch weniger Glück mit seinen musikalischen Werken als zu seiner Zeit in Madrid. Sein Gesuch um die Ernennung zum Abt mit der Amtsmütze blieb wahrscheinlich infolge der Intervention des Prager Hofes erfolglos. Die Hoffnung der Erfüllung scheint der Hofkaplan noch über ein Jahrzehnt nach Einreichen seines italienischen Gesuches und nach dem Druck seiner Musikwerke gehegt zu haben. Einen Beweis haben wir in einer Sammlung spanischer Gedichte entdeckt, die ebenfalls in Prag gedruckt wurde (1593) und wovon nur ein einziges uns bekannt gewordenes Exemplar in der Hofbibliothek erhalten blieb.[22] Der Anlaß oder der Vorwand zu deren Veröffentlichung war der Tod der Königin von Frankreich, Witwe Karls IX., Elisabeth von Österreich (1554—1592), die ihr Leben in einem Klarissenkloster zu Wien beendete (22. Jan. 1592). Flecha war ihr Beichtvater, bewunderte die Sanftmut ihrer Seele und stellte nach ihrem Tode Betrachtungen über Tod und Schicksal, die das Hauptstück der Sammlung erfüllen. Die Widmung dem Erzherzog Ernst, Bruder der Verstorbenen, verrät den eigentlichen Zweck der Drucklegung. Der Erzherzog verwaltete die ungarischen Angelegenheiten (1553—1594), er konnte so den Titularabt zur Erfüllung seines heißersehnten Wunsches verhelfen. Die Mühe war vergeblich, da Ernst im Todesjahre seiner Schwester (1592) durch König Philipp II. zum Statthalter der Niederlande ernannt wurde, jedenfalls erst zwei Jahre später seinen Einzug hielt (1594)[23] und ein Jahr darauf in Brüssel starb (1595). Die Widmung bewegt sich im Ton seines italienischen Gesuches, ohne den eigentlichen Grund des Druckes zu verraten. Körperliche Gebrechen, die Gicht und andere Krankheiten quälen den Gelegenheitsdichter,

der eigentlich eine besondere Befähigung zur Musik besitzt. An der Ausübung wird er durch nervöse Kopfschmerzen gehindert. Eine gewisse Neigung zur Dichtkunst fühlt er auch in seiner Seele, obzwar er nichts davon gelernt hat und sich eigentlich auf seinen natürlichen Trieb verlassen muß. Im Besitz dieser Gabe fühlt er sich zur Schaffung einiger kleiner Gedichte verpflichtet. Er hat die spanischen Gedichte auch drucken lassen mit Rücksicht auf seine Landsleute in Spanien, die ähnliche Verse gern lesen.

Was der Titularabt durch sein Gesuch vergeblich erreichen wollte, von seinen Musikbüchern umsonst erwartete, das erreichte er, vielleicht nicht unverhofft nach dieser letzten Bemerkung, durch das schmale Bändchen, welches seine sämtlichen Werke enthielt. König Philipp III. ernannte ihn zum Abte des Benediktinerklosters La Postella (in der Provinz Lerida) von Sankt Peter de Frontenio benannt (1599).[24] Die Ruinen dieser im 12. und 13. Jahrhundert gegründeten Abtei sind noch sichtbar.[25] Hier verbrachte er im Genuß der Würde eines Abtes seine letzten Jahre und verschwand vor den Augen der Monographen seiner früheren Abtei.[26] Er starb nach fünf Jahren (20. Februar 1604), versöhnt mit der weltlichen und kirchlichen Macht zur Zeit Papst Klemens' VIII. (1592—1605). Erzherzog Mathias ernannte zehn Jahre nach seinem Übersiedeln nach Spanien seinen Nachfolger in der Abtei Tihany, den Domherrn zu Preßburg und Bischof von Tschanad, Mathias Herovič, der mit der Inful auch den Genuß der Pfründe erhielt. Flecha konnte diese Wendung nicht mehr erleben, da seine irdischen Reste schon in der Gruft seiner Abteikirche ruhten.

Flecha war seinen Zeitgenossen und der Nachwelt nur als Komponist bekannt. Sein Bildnis in Öl ist im Handschriftensaal der Nationalbibliothek zu Madrid sichtbar mit der Inschrift hinter dem Rahmen: *Flecha, musico de Felipe II.*[27] Seinen ersten Erfolg erntete der unbekannte Musiklehrer der Infantin Maria von Kastilien mit der Vorstellung seiner Oper *El Parnasso* auf der Hofbühne zu Madrid (6. Dezember 1561).[28] Es soll das erste Werk dieser Gattung im Spanischen gewesen sein, wie es der Geschichtschreiber der Musik Mariana Soriano Fuertes behauptet.[29] Er wurde wahrscheinlich hernach mit der Leitung der Hofkapelle betraut und wirkte bis zu seiner Übersiedlung nach Wien. Sein Nachfolger war der Fläme Philipp-Maria Roger, der dieses Amt bis zum Tode Philipps III. führte (1598).[30]

Eine verläßliche Bibliographie der musikalischen Werke Flechas fehlt. N. Antonio[31] bemerkt: *edidit musicalia plura* und erwähnt nur die Psalmen mit der Sammlung *Las Ensaladas.* Seine Jugendwerke, außer der Oper, deren Druck uns nicht bekannt ist, scheinen in Handschriften oder seltenen Flugblättern

verborgen zu liegen, wie es B. Saldoni [32] vermuten läßt, der rühmlich erwähnt: *obras de un merito relevante tanto en el genero sagrado como én el profano; muchas de aquellas en los archivos de la R. Capilla y varias profanas en la camara de S. M. Hoy.* Die ersten gedruckten Kompositionen sind in der bekannten Madrigalsammlung enthalten: *Il Primo Libro de Madrigali a Quatro et Cinque Voci con Uno Sesto et Un Dialógo a Otto* (A. Gardano, Venetia 1568).[17] Die Widmung ist an den Kaiser Maximilian II. gerichtet. Die Madrigale sind schmachtende Liebeslieder in italienischer, auch spanischer Sprache. Es klingt wie eine persönliche Sehnsucht des in der Fremde herumirrenden Hofkapellmeisters:

Ay que biuo en tierra estraña
Vida triste y sin ventura (*bis*)
Adonde la uida engana
Y la muerte me asegura(*ter*).

Das musiktheoretische Werk über den Kontrapunkt (Prag 1581) [18] ist uns nicht näher bekannt. Die Psalmenmelodien scheinen auch nur in einer geringen Zahl von Exemplaren erhalten zu sein, wovon eines im Institut für Kirchenmusik zu Breslau aufbewahrt wird und den Titel führt: *Divinarum completarum Psalmi, Lectio brevis et Salve Regina cum aliquibus Mottetis* (Georgius Negrino, Bracharae, 1581 in 4⁰).[19] Der Verleger war ein Buchdrucker in Prag, Negrino (Schwarz?) genannt, vielleicht auch spanischer Herkunft. Derselbe hatte auch die weiteren Werke Flechas gedruckt, vor allem die Sammlung: *Las Ensaladas de Flecha Musico de Capilla que fue de las Serenissimas Infantes de Castilla, recopiladas por Fr. Matheo Flecha su sobrino cvn algunas tinias de otros auctores por el mismo corregidas* (G. Negrino, Praga, 1581).[20] Diese Ausgabe stellt uns vor die Frage, ob Mathias Flecha einen Onkel gleichen Vornamens hatte, der gleichfalls in Perades geboren (1481), seine Studien bei Juan Castillo in Barcelona beendete, Musiklehrer des Infanten von Kastilien wurde und im 72. Lebensjahre in Poblet starb.[33] Der Titel gibt keine Anhaltspunkte dafür, und es bedarf weiterer Forschung, um die Behauptungen des belgischen Biographen zu bestätigen oder zu widerlegen.

Ein einziger Band, in einem Exemplare erhalten, kann dem Dichter Flecha zugeschrieben werden, worin seine sämtlichen Gedichte erhalten sind. Dieselben tragen zur Kenntnis seiner Weltanschauung, Denkart und Gefühlsweise mehr bei als die erwähnten musikalischen Kompositionen. Der Titel verrät Ursprung und Bestimmung des Bandes: [22]

Obra nueva/mente echa, en conside/ration de la muerte y miseria hu/mana. En laqual va enxerto un breue compendio de la vida / y muerte de la Crima Reyna de Francia Doña Ysabel de Au/stria

biuda y veramente santa, que murio en Viena a los veynte y / dos de henero del anno 1592 echa por el Reuerendo padre / fray Mattheo Flecha de la horden de los Carmelitas, / abad de Tijhan y Capellan de la Magestad Cae/sarea, van con ella otras cosi las Espiritu/ales dignas de ser vistas / Dirigida al muy alto y poderoso, Principe, el / Ser*mo* Archiduque Ernesto Austria / Estampadas en Praga por Jorge Negrino / Impresor. Anno MDXCIII.

Kolophon: A honrrá y gloria de nuestro Señor dios y de suberdita / madre fueron echas en Viena Año 1592 vistas y regonoci/das, por el muy Reu..*do* P. Don Franco Quintana Es/pañol de la horden de los Cartuxanos, visitador / general y commissario Apostolico en / toda la Alemaña. Finis. /

Am Anfang des kleinen Quartbandes steht ein Sonett an die Leser, worin Juan Boscans (aus Barcelona, gest. 1542) Liebeslieder und Camoëns (1524?—1580) Heldengedicht der andächtigen Lebensgeschichte entgegengestellt werden. Flecha steht unter dem Einflusse der italienischen Schule, durch das zweite Buch von Boscans posthumer Sammlung (1543) in Spanien befördert, wogegen Castillejo die alte spanische Tradition vertrat. Acht Gedichte sind in Sonettform geschrieben, teils vierzehn-, teils siebzehnzeilig. Die Lebensgeschichte der Königin ist in fünfzeiligen Strophen verfaßt (Reimstellung abaab). Der Prolog enthält allgemeine Betrachtungen über die Todesbestimmung. Das Schicksal der Königin wird auch nur mit allgemeinen Zügen geschildert, und man sucht vergeblich nach einem persönlichen Urteil. Das Bestreben des Verfassers ist, Elisabeth [34] als frommes Musterbild darzustellen oder sogar zur Heiligsprechung vorzuschlagen. Elisabeth ist in der Residenzstadt Wien ohne Leiden entschlafen. Frankreichs gekrönte Königin ist zum Himmel emporgestiegen, und sie wurde nicht, wie die biblische Jesabel, durch Hunde zerfleischt [?!]. Die Leiden dieser Welt hat sie mit Geduld ertragen und wählte keinen zweiten Gemahl, nachdem sie Witwe wurde. Den Hofkaplan betrachtete sie als ihren Seelenvater. Ihre Freigebigkeit ist in allen Ländern bekannt: in Frankreich, Italien, Spanien, Ungarn, sogar in Portugal, da sie ihre Einkünfte nicht auf irdische Vergnügen, sondern zur Unterstützung der armen Leute verwendete. Gott hat ihre Seele erlöst am 22. Januar 1592, wo sie dieses Jammertal verließ und mit 36 Jahren vergnügt und zufrieden in den Himmel stieg. Ihr Wunsch war, ohne Prunk, wie eine aus dem niedrigsten Stande, begraben zu werden. Niemand entrinnt dem Tode, und jeder wird nach seinen guten oder bösen Werken entlohnt. Der Epilog verweist auf die Vergänglichkeit des irdischen Daseins; wo man weder Kälte noch Wärme spürt, weder Eis noch Gewitter, dort herrscht Gottes Majestät, unser Trost und unsere Herrlichkeit.

Die andächtige Erinnerung erfüllt den Gelegenheitsdichter, es fehlt ihm jedoch der geistige Schwung, die Erhabenheit der Ideen und der Gefühle. Es ist ihm nicht gelungen, die Wirklichkeit in dichterische Gestalt zu kleiden, er schreibt nur in der Form einer Reimchronik. Das Erinnerungsbild ist nicht im geringsten mit den Klagen der Trobadors vergleichbar, die doch in Spanien auch fruchtbar wirkten. Der Gesichtskreis unseres Hofkaplans ist kaum weiter als der eines Dorfpfarrers, der aus seiner Bibel schöpft und den Katechismus verkündet.

Die angehängten Sonette sind Umarbeitungen von Kirchenhymnen, an die Jungfrau, einige Heilige und an Jesus Christus gerichtet. Das Marienlied ist als katholisches Kirchenlied angeführt. Es folgen derselben das Lob der heiligen Agnes, Jungfrau und Märtyrerin (Rom, den 21. Januar 303), des heiligen Vinzenz, Märtyrer (Saragossa, den 22. Januar 304), des Gefängnisses des Apostels Petrus (Martertod in Rom am 29. Juni 65), der heiligen Monica, Mutter des hl. Augustin (Ostia 332—384), des heiligen Martin von Tours aus Pannonien (316—397 od. 400), der heiligen Katharina, Jungfrau und Märtyrerin (Sinai am 25. November), der heiligen Lucia, Jungfrau und Märtyrerin (Syrakusa, am 13. Dezember 304). Eine Beziehung auf die Zeitgeschichte und Flechas persönliche Stellung als Abtes von Tihany finden wir nur im letzten Stücke, ein Bittgesang an Christus, damit er die Kirche von der Türkennot und von den Ketzern befreie. Der Erlöser heile die Heiden von ihrer Blindheit und unterstütze das Christentum im Glaubenskampfe. Die Kirche, die von Barbaren und Ketzern verfolgt ist, verdient Erbarmen.

Der Hofkaplan und Titularabt war nicht dazu berufen, der Königinwitwe ein dichterisches Denkmal zu setzen, bei deren Tod die in Spanien zurückgezogene eigene Mutter ausrief: *El mejor de nosotros es muerto.*[35] Die Vorliebe dieser Prinzessin für das Spaniertum, infolgedessen sie während ihres vierjährigen Aufenthalts (1571—1575) am Hofe zu Paris fast als eine vornehme Fremde behandelt und betrachtet wurde,[36] mag in ihrer Gunst den katalanischen Beichtvater nähergebracht haben. Ihr Charakter, wie er in ihrer spanischen Korrespondenz mit Philipp II.,[37] in den anerkennend lobenden Bemerkungen eines Brantôme[38] oder in den Briefen ihres Gemahls, Karls IX., ihrer Schwiegermutter Katarina von Medici uns erscheint, war zu sehr verschwommen und pietätvoll, um als Heldin eines Trauergesanges oder einer Elegie dargestellt werden zu können. Als Königin der Franzosen erhielt sie dichterische Huldigungen[39] von Arnaut de Sorbin (1574), als Witwe von Guy Le Fèvre de La Boderie (1579), von Jean Dorat (1586), die von ihr Schutz und Unterstützung genossen. Eine Trauerrede mit Schilderung

ihres andächtigen Lebens verfaßte anonym ein Diener ihres Gefolges (1592),[40] ein zweites erschien von Moreri in italienischer Sprache (1593).[41] Es fehlt bei allen der individuelle, belebende Zug, und sie bestätigen, daß Flecha nicht glücklich sein dichterisches Vorbild wählte. Sein Werk erreicht nicht einmal den Schwung des verfehlten Epos von Juan Rufo Gutierrez, welches ein Jahrzehnt früher im Solde der Habsburger verfaßt und gedruckt wurde (1584).[42] Elisabeth ist durch ein einziges künstlerisch bedeutendes Werk verewigt worden, durch das Bildnis vom Hofmaler Franz Clouet in der Louvregalerie zu Paris, wovon sich eine Kopie im Condémuseum zu Chantilly, ein weiteres in der historischen Galerie zu Versailles befindet.[43]

Die Gedichtsammlung von Flecha bleibt durch den Stoff und die Behandlung hinter den Werken eines Rufo Gutierrez oder Alonso de Ercilla y Zuñiga,[44] die noch Cervantes bewunderte, doch heute nüchterner beurteilt werden, weit zurück. Es ist dessen einziges Verdienst, zu den spanisch-österreichischen Beziehungen beigetragen zu haben. Flecha ist ein Vertreter der spanischen Kunst an fremden Höfen, wozu ihn in erster Reihe seine Musikwerke bestimmten, seine Gedichtsammlung hat ihm vielleicht zur ersehnten Würde des Abtes verholfen, jedoch zu seinem Ruhme wenig beigesteuert.

Anmerkungen.

[1] B. Croce, *La Spagna nella vita italiana durante la Rinascenca.* Bari 1922.

[2] A. Morel-Fatio, *Études sur l'Espagne.* I. Paris 1888. 2. Aufl. 1895.

[3] A. Farinelli, *Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der Literatur der beiden Länder.* In.-Diss. Berlin 1892.

[4] F. Wolf, *Beiträge zur Bibliographie der Cancionero* usw. Wien 1853.

[5] Wolf a. a. O.

[6] Farinelli, *Rassegna bibl. della lett. it.* II, 138, angeführt durch Croce (1) 77.

[7] Farinelli a. a. O. S. 24.

[8] R. Beer, Zeitschrift für deutsches Altertum. 43. B. 1899. (Besprechung von Schneiders Buch s. u.)

[9] Rietstap, *Armorial général.* Gouda I, 128.

[10] Farinelli a. a. O. S. 55.

[11] A. Schneider, *Spaniens Anteil an der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts.* Straßburg i. E. 1898.

[12] F. Wolf, *Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften*, Phil.-hist. Klasse. B. II, 1849, S. 311. B. V, 1850, S. 132.

[13] *Bibliotheca Carmelitana, notis criticis et dissertationibus illustrata* [auctore]. Unus e Carmelitis Provincia Turona collecta. Tomus. II. Aureliane 1752. P. 197 no. XCVIII [Bibl. Vat. B. Or. Carm. 1069].

[14] *Acta Capitulorum Generalium Ord. Fr. B. V. Mariae de Monte Carmelo.* Vol. I ab anno 1318 usque ad ann. 1593 cum notis a R. P. B. Zimmermann ed. Fr. Gabriel Wessels. Romae (Via S. Pallavicini 10) 1914. Condemnationes 1564.

[15] L. Erdélyi, *Geschichte des Ordens des h. Benedikt* (ung.). X B., Budapest 1908 (Die Abtei Tihany).

[16] *Archive des Vatikans Germ. Nunt.* Vol. 99, fol. 148. Datum 11. Juli 1581. Mitgeteilt bei Erdélyi (15) a. a. O.

[17] *Canto | di F. Matheo Fleccia Carmelita capelano de la Imperatrice | Nostra Signora. Et Musico de la M. Cesarea* ... In Venetia Appresso di | Antonio Gardano | 1568. Vol. 5. [Wien, Nationalbibliothek, Musik. Samml. S A 76, F. 28].

[18] *Libro de musica de punto.* Praga 1581.

[19] *Divinarum completarum Psalmi lectio brevis et Salve Regina cum aliquibus Mottetis.* Baracharae, Georgius Negrino, 1581. In 4°.

[20] *Las Ensaladas de Flecha Musico de Capilla.* Baracharae, Georgius Negrino, 1581.

[21] F. J. Fétis, *Biographie universelle des Musiciens et bibl. gén. de la musique.* 2e éd. Paris, Firmin-Didot, 1862. B. III, S. 270.

[22] *Obra nuevamente echa, en consideracion de la muerte y miseria humana* ... Estampadas en Praga por Jorge Negrino Impresor. Anno 1593. [Wien, Nationalbibliothek 38, E. 139.]

[23] Rom, Bibl. Vat. Urb. lat. 867, fol. 133. *Instruccion por la yda en Flandres del Archiduque Hernesto de Austria.* Año 1594.

[24] N. Antonio, *Bibl. hisp. nova.* Matriti 1788. T. II, p. 116.

[25] Puig y Cadafalch, *Architectura romana a Catalunja.* Barcelona 1909. T. I, p. 124—126, 132.

[26] Erdélyi ([15]) a. a. O.

[27] F. J. Fétis ([21]) a. a. O. *Supplément et complément,* publié par A. Pongin. Paris 1878. B. I, S. 336.

[28] *Calendaro historico musical,* angeführt bei Fétis ([27]).

[29] M. Sorano Fuertes, *Historia de la Musica española.* B. II, S. 134—135. Angeführt bei Fétis ([21]).

[30] Sorano Fuertes ([29]) a. a. O.

[31] Antonio ([24]) a. a. O. R. Eitner, *Biographisch-bibliographisches Quellen-lexikon der Musiker und Musikgelehrten.* Leipzig 1900. B. III, S. 475.

[32] B. Saldoni, *Diccionario biographico-bibliografico de Efemerides de Musicos Españoles.* Madrid 1868. B. I, S. 287.

[33] Fétis ([21]) a. a. O.

[34] H. de La Coste, *Les Eloges et vies des reynes, princesses, dames et demoiselles illustres en Piété, Comage et Doctrine.* Paris 1630. S. 243—248. A. de Martonne, *Isabelle d'Autriche,* Paris 1848, und *Nouv. biogr. générale,* Paris, Didot. B. XV, Kol. 861.

[35] Brantôme, *Œuvres complètes,* ed. Lalanne. Paris 1864—1882. B. IX, S. 602.

[36] Bouchot, *Quelques dames du XVIe siècle et leurs peintres.* Paris 1880.

[37] Paris, Archives Nationales K. 1524, 1531, 1532, 1535, 1536.

[38] Brantôme ([35]) a. a. O.

[39] E. Picot, *Catalogue de livres de M. le baron J. Rothschild,* Paris 1920. B. IV, no. 3930; B. V, no. 3381.

[40] *Sommaire Discours de la vie de la royne Isabel Douairière de France, Fille de l'Empereur Maximilien, veufue du feu Roy Charles neufiesme.* Colligé par l'un de ses tres-humbles serviteurs et officiers. À Paris, chez Robert le Fizelier, 1592 [Paris, Bibl. Nat. Lb33 380].

[41] P. Moreri, *Historica brieve della casa d'austria aggiuntovi l'orazione funebre in lode dell'infante D. Elisabetta d'Austria, regina de Francia.* Bergamo 1593.

[42] J. Rufo Gutierrez, *La Austriada.* Madrid, A. Gomez, 1584 [Wien, Nationalbibliothek *38 A a 120].

[43] H. Bouchot, *Les portraits au crayon du XVIe et XVIIe siècles conservés à la Bibl. Nat.* Paris 1884. S. 156, 157 und Bouchot ([36]) a. a. O.

[44] A. Ercilla y Zuniga verfaßte ein Epos *La Araucana* (Madrid 1569), worauf Flecha im Anfangssonett seiner Sammlung sich beruft (*Arcilla*). [Madrid 1578, Wien, Nationalbibl. *38 R 97.]

Budapest. Ludwig Karl.



Les joyeuses adventures, ein französisches Schwankbuch des 16. Jh.s.

Als der Hesse Hans Wilhelm Kirchhof im Jahre 1601 seinem 1563 erschienenen 'Wendunmuth', der umfangreichsten Anekdotensammlung seiner Zeit, einen zweiten und dritten Band folgen ließ, zog er neben der mündlichen Überlieferung nicht bloß die deutsche und lateinische Literatur zu Rate, sondern bemerkte auf dem Titelblatte ausdrücklich, seine höflichen, züchtigen und auserlesenen Historien, Schimpfreden und Gleichnisse seien einesteils aus dem Französischen und Italienischen verdeutscht. In den reichen Quellennachweisen, die H. Oesterley 1869 seinem Abdruck des 'Wendunmuths' beigab, hat er für die italienischen Geschichten richtig Baldassare Castigliones Cortegiano (1528) als Vorlage erwiesen; dagegen blieb ihm die Fundgrube der französischen Novellen, obwohl Kirchhof sie selber zweimal ausdrücklich namhaft macht, unzugänglich. Da auch die französischen Literarhistoriker dem Büchlein bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt haben, möchte ich es in aller Kürze den Lesern dieser Zeitschrift vorstellen.

Kirchhof zitiert in B. 2, c. 81 'ein Büchlein, *les joyeuses aventures* etc. intituliret und in Anno 56 zu Leon gedruckt, darauß ich mehr denn eine dieser Historien verteutscht', und charakterisiert dies Werk, das er vermutlich 1558 oder 1559 erworben hatte, als er von seinem Landgrafen nach Paris geschickt wurde, näher in B. 3, c. 246: 'Das aber ist war und gut schein, daß die Straff der Unzucht in Welschland gantz gelind und langsam sein muste, mit ihren selbst eygenem Büchlein in frantzösischer Sprach, sonderlich einer, dessen hierin mehr gedacht, zu Leon in Anno 56 publicirt, zu bezeugen ... aus welchem viel Historien in hochteutsch, doch züchtiger Ohren allzeit verschonet, transferirt. Mehrertheyls [sind] solchs Büchleins inserirt Capitel von so groben vielen unbeschnitten Zotten erfüllet, daß ich sie billich überschritten und an ihrem Ort stehen gelassen.' — Von diesem in Brunets Manuel du libraire nicht verzeichneten Buche besitzt die Wolfenbüttler Landesbibliothek eine um ein Jahr ältere Ausgabe:

LES | IOYEVSES | ADVENTVRES ET | PLAISANT FACETIEVX | *deuix fort recreatif pour resiouyr tous* | *esprits melancolicques. Aug-* | *menté de plusieurs autres* | *nouuelles, non enco-* | *res iamais im-* | *primees.* | [Holzschnitt: ein liegender musizierender Bacchus] | A LYON | 1555. | 20 Bogen kl 8° (A 1a—V 8a) mit kleinen Holzschnitten. Blattgröße 11 : 8 cm.

Wir haben, um es gleich kurz zu sagen, eine Modernisierung der berühmten '*Cent nouvelles nouvelles*' vor uns. Der ungenannte Bearbeiter spricht sich über sein Ziel in einer 'Epistre exortative aux lecteurs De bonne uolunté' (Bl. A 2a) ausführlich aus:

'J'ay preſenté [A 3 a] ces belles nouuelles, leſquelles furent iadis eſcriptes en treſrude et mal conſonant langage, auecques raisons prolixes, et le plus ſouuent ſans propos, en quoy les auditeurs eſtoient treſchargez pour la grande multitude et varieté de parolles. Et pour ceſte occaſion, ce liure auoit eſté delaiſſé comme choſe ennuyeuse et mal limee au gré et plaiſir des Francoys, leſquelz ſur toutes nations appettent brieueté en leurs langages au moyen de leur tant ſubtil entendement, comprenant en brief la ſubſtance du narré tant ſont industrieux et bien nez. Et pour ceſte cauſe quand ma tresaymee Valentine nous l'auroit produdict en ſa faueur, nous l'auons diligemment veu et leu et totalement immué le langage antique, et remis les nouuelles en leur naturel, brief et ſuccinct, comme vous pourrez veoir par la lecture d'icelles, à fin que tant voz oreilles qu'eſpritz ne reçoiuent choſes inutilles et mal conſonantes aux faſcetieux deuiz. Et dauantage, pour ce que es antiques i'ay trouué pluſieurs comptes indignes de voz oreilles, qui eſtoient auſsi ſans ſauces ne raiſons: Nous les auons oſtees, au lieu deſquelles auons mis pluſieurs comptes treſioyeux et dignes d'estre refferez es aſſemblees et en toutes bonnes compaignies, à propos pour [A 3 b] euiter melancolie et faire trouuer le vin meilleur, deſquelles pluſieurs comme i'eſpere en lecheront leurs doigz, et n'en auront à demy mais pour ceſte heure ilz ſe pourront contenter en demourant ſur leur appetit, eſperant qu'alors que ie les voirray famelicques et appetant autres ſemblables, ie les reſaſiray encores de meilleures que ie leur garde en ma manche bien ſerree de peur qu'ilz ne ſ'en vollent, car le danger y eſt grand.'

Zu dem hier verkündeten Grundsatz der Kürzung, Modernisierung und sogar teilweisen völligen Streichung des alten Textes stimmt die Schlußnotiz auf Bl. V 1 b:

'Cy finiſſent les Joyeuses Aduentures nouuellement imprimees a Lyō, reueues, corrigees et additiōnees. Et ont eſté pluſieurs adiouſtees, ſelon leur ſens naturel, et langage plus praticqué en Francois, qu'au parauant. mil cinq cens cinquante cinq.'

Den eigentlichen Inhalt bilden 108 numerierte Schwänke (Devis); da aber Nr. 66 doppelt erscheint, sind es im ganzen 109 Erzählungen. Das auf Bl. V 2 a beginnende Register stimmt damit nicht überein; es verzeichnet nur 105 Nummern; indem es die Nr. 59. 62. 63. 74 ausläßt. Vermutlich existierte also eine ältere Ausgabe mit 105 Stücken, aus der das Register einfach trotz der Vermehrung des Textes abgedruckt wurde. Indes findet sich eine ähnliche Differenz zwischen Register und Text in der vom Autor nicht korrigierten ersten Ausgabe von Johannes Paulis 'Schimpf und Ernst' (Straßburg 1522). Von den 'Cent nouvelles nouvelles' sind, wie eine Vergleichung lehrt, nur 82 Nummern wiedergegeben. Ihrem Verzeichnis füge ich gleich einen Vermerk über die bei Kirchhof verdeutschten Stücke bei:

J. Adv. 5 (Cnn. 1. K. 3, 175). — 6 (2. K. 2, 85). — 7 (3). — 8 (4). — 9 (5. K. 3, 89). — 10 (6. K. 3, 146). — 11 (7). — 12 (8). — 13 (9). — 14 (10). — 15 (11). — 16 (12). — 17 (13). — 23 (14). — 27 (15). — 28 (16. K. 3, 242). — 29 (17). — 30 (18). — 31 (19). — 32 (20). — 33 (21). — 34 (22). — 35 (23. K. 3, 243). — 36 (24. K. 3, 228). — 37 (25). — 38 (26. K. 3, 236). — 39 (27). — 40 (28). — 42 (29. K. 3, 237). — 43 (30). — 44 (31). — 45 (32. K. 2, 86). — 46 (33). — 47 (34). — 48 (35). — 49 (37). — 50 (38). — 51 (39). — 52 (40). — 53 (41). — 54 (42). — 55 (43). — 56 (44). — 57 (45). — 58 (46). — 59 (47. K. 3, 244). — 60 (48). — 61 (49). — 62 (50). — 63 (51). — 64 (52). — 65 (53. K. 3, 238). — 66 (54). — 66a (55). — 67 (56. K. 2, 87). — 68 (58). — 69 (64). — 70 (65). — 71 (66). — 72 (67). — 73 (69. K. 3, 225). — 74 (71). — 75 (72). — 76 (73. K. 2, 81). — 77 (75. K. 2, 197). — 78 (76). — 79 (77). — 80 (78. K. 3, 245). — 81 (79. K. 3, 146). — 82 (80). — 83 (81). — 84 (82). — 86 (84). — 87 (85). — 88 (86). — 89 (87). — 90 (88. K. 3, 246). — 91 (89. K. 2, 42). — 92 (90). — 96 (59). — 97 (61). — 98 (62).

Fortgeblieben sind also die Nummern 36. 57. 60. 63. 70. 74. 83. 91—100 der Cent nouvelles nouvelles. Hinzugefügt hat der Bearbeiter 27 Erzählungen, deren Titel ich hier wiedergebe: [Bl. A 4 b] 'Addition au facetieux deuis des cent Nouuelles Nouuelles'.

1. D'un gentilhomme qui ſe fit deualler par le tuyau d'vne cheminee dedans la chambre d'vne damoyſelle ſ'amye: et comment le mary d'elle fuſt monté au lieu du Gentilhomme par accident.

2. D'vn ſeruiteur amoureux de ſa maiſtreſſe, qui apporta le berceau du petit enfant contre ſon lict, quand ſa maiſtreſſe fut leuee, pour faire ſes affaires, et par ce moyen fit coucher ſa maiſtreſſe auec luy. (Verwandt mit Boccaccio, Dec. 9, 6.)

3. De l'expedient que trouua vn bon enfant de Rouen prodigue declaré, pour auoir deniers. (Aus Castiglione 2, 51. K. 2, 147.)

4. De Girard de Paris aliené d'eſprit, qui paya son hoste des trois poiſſons a coups de poing, quand il eut bien diſné.

18. D'un ſuperſtitieux medecin qui ne uouloit rire auec ſa femme, ſinon quand il pleuuoit, et de la bonne fortune qui aduint a ladicte femme apres ſon treſpas. (Plaisantes nouvelles 1555 nr. 14 = Des Periers 1565 Nr. 95. K. 3, 241.)

19. D'un Baudroyeur qui tapiſſa la chambre de ſa femme accouchee de ſes cuirs, et du motif d'icelluy. (K. 2, 136.)

20. D'un eſcolier qui donna ſa robbe à une ieune Apothicareſſe d'Orleans, pour iouyr de ſon amytié, et comment il euſt ſa robbe. (K. 3, 176.)

21. D'un ſeigneur de Thurin qui guerit ſa femme d'une griefue maladie de courte allaine, pour auoir faict un enfant a ſa chambriere.

22. Comment un prothonotaire executa le deuoir d'amours, auecques une ieune femme d'un marchant drappier et de l'yſſue de ladicte execution. (K. 3, 174.)

24. De la plaiſante reſponſe que feit un eſcuyer à un prince accomparant ſa ſeur au naturel de ſon pere excellent abbateur de femmes.

25. D'un maiſtre praticien et de ſon clerc.

26. De la cautelle d'un garſon d'hostellerie, pour eſtranger quelques moynes qui couſtumierement logeaient leans. (K. 2, 88. Plaisantes nouvelles 1555 nr. 82 = Des Periers 1565 nr. 119.)

41. De la cautelle d'une ieune femme qui fit iurer ſon deteur ſur un bras S. Anthoine dont elle recouura la debte.

85. De la responce d'un clerc de Paris, qui trouua ſa maiſtreſſe en l'hostel d'une macquerelle.

93. D'un notable perſonnage qui treſſagement corrigee ſa femme, ſans luy faire mal, pour l'auoir trouuee adultere.

94. De Triboullet fol du Roy Francoys et de ſes faſcetieulx geſtes. (K. 2, 203 teilweise. Plaisantes nouvelles 1555 nr. 67 = Des Periers 1565 nr. 98).

95. Joyeulx comptes, de la sauetiere, du prebſtre, et du sauetier.

99. De la cautelle d'une damoyſelle pour faire iouyr ſon amy de lamoureuſe diſtribution en la preſence du mary qui tenoit la teſte a ſa femme pendant que on luy faiſoit la beſongne.

100. D'un Lymoſin qui amena une grande quantité de chiens, pour uendre a Paris. (K. 2, 198.)

101. D'un gros ſeigneur de France qui fit conuaincre ſes medecins par une raiſon facetieuse d'un homme de uillage. (K. 2, 151.)

102. De la facetieuſe reſponſe faicte par ung muſnier au meſmes Cheualier.

103. De la harangue de Jouan naturel fol, faicte a un cheualier ſon maiſtre pour donner une bague a ſa dame et espouſee.

104. De celuy qui miſt ſa robbe rouge ſur le lict, ou ſa femme et ſon amy eſtoient couchez ſans mot dire, et comment depuis la damoyſelle fut repudiee.

105. De la facetieuſe reponſe d'un gentilhomme qui besongnoit une chambriere d'hoſtellerie au retraict.

106. De la femme qui feſſa ſon mary, apres luy auoir auellé ſes chauſſes feignant le uouloir dechauſſer pour ſe coucher au lit.

107. D'un chanoine qui inuita quatre de ſes compaignons à diſner d'un gras cochon, et comment il leur preſenta une groſſe piece de lard gras au lieu, et mangea le diſner des autres.

108. De celluy qui ietta un chat au meillieu de la poiſſonnerie, et dict qu'il eſtoit mort, pour auoir mangé du haren.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf Stilunterschiede zwischen dem noch immer nicht zweifelsfrei festgestellten Verfasser der 'Cent nouvelles nouvelles' und dem um 80 bis 90 Jahre jüngeren der 'Joyeuses adventures' eingehen, da man dann auch andere Nachahmer wie Nicolas von Troyes und Bonaventure Des Periers heranziehen müßte. In der Unbedenklichkeit, schmutzige Ehebruchs-

geschichten vorzuführen, in denen Mönche und Pfaffen eine besondere Rolle spielen, und in der Freude an derben Witzworten, die eine heikle Situation blitzartig kennzeichnen[1], waltet kaum ein Unterschied zwischen beiden. Für den protestantischen Übersetzer Kirchhof bot sich natürlich Gelegenheit, hier und da die katholischen Geistlichen bloßzustellen; im allgemeinen aber sucht er durch eine angehängte Versmoral und selbst durch Abänderungen und Zusätze gröbere Anstöße zu beseitigen. So ist bei ihm (2, 81) die von einem liebeslüsternen Pfaffen aufgesuchte Frau mit dem Ehemann einverstanden, den Buhler zu beschämen, während im Französischen (76) der Gatte das Paar in flagranti ertappt. Anderen Geschichten ähnlicher Art (3, 244. 246) schickt er eine ernste Einleitung vorauf. Ohne Bedeutung ist dagegen etwa die Fortlassung der genauen Ortsbezeichnung (2, 81: Gentilly pres Paris) und der Jahreszahl (2, 85: 1507. 3, 242: l'an des haultz bonnetz) oder die falsche Benennung der Brüsseler Kirche Sanct Gallen (3, 238) statt St. Gudula (frz. S. Goulle). Die aus den 'Joyeuses adventures' verdeutschten 28 Geschichten stelle ich noch einmal übersichtlich zusammen:

Kirchhof 2, 81 (JA. 76). — 2, 82 (91). — 2, 85 (6). — 2,86 (45). — 2, 87 (67). — 2, 88 (26). — 2, 136 (19). — 2, 146 (10). — 2, 147 (3). — 2, 151 (101). — 2, 197 (77). — 2, 198 (100). — 2, 203 (94 teilweise). — 3, 89 (9). — 3, 146 (81). — 3, 174 (22). — 3, 175 (5). — 3, 176 (20). — 3, 228 (36). — 3, 236 (38). — 3, 237 (42). — 3, 238 (65). — 3, 241 (18). — 3, 242 (28). — 3, 243 (35). — 3, 244 (59). — 3, 245 (80). — 3, 246 (90).

Kirchhof benutzte aber nach seinen oben angeführten Angaben eine 1556 zu Lyon gedruckte Ausgabe der 'Joyeuses adventures', die wahrscheinlich etwas von der 1555 erschienenen abwich durch Zusätze, die der Autor gemäß seiner Verheißung in der Vorrede (oben S. 222) einfügte. So müssen die Narrenstreiche Triboulets, die Kirchhof 2, 201—203 erzählt, auf eine Erweiterung von Nr. 94 zurückgehen; und auch die Geschichten, wie ein Kind die Buhlerei der Mutter mit dem Pfaffen verrät (3, 247) und wie ein Mädchen den Pfarrer als Zeugen anführt, daß sie nicht zum Heiraten zu jung sei (3, 248), stammen vermutlich aus der gleichen französischen Vorlage[2].

Leider habe ich in den zwölf Bänden der nach den Druckern geordneten 'Bibliographie lyonnaise' von J. Baudrier (Lyon 1895 bis 1921) unsere Ausgabe, die keinen Drucker- oder Verlegernamen

[1] Gerade das Gefallen an solchen Stoffen ist für J. Nève (Antoine de La Salle, sa vie et ses ouvrages 1903, p. 95) ein Grund, das Werk dem Antoine de La Salle abzusprechen: 'La verve des Cent nouvelles nouvelles se double d'une audace dans la licence et le cynisme qui a été rarement depassée.'

[2] Sie werden uns noch einmal in dem 'Recueil des plaisantes nouvelles' 1555 als Nr. 74 und 108 begegnen.

angibt, bisher nicht aufgefunden. Ein dort 3, 371 verzeichnetes Werk mit ähnlichem Titel:

Les Joyeuses Aventures et Nouvelles Recreations contenant plusieurs comtes et facetieux devis, reueu et augmente de nouveau. Lyon, Benoit Rigaud 1582. 241 p. 16° + table,

von dem Brunets Manuel (Suppl. 1, 707) noch eine weitere Auflage (Paris, P. Menier, 1598. 124 Bl. 16° + table) anführt, enthält vielmehr 100 Erzählungen aus Des Periers, Boccaccio und Masuccio. Von größtem Interesse für uns ist jedoch ein anderer noch weiter abweichender Buchtitel bei Brunet (Manuel 3, 802):

Les fascetieux devitz des cent nouvelles nouvelles, tres recreatives et fort exemplaires pour resueiller les bons espritz francoys, veuz et remis en leur naturel, par le Seigneur de La Motte-Roullant. Paris, Guillaume Le Bret, 1549. 126 Bl. kl. 8°. Schluß: Cy finissent les facetieux devitz des cent nouvelles, veues corrigees et additionnees selon leur sens naturel et langaige plus practique en Francoys par le seigneur de la Motte Lyonnois, et imprimee a Paris par Jehan Real.

Spätere Ausgaben erschienen: Paris, J. Longis, 1550 (106 nr.). — Lyon, Benoist Rigaud, 1570. 413 p. 16° (auf p. 3: Epistre exhortative aux lecteurs de bonne volonté. Nach Baudrier 3, 308 in St. Gallen). — Lyon 1574.

Wenn man diese allerdings spärlichen Notizen mit unseren 'Joyeuses adventures' von 1555 vergleicht, so kann man sich der Vermutung nicht verschließen, daß beide Werke identisch sind. Zur Gewißheit wird diese Vermutung durch eine Bemerkung von La Monnoye zu La Croix du Maine, Les bibliothèques françaises 2, 143 (1772), daß die 106 (in Wirklichkeit 109) Stücke der Ausgabe 1570 aus den Cent nouvelles nouvelles geschöpft seien, mit Ausnahme der Nr. 83. 90. 92. 93. 105, und daß 97 dieser Stücke wörtlich wiederkehren im

Recueil des plaisantes et facetieuses nouuelles recueillies de plusieurs auteurs, reueues et corrigees de nouueau: auec plusieurs autres nouuelles non par cy deuant imprimees. Lyon, Eustace Barricat, 1555. 16°. (Brunet 3, 803. Baudrier 4, 4).

Es trifft sich glücklich, daß ich von diesem Werk einen im gleichen Jahr zu Antwerpen erschienenen Nachdruck benutzen und somit die letzte Angabe La Monnoyes nachprüfen kann:

RECVEIL DES | PLAISANTES ET FACE- | tieuſes Nouuelles recueillies de plu- | ſieurs auteurs, reueues & cor- | rigees de nouueau. | Auec pluſieurs autres nouuelles | non par cy deuant Im- | primees. | [Buchdruckersignet[1] mit der Umschrift: Estote prvdent. vt serpent. et simplices sicvt colvmbae.] | ¶ On les vend en Anuers | chez Gerard Spelman. | An. 1555. | 357 S. + 8 Bl. 16°. | (Wolfenbüttel; vgl. Brunet 4, 1165).

In der Tat begegnet uns hier auf S. 3—6 wörtlich übereinstimmend die 'Epistre Exortative aux lecteurs de bonne volunte' aus den 'Joyeuses adventures' und in veränderter Reihenfolge 96 (nicht 97) jener Novellen.

[1] Reproduziert bei G. van Havre, Marques typographiques des imprimeurs Anversois 2, 249 (1884).

Recueil 5 (J. A. 5). — 6 (6). — 7 (7). — 8 (8). — 9 (11). — 10 (13). — 11 (15). — 12 (16). — 13 (17). — 14 (18). — 15 (19). — 16 (20). — 17 (21). — 18 (24). — 19 (27). — 20 (28). — 21 (29). — 22 (30). — 23 (31). — 24 (32). — 25 (33). — 26 (35). — 27 (36). — 28 (37). — 29 (39). — 30 (40). — 31 (43). — 32 (47). — 33 (48). — 34 (49). — 35 (51). — 36 (52). — 37 (53). — 38 (55). — 39 (56). — 40 (57). — 41 (58). — 42 (59). — 43 (60). — 44 (65). — 45 (66). — 46 (66a). — 47 (67). — 48 (69). — 49 (70). — 50 (71). — 51 (72). — 52 (74). — 53 (75). — 54 (76). — 55 (78). — 56 (80). — 57 (81). — 58 (82). — 59 (85). — 60 (87). — 61 (88). — 62 (89). — 63 (90). — 64 (91). — 65 (92). — 67 (94). — 70 (95). — 71 (97). — 72 (107). — 73 (99). — 75 (100). — 76 (1). — 77 (2). — 78 (3). — 79 (4). — 80 (22). — 81 (25). — 82 (26). — 83 (9). — 84 (10). — 85 (14). — 86 (34). — 87 (38). — 88 (41). — 89 (42). — 90 (44). — 91 (46). — 92 (50). — 93 (54). — 94 (61). — 95 (62). — 96 (64). — 97 (68). — 98 (73). — 99 (77). — 100 (79). — 101 (83). — 102 (84). — 106 (98). — 107 (101).

An Stelle der fortgelassenen Novellen hat der unbekannte Herausgeber 12 neue Stücke eingefügt. Vier davon sind aus den 1548 erschienenen italienischen Novellen des Florentiners Agnolo Firenzuola übersetzt, die P. Toldo in seinen sorgfältigen Studien über italienische Einflüsse auf die Entwicklung der französischen Novelle[1] noch nicht erwähnt. Auch Nr. 103 und 104 scheinen aus italienischen Vorlagen herzustammen. Ich gebe sämtliche Überschriften wieder, um weitere Forschungen zu erleichtern.

1. Vn ieune homme eſtant amoureux entra en habit de femme en la maiſon de ſon amoureuſe, laquelle fut treſioyeuſe d'vne telle fortune: et ce pendant qu'ilz menoient ceſte ioyeuſe vie, le mari s'aperceut qu'il eſtoit maſle, et neantmoins à la perſuaſion d'vn ſien amy creut qu'il eſtoit ainſi deuenu en ſa maiſon tellement qu'il le retint en ſa maiſon pour faire les enfans maſles. — (Firenzuola, Nov. 2 = A. Keller, Italienischer Novellenschatz 2, 358.)

2. Charles aymoit vne ieune fille, laquelle pour complaire a la maiſtreſſe, faict ſemblant d'aymer l'Abbe, et penſant de le mettre en ſon lict, y miſt Charles, lequel penſant eſtre couché auec la chambriere, ſe trouua couché auec la maiſtreſſe, qui croioit eſtre auec l'Abbe. — (Firenzuola 3.)

3. Meſsire Jean est amoureux de la Toinette, laquelle souz eſperance d'vne paire de manches luy complaiſt: et pour autant qu'il ne luy tint pas promeſſe s'eſtant accorde auec le mary, le fist venir par cautelles en ſa maison, ou il print de luy meſme ſa penitence. — (Firenzuola 4.)

[1] Toldo, Contributo allo studio della novella francese del XV e XVI secolo Roma 1895). Vgl. G. Paris, Journal des Savants 1895, 289. 342.

4. Plaisante facetie d'Ange Florensole aduenue nouuellement selon le commun bruit. — (Firenzuola 7. Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 272.)

56. Des querelles que prindrent deux mariez pour leurs femmes: et comment en la fin ilz furent declarez coquus par elles pour vne piece de crespe qu'vn chanoine leur auoit donne pour leur salaire. — (Spielt in Metz.)

68. D'vn Secretain de religieuses qui contrefist la parolle de l'Ange du Ciel, pour iouyr des belles religieuses de leans. — (In Brabant. Ähnlich Cent nouv. nouv. 14; Bebel, Facetiae 2, 113; Kirchhof 1, 2, 56.)

69. D'vne facetieuse responce d'vne vieille contre les procureurs et advocats. — (Nach Johannes Gerson, den auch Bebel 2, 110 benutzt; vgl. Pauli, Schimpf und Ernst c. 787 ed. Bolte.)

74. Comment par vn petit enfant les amours d'vne marchande et d'vn prestre furent reuellez au marchant. — (Kirchhof 3, 247.)

103. D'vn homme qui feist son testament, et des delais qu'il feist a sa femme. — (Pierre Mansin in Florenz hinterläßt seiner Frau 'les parties d'embas'.)

104. D'vne femme qui se conseilla à son confesseur pour auoir des enfans. — (Frau des Zacarus in Rom.)

105. D'vn ieune sot, qui ne sceut trouuer le lieu, pour habiter sa femme la premiere nuict. — (In Boulogne.)

108. D'vn Montenois qui refusoit vne fille, pour ce qu'elle estoit trop ieune. — (Kirchhof 3, 248 ähnlich.)

Schließlich bleibt zu erwähnen, daß unter den Geschichten, welche 1565 einer neuen Auflage der 'Nouvelles recreations et joyeux devis' von Bonaventure Des Periers angehängt wurden, sich auch fünf aus den 'Plaisantes nouvelles' von 1555 befinden, nämlich 14. 41. 57. 67. 82 (= Nr. 95. 123. 94. 98. 119 in der Ausgabe von P. L. Jacob 1872). Freilich stimmen sie zugleich genau mit den Joyeuses Adventures 1555 Nr. 18. 88. 81. 94. 26 überein, so daß auch diese dem Abdruck von 1565 zugrunde gelegen haben können.

Wir haben also drei mehrfach aufgelegte französische Schwanksammlungen ermittelt, die unter verschiedenen Titeln nahezu denselben Inhalt, großenteils eine neue Bearbeitung der Cent nouvelles nouvelles, darbieten. Und es erhebt sich die Frage: Welche von den dreien ist das Original, und wer war dessen Verfasser? Die Wahrscheinlichkeit spricht für den Lyoner Seigneur de La Motte-Roulant, eine bisher in der französischen Literaturgeschichte unbekannte Persönlichkeit, die doch ein gewisses Interesse beanspruchen darf. Mögen über die hier angeregten Fragen weitere Nachforschungen, zu denen mir Zeit und Gelegenheit mangelt, Klarheit schaffen!

Berlin. Johannes Bolte.

Kleinere Mitteilungen.

365 als Lieblingszahl der Sage.

Die Volkskunde des Mittelalters spielt gern mit den Zahlen 3, 4, 7, 10, 12, 30, 40, 60, 70, 100. Die Zahl der Tage im Gemeinjahr verwendet die irische Legende: 365 Kirchen und Bischöfe weihte Patricius; Nennius ed. Mommsen, *Mon. Germ.*, *SS. antiq.* XIII 196. Eine niederländische Legende legt einer Gräfin von Flandern 365 Kinder bei; Michelet, *Jeanne d'Arc* 98.

Berlin. F. Liebermann †.

P^h^ol, Polesleah und Poling.

In den Beiträgen von Paul und Braune, Bd. 49 p. 69, versucht John Loewenthal in einer Studie über 'germanische culte morgenländischer herkunft' den rätselhaften Götternamen 'P^h^ol' des 2. Merseburger Zauberspruchs zu deuten. Er tritt, im Anschluß an die Untersuchungen Gustav Neckels über den Baldermythus, für eine orientalische Heimat des Namens und des Kultes ein und schlägt als Urform *Pulaz aus idg. *bl̥lós aus phön. ba'l vor. Die beigebrachten sprachlichen und kulturellen Parallelen mögen an sich die Möglichkeit der behaupteten Entlehnung zeigen — für den P^h^ol als ἅπαξ λεγόμενον ist so lange nichts gewonnen, als er nicht durch eindeutige germanische Belege als Name eines germanischen Gottes Phol bzw. als Beiname Balders gestützt werden kann. Neues germanisches Material bringt L. aber nicht; er verzichtet auch auf kritische Durchsicht des alten.

Ich möchte im folgenden die angelsächsischen 'Zeugnisse' für den Phol-Namen, die durch alle Handbücher der Mythologie geschleppt werden, entkräften — muß aber eine kurze Übersicht der deutschen Phol-Bildungen vorausschicken.

Seitdem Jacob Grimm (Kl. Schriften II 1 [1842]; ZfdA. II p. 252 'Schon mehr über Phol' [1842]; Deutsche Mythologie 4I p. 185 ff., III p. 79—80) sich des unbekannten Gottes angenommen hatte, sind die von ihm herangezogenen altdeutschen Ortsnamen heftig umstritten, aber bis heute nicht befriedigend erklärt (vgl. Bugge, Studien über die Entstehung der nord. Götter- und Heldensagen p. 298 Anm. 2; Golther, Handbuch der germ. Mythologie p. 384).

Es handelt sich hauptsächlich um Pholesbrunnen > heute Pfuhlsborn unfern der Saale; Pholesauwa > Pfalsau, Pfalso im niederbayrischen Landgericht Griesbach bei Passau; Pholespiunt (MB 9, 404 um 1138) > Pfalzpoint an der Altmühl zwischen Eichstädt und Kipfenberg (piunt = eingehegter Acker oder Garten); Phullendorf oder Follendorf bei Gotha, in Urkunden des 14. Jh.s Phulsdorf. [Pölde ist durch Schottin, Die Slaven in Thüringen p. 10 anders erklärt.]

Jac. Grimm hat selber schon zweifelnd bei den oberdeutschen Namen auch an die nahegelegene Teufelsmauer, den 'Pfahlgraben' gedacht: Pfalzpoint und Pholesauwa < Pfoalsowa würden damit zu 'ad Palas' gehören und wären von *Phuol oder *Phol zu trennen (vgl. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I p. 423 sub Pfâl; ferner Kauffmann, ZfdPh. 26 [1894] p. 457). Diese Kombination wird aber durch Grienbergers Einwand ZfdPh. 27 p. 453 unmöglich. Die Verdumpfung von â > ô vollzieht sich erst im späteren Mhd. und kann für die bayrischen Belege der Pfolsau aus dem 8. Jh. nicht angenommen werden. Eduard Sievers macht mich brieflich darauf aufmerksam, daß das moderne Pfalsau wohl richtiger Pfölzau zu sprechen und daß Pfalzau wahrscheinlich volksetymologische Umdeutung ist. Damit schwindet jede Ver-

bindung zwischen den Zusammensetzungen mit pfol und phâl. Zudem scheint die heutige Form Pfalzpoint bzw. Pfalsau auf kurzes pfōl zurückzugehen.

Für Phulsdorf und Pfuhlsborn, die doch wohl auf einen Stamm pfōl weisen, bietet sich die einfache Ableitung von 'Pfuhl' als einleuchtendere Lösung. Förstemann (Die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863 p. 67) gibt Deophanpol, Ophanpol, Wartpol, Poggenpohl, Poggenpfuhl, Grünpöhl, Putzpuhl, Polgest, Pfuhlmühle, Pulheim, Poelpolder, Poelweg, Polwijk. Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch I p. 1083 sub Pful hat u. a. die Bildung Pfuhlsgrund, die wegen ihres Genitiv-s bemerkenswert ist und sich neben Pfuhlsborn und Pfuhlsdorf stellt, also von Grienbergers Bedenken (ZfdPh. 27 p. 453) gegen die Ableitung der genitivisch (uneigentlich) komponierten Ortsnamen von Substantiven — nach ihm enthalten diese Bildungen regelmäßig einen Namen — widerlegt. Paulus Cassel (Paulus oder Phol, ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania, Berlin, 1891) verweist auf seine thüringischen Ortsnamen 2, 15, 16 und die anderen deutschen Ausdrücke für Sumpf und Moor, die Bezeichnungen von Ortsnamen geworden sind.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch die schwäbischen pfull-Namen: die Städte Pfullingen (im Pfullichgau, einziger Beleg 938), Pfullenberg in der Nähe von Pfullingen, ferner das schwäbische Pfullendorf, Pfullenäcker, Pfullenhardt, Pfullenshart (vgl. H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch sub 'Pfull-': 'Die Ableitung aus dem Götternamen Phol kann als definitiv beseitigt gelten; eine andere ist nicht gefunden.').

Nun gibt es noch englische 'Phol-Orte'. Man beruft sich mit Vorliebe auf die englischen Namen, um die dunklen altdeutschen zu stützen, und die altdeutschen müssen wieder helfen bei der Deutung der englischen (z. B. Steinmeyer, Sprachdenkm. p. 367 zu LXII). Aber selbst von Grienberger, der Verfechter der Zusammenhänge zwischen Phol und den Ortsnamen, muß die Zahl der englischen letzten Endes auf zwei beschränken (ZfdPh. 27 p. 456):

'Von den englischen Ortsnamen, die Kemble (The Saxons in England I 367) gesammelt hat, rechne ich mit Sicherheit nur Polsley, alt Poleslêah, und allenfalls auch Polesworth in Warwickshire hierher, während andere wie Polebrooke, Polstead, Polthorn, Polhampton, alt Polstede, Polthorn, Polhæmatûn wohl besser mit engl. pool, me. pol, ags. pól verbunden werden ... Außer diesen lokalen, bei denen man, insoweit sie den Gottnamen Phol im Genitiv enthalten und insoweit sie nicht sekundär durch Familienabzweigung benannt sind, an wirkliche Stätten der Verehrung zu denken berechtigt ist, gibt es noch einen verschieden lokalisierten Familiennamen ahd. *Pholinga, ags. *Polingas, der entweder Verehrer des Phol, oder Leute, die ihren Ursprung auf Phol zurückführen, bezeichnen muß ...'

Neuere anglistische Forschungen entziehen aber auch diesen Aufstellungen den Boden. Poleslêah und Polesworth können ohne Schwierigkeit mit pól, stm. 'pfuhl, teich' zusammengebracht werden. (Die Erwähnung von Poleslêah lautet wörtlich: 'đanne cyrder it norđ on poles leage', Kemble, Cod. Dipl. DCXLI [Œđelred, 984].) Einmal ist pól sehr häufig in ags. Flurnamen vertreten (vgl. Middendorf, Ae. Flurnamenbuch, Halle 1902), z. B. on đem blace pól, De Gray Birch 120 (a° 708); coc cinge pól 1309 (a° 978 [974?]), hors pól 923 (a° 956) usw. Zum andern gibt es mehrere Belege von genitivischen Bildungen mit -s, die keine Eigennamen enthalten, z. B. nach Middendorf (ich übergehe dabei absichtlich Tiernamen) — die Zahlen beziehen sich auf die Nummer der Urkunden bei Gray Birch:

alr stf., stm. Erle — alresford 620 (Alresford, ON Hants);
ǣs stn. Aes — ǣses beorg 594 (a⁰ 901);
ǣwylm stm. Wasserwallung, Quelle — ǣwylmes hangra 740;
clūd Fels, Hügel, ne. cloud Wolke — clūdes léghe 691 (a⁰ 932);
tūd stm. Höcker, Wulst — to tūdes léghe 1033 (a⁰ 958).

Ferner finde ich bei Binz, Zeugnisse zur germ. Sage in England, Beiträge von Paul und Braune 20 p. 156 (vgl. die Anmerkung von E. Sievers zu p. 157):
hrucgcumb — on hruczcumbes ford 1331 (a⁰ 739);
hrucge (swf.) Rebhuhn, ne. dial. rudge (Cornwall);
cumb (stm.) Niederung, Hohltal.

In derselben Urkunde noch: on byrccumbes heafod (2×), on foxcumbes heafod, on brunpoldes treow, drosncumbes heafod, hurrancumbes heafod, wulfcumbes heafod etc.

Die Belege lassen sich sicher vermehren.

Duignan (Warwickshire Place-Names, Oxford 1912, p. 95 sub Polesworth) gibt als älteste Schreibungen Pollesworth bzw. Polsworth und deutet den Namen hauptsächlich auf Grund des Genitiv-s als Pol's worth. Der einzige Beleg für Pol in Searles Onomasticon Anglo-Saxonicum (1897) ist aber wieder Polesleah (Kemble, Cod. Dipl. DCXLI). Auch hier wird die Ableitung von pool < pól das richtigere sein, zumal bei Orten wie Wimpole (Cambridgeshire), Black Pole (Wyld, Place-Names of Lancs), Poletrees (Mawer-Stenton, Place-Names of Buckinghamshire, p. 120) und dem Familiennamen Claypole (Weekley) niemand an der Ableitung von pool zweifelt.

Zu der mythologischen Deutung der Pool-(Pole-)Namen hat wohl besonders der falsche Bedeutungsansatz léah = Hain beigetragen, während es im Ags. nie etwas anderes als 'Feld' bedeutet (vgl. E. Sievers zu Binz, Zeugnisse zur germ. Sage in England [PBB 20 p. 153 Anm. 1]).

Es bleibt schließlich noch Poling in Sussex. Die Deutung 'der Ort der "Pholleute"' scheitert nun einfach schon daran, daß wir die alten Formen von Poling jetzt kennen. Sie lauten nach Eilert Ekwall (Place-Names in -ing, Skrifter utgivne av kungl. humanistika vetenskapssamfundet i Lund VI, Lund 1923): Palinges hundred 1166 Pipe Roll, Palynges (nd.), Paling' 1275 HR, Palling (hd.), Paling, -ge (vil.) 1285, Poling (hd.), Paling (vil.) 1316 FA, Palyng 1296 Sussex Subsidies, Polyng 1341 IN.

Die wahrscheinlichste Erklärung für den Namen ist die, daß man die Bildung nicht patronymisch (ein ae. Personenname Pál ist nicht belegt), sondern toponymisch auffaßt. Gösta Langenfelt (Toponymics or Derivations from Local Names in English, Uppsala 1920) und Eilert Ekwall a. a. O. haben nachgewiesen, daß -ing in allen germanischen Sprachen toponymische Funktion haben konnte: got. gardingus etwa bedeutet 'zum Palast gehörig, einer der Leute aus dem Palast' usw. Als toponymisches Suffix ist es in den nordischen Sprachen besonders häufig; in England ist es erst in der zweiten Hälfte des 9. Jh.s zu belegen und wird unter skandinavischem Einfluß häufiger (Langenfelt p. 55). Z. B. 'Bromleaging' in: to bromleaginga mearc (Kent; Kemble, Cod. Dipl. 862, 287; 987, 657). [Langenfelt p. 62 ff. gibt eine reichhaltige Übersicht.] So auch *Palingas — 'Pfahlleute' — in: Palinga Schittas, De Gray Birch 898 (a⁰ 953), Wald bei Felpham, 5 m. w. v. Poling; die ahd. Pholinga waren wohl 'Pfuhlleute'. Ein Rückgriff auf die Familiennamen ist in diesem Falle nützlich, aber nicht immer nötig, da das Suffix -ing in Ortsnamen einfach die Zugehörigkeit der Siedlung zum ersten Kompositionsglied ausdrücken kann.

In Anglia-Beiblatt XXVIII p. 295 erklärte Ekwall demgemäß Poling als Ableitung von ae. pál, etwa 'palisade'.

Wir sehen also, daß jedenfalls die englischen Ortsnamen nicht die geringste Beweiskraft für die Existenz des Gottes Phol in der altgermanischen Religion besitzen und damit den Wert der dunklen kontinentalen Phol-Bildungen stark herabmindern. Phol im Merseburger Zauberspruch ist nach wie vor am besten mit Mannhardt (Mythol. Forschungen, QF LI [1884] p. XXVII) als 'Vol' (stabreimend mit vuoren!) zu fassen — die Schreibung mit ph bildet bekanntlich kein Hindernis (vgl. Kauffmann PBB 15 p. 208) — und die schönste orientalische Etymologie kann daran nichts ändern.

Köln. E. Philippson.

Ferndissimilation.

Ne. *twice*, me. *twies* ist die Weiterbildung des ae. *twiȝa* 'zweimal'. Dieses ist aus *twiwa* entstanden, das letzten Endes auf *twis-wōr-* (vgl. an. *tvisvar*) zurückgeht.[1] Eine ähnliche Kürzung, wie sie die ae. Form gegenüber der germ. aufweist, zeigt sich in dänischen Mundarten: *tøs, tøse* 'reduced from MDa. *tøsser*, ON. *tvisvar*' (NED: *twice*.)

Beispiele dafür, daß von zwei Labialen der eine durch Dissimilation zum Gaumenlaut wird (z. B.: *w—w* zu *w—ȝ*), habe ich Engl. Stud. 54, 73 gegeben; weitere Belege bieten E. Schröder und E. Schopf.[2] In diesen Zusammenhang gehören wohl die von Siebs und Holthausen[3] angeführten afries. *progost* = *provost*, *prōgia* = *prōvia*, mnd. *pagelūn* = *pavelūn*; ferner schweiz. *goffet* neben *boffet* 'Büfett';[4] so erklärt sich wohl auch das Verhältnis von schweiz. *gīfer* zu *bīfer* 'dünne Decke auf der Käsemilch'[5] (zu rom. *bifari* 'doppelt'?), während das Verhältnis von *güfel* zu *büfel* 'Hügel' wahrscheinlich anders aufzufassen sein wird.[6]

Auch von zwei Dentalen kann der eine zum Gaumenlaut dissimiliert werden. Beispiele dafür habe ich verzeichnet Z. f. hochdeutsche Mundarten 1, 29, weitere geben E. Schröder 20, Behaghel, Gesch. d. d. Spr.[4] 214, Schopf 121.

Teppich, ahd. *teppich*, hat im Ahd. die Nebenformen *teppid, teppith*, die auf Entlehnung aus it. *tappeto*, lat. *tapētum* hinweisen. Kluge bemerkt dazu:[7] 'Wie das *ch*.. aus dem *t*.. hervorgegangen ist, ist unklar.' Die Erscheinung ließe sich wohl als Ferndissimilation *t—t* zu *t—k* erklären. Der Einfluß von *Estrich*, den Hirt annimmt,[8] mag mitgewirkt haben.

In diesem Zusammenhang sei hingewiesen auf den Aufsatz von E. Schröder, Die Namen des Feldahorns, Nd. Jb. 48 (1922), 9 ff. Dem ahd. *maxxaltra* stehen zur Seite as. *mapulder*, ae. *mapuldur* (vgl. ne. *maple*). Nach Schröder ist *mapoldr* durch Ferndissimilation aus *matoldr* entstanden: *t—d* zu *p—d*. Von zwei Dentalen ist der eine zum Labial dissimiliert worden. Schröder macht aufmerksam auf die Namen *Raupenstrauch* neben *Rautenstrauch*, *Raspenberg* neben *Rastenberg*. Weitere Belege bietet Schopf 118; vgl. auch schweiz. *sebert* neben *sedert* 'seit' (Behaghel 214). Ich hatte mir für ae. *ma-*

---

1 Sprachkörper und Sprachfunktion[2], S. 112 f.

2 Nachrichten der Göttingischen Ges. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 1908, S. 15 ff. — E. Schopf, Die konsonantischen Fernwirkungen: Fern-Dissimilation, Fern-Assimilation und Metathesis. (Aus dem Sprachstoff der lat. Inschriften der Kaiserzeit.) Göttingen 1919.

3 Siebs, Pauls Grdr. I[2] 1269, Holthausen, Beitr. 48, 466 und Altfries. Wtbch.

4 Schweiz. Idiotikon IV 1047, 1049. 5 Ebenda II 130, IV 1042.

6 Ebenda II 133, IV 1049. 7 Kluge, Etym. Wtb.[9] 8 Weigand-Hirt, Wtb.

puldur dieselbe Erklärung zurechtgelegt (das NED unter *maple* nennt das Verhältnis der ae. und ahd. Form unerklärt); die Dissimilation von *t—d* zu *p—d* mag erleichtert worden sein durch den anlautenden Labial *m*. An diese Assimilation hat auch Hirt[1] gedacht.

Schopf vermißt einen Beleg für die Dissimilation von *s—s* zu *þ—s* (S. 115). Die engl. Mundarten bieten ein Beispiel dafür, daß von drei *s*-Lauten der eine zu *đ* geworden ist: *siđəz* aus *sisəz* 'scissors'.[2] — Weitere Fälle der Dissimilation *n—n* zu *n—m* (Schopf 115) kennt gleichfalls das Englische.[3] — Der dissimilatorische Schwund eines anlautenden Konsonanten ist nicht ganz so selten, wie Schopf meint (S. 165 f.). Beispiele aus dem Deutschen verzeichnet Behaghel 218 f. (§ 235, 4). Aus englischen Mundarten wären zu nennen: *ǣlək* = *lilac* 'Flieder',[4] schott. *unoalyum* = *linoleum*.[5] — Während in diesen Fällen die germanischen Sprachen Seitenstücke liefern zu Dissimilationserscheinungen, die im Lateinischen nur spärlich zu beobachten sind, wird die Annahme einer Dissimilation *r—r* zu *r—n* in schott. *garten* = *garter* 'Knieband' gestützt durch lat. Parallelen.[6]

Gießen. Wilhelm Horn.

Kannte Spenser irische Gedichte?

Kuno Meyer hat in 'Miscellania Celtica' (Festschrift W. Braune, Dortmund 1920, S. 4—6) an einem Beispiel aufgezeigt, wie heute noch irische Geschichte von englischen Historikern gefälscht wird. Er weist darauf hin, daß Robert Dunlop in dem Beitrag über die Geschichte Irlands zu der 'Cambridge Modern History' über das irische Volk des 15. Jahrhunderts folgendes schreibt: They subsisted almost entirely on the produce of their herds and the spoils of the chase, and found in their large frieze mantles a sufficient protection against the inclemency of the weather, and one relieving them from the necessity of building houses for themselves. Nach Alice Stopford Green, The Old Irish World, S. 173, gehe diese Stelle zurück auf einen Herrn Hamilton, den Herausgeber der 'State Papers' von 1509—73, 'der sich vor mehr als fünfzig Jahren über die Iren im Zeitalter der Elisabeth folgendermaßen vernehmen läßt: 'Most of the wild Irish led a nomade life, tending cattle, sowing little corn, and rarely building houses, but sheltered alike from heat and cold, and moist and dry, by the Irish cloak'. Kuno Meyer glaubt 'den Ursprung der Idee vom Ersatz der Einrichtung' in einem Gedicht aus der Mitte des 10. Jahrhunderts, in welchem Cormacan Eigeas den Heereszug seines Herrn, Königs Murchertach von Ailech, beschreibt, nachweisen zu können.

> Adaig dun ind Aillinn uair tanaic an sneachta a n-airtuaid;
> rob iat ar d-toigi cen roinn ar g-cochaill corra crocoinn

und

> rob e ar g-clithar, rob e ar g-coill ar g-cocail corra crocoinn, . . .
> (Tracts relating to Ireland, printed for the Irish Archaeological Society, vol. I. The Circuit of Ireland, written by Cormacan Eigeas, 1. 67—68 und 121).

---

[1] Weigand-Hirt: Maßholder [2] Engl. Stud. 54, 71. [3] Ebenda.
[4] B. Grüning, Schwund und Zusatz von Konsonanten in den neuenglischen Mundarten, Diss. Straßburg 1904, S. 17.
[5] Engl. Stud. 54, 70. [6] Schopf 93.

Wir waren eine Nacht im kalten Aillinn; der Schnee
kam von Nordosten; unsere Häuser waren ohne Unterschied
unsere langen Ledermäntel... unser Schutz, unser (Holz-) Wald
waren unsere langen Ledermäntel.

Eine Stütze für seine Vermutung erblickt er darin, daß die Erstausgabe dieses Gedichtes mit englischer Übersetzung von John O'Donovan aus dem Jahre 1841 datiert ist. Nun geht aber der Bericht Hamiltons und Dunlops enge zusammen mit dem, was Spenser über die Iren sagt: Those northern Nations ... brought with them theyr usuall weedes (Mäntel), to sheild the cold and that continuall frost... carryed allwayes with them that weede, as theyr house, theyr bedd and theyr garment; and, coming lastly into Ireland, they found there more speciall use thereof... it (der irische Mantel) is a fitt Howse for an outlawe, a meete bedd for a rebell, and an apt cloke for a theif... When it rayneth it is his (des Geächteten) pent-howse; when it blowes it is his tent; when it freezeth it is his tabernacle. (The Works of Edmund Spenser, Globe Edition p. 631.)

Hamilton hat seine Kenntnis über die Iren der Elisabethzeit sicher aus Spenser bezogen; bei Dunlop ist es eine offene Frage, ob er Hamilton oder Spenser benutzt hat. Aber wie steht es mit Spenser selbst? Schon früher war mir aufgefallen, wie sehr Spenser und das irische Gedicht in bezug auf den ausgedehnten Gebrauch des Mantels bei den Iren übereinstimmen; Kuno Meyers Artikel bestärkte in mir den Glauben an eine gewisse Beziehung zwischen beiden Schriften. Camden berichtet ganz einfach: superinducunt autem lacernas (am Rande Mantelles) siue saga villosa limbu iubato et eleganter variegato quibus noctu inuoluti suauiter humi dormiunt. (Britannia... Guilelmo Camdeno, London 1607, S. 793; erste Ausgabe 1586.) Es wäre möglich, daß Spenser die Verwendung des Mantels bei den Iren aus Verleumdungssucht übertrieben hat; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Beschreibung auf die von Kuno Meyer angeführte irische Quelle zurückgeht; dann würde dieses irische Gedicht zu den 'Poems' gehören, von denen Spenser berichtet: I have caused diverse of them to be translated unto me that I might understand them; and surely they savoured of sweete witt and good invention, but skilled not of the goodly ornamentes of Poetrye... (Spenser a. a. O. S. 641.)

Steglitz. Fritz Mezger.

Spensers Quellenangaben.

W. Riedner hat in seiner Arbeit 'Spensers Belesenheit' (Münchner Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, 38. Heft) für viele Stellen festgestellt, daß sie nicht an dem Ort zu finden sind, den Spenser angibt. Nun scheint seine Hauptquellenangabe für 'A View of the Present State of Ireland' einfach eine verkürzte Übernahme aus Johannes Bohemus (Omnium gentium Mores Leges et Ritus... a Joanne Boeme Aubano Teutonico nuper collecti, et nouissime recogniti, Lugduni 1525, S. 6) zu sein, der als seine Vorgänger folgende Schriftsteller nennt: Herodotus, Diodorus, Siculus, Berosus, Strabo, Solinus, Trogus Pompeius, Ptolemaeus, Plinius, Cornelius Tacitus, Dionysius Apher, Pomponius Mela, Caesar, Josephus: et ex recentioribus nonnulli, Vincentius, Aeneas Silvius... Antonius Sabellicus, Joannes Nauclerus, Ambrosius Calepinus, Nicolaus Perottus in Cornucopijs. — Dem entspricht ziemlich genau: of the older Caesar, Strabo, Tacitus, Ptolo-

mie, Plinie, Pompeius Mela and Berosus; of the later, Vincentius, Aeneas Silvius, Luddus, Buckhanan; of all which I doe give most credit unto Buckhanan (The Works of Edmund Spenser, Ed. R. Morris, Globe Edition S. 626). Tatsächlich hat er diesen ausgiebig benutzt, und zwar auch für seine Quellenangaben, so daß sich aus diesem Umstand die Unzuverlässigkeit Spensers in diesem Punkte oft erklärt.

Buchanan Rerum Scoticarum Historia, Francforto 1594 (1582[1]), lib. II S. 41: Galli primum characteres Litterarum a Massiliensibus Graecis accepere... In Hispania vero Grecis, et ante eos Phoenicibus, qui interni maris occupaverunt littora, et unis e Barbaris (ut Strabo scribit) Turdetanis fuit quidem Litterarum usus.

Buchanan lib. II S. 52: et certe totum latus Hispaniae ad Septentriones versum populorum et gentium nominibus diu Gallicam testata est originem ... et, si Pomponio Melae homini Hispano credimus, a Durij fluminis ostio ad promontorium usque, quod siue Celticum, siue Nerium uocant, Celtici colunt cognominibus distincti, nempe Gronij, Praesamarci, Tamarici, Nerij ac caeteros quoque Galaecos a Gallica origine non abhorere nomen gentis indicat.

Spenser, a. a. O. S. 626 in Spayne ther was (as Strabo writeth) letters aunciently used, wether brought unto them by the Phoenesians, or Persians, which had some footing there, or from Marseilles, which is sayd to have bene inhabited first by the Greekes... the Gaules... did first inhabite all the sea-cost of Spayne sundrie nations: which yet have receaved theyr owne names of the Gaules, as the Rhegni, Presemarci, Tamariti, Nerii, and divers others. All which Pompeius Mela, being himself a Spanyard, yet sayeth to have discended from the Celties of Fraunce.

Buchanan S. 91: Ex libro Herodiani, Politiano interprete: gladio nudi corporibus dependente (über die britannischen Barbaren).

Spenser, a. a. O. S. 633): theyr going to batteil without armour on theyr bodyes or heades ... is mere savage and Scythian, as ye may see in the sayd Images of the old Scythes or Scottes sett foorth by Herodianus and others.

Buchanan lib. II S. 55 Nam C. Tacitus occidentale latus Britanniae siue Albij a posteris Hispanorum coli certa, ut ipsa videtur, coniectura affirmat. Verismili non est Hispanos in Album primum descendisse, sed primum in Hiberniam appulisse, atque inde in Britanniam colonos missos: quod et Scotis contigisse omnes eorum annales affirmant.

Spenser, a. a. O. S. 627): for all theyr Chronicles doe say, that the west and south was possessed and inhabited of Spanyards: and Cornelius Tacitus also doth strongly affirme the same.

An dieser Stelle wird auch deutlich, woher Spenser seine Kenntnis 'irischer Chroniken' bezieht, nämlich aus Buchanan. Er übersetzt Scotti einfach mit Iren. So sagt z. B. Buchanan (S. 50) über die alte irische Einwanderungsgeschichte: 'Haec de origine suae gentis fabulose tradunt Scoti'. Spenser (S. 625) gibt dieses Urteil wieder mit den Worten: Irish Cronicles which are most fabulous and forged.

Hier sollten nicht alle Stellen untersucht werden, sondern nur durch einige Angaben die Art und Weise näher gekennzeichnet werden, wie Spenser bei vielen Quellenangaben vorgeht.

Steglitz. **Fritz Mezger.**



Über zwei Handschriften der Dichos de los sabios.

Im Catálogo de los mss. de la Biblioteca Menéndez y Pelayo 1922 ff., S. 113 spricht D. Miguel Artigas von einer Hs. der 'Dichos de los sabios' (RI—11—10) und gibt ihre Beschreibung.[1] Er weist mit Recht auf die Unterbrechung des Textes nach fol. 75 hin: *aquí se interrumpe el texto y vienen intercalados siete folios que corresponden a otro tratado que también trata de sentencias de sabios.* Und er fährt fort: *No corresponde el texto a ninguno de los libros de esta materia que yo conozco. Parece que Las flores de filosofía están incorporadas en él, pero como una parte. Como puede observarse falta más de la mitad del texto, pues el título y la tabla prometen cien capítulos.*

Die Beobachtungen von Artigas bezüglich gewisser Übereinstimmungen der Hs. (die dem 14. Jh. angehört) mit den Flores de filosofía des 13. Jh.s, die Knust herausgegeben hat (vgl. Dos obras didácticas y dos leyendas sacadas de manuscritos de la Bibl. del Escorial, Soc. de Bibliófilos esp. Madrid 1878, S. 11 ff.) sind unstreitig richtig. Die Zusammenhänge beschränken sich freilich nur auf einige Kapitel. Nähere Verwandtschaft zeigt dagegen die demselben Jh. entstammende Hs. 6608 der Bibl. Nac. in Madrid mit dem Santanderiner Text, der durch Artigas' Verdienst nunmehr aus dem Nachlaß Menéndez y Pelayos bekannt geworden ist. Um den Vergleich der Hss., in großen Zügen wenigstens, möglich zu machen und ihren Inhalt anzudeuten, seien zunächst die Kapitelüberschriften, die in beiden dem Text vorangestellt sind, wiedergegeben.

Die Santanderiner Hs. wird eingeleitet durch eine Übersicht über die 100 Kapitel, aus denen die 'Sprüche der Weisen' bestehen sollen. In Wirklichkeit bricht der Text unvollendet (nicht verstümmelt) mit Kap. 49 ab. Über das Fehlen einiger Kapitel und Kapitelteile im Text siehe unten. Die vorangestellte Kapitelübersicht, S. 53 r° bis 55 v°, hat nachstehenden Wortlaut. In den Anmerkungen sind bei größeren Abweichungen die Kapitelüberschriften, wie sie im späteren Text selber lauten, angegeben.

[53 r°] Este es el libro de los çient capitulos en que fabla de los dichos de los sabios.

Cap.° que fabla de la ley *i* del rey.[2] — Cap. II° de commo los om*nes* deuen ser obedientes *i* leales al rey *i* al señor.[3] — Capitolo III° de la justiçia *i* de la su desmesura.[4] — Capi*tulo* IIII° de las man*er*as de los mas reys *i* del su escarmiento.[5] — Capi*tulo* V° de commo deue el rey gujar su pueblo *i* de commo los deue leuar.[6] — Capitulo VI° del rey q*ue* pos*pone* sus cosas *i* las guarda mal.[7] — Capitolo VII° de los algu*a*siles del rey *i* de los escriuanos. — Capitolo VIII° de los que a*con*pan*an* al rey *i* los siguen todavia.[8] — Capitolo IX°

[1] Freund Artigas bin ich für verschiedene wertvolle Auskünfte zu herzlichem Dank verpflichtet.

[2] fol. 55 v° (im Text) heißt die Überschrift des ersten Kapitels: capitulo primero de lo q*ue* dixero*n* los sabios en palabras breues *i* fabla*n* de las leys e de los reys *i* de los señores *i* q*ue* es ley *i* rey.

[3] Im Text ist die Überschrift vergessen. — [4] fol. 57 v° 2. col.: Capitolo III° de commo deue el rey façer justiçia e*n* su pueblo *i* de commo deue faser el pueblo contra el. — [5] fol. 59 r° 1. col.: de las man*er*as de los mas reys *i* demuestra a quien ha de serujrlos commo se ha de ma*n*tener con ellos. — [6] fol. 60 r° 2. col.: del rrey q*ue* sabe bjen gujar su pueblo *i* de como los deue leuar. — [7] fol. 61 r° 2. col.: del rey q*ue* pospone sus cosas *i* guarda mal *i* de los buenos fuertes *i* malos *i* de buenas costu*n*bres *i* mala*s* e*t* çe*tera*. — [8] fol. 63 v° 1. col.: de los que aconpana*n* al rey *i* de los q*ue* estan con el *i* lo sirue*n* todauia.

de como deue el rey gujar su pueblo.[1] — Capitolo X° de las rentas del rey i de los pechos i de como se deue acrescer el onor. — Capitolo XI° de los caualleros. — Capitolo XII de los caualleros i de quales deuen ser caualleros.[2] — Capitolo XIII de los castigos i de los enseñamjentos i de las ljdes i de las batallas. — Capitolo XIIII° de las ljdes i de las armas. — Capitolo XV de los esfuerços de los enseñamjentos.[3] — [53 v°] Capitolo XVI° de los tiempos como se camjan a las veses.[4] — Capitolo XVII° de las guerras.[5] — Capitolo XVIII° de la letra i de la peñola i del carretear de los señores.[6] — Capitolo XIX del enseñamjento.[7] — Capitolo XX° del saber i de su nobleça. — Capitolo XXI de la retorica. — Capitolo XXII de los vyesos i del versificar.[8] — Capitolo XXIII del loar i fablar i denostarle. — Capitolo XXIIII° del loar i callar i denostarle.[9] — Capitolo XXV de la pareciencia.[10] — Capitolo XXVI° de la sufrençia.[11] — Capitolo XXVII° de las buenas maneras. — Capitolo XXVIII° de las nobles maneras. — Capitolo XXIX de la noblesa. — Capitolo XXX de la cortesia. — Capitolo XXXI de la omjldat. — Capitolo XXXII° de los orgullosos i de los que se preçian mucho.[12] — Capitolo XXXIII° del que obedesçe a su voluntad o de quien la desobedesçe.[13] — Capitolo XXXIIII° del bien façer.[14] — Capitolo XXXV de lo que llegan sus parientes de los que lo ariedran.[15] — Capitolo XXXVI° de la franqueça i de la escasedat. — Capitolo XXXVII° del que es mesurado o del que es gastador.[16] — [54 r°] Capitolo XXXVIII° de la mansedad i de la follja.[17] — Capitolo XXXIX del seso i de la locura. — Capitolo XL del[18] saber bien leuar los omnes i de saber los auer. — Capitolo XLI del que es abenjdo i del que es desabenjdo.[19] — Capitolo XLII del que se guarda i mete mjentes en si i de los que se meten en aventura.[20] — Capitolo XLIII de la buena guarda i de la mala guarda. — Capitolo XLIIII de los que cometen las osadias i

---

[1] Ende von Kap. VIII, Kap. IX, Kap. X, Kap. XI Anfang fehlen im Text (Blätter ausgefallen?), damit auch die Überschriften. — [2] fol. 64 v° 2. col.: de los caualleros cabdillos i de quales deue (sic) ser señores de caualleros. — [3] fol 66 v° 2. col.: de los esfuerços i de los desmayamjentos. — [4] fol. 67 v° 1. col.: de los tiempos como se camjan a las veses, de los señores como muestra que non vale seso njn engenjo sinon allj dondo qujere dios. — [5] fol. 68 r° 2. col.: que fabla de las guerras. — [6] fol. 69 v° 1. col.: de la peñola i del cartear de los señores als Capitulo XVIIII. — [7] Dem Cap. XVIII entspricht (mit Überspringung der Zahl XVIII) im Text Cap. XIX; diesem Kap. (d. h. XIX) fehlt Entsprechung im Texte. Zu beachten, daß dies Kap. im Madr. Text vorhanden ist (s. u.). — [8] fol. 72 r° 2. col.: de los viesos, del versificar que es esfuerço en palabra. — [9] fol. 74 r° 2. col.: de loar el callar i denostarlo — [10] fol. 75 r° 2. col.: que fabla de la paçençia. — [11] fol. 75 v° 2. col.: de la suffrençia. Inmitten dieses Kapitels folgt der Einschub von sieben fremden, andere Dichos de los sabios enthaltenden Blättern. Blatt 83 gehört wieder zur ursprünglichen Hs., setzt diese aber unter Auslassung von mehr als vier Kapiteln mit Schluß des Kapitels XXXI fort (s. a. Artigas a. a. O.). — [12] fol. 83 r° 1. col.: del orgulloso i del que se preçia mucho. — [13] fol. 83 v° 2. col.: de quien sigue su voluntad i le obedesçe i del obidiente. — [14] fol. 85 r° 1. col.: que fabla del bien façer. — [15] fol. 86 r° 1. col.: de façer bien a los parientes. — [16] fol. 88 r° 2. col.: del que es mesurado en su despensa i del que es gastador. — [17] fol. 89 r° 2. col.: de la mansedat i de la braueça. — [18] fol. 91 v° 1. col.: de saber bien usw. — [19] fol. 92 r° 1. col.: del que es abenjdo o desabenjdo. — [20] fol. 92 v° 1. col.: de los que se guardan i meten mjentes en si, de los que se meten en aventura.

de los *que* se arremet*en* a algun fecho asora.[1] — Capitolo XLV de los *que* faç*en* sus cosas arrebatadament*e* *i* de vagar.[2] — Capitulo XLVI de la riq*ue*ça *i* de la pobreça. — Capitulo XLVII de los *que* se tiene*n* por abondados con lo *que* han *i* de los que son fambrientos *i* deseosos maguer *que* ellos han algo.[3] — Capitulo XLVIII° de los codiciosos *i* de los *que* son acuçiosos en la cobdicia.[4] — Capitulo XLIX de los menester*es* i de los castigos a los menestrales *i* a los *que* buscan como guaresca*n* en este mu*n*do.[5] — Capitulo L de los aueres *i* de las heredades *i* de los ganados.[6] — Capitulo LI de las malas tachas que acaesçen en los àueres y en las hedades y en los ganados.[7] — Capitulo LII de las ocasion*es* que acaesçen a las mas cosas del mundo. — Capitulo LIII de los amigos. — Capitulo LIIII° de los *que* son [54 v°] caros de su amor *e* de las[8] *que* son comunal*es* *i* de como deue *omne* vesitar a sus amigos. — Capitolo LV° de los veçinos *i* de *que* veçindat deue omne ser. — Capitulo LVI de los casamientos *i* de las mugeres *i* de las fijas. — Capitolo LVII de las muger*es*. — Capitolo LVIII° de los çielos *i* de la castidat. Capitolo LIX° de los fijos. — Capitolo LX de los sieruos *i* de las ançilas. — Capitolo LXI del comer *i* del beuer. — Capitolo LXII de los buenos paños *i* de las buenas obras. — Capitolo LXIII° de las lauores buenas *i* de los buenos palaçios. — Capitolo LXIIII° de las tierras ado jaç*en* los om*nes*. — Capitolo LXV de los om*n*es malos *i* viles. — Capitolo LXVI de los om*n*es malos *i* aborridos. — Capitolo LXVII° de la enbidia *i* de los enbjdiosos. — Capitulo LXVIII° de los malos fechor*es*. — Capitolo LXIX de los *que* dise*n* mal de los om*n*es no*n* estando delante *i* de los mescladores *i* de los mestureros. — Capitolo LXX de los verdaderos *i* de los mjnt(j)rosos. — Capitolo LXXI de la verdat *i* de la me*n*tira. — Capitolo LXXII de la lealtat [55 r°] *i* de la trayçio*n*. — Capitulo LXXIII° de los *que* gradeçe*n* el algo *que* les façe*n* *i* de los *que* le no*n* gradesçe*n*. — Capitolo LXXIIII° de la justiçia. — Capitulo LXXV de perdonar *i* de p*er*der q*ue*rella. — Capitulo LXXVI° de los *que* da*n* escusaçio*n* en las culpa*s* *que* façen. — Capitulo LXXVII de los *que* so*n* pagados o yrados. — Capitolo LXXVIII° del repr*e*hender *i* del p*er*donar. — Capitolo LXXIX de los *que* liso*n*jan *i* de los *que* alaba*n*. — Capitolo LXXX de los vergo*n*çosos *i* de los desfaçiados. — Capitolo LXXXI de los *que* son de dos façes *i* de los *que* trafecha*n*[9] su*s* palabr*a* (sic) en manera de juego. — Capitulo LXXXII° de las cosas *que* ama*n* los om*n*es de voluntad *i* de las cosas *que* deçia*n*. — Capitulo LXXXIII° de la çima de las cosas *que* prueua*n* los om*n*es. — Capitulo LXXXIIII° de como se deue om*n*e aco*n*sejar con sus amigos *i* *que* de co*n*sejo a quie*n* lo dem*an*dar. — Capitolo LXXXV de los *que* guardan sus poridades *i* de las *que* no*n* guardan. — Capitulo LXXXVI° de los *que* piden las cosas *i* las alfajas. — Capitulo LXXXVII del p*ro*meter *i* de co*m*pljr. — Capitulo LXXXVIII de las aventuras. — Capitulo LXXXIX

[1] fol. 94 v° 2. col.: de los *que* acomete*n* las osadias *i* de los *que* arremet*en* algu*n*t fecho a desora. — [2] fol. 95 v° 1. col.: de *quie*n fiso sus osadias arrebatadamente o de vagar. — [3] fol. 97 v° 1. col.: del *que* se tiene por abondado de lo *que* ha *i* del fa*n*brjento maguer *que* es rrico. — [4] fol. 98 v° 2. col.: de los cobdiçiosos *i* de los acuçiosos de cobdiçia. — [5] fol. 99 v° 1. col.: del menester *i* del castigo al menestral de quje*n* ha de buscar como guaresca en este mundo. — [6] Von hier ab (Cap. L eingeschlossen) fehlt der entsprechende Text. — [7] In diesem Satz ist die Kopula y ausgeschrieben und nicht wie sonst mit dem Abkürzungszeichen wiedergegeben. Daher habe ich überall i (nicht e) in den Text gesetzt. — [8] Oder los zu lesen? — [9] trasechan?

de los cuydados *i* de las alegrias. — Capitolo XC de la fe. — [55 v°] Capitolo XCI del saber *i* de los sabios. — Capitulo XCII q*ue* fabla de lo del mu*n*do. — Capitulo XCIII de los q*ue* aborreçe*n* el mu*n*do. — Capitulo XCIIII de los buenos castigos. — Capitulo XCV del temor de dios. — Capitulo XCVI de las maneras. — Capitulo XCVII de las canas *i* de la vejedat. — Capitulo XCVIII° del consolar a los q*ue* lo ha*n* menester. — Capitulo XCIX de los q*ue* so*n* sofridos *i* de los q*ue* so*n* desofridos a los acaesçimje*n*tos. — Capitulo C de las raçones diuersas q*ue* no*n* so*n* metidas en capitulos.

Die Hs. 6608 der Madrider Nationalbibliothek besteht aus drei Teilen, deren dritter für unseren Vergleich mit der Hs. in Santander allein in Betracht kommt.

Der erste Teil wird in der voraufgehenden, die Hs. eröffnenden Inhaltsangabe folgendermaßen resümiert:

[1 r°] Esta es la tabla de dichos de sabios en palabras breves e de otros dichos del libro de los çincuenta capitulos.

Estos son dichos de sabios.
titulo de los q*ua*tro tje*m*pos cura derecha (sic).
de los q*ua*tro eleme*n*tos, fuego q*ue* senefica colera.
del otoño.
del ynvierno.
comõ rreyna (sic) en ome quatro humores i en q*ue* oras.
de los q*ua*tro eleme*n*tos.
la sangre es seneficada al ayre.
de las condiçiones del colerico.
de las condiçiones del sangujno.
de las co*n*diçiones del sangujno i buelto co*n* flema.
del sangujno buelto co*n* malenconja.
Capitulo de[1] partjçio*n* del ho*m*bre.
de lo q*ue* diçe boeçio sobre partyçion de ho*m*bre.

Darauf folgt der zweite Teil, der in numerierte Kapitel geteilt ist. Die Hauptüberschrift und die einzelnen Kapitelüberschriften haben den nachfolgenden Wortlaut:

[1 v°] Aqui comjença el ljbro de los çincue*n*ta capitulos el q*ua*l es de muy buenos rregimje*n*tos para todo om*ne* q*ue* en el leyere i quisyere parar mje*n*tes i usar las cosas prouechosas que en el fabla para los cuerpos de los omes i para saluacio*n* de las almas.

Sygense los capitulos deste libro.

Capit*ulo* pr*i*mero q*ue* cosa es consejo i quantas son las cosas q*ue* co*n*biene*n* a el. — Capit*ulo* segundo a q*ui*en deue ome demandar algun co*n*sejo. — Capit*ulo* III de comõ deue ome dema*n*dar co*n*sejo a dios. — Capit*ulo* IIII° de comõ deue ome dema*n*dar consejo a sy mjsmo. — Capit*ulo* V de como deue ome dema*n*dar consejo a omes sabios i bie*n* ente*n*didos. — [2 r°] Capit*ulo* VI quales han a ser los consejeros i q*ua*ntas cosas les co*n*vienen ...[2] en sy. — Capit*ulo* VII de las cosas q*ue* enbarg*an* el consejo i de comõ todo bue*n* co*n*sejero deue rredrar de sy yra i q*ue* cosa es en sy i q*ua*ntos males nasçen della. — Capit*ulo* VIII° de comõ todo buen co*n*sejo deue rredrar de sy cobdiçia i q*ue* cosa es en sy i q*ua*ntos males nasçen della. — Capit*ulo* IX de comõ deue el buen consejero redrar de sy rrebatamje*n*to i q*ue* cosa es en sy i q*ua*ntos males nasçen del. — Capitulo X del tenplamje*n*to de la natura

[1] de ist aus del gebessert. [2] Ein unleserliches Wort ist ausgelassen.

del ome. — Capit*ulo* XI de com̄o deue ome rredrar de su co*n*sejo de poridad al loco i q*ue* cosa es loco i q*ua*ntos males nasçen del loco. — [2 v°] Capit*ulo* XII de com̄o deue ome rredrar de su co*n*sejo de poridad a los ljsonjeros i q*ue* cosa es ljsonja i q*ua*ntos males nasçen della. — Capit*ulo* XIII de com̄o deue ome rredrar de su poridad aq*ue*llos q*ue* fuero*n* sus enemjgos i despues fiçieron paç en vno. — Capit*ulo* XIIII° de com̄o deue ome arredrar de su co*n*sejo de poridad aq*ue*llos q*ue* lo aman co*n* temor i no*n* por amor. — Capit*ulo* XV de com̄o deue ome rredrar de su co*n*sejo de poridad a los omes beodos i q*ua*ntos males nasçe*n* dellos. — Capit*ulo* XVI de com̄o deue om*ne* arredrar de su co*n*sejo de poridad a los omes de dos lenguas i q*ua*ntos males nasçen dellos. — Capit*ulo* XVII de com̄o deue ome esq*ui*uar de su co*n*sejo el mal om*ne*. — Capit*ulo* XVIII de com̄o deue om*ne* esq*ui*uar de su consejo a los omes ma*n*çebos i por q*ua*ntas rraçones. — [3 r°] Capit*ulo* XIX de las prueuas del consejo i q*ue* cosa es prueua i por q*ua*ntas maneras puede dar el ome i tomar co*n*sejo.

Hierauf [3 v° oben] beginnt endlich die Inhaltsangabe des dritten Teiles, dessen Kapitelüberschriften uns hier besonders interessieren, da sie weitgehende Übereinstimmung mit der Dichos de Sabios-Hs. in Santander zeigen.

Dichos de sabios.

Cap*itulo* p*ri*mero de lo q*ue* dixero*n* los sabios en palavras breues i co*n*pljdas i fabla este primero capitulo de las leyes i de los rreyes i de los señores i q*ue* es ley i q*ue* es rrey (p. XXXI[1]). — Cap*itulo* II q*ue* fabla de como deue*n* los omes ser obedie*n*tes i leales al rrey i a los señores i q*ue* es obidençia (p. XXXII). — Cap*itulo* III de la obidençia i de la desmesura q*ue* ay (p. XXXIII). — Cap*itulo* IIII de la justiçia i de com̄o deue el rrey façer justiçia e*n* su pueblo i de com̄o deue façer el pueblo co*n*tra el (p. XXXIIII). — Cap*itulo* V de las maneras de los mas rreyes i demuestra a los q*ue* han de aver vida co*n* ellos com̄o sepa*n* mantenerse. — Cap*itulo* VI del rrey q*ue* sabe bie*n* gujar su pueblo i de com̄o lo deue leuar (p. XXXVII). — Cap*itulo* VII del rrey q*ue* pospone sus cosas i las guarda mal i de los buenos fueros i de los malos i de las malas costunbres i maneras (p. XXXIX). — Cap*itulo* VIII q*ue* fabla de los alguaçiles i de los escriuanos del rrey (p. XL). — Cap*itulo* IX de los q*ue* aconpañan al rrey i de los q*ue* estan conel todavia i de otras cosas (p. XLI). — Cap*itulo* X de como deue el rrey gujar a su pueblo (p. XLII). — Cap*itulo* XI de las rre*n*tas del rrey, de sus pechos i de com̄o se deue el auer q*ue* de a su pueblo (p. XLIII). — Cap*itulo* XII q*ue* fabla de los caualleros (p. XLIIII). — Cap*itulo* XIII de los cabdillos i q*ua*les deuen ser señores de cabdillos (p. XLV). — Cap*itulo* XIIII de los castigos i de los enseñamje*n*tos (p. XLV). — Cap*itulo* XV de las ljdes i de las armas (p. XLVII). — [4 r°] Cap*itulo* XVI de los esfuerços i de los desmayamje*n*tos (p. XLVII). — Cap*itulo* XVII de los tye*n*pos com̄o se ca*n*bia*n* i de las veçes i de los señores com̄o se muestra (sic) i no vale seso njn engeño sy non allj do q*ui*ere dios (p. XLVIII). — Cap*itulo* XVIII° q*ue* fabla de las guerras (p. XLIX). — Cap*itulo* XIX de la peñola i del cartear de los señores i de otras cosas q*ue* van adelante (p. L). — Cap*itulo* XX de los enseñamje*n*tos i de los ome*s* q*ue* son bie*n* enseñados (p. LII). — Cap*itulo* XXI del saber i de la su noblesa q*ue* han de auer los omes en este mundo (p. LIII).

---

[1] Diese Ziffern weisen auf die Seiten hin, auf denen die Hs. die betreffenden Kapitel selbst bringt.

— Cap*itulo* XXII de la rretorica (p. LV). — Cap*itulo* XXIII de los versos i verseficar i q*ue* es esfuerço en palabra (p. LVI). — Cap*itulo* XXIIII° de loar el fablar i denostarle (p. LVI). — Cap*itulo* XXV de loar el callar i denostarle (p. LVIII). — Cap*itulo* XXVI q*ue* fabla de la paçiençia (p. LIX). — Cap*itulo* XXVII q*ue* fabla de la sufrençia (p. LX). — Cap*itulo* XXVIII° de las maneras de los om*n*es q*ue* son de bue*n* talante (p. LXI). — [4 v°] Cap*itulo* XXIX q*ue* fabla de las buenas maneras (p. LXII). — Cap*itulo* XXX que fabla de la nobleça q*ue* ha de aver en todos los omes buenos (p. LXIII). — Cap*itulo* XXXI de la cortesya (p. LXIIII). — Cap*itulo* XXXII de la vmjldad q*ue* ha*n* de auer los omes (p. LXIIII). — Cap*itulo* XXXIII del orgulloso i de los orgullosos q*ue* se preçian mucho (p. LXV). — Cap*itulo* XXXIIII° del q*ue* sygue su voluntad i del q*ue* es obidiente a su seso (p. LXVI). — Cap*itulo* XXXV q*ue* fabla del bie*n* façer (p. LXVII). — Cap*itulo* XXXVI del bie*n* façer a los pobres (p. LXVIII). — Cap*itulo* XXXVII de la franq*ue*sa i de la escaseça i de otra cosa (p. LXIX). — Cap*itulo* XXXVIII° del q*ue* es mesurado en su despensa i del gastador (p. LXX). — Cap*itulo* XXXIX de la mansedad (p. LXXI). — Cap*itulo* XL del seso i de la locura (p. LXXII). — Cap*itulo* XLI de saber leuar bie*n* los om*n*es (p. LXXIII). — Cap*itulo* XLII del q*ue* es avenjdo o desavenjdo (p. LXXIIII). — Cap*itulo* XLIII de los q*ue* se guarda*n* i meten mje*n*tes en sy i de los q*ue* se meten en ave*n*tura (p. LXXIIII). — Cap*itulo* XLIIII de la buena guarda i de la mala guarda (...[1]). — Cap*itulo* XLV de los q*ue* comete*n* las osadias i de los q*ue* se arremete*n* a alg*un* fecho (p. LXXVI). — Cap*itulo* XLVI del q*ue* fiço sus osadias arrebatadame*n*te (p. LXXVI). — Cap*itulo* XLVII de la rriq*ue*ça i de la pobreça (p. LXXVII). — Cap*itulo* XLVIII° de los q*ue* se tyene*n* por abondados de lo q*ue* an i de los q*ue* son fanbrye*n*tos i deseosos (p. LXXVIII). — Cap*itulo* XLIX de los cobdiçiosos i de los q*ue* son acuçiosos (p. LXXIX). — Cap*itulo* L de los menesteres i de los castigos a los menestrales i de los q*ue* han a buscar com̄o se goujernen en este mundo (p. LXXX).

Die Verwandtschaft des Madrider und Santanderiner Textes liegt auf der Hand. Es entsprechen sich, wenn man die Inhaltsübersichten und ihre Kapitelnumerierung zugrunde legt:

M. I	=	S. I	M. XVIII	=	S. XVII	M. XXXIV	=	S. XXXIII
M. II	=	S. II	M. XIX	=	S. XVIII	M. XXXV	=	S. XXXIV
M. IV	=	S. III	M. XX	=	S. XIX	M. XXXVII	=	S. XXXVI
M. V	=	S. IV	M. XXI	=	S. XX	M. XXXVIII	=	S. XXXVII
M. VI	=	S. V	M. XXII	=	S. XXI	M. XXXIX	=	S. XXXVIII
M. VII	=	S. VI	M. XXIII	=	S. XXII	M. XL	=	S. XXXIX
M. VIII	=	S. VII	M. XXIV	=	S. XXIII	M. XLI	=	S. XL
M. IX	=	S. VIII	M. XXV	=	S. XXIV	M. XLII	=	S. XLI
M. X	=	S. IX	M. XXVI	=	S. XXV	M. XLIII	=	S. XLII
M. XI	=	S. X	M. XXVII	=	S. XXVI	M. XLIV	=	S. XLIII
M. XII	=	S. XI	M. XXVIII	=	S. XXVII	M. XLV	=	S. XLIV
M. XIII	=	S. XII	M. XXIX	=	S. XXVIII	M. XLVI	=	S. XLV
M. XIV	=	S. XIII	M. XXX	=	S. XXIX	M. XLVII	=	S. XLVI
M. XV	=	S. XIV	M. XXXI	=	S. XXX	M. XLVIII	=	S. XLVII
M. XVI	=	S. XV	M. XXXII	=	S. XXXI	M. XLIX	=	S. XLVIII
M. XVII	=	S. XVI	M. XXXIII	=	S. XXXII	M. L	=	S. XLIX

[1] Ausfall der Seitenzahl infolge fehlenden Stückes des Blattes.

Die Kapitel M. III, M. XXXVI, S. XXXV entziehen sich genauer Übereinstimmung mit Kapiteln der anderen Hs. und führen auf diese Art das obige Schema herbei.

Vom Standpunkt der Flores de filosofía (13. Jh.) aus betrachtet, ergibt sich über die Beziehung dieses von Knust herausgegebenen Textes zu der Madr. und Sant. Hs. folgendes Bild. Größere oder geringere Übereinstimmung besteht inhaltlich zwischen folgenden Kapiteln der drei Texte:

Flores IV, vgl. M. I, S. I. — Flores V, vgl. M. II, S. II. — Flores VI, vgl. M. IV, S. III. — Flores VII, vgl. M. IX, S. VII. — Flores VIII, vgl. M. VI, S. V. — Flores IX, vgl. M. VII, S. VI. — Flores X, vgl. M. XVI, S. XV. — Flores XI, vgl. M. XVII, S. XVI. — Flores XII, vgl. M. XXI, S. XX. — Flores XIII, vgl. M. XXV, S. XXIV. — Flores XIX, vgl. M. XXXI, S. XXX. — Flores XX, vgl. M. XXXII, S. XXXI. — Flores XXI, vgl. M. XXXIII, S. XXXII. — Flores XXII, vgl. M. XLI, S. XL. — Flores XXVI, vgl. M. XLVII, S. XLVI. — Flores XXVII, vgl. S. XXXV. — Flores XXXII, vgl. M. XLV, S. XLIIII. — Flores XXXIII, vgl. M. XLVI, S. XLV. — Flores XXXIV f. vgl. MLVII, S. XLVIII f. — Flores XXXVII, vgl. M. XXXIV, S. XXXIII. — Flores XXXVIII, vgl. M. L, S. XLIX.

Die wörtliche textliche Übereinstimmung zwischen den Sant. und Madr. Handschriften ist weitgehend. Als Probe gebe ich ein kleines Stück aus Kap. 49 der Hs. Sant., indem ich in Fußnoten Abweichungen der Hs. Madr. beifüge.

Santander, Bibl. Menéndez y Pelayo RI—11—10, S. 99 v° 1. col.

Los mercados[1] son las[2] tablas de dios. Quien se asentare a la tabla contara[3] su parte. Sabet[4] *que* *non* fina[5] njngu*n*t ome[6] fasta *que* es[7] acabado aq*uel* goujerno q*uel*[8] puso dios en este mu*n*do. Pues tenet[9] adios i avet[10] buena fia*n*ça[11] en*el*[12] i buscat[13] v*uestr*o goujerno a puesta mente i[14] co*n* saber. Primero en[15] buscar[16] tu racion[17] a puesta mente i no*n* te desdeñes de andar por ella.[18] Ca a las veçes qu*an*tos pasos anda ome por su rracio*n* tanto se allega su gana*n*çia. Qu*an*to[19] mas tarda, tanto mas se le aluenga i se le torna en peor.[20] La[21] pereça es llaue de la pobreça.[22] La llazeria[23] es llaue de la gana*n*çia. De la pereça vjene[24] mala[25] ventura. Q*u*ien se arre*n*cona en su casa co*n* pereça de lief,[26] nunca gana cosa co*n* *que* se goçe.

Es scheint eine lohnende Aufgabe, zur Aufklärung der sehr verwickelten Flores Philosophiae-Literatur des span. Mittelalters das Verhältnis der beiden Texte zueinander genauer festzustellen, wofür ihr vollständiger Abdruck die nötigste Vorarbeit wäre. Auch die Art, in der die Flores de Filosofía (Ausg. Knust) in ihnen aufgegangen sind, bedarf einer genaueren Untersuchung. Alsdann läßt sich vielleicht auch sagen, wie es mit der Angabe der Sant. Hs. steht, daß sie aus 100 Kapiteln bestehen soll. Der mit dem Ms. in Santander korrespondierende Teil der Madrider Hs. besteht aus 50 Kapiteln, und just bei Kap. 49, das dem Kap. 50 der Madr. Hs. entspricht, bricht die Sant.

[1] mercaderes M. — [2] fehlt M. — [3] co*n*bra M. — [4] sabed M. — [5] fyna M. — [6] ninguno M. — [7] sea M. — [8] que le M. — [9] temed M. — [10] tened M. — [11] fnsja M. — [12] en dios M. — [13] buscad M. — [14] fehlt M. — [15] fehlt M. — [16] busca M. — [17] rraçion M. — [18] nach racion: i no dexes de andar por ella que a las veses quantos pasos anda ome por su rracion usw. M. — [19] i quanto M. — [20] en peor atras M. — [21] Pues la M. — [22] prouesa M. — [23] leseria M. — [24] aviene M. — [25] a la M. — [26] lieue M.

Hs. ab. Da diese die Überschriften auch von Kap. 50—100 gibt, so taucht die Frage auf, ob diese Kapitel aus irgendeiner andersartigen Dichos-Sammlung, deren in der Nat.-Bibl. und im Escorial noch einige vorhanden sind, entnommen werden sollten, oder ob eine selbständige Weiterausgestaltung beabsichtigt war. Jedenfalls macht die etwas ältere und sorgfältiger geschriebene Hs. der Nationalbibliothek den Eindruck, als könnte sie die Vorlage der in der Bibl. Menéndez y Pelayo aufbewahrten Hs. gewesen sein.[1]

So viel über den Hauptteil der Hs. R I—11—10. Über das von Artigas a. a. O. beschriebene, willkürlich eingeschaltete Stück fol. 75 ff. weiß ich nichts beizubringen.

Halle. Werner Mulertt.

Vertretung des Gattungsbegriffes durch die Formen beider Geschlechter und Verwandtes.

Seit alter Zeit bis in unsere Tage hinein ist in verschiedenen romanischen Sprachen eine Strömung wahrzunehmen, die dahin geht, gewisse hinweisende und unbestimmte Fürwörter, aber auch Substantiva, die sonst in ihrer männlichen Mehrheitsform die Gesamtheit aller durch sie angedeuteten Seienden ganz unabhängig von ihrem Geschlecht in sich fassen, zugleich in ihrer männlichen und weiblichen Gestalt zum Vortrag zu bringen, ohne daß ein solche peinliche Sorgfalt genügend rechtfertigender Grund für jeden einzelnen Fall ersichtlich würde. Es scheint dabei eben nur darauf anzukommen, nachdrücklichst festzustellen, daß alle Glieder einer Gesamtheit, ohne auch nur die geringfügigste Ausnahme zuzugeben, an einem Tun oder einem Zustand beteiligt sind, oder der möglichen Annahme vorzubeugen, daß die weiblichen Angehörigen des Begriffes von solcher Teilnahme ausgeschlossen seien, Bestrebungen, denen bei der Beschränkung auf die Aussetzung der doch meist zugleich die ganze Gattung vertretenden männlichen Form nicht immer in der nun einmal gewünschten sinnfälligen Klarheit Genüge geschähe, wiewohl z. B. die in *Cil et celles qui ci vendront, S'entrameront d'amour certainne*, Bartsch, Rom. Past. 332, 79 (= Froiss. Poés. II 331) bezeichneten Personen innerhalb desselben Gedichtes, und zwar dicht daneben, in den Zeilen *Et cil qui s'i ombrieront, S'entrameront d'amour certainne* durch die einheitliche Form *cil* zusammengefaßt erscheinen, und etwa ein Urteil in der Form *vertige qui nous attire tous* (alle Menschen) *vers la révélation des secrets de l'avenir*, E. de Molènes, Palotte 107 zu allen Zeiten der Sprache selbst von Frauen gefällt werden konnte, ohne daß Einbuße an unmittelbarem Verständnis zu befürchten wäre, und doch findet man nicht selten: *Et tuit et totes l'en mercient*, Chlyon 3999; *Furent assis toutes et tuit*, Chev. II Esp. 138;[2] *et il furent tuit leve et totes*, Marque 49; *Alons nous en*

[1] Zu beachten ist, daß die Hs. Madrid bei dem zweiten Teil in der Überschrift 50 Kapitel verspricht (es folgen in Wirklichkeit nur 19), und daß der dritte Teil dann, nach dem erneuten kurzen Titel: Dichos de sabios, wirklich aus 50 Kapiteln besteht. Vielleicht hängt auch das mit der Erhöhung der Kapitelzahl in der Hs. Santander auf 100 zusammen.

[2] Man beachte die auch im folgenden öfters zu bemerkende Voranstellung der weiblichen Form, die vielleicht da natürlich erscheint, wo die Beziehungswörter der gleichen Anordnung unterworfen sind, z. B. *des femmes ... des hommes* bei Zola, Paris 525 (s. oben); *A toutes et a tous je pri*, wo *pa-*

tuites[1] *et tuit,* Mir. ND IV 184, 980; *Toutes et tous voeillies oir,* Froiss. Poés. II 344, 6; *Toutes et tous* (Publikum im Zirkus) *restaient immobiles,* Edm. de Goncourt, Frères Zemganno 320; *auprès de tous et toutes de l'hôtel,* ders. Chérie 80; *Comme ça serait bon de les avoir tous là, toutes là,* Montégut, Ile muette 170; *Tous et toutes s'unissaient contre lui,* Gaulot, Henriette Busseuil 205; *Tous et toutes déjà frémissaient parmi eux, parmi elles,* Champsaur, Faute des Roses, 18; *Revolté contre tous et contre toutes, il y allait rudement,* Pouvillon, Césette 150; *Toutes et tous étaient fidèles au rendez-voas,* Zola, Paris 525;[2] *Et de chascun et de chascune A si les cuers, que* ... Chlyon 3244; *Cascuns et cascune dansoit,* Froiss. Poés. II 308, 7; *Ou cascune et cascuns chantoit,* eb. II 310, 57; *chacun et chacune s'en retournoient en son* (so) *hostel,* JAubrion 328; *Pensez y chascun et chascune,* Chr. de Pizan, Long Estude 3011; *chacun et chacune s'offrait à l'épreuve,* Brada, Amantes 105; *Jeanty Loiseau ..., comme chacun et chacune m'apellent,* Cladel, Héros et Pantins 211; dazu provenz. *Doas chausas son que deu auer tot hom e tota femna* (jedermann), Armitage, Sermons du XIIe siècle 75; *Qu'il ni remest cele ni cil,* Karrenritter 218; *A il ici celui ne celle Qui le sien baille?* Mir. ND. XII 164, 1216; *Tuit cil et celes qui l'oïrent,* Karrenritter 218; *et par mort quitte Trestuit celles et cil seront Qui mez commandemenz feront,* Jub. Myst. II 181; *On pourra découvrir celui ou celle qui ont répandu cette abominable calomnie,* Murger, Scènes de campagne 304; *Tous ceux ou celles qui ne seront pas ivres,* Th. Gautier, Fortunio 237; *Hommes et femmes, ceux et celles qui sont là, boivent et se signent,* Pouvillon, Bernadette 111; *Si les verront maintes et maint,* Mir. ND. VIII 392, 1119; *J'en ay congneuct maints et maintes* (16. Jahrh.), RCollerye 145; provenz. *El pairis respond per lui e per uquec: O fai. e per unaquega,* Armitage, Sermons du XIIe siècle 18; *A cheste arkiere a traire aprisent Mout et moutes,* Renclus CLXXXI; *Par le moyen de tel et telle,* RCollerye 142; *une figure rencontrée par hasard et qui ressemblait à quelqu'un ou à quelqu'une de là-bas,* Pouvillon, Jean-de-Jeanne 156; *et dans le nombre sans doute plus d'un et plus d'une de Soumeilles,* eb. 170; *Que n'avoit pareil ne pareille,*

---

stourelles et pastoreaus vorangeht, s. Bartsch, Rom. Past. 330, 6. Auch der Reim mag für die Stellung der beiden Teile manchmal entscheidend sein, z. B. Ce doit savoir celle et chius *Qui* ... (: *virtus*), GMuis. II 288; sonst vergl. noch *toutes et tuit,* Claris 21403.

[1] Wegen *tuites* für *totes* s. meinen Aufsatz über Begriffsverwandtschaft 12.

[2] Im Roman de la Rose 14089 wird im Anschluß an das Verhalten des Mars und der Venus die Ansicht vertreten, daß *Nature ... nous a fait, beau filz, n'en doubtes, Toutes pour tous et tous pour toutes, Chascune pour chascun commune, Et chascun commun pour chascune* (nach der Ausgabe Amsterdam 1735, v. 14659 ff.), eine Moral, die später öfters als Begründung für das Verhalten allzu stürmischer Liebhaber aushelfen mußte, z. B. Heptaméron IV. In Verbindung mit dem possessiven Adjektiv wird *chascune* scherzhaft gebraucht in Wendungen wie *Chascun choisit pour dancer sa chascune* u. ä. bei God. IX 56^a, die, wenn ich mich recht erinnere, noch im heutigen Frankreich fortleben. Nebenher gedenke ich hier der im 16. Jahrhundert bei den besten Autoren (Rabelais, Montaigne, Noel du Fail, siehe God. IX 56^a) zu findenden Wendung *ils s'en revont par le monde, chacun en sa chacunière* (jeder in sein Haus), Bon. des Periers, Nouv. Récr. XIII neben der gelegentlich auch *et se retrait chacun en sa chacune,* z. B. bei Olivier de la Marche I 29 s. God. a. a. O., auftaucht.

Reinsch, Pseudo-Evang. 39. Man vergleiche ferner die im Geschlecht gemischten als Ersatz für *personne* (niemand) dienenden Paarungen: *Mes il n'en vost onques entendre Parole d'ome ne de fame*, Chlyon 3330; *N'a home ne a feme qui de mere soit nex*, Parise 53; *il n'est feme nule tant fiere Ne hom, se il ilueques fust, Ke du sens ne li esteust Issir*, Chev. II Esp. 670, wo die Gruppe nachträglich auseinandergerissen und die Konkordanz gestört ist; *N'avons trouvé homme ne femme*, Mir. ND. 30, 530; *homme*[1] *ne femme ne peut sçavoir la vérité*, Heptam. XV; *Hons ne feme qui soit n'ara le poil mellé*, Fierabras 62; *Plus bel ne voit ne hom ne feme*, Fl. Blanch. 500; ital. *Che detta non l'avesse nè sentita Uomo ne donna ne persona antica*, Tigri, Canti pop. tosc.[3] 4; provenz. *que om ni femna non aore mas quant un sol deu*, Armitage, Sermons du XII[e] siècle 73; oder *Personne, pas un et pas une, Ne se souviendra de ton nom*, Richepin, Chans. des Gueux 293; *De ma vie je n'ai eu maille à partir avec aucun ni aucune*, Pouvillon, Césette 159; *se nus ne nule porroit eschiver ce feu*, Marque 63; *nulz ne nulles que ly feist ne ne disist rien*, J Aubrion 285; s. auch Claris 16702; *N'est nus ne nule qui mal disce D'une chanson*, Froiss. Poés. I 113, 900; *N'i avoit ceste ne cesti*, eb. I 29, 966; provenz. *Non es hom vieus ni natz que sia*, Fierabras 675; *C'oi non es vius ne natz, per qu'eu en fos proatz*, Giraut de Borneilh (ed. Kolsen) I 250, 84;[2] gaskognisch *Que n'i a pas nat ni nado dempus l'atje de sèt ans Que m'aujo recounegut mas plagos et ma sang*, Bladé, Poés. pop. de la Gascogne 10; oder *Et n'avoit ne grant ne petit qui a l'œuvre ne mist la main*, Chron. J. d'Auton I 214; *Mais aie soin que ni homme ni creature ne t'embrasse*, Brueyre, Contes pop. de la Gr. Bretagne 107. So steht ja auch *soir ne matin* u. dgl. für *jamais* in *En tox tens sa fuelle li dure Qu'il ne la pert soir ne matin*, Chlyon 383; *Matin ne seir, ne tost ne tart*, Besant 1968; oder *Qu'il ne respont ne un ne el* (nichts), Karrenritter 427; *Et pour ce, puisqu'a nos seigneurs Il a pleu, tant grans que meneurs* (alle) *Nous eslire pour cest affaire*, Jub. Myst. I 172, ebenso *Et venisson et poissons fres Orent li grant et li petit*, Veng. Rag. 313; altbologn. *tuta la gente, omini e femene, pizoli e grandi li veneno ad incontra*, Zambrini, Miscellanea I 216; *pizoli e grandi, poveri e richi e omne persona se mosse per andarli incontra*, eb. I 227. Auch zweigeschlechtige Personen- oder Tiernamen treten in solcher Paarung da auf, wo die die Gattung vertretende Form des Maskulinums allein für sich genügen würde, z. B. *L'an ne se doit mie fier au vilain puis que il s'aorse, Ne plus que an ors ou an orse*, Wilhelmsleben 1475; *Ausi est fous ou fole Qui gaste sa parole La ou nus ne l'escoute*, Prov. Vil. 275; *Et atant se taira nostre compte des remerciemens que Alixandre fera aux dieux et dieuesses*,[3] Prosacliges 296, 34; *Tox sainx et totes saintes aimme*, Wilhelmsleben 460; *Anglois et Anglesches*, Chron. scand. I 15; *Le debonnaire pere ... tous jours prest a subvenir à ses loyaulx servans et servantes*, Vie S. François 187; *Toute la foule des oisifs, des oisives défila devant le fauteuil du malade*, Montégut, Fraude 310; *Elle était morte pour lui, et défunts, enterrés même les habitants et les habitantes de Soumeilles*,

[1] Wegen des durch *feme* in seiner Struktur beeinflußten altfranz. Nominativs *home* für *hom* s. Tobler, Verm. Beitr. I[2] 234 Anm.

[2] Zu Mann und Kind vgl. W. Hertz, Spielmannsbuch 104.

[3] Zu der seltenen Form dieuesses s. meinen Aufsatz über Begriffsverwandtschaft 12.

Pouvillon, Jean-de-Jeanne 160; *il y a tant de mechantes gens aujourd'hui, des jaloux et des jalouses,* eb. 176; *Ayant aussitôt reconnu M. l'adjoint, males et femelles, on se precipita vers la mairie,* Cladel, Crête-rouge 9; *S'il avient que un franc home ... bate un esclaf ou une esclave et son seignor vient à la cort e se claime de selui par l'assise qu'il li a son esclaf ou l'esclave batue ...,* Assises de Jerus. bei God. VI 568a; *C'est avec les gros sous de cuivre Que l'on achète de quoi vivre, Et qu'elle, la peau sur les os, Peut donner, à l'heure où l'on dine, A son bambin, à sa bambine, Du mouron pour les p'tits oiseaux,* Richepin, Chans. des Gueux 109; *Onques Dix ne nous vaut fil ne fille donner,* Cygne 4, also Kind wie im provenz. *lo frug d'amor de mascle e de feme es filhs e filhas,* Breviari d'amor bei Appel, Chrest. 173, 301; *E ve[n]gro li Cristia e las Cristianas de Roma Sain Peire,* Armitage, Sermons du XIIe siècle 8. Im Italienischen scheint dergleichen seltener zu sein; augenblicklich fällt mir nur bei *Quanti quante sorrederebbero,* M. de Sérao, Evviva la Vita 413; *I bimbi e le bimbe si divertivano a tormentarlo,* Valcarenghi, Alta Marea 150; aber mit geminderter Zuversicht betrachte ich die Doppelungen in *Eranvi in mezzo concorsi i parenti e le parenti del giovane,* Bocc. Dec. IV 6; *La Mariannina e accaparrata dagli amici e dagli amiche e sopra tutto dal invadente Miss May,* Castelnuovo, J Moncalvo 297; *Marianna ci descrisse il suo paese, ci menò attraverso il labirinto del suo parentado complicato, enumerò i vicini e le vicine,* Salv. Farina, Mio figlio 113, da hier bei den in Rede stehenden Feierlichkeiten den weiblichen *parenti,* sowie den *amiche* eine besondere Rolle zufällt, und im letzten Falle die breite Ausführlichkeit der Bäuerin geschildert werden soll. Doch wäre mit einfachem *i parenti* und *gli amici* sehr wohl auszukommen, falls im Italienischen das Verfahren möglich wäre, das in franz. *Les voisins venaient en partie de plaisir, ceux-ci pour voir les cheveux, les bras, les épaules de Madeleine; celles-là pour se divertir charitablement au spectacle de l'éternelle comédie,* Léon de Tinseau, La Chesnardière 62 offenbar wird und so analog der Scheidung von *voisins* in *ceux-ci* und *celles-là* einheitliches *i parenti* und *gli amici* bei angemessener stilistischer Gestaltung des Ganzen in die Demonstrativa *quelli* und *queste* auseinandergelegt werden könnte.

Wenn es gilt, die hier mitgeteilten Paarungen in Ansehung ihrer einer gewissen psychischen Rührigkeit entsprechenden materiellen Umfänglichkeit zu klassifizieren, so eröffnet sich ein Ausblick auf die syntaktisch freilich anders gearteten, in der Freude an Fülle und Gestaltungskraft ihnen aber ebenbürtigen Fälle von Häufung des Ausdruckes, von denen ich im Archiv f. n. Spr. 109, 211 f. zahlreiche Proben mitgeteilt habe (s. auch Tobler, Verm. Beitr. II 150; 166; IV 100; Lommatzsch, Ad. Toblers Altfranz. Wb. 1. Lief. XIV und dazu G. Cohn, Arch. f. n. Spr. 137, 86 f). Es sei gestattet, hinzuzufügen, daß der von dem Grammatiker de la Touche, L'art de bien parler françois, Amsterdam 1710, 501 getadelte Überschwang der Rede, der sich in müßigen Doppelungen wie *les bornes et les limites, ce flambeau et cette lumière, quels pleurs et quelles larmes, réduits en cendre et en poussière* kundgibt, sich aus Schriftwerken aller Zeiten belegen läßt: man vergleiche etwa *Que fu et flame en font salir,* Veng. Rag. 1132; *et a feu et a flame avex sovant sa terre mise,* Wilhelmsleben 2988, Nouv. fr. XIVe s. 122; *Et cil lor requierent et prient,* Cliges 2152; *Car del tot destruit et afole Biauté d'ome et force et proesce Anciienetex et viellesce,* Wilhelmsleben 1070 (wo *anciienetex* vielleicht den psychischen Nebensinn des 'der guten alten Zeit'

Angehörigen hat, wie zum Teil auch etwa in *la tor qui vielle estoit et anciienne* [altmodisch], Aukassin[4] 17, 35); (vgl. *une dame ... Ne jeune ne jolie n'iere, Mais ancienne et moult rassise ... Et selon l'ancien usage Vestu ot une cote large*, Chr. de Pizan, Long Estude 459), sonst noch *elle mourut ancienne et pleine de jours*, Gr. Chron. I 124; *Il n'avoit encores que bon adge, Il n'estoit point fort ancien*, Nouv. Path. 134; *combien qu'il fust vieil et encyen*, Chron. J. d'Auton IV 124; so auch *antique* in *ny par antique et vieille experience*, Montaiglon, Recueil IV 185; *la porte de vies antiquité*, Enf. Og. 6680 neben *la porte dou tans ancianour*, eb. 6723 (s. A. Schulze, Arch. f. n. Spr. 102, 224); zu *vielx et antis* verwies ich schon im Arch. f. n. Spr. 109, 211 auf ital. *amico suo vecchio et antico*, Mantova, Novelle 19. Ich bemerke noch, daß in alter wie in neuer Zeit mit *ancien, ancienne* auch Vater und Mutter bezeichnet werden: *Quar l'ancien* (den Vater der Geliebten) *forment doutoit*, Mont. Fabl. I 31; *A l'ancien parler ira*, eb. I 32; *son ancienne*, Richepin, La Glu 29, während Flaubert seine Mutter in Briefen mit *Pauvre vieille, pauvre vieille adorée* anredete, s. Rev. hebd. 24 déc. 1892, 625 Anm. 2, dazu sizilianisch *la sua vecchia*, Verga, Cav. rust. 168; *la mia vecchia*, eb. 4. Von sonstigen Doppelungen führe ich an *En apries ce ot et escoute, Vne vois*, Chev. II Esp. 706; *Et la vous ve et desfent toute*, Chast. Vergi, Rom. XXI 170; *laquelle print et espousait a marit François Naimery*, Phil. de Vigneulles 667; *peur ne craincte*, Arch. cur. I, II 101; *savoir gré ni grace*, Hept. XIV; *neantmains toutesfoix*, C Nouv. Nouv. LXIII; *j'en gemis et souspire*, R. Collerye 252; *à Lyon où y estoit monsieur le chancelier*, Journ. Bourg. Paris ed. Lalanne 247; *un endroit où y passer l'éternité*, Carnoy, Litt. orale de la Picardie 16; *tous et chascuns les biens*, Chron. scand. I 41; *tous et chascuns les dommages*, R. Blondel 442; *par toutes et chascunes de ses terres*, Chron. M. d'Escouchy III 117; *toutes et chascunes les choses*, in einer Urkunde vom Jahre 1479, Rev. de l'Orient latin I 221; *malgré tout et quand même la suprématie de la Russie en Extrême-Orient s'affirmera*, Rev. bleue 20 févr. 1904, 241; *c'est sûr et certain*, Montépin, Dame de pique I 55; *pourvuque me veulliez servir envers tous et contre tous* (so), Arch. cur. I, II 31 (a. 1507); *je serai défendu par elle envers et contre tous*, Molière, Don Juan V 2; *la bonne Rebecca qu'envers et contre tous ... je continue à proclamer reine de biauté*, Montépin Ventriloque II 229; *pendant et durant lequel temps*, C. Nouv. Nouv. no. C; *durant et pendant le temps*, Chron. scand. II 115; *ma plume prins pour mettre par escript Comme et comment Fortune m'a prescript*, R Collerye 166; *pour et à ce que*, Chron. J. Chartier I 182; *pour le veoir et regarder et contempler*, Arch. cur. I, II 331; *d'estre tué et occis*, eb. 468; *pource que le tout avoit esté ... mené et conduit par lui* und *qui menoit et conduisoit sur deux chevaulx cinquante mil escuz d'or*, eb. 373; *selon et en ensuyvant leurs intentions*, eb. 405; *articles de chasse et de vénerie* und dgl. bei Deschanel, Déformations 196.

Berlin-Steglitz. A. Risop.

Dialektische Exkursion des romanischen Seminars der Universität Zürich. 17.—20. Juli 1925.

Es ist ein Privileg der Mundartenforschung, daß sie mitten ins blühende Leben der Sprache und des Volkes hineinführt ... Diese Worte Heinrich

Morfs[1] fassen im wesentlichen zusammen, was den Teilnehmern auf dem linguistischen Ausflug[2] des zürcherischen romanischen Seminars geschenkt ward. Wenn es viele von uns schon als besonderen Vorzug schätzen, ihre linguistischen Studien unter Lehrern wie den Herren Professoren Gauchat und Jud durchführen zu dürfen, in deren Wissenschaft infolge ihrer umfangreichen Mitarbeit an der großen Forschung man beständig den Pulsschlag warmen Lebens spürt, so ist das Vorrecht, sie im Terrain an der Arbeit zu sehen, erst recht wertvoll.

Ihrer Einladung, vier Ferientage gemeinsam mit Dialektstudien zuzubringen, folgten wir, neunzehn Romanistinnen und Romanisten, um so lieber, als seit etlichen Jahren die Tradition dieser Mundartfahrten unterbrochen worden war. Der Plan für die Dialektreise, die vierte unseres Seminars, sah eine Exkursion über den Gotthard an den Langensee, durch das Centovalli und Valle di Vigezzo nach Domodossola, über den Simplon nach Sitten vor, mit Mundartaufnahmen in Airolo, Intragna (Centovalli) Savièze und Conthey (bei Sitten), jedem Tag eine Sitzung einräumend.

Am 17. Juli fuhr die frohe Gesellschaft dem Tessin zu, von hochgespannten Erwartungen bewegt; diese sollten in jeder Hinsicht übertroffen werden, sowohl in bezug auf die Schwierigkeit unserer wissenschaftlichen Anstrengung als auf ihren reichen Gewinn und die mannigfaltigen Freuden eines solchen Unternehmens. Von den Leitern waren unsere Aufnahmen so vorbereitet worden, daß wir mit einem wichtigen Teil des Dialektstudiums nichts zu tun hatten, mit der Wahl des Sujets. In Airolo, wo wir um halb 10 Uhr ankamen, war es eine sympathische jüngere Lehrerin, die uns freundlich am Bahnhof abholte und in ihr Schulzimmer geleitete, in welches aus unmittelbarer Nähe die Firnen des Pizzo Vespero hineinleuchteten. Aus alter Airoleser Familie stammend, beherrschte sie ihre Mundart ausgezeichnet und interessierte sich lebhaft für die ganze Untersuchung, die sie durch freiwillige, ergänzende Aufschlüsse erleichterte. Nachdem Prof. Gauchat den Moment, da wir uns zum erstenmal vor einem Sujet befanden, in einigen einleitenden Worten gewürdigt hatte, begann unter der Führung von Prof. Jud die Aufnahme. Schon die ersten Formen riefen in uns alle Bedenken und Probleme wach, welche man im theoretischen Unterricht mit diesen Experimenten zu verknüpfen lernt. Wie mangelhaft erschien uns die Lautschrift, die mit ihren wenigen Unterscheidungen (in stimmhafte und stimmlose Konsonanten, offene und geschlossene Vokale) so weit von den unbegrenzten Artikulationsmöglichkeiten entfernt blieb! Beim Festhalten einfacher Wörter[3] wie

liẹ̆nya 'Wurst', *tχa̜vá̜y* 'cavalli', *fa̜utsch* 'falce', *tχeñţi* 'cognati'

sahen wir einander ratlos an. Selbst nach öfterer Wiederholung — die übrigens erhebliche Nachteile bietet und aus begreiflichen Gründen nicht so zuverlässig ist — blieben für uns gewisse Formen beinahe unfaßbare Gebilde, so etwa der Satz:

la manẽ̆štra l ę bẹñ tχọ̈́tχa 'la minestra è ben cotta'.

Besondere Schwierigkeiten boten uns die Palatalen, die hier ziemlich weiter

---

1 Vortrag: *Die romanische Schweiz und die Mundartenforschnng. Archiv für das Stud. d. n. Sprachen* 119, 406.

2 Vgl. den Bericht einer früheren dialektologischen Exkursion in diesem *Archiv* 127, 208—215.

3 Ich transkribiere nach dem System Böhmer (Gartner).



vorn ausgesprochen werden als die in gleicher Stellung auftretenden verwandten Laute (*tχ* bei Gartner, *č̈* bei Ascoli, *k'* bei Meyer-Lübke transkribiert).

la tχẹ́ura 'capra', *u č̈ąmp* 'campo', *u' dyąt* 'gatto', *la dyąmba* 'gamba', *u tχö̱r* 'cuore', *la fö́rtχa* 'biforcatura', aber *i .avitsch* 'le api' etc.

Am Schluß der Fragen wurden einige Formen unter Kontrolle des Sujets gelesen, und einige Teilnehmer mußten ihre Aufzeichnungen an der Wandtafel preisgeben und der Kritik ausliefern. Da zeigte sich erst die Verschiedenheit der aufgenommenen Bilder; nur ungern ließ man sich davon überzeugen, daß diese oder jene Niederschrift nicht etwa neben anderen Auffassungen berechtigt sein sollte, sondern nicht der Wirklichkeit entsprach. Beispielsweise wurden selbständige i-Laute gehört, wo es mouillierende Elemente bestimmter Konsonanten waren:

i nö́s tχẹñẹ́i (wurde auch *tχẹnyẹ́i, ny*, in zwei Lauten, gehört) 'i nostri cognati', *la tχautschína* 'calcina' (wurde auch als *kyautschína* perzipiert).

Einige Ortsnamen deuteten den Umfang des Gebietes an, mit dem die Leventina, vor allem in früherer Zeit, in näheren wirtschaftlichen und politischen Beziehungen stand. Eigene Formen fanden sich u. a. für

Val d'Ursēra 'Urserental' (Uri). *Fjüra* 'Flüelen' (am Vierwaldstätter See). *Büdré* 'Bedrettotal', *špadę* 'Hospental', *tχasinǫta* 'Göschenen', *kruarǫ́ŋ* 'Bündner' (< *Cuēra* 'Chur').

Die Nachbarbeziehungen mit dem deutschsprachlichen Reußtal veranschaulichen auch eine Anzahl von Lehn- und Fremdwörtern, die allerdings im Aussterben begriffen sind:

šlǫ́sər (veraltet) 'Schlosser', *kyẹ́fər* 'Küfer', *la khilbi* 'Kirchweih', *riépli* 'Rübe' (neben *karǫ́t*), *il brónn* 'Brunnen' (heute verdrängt durch *u bü̃j*).

Besonders interessant: für den Krämer 'merciaio' waren die Wörter *maršáuro*, die genaue mundartliche Entsprechung des oberitalienischen 'mereiadro' neben *krämər* aus dem Deutschen. —

Nicht selten ließen die Antworten Einblicke tun in die engere Ortsgeschichte, etwa wenn es auf die Frage nach alten Geräten und Häusern wehmütig hieß: Case vecchie non ci sono più. (Die Ortschaft ist in den achtziger Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört worden, worüber uns eine Gedenktafel in der Kirche nachher belehrte). — Als Hauptergebnis der ersten Aufnahme könnte neben dem gegenständlichen Ertrag der Fragebogen die Erfahrung angesprochen werden, daß man in seiner eigenen Sprache fremde Laute kaum sofort richtig zu hören, zu sprechen, noch aufzuzeichnen vermag.[1] Die Ohren, auch musikalisch feine, bedürfen einer eigentlichen Ausbildung, welche durch eine phonetische Schulung erreicht werden kann. Eine solche Erfahrung lehrte uns deutlich, wie sehr das Studium der Laute vor den Tafeln und Apparaten im Hörsaal notwendig ist. —

Nach der zweistündigen Sitzung trennten wir uns von der liebenswürdigen Lehrerin und stellten im nahen Garten einer Osteria fest, daß, wenn uns unsere Ohren soeben schmählich enttäuscht hatten, der Mund nach wie vor befriedigende Dienste leistete. — Dann blieb noch Zeit zu kleinen Entdeckungsfahrten in der Umgebung, in der uns u. a. die mächtigen Verbauungen zur Abwehr der Lawinen auffielen. Als ich an die Höhen der früheren alten

[1] L. Gauchat, *L'unité phonétique dans le patois d'une commune* (Festschrift Morf 1907, S. 182): *En présence de sons nouveaux nous sommes d'abord tout à fait désorientés ... On n'entend bien que les sons qu'on possède soi-même.*

Gotthardstraße hinaufkletterte, die, mit grünem Rasen bedeckt und von bunten Erinnerungen aus vergangenen Jahrhunderten umwoben, zum Träumen einlud, pflückte ich mir ein paar Alpenblümchen und legte sie sorgsam zwischen die Blätter eines Buches. Darüber wurde mir klar, daß nicht nur die Blumen, um bewahrt und nach Hause gebracht werden zu können, vergewaltigt werden müssen, indem man sie aus der runden Fülle der Natur auf zwei Ausdehnungen zurückdrängt und preßt, sondern daß auch die Sprache, die Laute, in die Schranken der wissenschaftlichen Möglichkeit, in die Lautschrift hineingezwängt werden, und man statt dem vollen Leben nur ein zweidimensionales Schattenbild festhält. Um so prächtiger war es, neben den Büchern und Atlanten, deren Wert man gerade dann recht ermißt, einmal den Reichtum der urwüchsigen Sprache an Ort und Stelle zu genießen und sie in ihrem ersten Duft und Schmelz zu überraschen.

Im Laufe des Nachmittags verließen wir den für uns nun heimeligen Ort und fuhren talabwärts dem Süden zu.

In Locarno fand sich — nach einigem Suchen, da wir die Hotels und ihre Rechnungen vermeiden wollten — eine Unterkunft in zwei Sälen eines mit den prunkenden Lettern 'Museo' gezierten Schulhauses (dessen Ordnung selbst durch fahrende Scholaren nicht verschlimmert wurde). Erst nachdem diese Frage gelöst war, erging man sich behaglich in den malerischen Winkeln der Stadt oder an den einladenden Gestaden des Sees.

Am 18. Juli fuhren wir beizeiten mit der neuen Centovalli-Bahn nach dem idyllischen, aus der Höhe weit über die Ebene ragenden Intragna, das den Schlüssel zu der dahinterliegenden, engen Talschaft bildet. Hier wurden wir als Gäste in einem vornehmen Bürgerhause von der Signorina Maggetti, ebenfalls einer einheimischen Lehrerin, empfangen. Kurz nach 8 Uhr begann dort im Salotto, der zu unserer Erleichterung keine verfängliche Wandtafel für allfällige Mundartproben aufwies, die Aufnahme unter Leitung von Professor Jud. Von den ungefähr 110 Wörtern, die wir in Airolo abgefragt hatten, wurden drei Viertel auch hier vorgelegt, damit sich ein Vergleich zwischen den Mundarten ziehen ließ. Weitere dreißig Formen wurden dann hinzugefügt, die der Fragende auf andere Weise zu erhalten suchte als bisher, um uns ein Bild von den verschiedenen Forschungsmöglichkeiten zu geben. Während sonst immer der Dialektausdruck die Übersetzung des entsprechenden, in der Schriftsprache genannten Wortes war, zeigte Prof. Jud, wie durch Gebärde Umschreibung, Photographie usw. man dem Sujet eine Form entlocken kann, ohne durch das schriftsprachliche Wort die Wahl der Vokabeln oder ihre Aussprache zu beeinflussen. Es fiel uns ferner auf, daß er immer streng vermied, durch irgendwelche Andeutungen die erwartete Form oder einen bestimmten Laut dem Sujet aufzudrängen, noch durch eigenes Nachsprechen das gehörte Lautgebilde ungewollt zu verändern. Er zog es vor, einfach das Wort wiederholen zu lassen — immerhin dem ersten Gehöreindruck den größeren Wert beimessend. Da die Küche, aus deren Terminologie eine Anzahl Fragen auf unserer Liste standen, in der Nähe war und reichlich Veranschaulichungsmaterial bot, lag die Verbindung 'Wörter und Sachen' im Stoffe selbst. Unser Sujet arbeitete so vortrefflich, daß es nicht nur sich seit dem Vorabend auf alte Ausdrücke besonnen hatte, sondern von selbst durch Assoziation die begriffsverwandten Wörter nannte, die zur gedanklichen Atmosphäre gehörten. So erklärte uns die Lehrerin, daß man für 'cantina' *la kånova* sage, aber der Keller, der zur Aufbewahrung

der Früchte, Kastanien diene, heiße *kanavíŋ*, *kanavít*; der Grummet heiße *u rēžidíu* (<recidivu), aber das dritte Gras *l tęrtsǭ̄* usw.

Nicht minder wertvoll waren die volkskundlichen Randbemerkungen, aus denen zum Beispiel hervorging, daß es in Intragna, noch unberührt von der Mode spitzer Schuhe, weder Hühneraugen noch Ausdrücke dafür gebe —, oder daß es von seinen Söhnen, die früher zumeist als Kaminfeger in der Fremde ihr Brot erwarben, preziös heiße: vanno far l'orefice.

Aus dem Vergleich mit den Aufnahmen von Airolo ergab sich, daß am Gotthard eine große Zahl lateinischer *a* zu *e* wird, während dieser Wandel in Intragna nur bedingt erfolgt:

Airolo	Intragna
sale: *la sę*	*u sắ*
palo, -i: *u pę̄́r, i pę̄́r*	*u păl, i pęl*
chiave, -i: *u tschęf, i tschęf*	*la tschęᵘ*,[1] *i tschęᵘ*
scala, -e: *štχę̆́rᵃ, i stχę̄́r*	*la škā̧́la, i̧ škál*
braccio: *u brȩ́š*	*u braš*

Während die Leventina mit Tesserete und Brissago bis ins 9. Jahrhundert der Diözese Mailand (rito ambrosiano) angehörte, war Intragna kirchlich Como (rito romano) zugeteilt. So kennt, wie Salvioni betonte, nur das der Diözese Mailand inkorporierte Gebiet den Wandel von *-l-* zu *-r-* (also die Leventina) nicht aber Intragna (cf. oben Resultate von palo und scala). Gemeinsam aber die Auflösung des *-ni-* im Plural von 'mano, rana'.

Airolo: *má̧ŋ, i mę̄́y; la rį̄́na, i rę̄́y.* Intragna: *i may, i ray.*

Dagegen viele lexikologische Unterschiede, wie sie in dem stark alpinen Gebiete natürlich sind.

Kind: Airolo: *kriatü̆*, im benachbarten Piotta: *kanája*, aber Intragna: *piníŋ*.

Zicklein: Airolo: *yȫ* (sg.), *yöi* (pl.). Intragna: *kaurę̄́t* (sg.), *kaurī́t* (pl.).

Tante: Airolo: *nāna*, Intragna: *ánda*.

Mistgabel: Airolo: *tardę́nts*, Intragna: *u rašt*, usw.

Auf einem Gang durch die alten Häuser des Ortes, zu denen man uns mit seltener Bereitwilligkeit Tür und Tor öffnete, boten sich uns reizvolle Bilder aus entschwundenen Zeiten kulturfremder Einfachheit. Nur ungern nahmen wir Abschied von diesem lieblichen Flecken und den Notabilitäten, die uns das Ehrengeleite zum Bahnhof gaben, nämlich unsere Gewährsfrau la maestra, ferner il signor dottore, il signor avvocato und endlich il signor vicesindaco. Dann ging's mit der Elektrischen durch die 'hundert Tälchen' der in der Tiefe schäumenden Melezza entlang nach Camedo, wovon wir, die Landesgrenze überschreitend, nach längerem Marsche das Tagesziel, Santa Maria Maggiore, die Perle des Valle di Vigezzo, erreichten. Hier gab es allerdings keine Unterkunft nach Art der Wandervögel, aber wir verschmähten es keineswegs, auch einmal im Grandhotel abzusteigen und einen Abend in der eleganten Gesellschaft eines italienischen Kurortes zuzubringen.

Am 19. Juli setzten wir unsere Reise zu Fuß fort. Die Landschaft, die bei Santa Maria sich anmutig im Schmucke vieler Dörfer ausbreitete, wechselte bald ihren Charakter und gemahnte durch die von einer engen, tiefen Schlucht durchschnittenen, hohen Felswände an heimatliche Berge. — In der Frühe dieses sonnigen Sonntagmorgens jugendfrisch dahinzuwandern, sich

[1] *tsch-* ist ein Laut, der dem *ty* ziemlich nahe steht, also weiter vorn artikuliert wird als das toskan. *cento*.

für jenen Tag und die weitere Zukunft noch viel Neuland erhoffend und im Geplauder mit dem Lehrer und Führer gelegentlich einige Worte vom großen Taktschritt des Lebens zu vernehmen, was konnte es Herrlicheres geben? Durch einen letzten, romantischen Ausblick überraschte uns der von zwei Kirchlein (Masera) behütete, klusartige Ausgang des Tales, der uns plötzlich in das weite Gelände der Toco versetzte. Bald erreichten wir Domodossola und fuhren durch den Simplon wieder in schweizerische, wenn auch den meisten von uns ebenso unbekannte Gaue.

Für den Rest der Reise schlugen wir in Sitten unser Quartier auf, und zwar in der Kaserne, von wo aus wir dann in die benachbarten Dörfer hinaufzogen. Zuerst aber galt unser Besuch der ehrwürdigen Kirche Valère. Als wir dort oben die wuchtige Walliser Landschaft auf uns wirken ließen, hüllte sich der Himmel in graue Wolken, was den ernsten Eindruck der gewaltigen Gebirgsmassen und die herben, fast düsteren Töne der Gegend noch verstärkte. Gegen Abend gelangten wir nach Ormona, einem der vielen Weiler oben an der Berglehne, die zusammen die Gemeinde Savièze bilden. Im Schulhaus führte um 5½ Uhr Prof. Gauchat eine einstündige Aufnahme durch mit einem in mittlerem Alter stehenden Einwohner, der ihm schon vor vielen Jahren als Sujet gedient hatte. Sei es, daß dessen Gedächtnis ziemlich abgenommen hatte, sei es, daß es dem guten Manne am Sonntagabend, während das Volk sich drüben in der Schenke ergötzte, nicht um schulmeisterliche Wissenschaft zu tun war —, die Antworten (auf etwa 150 Fragen) fielen lückenhaft und nicht immer sorgfältig aus. Wir konnten auch hieraus sehr viel lernen; denn da ahnten wir erst, mit welchen Schwierigkeiten der Verhältnisse, der ungünstigen Augenblicke der Mundartforscher bei der Sujetwahl zu kämpfen hat. Wenn schon bei recht guter Aussprache des Gewährsmannes geübte Dialektologen einen Laut verschieden perzipieren, wieviel mehr mußten unter weniger vorteilhaften Bedingungen unsere Aufzeichnungen an Einheit und Wert einbüßen. Da an dieser Stelle über den Vergleich der Mundarten von Savièze und Conthey bei früherer Gelegenheit berichtet wurde (M. Fehr, *Arch. f. n. Spr.* 127, S. 215), begnügen wir uns mit diesem Hinweis.

Ein äußerst malerisches Dorfidyll bannte uns für den weiteren Abend auf den Platz, wo die ganze Gemeinde beisammen war. Die Mädchen, im festlichen Glanz ihrer blanken Trachten, wiegten sich mit den Burschen auf einem kleinen Bretterboden im Freien nach den Weisen einer nimmermüden Handorgel.

Allein den Höhepunkt für uns bildete ohne Zweifel die Einladung unseres Sujets in sein Heim, wo man uns zu Ehren die Nationalspeise der Walliser zubereitete. Nachdem die Schnittflächen eines entzweigeschnittenen Käselaibes ans offene Herdfeuer gehalten worden waren, ging die Tochter des Hauses damit flink von einem Anwesenden zum anderen, ihm von der flüssig gewordenen Schicht in den Teller hinunterschneidend. Diese 'râclette' machte verschiedene Male die Runde; denn bei den Einheimischen besteht der Reiz gerade darin, zu wetteifern, wer die größten Mengen davon verschlingen könne.

Unterdessen waren die Firnen jenseits des Rhonetales längst verglüht, die Nacht mahnte zum Aufbruch. Einige frohe Lieder, die wir den Savieža und sie uns darbrachten, beschlossen diese Stunden vaterländischer Gemeinschaft. Nach einer Wanderung unterm Sternengeflimmer erreichten wir in Sitten unsere Lagerstatt. —

20. Juli. Der Zweck unserer Aufnahmen in Savièze und Conthey war die Feststellung der starken Mundartunterschiede zwischen den in der Luftlinie einige Kilometer auseinanderliegenden Gemeinden. Der Weg nach Conthey, den wir am Morgen des letzten Reisetages unter die Füße nahmen, offenbarte uns jedoch die Wichtigkeit und den Umfang des Verkehrshindernisses, welches die Örtlichkeiten trennt und seit uralter Zeit trennte. Auf freiwillig und unfreiwillig gewählten verlorenen Pfaden kamen wir schließlich an das breite Flußbett der Morge, die aus den Bergen heraus der Rhone zurauscht. Über einen Baumstamm gelangten wir ans andere Ufer, und schließlich, im Schweiße unseres Angesichts, an sonnigen Halden empor, nach unserem Ziele, Sensine-Conthey. Um 10 Uhr versammelten wir uns im Schulhaus zur Mundartaufnahme unter der Führung von Prof. Gauchat, die er mit einem prächtigen, die gesunde Volkskraft verkörpernden Manne durchführte. Seine klare Aussprache erleichterte es uns, die auffallenden Unterschiede der Formen gegenüber der Wiedergabe der nämlichen Wörter in Savièze zu erfassen. Völlige lautliche Übereinstimmung fand sich nur in verschwindenden Ausnahmen. Die überraschend deutliche Grenze zwischen der Gesamtheit lautlicher Entwicklung diesseits und jenseits der Morge erklärte uns Prof. Gauchat, indem er uns die Geschichte der Gegend entrollte, wie sie in dem bereits erwähnten Bericht (*Archiv* 127, S. 214) geschildert ist. Von besonderem Interesse war es für uns, die selbstgewonnenen Ergebnisse mit den 'Tableaux phonétiques' aus der Werkstatt des 'Glossaire des patois de la Suisse romande' zu vergleichen, deren Formen uns Prof. Gauchat las. Überhaupt waren wir uns seit der Ankunft im Wallis bewußt geworden, daß wir uns im Reich jenes gewaltigen Werkes von nationaler und wissenschaftlich-internationaler Bedeutung befanden, dessen Hauptförderer unter uns war. —

Nach Sitten zurückgekehrt, sahen wir uns — viel zu schnell — am Ende unserer Dialektreise. Von dort strebten die einen nach Osten, die anderen nach Süden, und nur ein immer kleiner werdender Trupp erreichte in sangesfroher Fahrt über St. Maurice-Lausanne am selben Abend die engere Heimat. — Im Namen aller Teilnehmer versichere ich unsere verehrten Lehrer, die Herren Professoren Gauchat und Jud, unseres wärmsten Dankes. Sie scheuten weder Mühe noch Opfer, uns köstliche Wandertage zu verschaffen, die unser Wissen und Leben bleibend bereichert haben.

Küsnacht bei Zürich. Walther Staub.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Konrad Burdach, Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. Bd., 1. Teil: Mittelalter. Halle, Niemeyer, 1925.

Wir müssen es gewiß dankbarst begrüßen, daß Burdach Gelegenheit genommen hat, eine Auswahl seiner in langen Jahren erschienenen Aufsätze in Buchform herauszugeben. Bedauerlich ist nur, daß der mir vorliegende erste Band zu einem Preise herausgebracht ist, daß das mehrteilige Gesamtwerk kaum die Verbreitung erfahren wird, die ihm von Herzen zu wünschen ist.

Die wirkliche und einzige Einheit gesammelter Aufsätze bildet das Leben und die Entwicklung ihres Verfassers, aber es ist zu begreifen, daß er daneben den Wunsch hatte, diese Arbeiten auch äußerlich unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen. Dazu dienen die drei kürzeren Stücke, die als einleitende 'Richtlinien' (S. 3—45) vorangestellt sind. Darin hat der Vf. keine glückliche Hand gehabt. Die Aufgaben der deutschen Philologie, die er in den ersten beiden formuliert, haben sich in dem verflossenen Vierteljahrhundert nicht wesentlich verändert, und das sog. nationale (deutsche) Gymnasium, das er in dem dritten empfiehlt, hat sich seitdem als praktisch unverwendbar erwiesen. Eine deutsche Erziehung in der Art, wie ihr B. das Wort redet, wäre gewiß sehr schätzenswert, aber wo nehmen wir die Lehrer her, die diese wissenschaftliche Arbeit leisten können? Und wenn sie selbst vorhanden wären, würde die deutsche Erziehung in der Schule nicht zu einem in die Breite statt in die Tiefe gehenden Feuilletonismus zersplittern?

Die nachfolgenden neun Aufsätze sind ja durchweg bekannt, und selbst die ersten beiden, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden, sind schon vorher als Vorträge gehalten und durch kurze Referate inhaltlich verbreitet worden, aber wenn man sie heute nacheinander liest, erst dann erhält man die volle Schätzung für die feinsinnige Methode, das Kunstverständnis und die Belesenheit des Vf. auf den verschiedensten Gebieten. Er hat es wirklich nicht nötig, im Vorwort seinen 'Historismus' zu verteidigen, denn diese Art der historischen Methode wird selbst von denen, die sonst nichts von ihr wissen wollen, anerkannt werden. Freilich bei aller Anerkennung sehen wir heute manches anders an als zur Zeit der Niederschrift. Besonders in den wesentlich ästhetischen Aufsätzen *Das Nachleben des griechisch-römischen Altertums* und die *Entstehung des mittelalterlichen Romans* würden wir heute Stoff und Form viel entschiedener trennen. Wir wissen, daß alles, was überliefert werden kann, nur stofflicher Natur ist, daß aber jede Zeit die ihr eigentümlichen Kunstformen selber erzeugt. Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß das ausgehende Altertum schon die allegorischen Personifikationen gekannt und poetisch verwertet hat; wenn sie aber in der mittelalterlichen Kunst eine so bedeutende Rolle spielen, so mag auch die Tradition einen gewissen Anteil daran haben, die viel wichtigere Ursache ist aber das eigentümliche Empfinden der Zeit, das sich nur in Allegorien auszudrücken vermochte. Es fehlt uns ja leider eine Darstellung des Wesens der Allegorie. Es fließen in diesem Wort sehr verschiedene Begriffe und geistige Funktionen zusammen. Die Allegorie bei Goethe und bei Dante ist grundsätzlich etwas ganz Verschiedenes, bei dem einen beruht sie auf einem willkürlichen Denkprozeß, bei dem anderen auf Gefühl, und dieselbe Verschiedenheit besteht zwischen der Allegorie des Späthellenismus und des Mittelalters. Auch daß der zweite Aufsatz nur bis zum *Ruodlieb* führt, wird man bedauern, man kann zweifeln, ob mit ihm schon die Form des mittelalterlichen Romans endgültig gewonnen ist.

Die drei Aufsätze *Longinus und der Gral, Judenspieß und Longinussage, Longinusspeer im eschatologischen Licht* hätten bei der neuen Redaktion durch Zusammenziehung zu e i n e m an Durchsichtigkeit und Beweiskraft gewonnen. Muß man aber, um die Redensart 'mit dem Judenspieß rennen' zu erklären, auf Longinus und das sehr zweifelhafte Judenturnier zu Weißenfels im Jahre 1385 zurückgreifen? Wenn B. den Anlaß dieses internationalen Judentages richtig ermittelt hat (S. 233 ff.), so lag doch den Leuten in ihrer Angst vor dem drohenden Unheil alles andere näher als gerade Lanzenstechen und Turnieren. *Spieß* bedeutet in der älteren Sprache doch auch das kurze Stechmesser. Man denkt dabei unwillkürlich an Shylock in der Gerichtsverhandlung. Aber lange vor Shakespeare erscheint der 'Halsabschneider' nicht nur in dieser, sondern auch in anderen Erzählungen und bildlichen Darstellungen mit dem kurzen Messer bewaffnet. Lag es nicht nahe, diese Waffe des Wucherers als den Judenspieß zu bezeichnen im Gegensatz zu der ehrlichen Lanze, die der christliche Ritter gebrauchte oder gebrauchen sollte? Mir erscheint diese Erklärung weniger umständlich und auch mit dem italienischen Gebrauch von *stocco* (S. 249) am besten vereinbar.

Die Anregung, die B. mit dem Vortrag *Über den Ursprung des mittelalterlichen Minnesanges etc.* gegeben hat, ist seitdem von verschiedenen Seiten aufgenommen worden und hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Soviel daran auch im einzelnen noch aufzuhellen ist, so kann es doch als sicher gelten, daß eine direkte Linie vom Hellenismus über die Perser und Araber zu den Troubadours führt. Freilich wird diese Untersuchung, soweit die Dichtung in Betracht kommt, unvollständig bleiben, solange es nicht gelingt, die musikalische Verbindung herzustellen, und das ist zum mindesten zurzeit mit dem dürftig vorhandenen Material ausgeschlossen. Unsere gesamte Behandlung der älteren Lyrik geht dadurch in die Irre, daß wir das Gedicht nur als literarisches Erzeugnis betrachten, losgelöst von der Melodie. Es wurde aber gesungen, und erst aus dem Geiste des Gesanges wird sein Wesen verständlich. Wir hatten ja vor einigen Jahren in der *Berl. Ges. f. d. Stud. d. n. Spr.* Gelegenheit, einzelne Troubadourmelodien zu hören, ein Zusammenhang mit der altgriechischen (christlichen) Kirchenmusik erschien unabweisbar. Darin liegt eine starke Stütze der Burdachschen These.

Der Schlußaufsatz dieses Bandes über Walther v. d. Vogelweide bietet unter Ablehnung der Legende ein hübsches Charakter- und Lebensbild des Dichters. B. hat die lückenhafte Überlieferung geschickt ergänzt und ausgenutzt, aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß man die Steine dieses Mosaiks auch in anderer Weise zusammensetzen könnte. Ob der Dichter bei seinem häufigen Wechsel der Partei immer das gleiche hohe Ziel im Auge gehabt oder nur seinen persönlichen Vorteil wahrgenommen hat, wird sich mit Sicherheit nie entscheiden lassen, nur das eine kann man sagen, daß er auch im zweiten Falle in den Augen seiner Zeitgenossen nicht schlechter dagestanden hätte. Auch wie B. sein Verhältnis zu Wolfram schildert, ist sehr ansprechend. Aber ist es so gewesen? Hat nicht auch das stärkste Motiv der Rivalität der Minnesänger, der Brotneid, mitgesprochen? Wir wissen es nicht, und vielleicht ist es gut, daß wir es nicht wissen. Um so mehr Freude können wir an der Darstellung des Verfassers haben.

Berlin. **M a x J. W o l f f.**

L. Jutz, Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. (Streitbergs germ. Bibl.: Gram.) Heidelberg, Winter, 1925. X, 355 S.

Bachmann, Bohnenberger, Schatz sind die geistigen Väter dieser ausgezeichneten Arbeit, die Schatz geleitet hat; allerorts zieht sie ihre Probleme hinüber zu Bachmanns Beiträgen zur Schweizerdeutschen Grammatik. Die

großen Probleme des kleinen Gebietes sind scharf und sicher gezeichnet und in einem Anhang 'Zur Geographie und Geschichte der Mundart' gut zusammengefaßt. Aber das Fehlen einer Karte (ich habe mich mit Baedekers Österreich-Ungarn 1913, Karte b. S. 196 behelfen müssen), der schwere, breite Stil, die Spärlichkeit der Verweise innerhalb des dicken Bandes, wofür das Wörterverzeichnis keinen Ersatz bietet, und schließlich der Mangel an illustrierenden Beispielen zu den einzelnen Erscheinungen machen die Lektüre oft zu einer Qual und werden die Wirkung gewiß behindern.

Wir sind im Stromgebiet der Ill, im Walgau, Klostertal und Montafon, und von hier aus bestreicht die Untersuchung auch den Winkel zwischen Rhein und Ill mit Liechtenstein; über das Rheintal wird der Anschluß gesucht an die schweizerischen Mundarten, insbesondere die appenzellischen und die der Bündner Herrschaft. 'Der Walgau ist, vom Standpunkt der Mda. betrachtet, Grenzgebiet; hier mischen sich die mundartlichen Eigentümlichkeiten, die durch das Rheintal nach Süden und Südosten vorgedrungen sind, mit den bodenständigen, die im oberen Illtal, also im Montafon und auch im Klostertal heute noch in größerer Reinheit vorhanden sind (S 3).' Haupteinbruchsstelle ist der Verkehrsknotenpunkt Rankweil; der Einbruchsweg geht über die alte Straße Rankweil — Göfis — Schwarzer See — Illtal; Montafon und Klostertal verharren in konservativer Reliktlage. Der Marktplatz Feldkirch treibt die Rheintaler Mda. in das nördliche Liechtenstein hinein; der Stoß erlahmt gegen das südliche Liechtenstein. Dies stimmt demnach vielfach zum Illtal, mit dem es keinen Verkehr unterhält: beide bewahren eben gegenüber den revolutionierenden Elementen der Rheinstraße ältere Grundstruktur. Der Einfluß des Rheintales, 'der seit alter Zeit nach Süden gewirkt haben muß', zeigt sich vor allem hinsichtlich einzelner Vokale und Diphthonge: Südvorarlberg und Liechtenstein monophthongieren alte Diphthonge und bewahren alte Monophthonge, während das Rheintal zur Diphthongierung ehemals einfacher Vokale neigt; demnach sind Diphthonge der Qualität *ę̄ə, ǫə, ǫ̈ə* in den Grenzstreifen als Fremdlinge anzusprechen. Die Grenz- (a) und Kerngebiete (b) stehen noch bei folgenden Punkten gegeneinander: energische, straffe Artikulation in b (vgl. die große Druckdifferenz zwischen stark- und schwachbetonter Silbe und demnach sonore Konsonanten als Silbenträger, wo das Rheintal stets reduzierten Vokal hat), schwachgeschnittener Akzent in a, starkgeschnittener in b, Dehnung alter kurzer Vokale in offener Silbe in a, Kürzung von altem *î, û, iu* vor Verschlußlauten in a; im Wortschatz: *nü̃nt* 'nichts', *hemp, hų̄rtsig* 'Hochzeit', *reŋŋnə* 'regnen' *s* 'das', Artikel in a; *nǖt, hemt, hūχtsig, ręgnə, ts* in b. Von hervorragender Bedeutung sind die Beobachtungen über die Wirkung des Rheintales bezüglich der Intensität der Nasalierung (S. 23 f., 146 ff., wo Jutz die 'falschen' Nasalierungen des Typs *fū̃št* 'Faust', Adoptivformen mit Wrede, Festschrift Behaghel S. 83 ff., schärfer anfassen sollte) sowie bezüglich der Artikulationserschlaffung, wodurch die energische und kräftige Fortisartikulation im Montafon, Klostertal und südlichen Liechtenstein auf Rückzugsposten erscheint. Im gleichen Zug der Verkehrsstraße werden Lautbestand, Wortschatz und selbst die Artikulationsbasis revolutioniert, wobei allerorts Übergangsstadien zu beobachten sind, die sich bis zu beinahe unfaßbarer Feinheit verflüchtigen können. Vor dem Nordsüdeinbruch an der Rheinstraße sind linkes und rechtes Ufer, Appenzell und das Illtal ein Einheitsgebiet gewesen, das keilförmig (wie von einem Pflug, würde Wrede sagen) aufgebrochen erscheint: die Monophthongierungstendenz hüben und drüben beruht auf alter, auseinandergerissener Gemeinschaft. Auf kleinerem Gebiet und deshalb exakterem Beobachtungsfeld entwirft Jutz damit das gleiche Bild, das ich in meiner Rheinischen Sprachgeschichte für die Rheinstraße von Mainz bis Nymegen gezeichnet habe. Nur sind die Stromrichtungen verschieden: südnord beim Rheinknie an der Mainmündung, nordsüd beim Rheinknie am Bodensee. Die Bewegung sprachlicher

Verhältnisse in Südvorarlberg nimmt seit dem Beginn der Germanisierung die gleiche Richtung, weil der Verkehr, die Verkehrsknotenpunkte, die Zentralen materieller und geistiger Kultur ihre Einflüsse seit jeher auf die Mda. ihrer Umgebung ausgestrahlt haben. Wichtiger als die hübschen Ausführungen über die germanisch-romanische Auseinandersetzung im Zug der deutschen Kolonisation (9.—14. Jh.) sowie über den Einfluß der Walser sind die Feststellungen über die Stöße rheinaufwärts, die durch den Einbruch des Schwäbischen (15. Jh.) besondere Kraft und Gestalt erhalten; dabei die Beobachtung über die Ungleichmäßigkeit der Ausbreitung und die verschiedenartige geographische Ausdehnung mit der Bemerkung, 'daß nicht notwendigerweise jene Erscheinung die älteste ist, die ihre Grenzen am weitesten vorgeschoben hat; denn das Verhalten einer Mda. gegenüber der Aufnahme fremder Sprachformen ist verschieden, so daß sich eine Erscheinung in derselben Zeit wesentlich weiter ausbreiten kann als eine andere, für deren Aufnahme die Vorbedingungen nicht so günstig sind.' Musterbeispiel: die Ausbreitung der einzelnen Diphthonge, die sich in mehreren Wellen über das Rheintal ergossen haben; je nach ihrer Stärke reichen diese Wellen mehr oder weniger weit nach Süden. Genau das gleiche ist, bei anderen Fällen, für die Rheinstraße festgestellt, soweit sie von den Kulturzentren Mainz, Trier, Koblenz, Köln, Düsseldorf beherrscht wird; und Kurt Wagner hat endlich an einem Beispiel den verebbenden Südost-Nordweststrom für das ganze Reichsgebiet klargelegt (Teuthonista 2, 30 ff.)

Wir danken dem gewissenhaften Forscher Jutz für seine umfänglichen grammatischen Einzelbeobachtungen, aus denen vor allem der Erforscher des Mittelhochdeutschen reiche Belehrung schöpfen kann; mehr noch aber begrüßen wir den Bundesgenossen im Streben nach einer historischen Sprachgeographie als Stück einer Geographie der Kulturgeschichte.

Bonn. Th. Frings.

J. Leslie Hotson, The death of Christopher Marlowe. London, The Nonesuch Press, 1925. 76 S., 2 facsim.

Auf drei Nachrichten beruhte bisher unser Wissen vom Tode des Tamerlan-Dramatikers. Thomas Beard im 'Theater of God's judgements' (1597) erzählt in religiösem Schrecken von dem Manne, der in 'all religion but a device of pollicie' erblickte, daß er 'in London streets, as he purposed to stab one whome hee ought a grudge unto with his dagger, the other party percieving so avoided the stroke, that with all catching hold of his wrest he stabbed his owne dagger into his owne head'. Diesem Bericht des Beard fügte Francis Meres in 'Palladis Tamia' 1598 die Bemerkung hinzu: Marlowe sei erstochen worden 'by a baudy serving-man, a rival of his in lewde love'. Eine dritte davon unabhängige Beschreibung erschien 1600 von William Vaughan in 'Golden grove': Marlowe habe ein Buch gegen die Dreifaltigkeit veröffentlicht und sei gleich darauf im Dörfchen Deptford, drei Meilen von London, beim Versuch, einen Kameraden am Spieltisch zu erstechen, selber mit dem eigenen Dolche umgebracht worden. Letztere Darstellung wurde 1820 von James Broughton nachgeprüft, indem er den Pfarrer von Deptford um Auskunft ersuchte; da ergab sich als Lesung des Pfarrbuches: '1st June 1593. Christopher Marlow, slaine by Ffrancis Archer'. Dann erkannte Halliwell-Phillipps, daß Archer nur verlesen war für Ffrazer. Darauf fußend fand kürzlich Hotson, ein junger Amerikaner aus Harvard, im Londoner Record Office in einer Grundkaufs-Urkunde jener Zeit einen Ingram Frezer und verlegte sich, so ermutigt, auf ein weiteres systematisches Suchen.

Es glückte ihm, in den Chancery-Akten das Protokoll der Untersuchungskommission über den Totschlag Marlowes und die Freisprechung des Totschlägers zu finden. Danach hat 'Ingramus Ffrysar (der Vorname

war also nicht Francis, wie im Pfarrbuch steht) nuper de Londonia, generosus', in Selbstverteidigung den Marlowe umgebracht, 'non per feloniam aut ex malicia' (S. 26). Das geschah zu Deptford, nahe dem Strande der Themse, drei (englische) Meilen unterhalb London am 30. Mai 1593 im Hause einer Witwe Eleonore Bull nach einem Abendessen, weil beim Zahlen (recknynge) ein Wortstreit zwischen ihm und einem gewissen Ingramus Ffrysar entstand. Marlowe, 'iacens super lectum', zog dem Ingram, der mit dem Rücken gegen ihn saß, plötzlich den Dolch heraus und brachte ihm damit zwei zollange Kopfwunden bei, worauf Ingram in Todesfurcht Marlowe's Hand so lenkte, daß der Dolch in Marlowes rechtes Auge drang, auf tödliche Weise. Gegen diese gerichtliche Fassung kommen natürlich die drei vorgenannten privaten Berichterstatter nicht auf.

Ein brutaler Jähzorn wird durch das Gerichtsprotokoll für den Dichter von 'Hero und Leander' bezeugt. Den ganzen Tag, seit 10 Uhr morgens, war er mit Ingram Frezer und noch zwei Kameraden zusammen gewesen, hatte mit ihnen zu Mittag gegessen und Spaziergänge durch den Garten gemacht, bis sie sich um 6 Uhr zum Abendessen setzten. Sie befanden sich nicht in einem niedrigen Hause, denn der Gatte der Witwe Bull, drei Jahre früher verstorben, führt im Pfarrbuch von Deptford die Bezeichnung 'gentleman'. Daß Marlowe getrunken hatte, ist möglich, wird aber nirgends erwähnt. Hinter dem Rücken des Frezer, auf einem Bette liegend und mit dessen Dolche stieß er ihn zweimal in den Kopf — vom Vorhandensein dieser Wunden hatte sich offenbar die Kommission genau vergewissert. Zwei Zeugen bestätigten diesen Sachverhalt. Ist er glaubhaft? Wir dürfen nicht übersehen, daß Marlowe damals in gerichtlicher Untersuchung stand wegen Gotteslästerung, und daß der mitangeklagte Kyd nach dessen Tode sich nur mühsam loswand (Arch. 142, 257). Der Tod befreite ihn, den ersten Aufklärer in England, der so weit gegangen war, im Lieblingsjünger Johannes einen Liebesknaben Jesu zu sehen, aus krimineller Gefahr und mit ihm auch seine Kameraden. Hotson erwägt daher mit Grund, ob der verhängnisvolle Dolchstich des Frezer nicht etwa vorbedacht war. Das würde voraussetzen, daß sich Frezer nachträglich die beiden Kopfwunden beibringen ließ, um den Mordverdacht von sich abzuwälzen; oder war der Untersuchungsrichter gegen ihn als Diener Walsinghams vielleicht sehr nachsichtig und hat seine Wunden über einem bloßen Pflaster gemessen? Jedenfalls ist den beteiligten Herren, nämlich Frezer und seinen während des Attentats danebenstehenden Kameraden Robert Poley und Nicholas Skeres, möglichst nachzugehen, damit wir ermessen können, was ihnen zuzutrauen wäre.

In der Tat hat Hotson seinen Spürsinn in dieser Richtung fleißig geübt. Er fand, daß Frezer, ein ziemlich wohlhabender Mann, der öfters als Käufer und Verkäufer kleiner Realitäten erscheint, im Dienste des Thomas Walsingham stand, und daß Marlowe kurz vorher, am 18. Mai, in Scadbury, dem Familiengute der Walsinghams und ständigen Wohnort des Thomas Walsingham, als dessen Gast geweilt hatte. Robert Poley scheint identisch mit dem Lockspitzel dieses Namens zu sein, der von Francis Walsingham, einem nahen Verwandten des Thomas und durch viele Jahre Leiter von Königin Elisabeths Geheimpolizei, benutzt wurde, um die Babington-Verschwörung 1586 zum Verderb der Maria Stuart hervorzurufen; einem solchen Blutmenschen, der eine Reihe junger Dummköpfe an die Folter, das Schindermesser und den Galgen geliefert hatte, wäre allerdings das Schlimmste zuzutrauen. Nicholas Skeres wurde, wie Hotson herausbrachte (S. 51), ein Jahr später, am 13. März 1594/95 als 'a very dangerous company' verhaftet; warum, das hat Hotson leider noch nicht herausgestochen. Er stand im Dienste des Grafen Essex und wanderte mit diesem nach dem unglücklichen Putsch von 1601 ins Gefängnis. Sehr

vertrauenerweckend ist das Zeugnis solcher Kameraden nicht. Mehr ist zurzeit mit Verläßlichkeit nicht zu sagen. Von einer Liebesgeschichte Marlowes, wie sie Francis Meres andeutet, begegnet nicht eine Spur. Die Möglichkeit, daß Marlowe, dessen Gotteslästerungen die ganze Gesellschaft bedrohten, weggeputzt wurde, wird auch von Hotson nicht ganz verneint.

Merkwürdigerweise übergeht der findige Hotson eine hierher bezügliche Andeutung Shakespeares. In 'As you like it' begegnet eine Stelle III, 3, 15, die jeder künftige Kommentator mit Marlowes Todesszene zusammenbringen muß, besonders weil das Stück auch eine bekannte Anspielung auf Marlowe's nachgelassenes Epos von Hero und Leander (gedr. 1598) enthält, mit wehmütiger Klage auf den 'dead shepherd'. Der melancholische Jaques hat eben über 'knowledge ill-inhabited' geseufzt, worauf der weise Narr Touchstone erwidert: 'When a man's verses cannot be understood, nor a man's good wit seconded with the forward child Unterstanding, it strikes a man more dead than a great reckoning in a little room'. Worauf sonst als auf Marlowe's Todesszene, wie sie gerichtlich festgestellt wurde, soll sich das beziehen? Daß man sie schon damals als seltsam betrachtete, ergibt sich aus dem Zusammenhang. Die parallele Anspielung auf unverstandene Verse hat, wenn auf Marlowe bezogen, guten Sinn unter der Voraussetzung, daß hiermit gewisse atheistische Sätze in Marlowe's Dramen nur als dichterische Freiheit hingestellt werden sollten; dazu stimmt das folgende Gespräch zwischen Touchstone und der Dorfdirne Audrey, die fragt, ob poetisch 'a true thing' sei, worauf Touchstone antwortet: 'The truest poetry is the most feigning.' Nicht umsonst hat Shakespeare im 66. Sonett, dem lyrischen Gegenstück zu Hamlets Monolog 'Sein oder Nichtsein', über die Vergewaltigung des Dichterwortes geklagt: 'Art made tonguetied by authority.' Nicht umsonst klagte Bacon im Essay über Atheismus über engherzige Ausdeutung und Verfolgung philosophischer und naturwissenschaftlicher Redeweise im damaligen London. Die Verfolgung des freien Wortes wurde — so viel geht aus der Äußerung Shakespeares hervor — für Marlowe gefährlicher als der Streit über die Zeche.

Hotsons Fund hat uns wie mit einem Blitzlicht wieder einmal unsere Unkenntnis über die Dichterbeziehungen der späten Elisabethzeit enthüllt. Mancher Blitz mag noch folgen, bis die Welt sonnenklar sieht, was damals vorging. Inzwischen verdient amerikanischer Forschungseifer die wärmste Dankbarkeit aller Wahrheitsfreunde.

Berlin. A. Brandl.

M. Praz, Secentismo e Marinismo in Inghilterra: John Donne — Richard Crashaw. Firenze, 'La Voce', 1925. XII, 297 S.

Der Titel ist auf den ersten Blick mißverständlich. Das Buch enthält nicht eine Studie über das 17. Jahrhundert und den Einfluß Marinos in England, sondern zwei äußerlich nur lose, innerlich durch die gleiche Frage nach dem Sinn der Stilform und dem Zusammenhang zwischen künstlerischem und dichterischem Stil verbundene Abhandlungen über John Donne und Richard Crashaw. Beiden Dichtern wird ein biographischer und ein kritischer Teil gewidmet. Die beiden Beispiele sind gut geeignet, um uns in die vielverkannte Kultur des Barock hineinblicken zu lassen, und unter dem Gesichtspunkt dieses weiteren, den Zugang zu einem Kulturkomplex eröffnenden Ausblicks rechtfertigt sich der mit Bedacht so allgemein gefaßte Titel des Buches. Es handelt sich um eine Übergangskultur, die naturgemäß gerade wegen dieses Charakters der Deutung besondere Schwierigkeiten bereitet. Ist Donne ein Mann von mittelalterlichem Geist? Sein Interesse für mittelalterliche Gelehrsamkeit und der Mangel eines innerlichen, humanistischen Verhältnisses zu der klassischen

Dichtung der Römer legen diese Auffassung nahe, und Mary Ramsay hat sie in einem gründlichen Buche (*Les Doctrines médiévales chez Donne*, Oxford University Press, 1916) zu begründen versucht. Praz kommt auf Grund seiner Parallele zwischen Donne und den Metaphysikern der Dantezeit — die man sich gerade bei dem italienischen Gelehrten gern etwas eingehender gewünscht hätte — zu einem andern Ergebnis. Er sieht in Donne den ganz unscholastischen Dichter von männlicher Leidenschaftlichkeit, durchaus nicht ohne tiefes spekulatives Interesse, aber dabei von einem Drang nach Betätigung und Wissen, der in oft stürmischem Wollen den Einklang mit einem frommen Glauben sucht und sich in dramatischen Predigten kundgibt: alles in allem einen Mann der Renaissance im Denken und Fühlen. Ihm gegenüber dann sein jüngerer Zeitgenosse Crashaw, ekstatisch und feminin, von einer mehr beschaulichen Begeisterung und sinnlichen Weichheit, die in dem Dichter das Musikalische und Malerische besonders akzentuieren, und einer Religion des ursprünglichen Gefühls, die sich in feierlichen Hymnen entlädt. Crashaws Dichtung steht stark unter dem Einfluß der zeitgenössischen Italiener, sein Denken unter dem der spanischen Mystik. Praz mißt mit Recht der Tätigkeit der italienischen Jesuiten und ihrer Verbindung mit dem von Bischof Laud geführten romanisierenden rechten Flügel des Anglikanismus große Bedeutung bei. Crashaw stand diesen Tendenzen durchaus nahe, und es wäre vielleicht nicht unergiebig, der Aufzeigung dieser Strömungen in ihrer Bedeutung für die englische Literatur einmal dieselbe Sorgfalt zuteil werden zu lassen, die Port Royal in der Geschichte der französischen Literatur gefunden hat. Für Praz ist Crashaw die vollendetste literarische Verkörperung dieses von Italien eindringenden Geistes, das reinste literarische Barock, das dem architektonischen Barock Italiens an die Seite zu stellen ist. In Crashaws 'Hymn to St. Theresa' hat die spanische Mystik des 16. Jahrhunderts ihren höchsten Ausdruck in Versform gefunden, und 'The Weeper' vollendet eine Gattung, die, aus der griechischen Anthologie stammend, in der Jesuitendichtung besonders beliebt war. Solche Gedankengänge erregen gerade im Munde eines italienischen Verfassers hohes Interesse und sind geeignet, uns die meist wenig beachteten 'metaphysischen' Dichter in einem andern Lichte zu zeigen, wenn auch manches als Übersteigerung erscheinen mag und nicht ganz überzeugt. Donne und Crashaw treten uns nicht bloß als zwei verschiedene Dichterindividualitäten entgegen, sondern als die Vertreter zweier Geistesrichtungen ihrer Zeit, der geistreich-aktivistischen und der sinnlich-hingebungsvollen Richtung. Was als Gongorismus oder Marinismus bloße Manier zu sein scheint, ist tief begründeter Ausdruckswille einer Übergangszeit mit allen Kennzeichen der Unausgeglichenheit und der Polaritäten. Künstlerischer und dichterischer Stil gehen zusammen, um die Spannungen zwischen ekstatischer Verzückung und stürmischem Wollen in Formen zu bannen. Das Überladene, Unruhige, innerlich Unselbständige und nach Anlehnung Suchende ist das Kennzeichen dieses Barocks, das in der englischen Dichtung des 17. Jahrhunderts so prägnanten Ausdruck findet. So sieht der Verfasser die Zeit, die er sich gewählt hat, und seine mit reichen Proben aus Donne und Crashaw (meist in italienischer Übersetzung) gestützten Ausführungen verdienen unser Interesse durch die Eindringlichkeit, mit der die Hauptthese verfolgt wird.

Charlottenburg. Walter Hübner.

Krappe, A. H., The legend of Rodrick, last of the Visigothkings, and the Ermanarich cycle. Heidelberg, Carl Winter, 1923. 64 S. 2 M.

Die in verschiedenen spanischen Texten überlieferte Roderichsage berichtet, daß der letzte Westgotenkönig die Frau oder Tochter seines treuen

Ratgebers Julian in dessen Abwesenheit entehrt habe und daß dieser dafür Rache nahm, indem er den König entweder durch trügerischen Rat oder durch offene Verbindung mit seinen Feinden ins Unglück stürzte. Kr. findet die Grundzüge dieses Berichts in einer Reihe von Texten aus andern Ländern wieder, namentlich bei Procop von Caesarea, bei Fredegar, in den *Fornmanna Sögur*, der *Heimskringla*, der *Þiđreks Saga*, der Vorrede zum *Deutschen Heldenbuch*, einer holsteinischen Sage u. a. Man wird also nicht zweifeln dürfen, daß die Roderichsage in einen größeren Zusammenhang einzuordnen ist, d. h., daß sie eine besondere Form einer weiter verbreiteten Volksüberlieferung darstellt. In einigen Fassungen dieser größeren Gruppe, zu der die Roderichsage sich stellt, heißt nun der König Ermanarich, und die Rache des Mannes der entehrten Frau besteht bisweilen darin, daß er den König tötet; dadurch kommt Kr. zu der Vermutung, daß es sich bei dieser ganzen Gruppe um einen besonderen Zweig der Ermanarichsage handele, in deren gewöhnlicher Form der König, der die Frau eines seiner Großen hat töten lassen, das Opfer der Rache von deren Brüdern wird. Besondere Stützen für seine Annahme findet Kr. darin, daß einerseits in einigen Fassungen der Ermanarichsage ein treuloser Ratgeber auftritt und daß anderseits in spanischen Versionen der Roderichsage Spuren einer Beteiligung von zwei oder drei Brüdern am Untergang des Königs zu erkennen sind, dazu glaubt er den Namen des einen dieser Brüder (*Oppas*—*Orpa*) in dem Namen *Erpr* der nordischen Fassungen der Ermanarichsage wiederzufinden. Da nun aber das Motiv des rachenehmenden Ratgebers gerade in den älteren Versionen der Ermanarichsage fehlt, konstruiert Kr. durch sinnreiche Kombination von Zügen der Roderich- und der Ermanarichsage eine verlorene Vorstufe der letzteren, welche auch diese Rolle enthält. Von dieser hypothetischen Grundlage ausgehend, sucht Kr. dann die in den überlieferten Texten vorliegenden besonderen Formen der Sage zu verstehen. Die Übertragung auf die Person Roderichs sei dadurch begünstigt worden, daß die historischen Ereignisse bei dessen Untergang der Situation beim Ende Ermanarichs sehr ähnlich waren.

Es ist nicht zu leugnen, daß Kr. seine Resultate durch weitblickende Kombinationen gewonnen hat und daß der Entwicklungsgang der Sage, wie er ihn zeichnet, an sich wohl denkbar wäre. Trotzdem habe ich Bedenken, diese Ergebnisse anzunehmen, und zwar aus verschiedenen Gründen. Vor allem: die von Kr. erschlossene Urform der Ermanarichsage ist mit auch nur annähernder Vollständigkeit der wesentlichen Züge in keinem der älteren Texte zu belegen; bei allen älteren Fassungen müßte bald dies, bald jenes wichtige Motiv weggefallen sein, und es sind nur einige späte Mischfassungen, die wenigstens einigermaßen zu dieser Urform stimmen würden. Diese schwebt also sozusagen in der Luft. Ferner ist mir bedenklich, daß bei der kritischen Vergleichung von Einzelzügen aus den erhaltenen Versionen der verschiedenen Sagengruppen so gut wie alle Angaben als prinzipiell gleichwertig angesehen werden (einmal, S. 31, wird sogar mit der 'Majorität' operiert); es wird also nicht versucht, zunächst einmal innerhalb der engeren Gruppe den Grad der Ursprünglichkeit eines Textes zu ermitteln, was allein doch erst ein Urteil über die Bedeutung irgendeiner beliebigen Einzelangabe ermöglichen würde. Und auch sonst leuchtet mir manches nicht ein, so besonders die Gleichung *Orpa*—*Erpr* und die Ausführungen (S. 29), die einen Zusammenhang zwischen dem Verräter *Sibich* der Ermanarichsage und Orpas Bruder *Sisebert* wahrscheinlich machen sollen — ein Punkt, der für die Konstruktion Krappes doch von Bedeutung ist. Angesichts dieser Bedenken, die sich mir gegen Krappes Resultate erhoben, will mir doch eine andere Erklärung für die Existenz jener Mischfassungen als näherliegend erscheinen: die verschiedenen Sagenkreise und Überlieferungen können, auch wenn sie zunächst nichts miteinander zu tun hatten,

sich nachträglich im Volksmunde mit einzelnen Zügen beeinflußt und vermischt haben. Ich habe den Eindruck, daß Kr. zu wenig Erfahrung mit volkskundlichen Texten und den für deren Behandlung nötigen methodischen Gesichtspunkten besitzt; da aber doch die größte Zahl der hier in Betracht kommenden literarischen Fassungen auf volkstümlicher Grundlage ruht, wäre eine genauere Vertrautheit mit den jetzt dafür geltenden Untersuchungsmethoden sicher von Nutzen gewesen.

Zum Schluß bringt Kr. noch eingehende Darlegungen über die Frage des schon von andern erkannten mythologischen Ursprungs der in der Ermanarichsage auftretenden Brüder. Im besonderen sucht er die in den nordischen Fassungen bezeugte Dreizahl der Brüder (zwei Brüder töten den Stiefbruder) aus entsprechenden Mythen von zwei Dioskuren, die ihren Bruder töten, herzuleiten.

Göttingen. Walther Suchier.

Boer, C. de, Essais de syntaxe française moderne. I. Groningen, P. Noordhoff, 1922. 131 S. 8°.

Als Vorläufer einer vollständigen Syntax des modernen Französisch bietet der als Herausgeber der Philomena bekannte Verfasser drei Abhandlungen: 1. La place de l'adjectif attributif, 2. La place du sujet-nominal dans la phrase non-interrogative, 3. Le subjonctif. Daß er sich die Aufgabe gestellt habe, eine vollständige Syntax zu schreiben, habe darin seinen Grund, daß er erstens tief überzeugt (profondément convaincu) sei, daß die vorhandenen syntaktischen Werke weder wissenschaftlich noch praktisch seien, ferner darin, daß eine wirklich wissenschaftliche historische Syntax nicht denkbar sei, solange nicht die wirklich wissenschaftliche moderne Syntax vorhanden sei. Und nach diesen stolzen Worten, die die bisherige syntaktische Forschung mit einem Federstrich als unwissenschaftlich abtun, erklärt der Verfasser, sein ganzes Programm sei in folgenden Worten von Sechehaye beschlossen: *La grammaire historique ne constituera une explication que le jour où elle pourra faire voir tous les facteurs grammaticaux et psychologiques qui ont été déterminants pour chaque transformation. Or, cette recherche ramène le linguiste à l'étude des états de langue et à la psychologie du langage. C'est là la base de toute science du devenir.* Vielleicht ist Referent nicht der einzige, dem dieses Programm an Deutlichkeit und Greifbarkeit allerlei zu wünschen übrig läßt. Aber hören wir weiter! Was die viel umstrittene Frage betreffe, ob man von dem System der grammatischen Formen oder dem abstrakten der syntaktischen Ideen auszugehen habe, so könne sie erst entschieden werden *le jour où les deux systèmes auront réussi à nous donner une description syntaxique complète et exacte.* Da nun, so muß man logischerweise schließen, beide Systeme bis auf weiteres der Zukunft angehören, so muß bis dahin alle syntaktische Forschung als hoffnungsloses Unternehmen erscheinen. Der Verfasser ist gleichwohl anderer Meinung: *En attendant, j'ai préféré partir des formes grammaticales, ce qui me semble non seulement la route la plus sûre, mais aussi la plus logique.*

Das Empfinden, das diese Art von Dialektik des Vorwortes auslöst, begleitet den Leser durch das ganze Buch: einerseits eine beneidenswerte Selbstsicherheit, die durch ein *il est évident, il est clair, indubitablement* u. ä. jeden Widerspruch von vornherein abweist, auf der andern Seite eine zwar außerordentlich gelenkige, aber nicht selten unklare, widerspruchsvolle, auf einer oft kaum noch verständlichen Terminologie (s. unten) aufgebaute Art des Urteils. So sehr man das Bestreben, die Ergebnisse der bisherigen Spezialforschung — trotz der hoheitsvollen Ablehnung des Vorwortes! — zu berücksichtigen, das Bemühen, den Dingen auf den Grund zu gehen anerkennen mag —, daß ein wirklicher Fortschritt durch die Arbeit des Ver-

fassers erreicht worden sei, kann man schwerlich behaupten. Neben erfreulich scharfsinnigen Darlegungen begegnen immer wieder Unklarheiten und Widersprüche; auch flüchtiges und unsorgfältiges Arbeiten, wie es ein gewissenhafter Forscher sich nicht zuschulden kommen lassen dürfte, tritt nicht selten zutage. De Boer tritt an die Sprache nicht mit der — ich möchte sagen Demut des Forschers heran, an die uns der Meister syntaktischer Forschung, Tobler, gewöhnt hat, der an der Hand sorgsam gesammelter und gesichteter Beispiele die Psyche der Sprache zu begreifen versucht, sondern als der Theoretiker, der sich die spärlichen Beispiele, die er bietet, zum guten Teil selbst bildet und dann prüft, wie weit sie sich seinem System fügen, um zum Schluß triumphierend auszurufen: *tout cela est absolument conforme à nos règles!* Wer das Leben der Sprache und ihre Gesetze erkennen will, muß bescheideneren Gemütes sein als der Verfasser, der jede sprachliche Erscheinung auf eine Formel bringen möchte und dabei oft das Gras wachsen zu hören scheint. Diese Formeln lassen nicht selten an Durchsichtigkeit alles zu wünschen übrig: wer die Ausführungen über das *sentiment (positif-) subjectif*, das *élément subjectif-affectif*, das *adjectif subjectif emphatique*, die *psychologie grammaticale* und die *psychologie individuelle* u. ä. liest, wird nicht länger glauben, daß auf diesem Wege ein Fortschritt der syntaktischen Forschung zu erreichen sein wird.

De Boer unterscheidet grundsätzlich zwischen syntaxe figée und syntaxe vivante. Zu ersterer rechnet er alle festgeprägten Formeln und Redensarten, wie *sauve qui peut*, *âme qui vive* u. ä., an denen dem Redenden zu ändern nicht mehr gestattet ist; alles übrige ist syntaxe vivante. Man kann dieser Scheidung zustimmen; nur sieht man, wenn das Ziel der syntaktischen Darstellung die Erkenntnis aller in Betracht kommenden grammatischen und psychologischen Faktoren ist, Zweck und Berechtigung der Scheidung nicht ein. Einmal wird, wie auch de Boer zugibt, die Abgrenzung oft willkürlich sein, anderseits aber haben doch psychologische Gründe bei der syntaxe figée ganz ebenso mitgewirkt, wie sie es bei der syntaxe vivante noch immer tun. Diesem Einwande, den er vorhersieht, begegnet de Boer (S. 83) mit der Bemerkung, *les facteurs psychologiques ne déterminent pas, dans les locutions* (d. h. in der syntaxe figée), *l'emploi d'une forme modale du verbe* (z. B. die Anwendung des Subjonctif in *âme qui vive*), *mais rendent possible ou impossible* (!) *le choix — pour des raisons d'ordre stylistique — de toute l'expression.* Einmal wird mit dieser Bemerkung der Einwand gar nicht getroffen, zweitens aber: ist es nicht ein Widersinn, zu sagen, daß psychologische Faktoren aus stilistischen Gründen wirksam sind? Wohin die willkürliche Scheidung zwischen syntaxe figée und syntaxe vivante führt, zeigt sich u. a. besonders deutlich im zweiten von der Stellung des nominalen Subjekts handelnden Abschnitt, wo (S. 37, II) Bühnenanweisungen wie *Entre Hernani* als clichés scéniques von der Betrachtung ausgeschieden und zur syntaxe figée verwiesen werden, während für ganz gleich geartete Fälle wie *Arrive un agent, passe un ange qui* ... die Inversion des Subjekts (S. 43) damit begründet wird, daß Verba, die so wenig verbale Kraft besitzen wie *venir, arriver, passer* u. ä., ganz natürlich (*il est tout naturel!*) noch heute vor das Subjekt treten können. Die Funktion des Verbs sei hier lediglich, das Subjekt anzukündigen — bei *Entre Hernani* etwa nicht? Ganz abgesehen von der Willkür der Scheidung wäre es von Interesse, zu erfahren, mit welchem Recht der Verfasser Verben wie *arriver* usw. 'wenig verbale Kraft' zuschreibt und inwiefern dieser Mangel, falls vorhanden, die Inversion des Subjekts veranlassen kann. Daß die alte Sprache, obwohl auch bei ihr Voranstellung des Subjekts schon die Regel ist, in viel größerem Umfange als die heutige die Inversion des Subjekts aufweist, wird richtig (S. 43) bemerkt, und Beispiele werden angeführt, in denen von 'Ankündigung des Subjekts' durch das Verb keine Rede sein kann. Aber wie dann die Vor-

anstellung des Verbs im älteren Französisch zu erklären sei, wird nicht gefragt, obwohl doch auf der Hand liegt, daß die Erklärung von der für die heutige in Anspruch genommenen nicht gar zu weit abliegen darf. Mir scheint, daß noch immer Tobler im Recht bleibt, wenn er die Voranstellung des Verbs (Ztschr. f. rom. Phil. III 145) darauf zurückführt, daß das ihm folgende Subjekt das Hauptgewicht der Aussage trägt. Bei der Inversion des Subjekts haben Subjekt und Verb psychologisch die Rolle gewechselt: in der Regel macht der Redende von einem ihn zur Rede reizenden Gegenstand (Subjekt) eine Aussage, und es entspricht der auch von de Boer anerkannten Regel von der Übereinstimmung von Wort- und Gedankenfolge, wenn das zur Aussage reizende Subjekt der Aussage selbst vorantritt. Zur Aussage kann aber auch ein Geschehen, ein Sein, eine Tätigkeit reizen, und diese Aussage selbst kann darin bestehen, daß das Geschehen, die Tätigkeit von einem bestimmten Gegenstand, einer bestimmten Person ausgehe. Dann ist die der Gedankenfolge entsprechende Wortfolge: Verb-Subjekt. Bei näherem Zusehen wird diese Erklärung auch für die moderne Sprache ihre Berechtigung erweisen.

Ebenso willkürlich und wenig klar wie die Scheidung zwischen syntaxe figée und syntaxe vivante erscheint die zwischen Grammatik und Stil. *Nous entendons par grammaire*, heißt es S. 65, *le sentiment de la communauté, auquel l'individu ne peut se soustraire sans faire de 'fautes'*. Anderseits: *Le terrain du style est celui de l'application de la règle* (S. 66). Folglich müßte logisch gedacht ein Abweichen von der Regel eine Angelegenheit sein, die weder in das Gebiet der Grammatik fällt — denn sie ist *le sentiment de la communauté* — noch in das des Stils, denn er ist *l'application des règles de la communauté!* De Boer ist anderer Meinung: *si l'exemple s'écarte de la règle, nous avons affaire à une faute que le style enregistrera* (!) *jusqu'à ce que, à un moment donné* (!!), *cette 'faute' ne sera peut-être* (!) *plus sentie comme telle.* Auch S. 17 wird trotz der immer wiederholten Behauptung, daß der Stil die *application des règles* sei, erklärt, daß Abweichungen von diesen Regeln, Abweichungen also, die das Individuum sich nicht ungestraft (*pas impunément* S. 15) erlauben dürfe — denn *la grammaire est un système au service de la communauté tout comme la justice* (S. 16) — ausschließlich Angelegenheiten des Stils seien. Es ist mir trotz heißen Bemühens nicht gelungen, den Sinn dieser Ausführungen zu ergründen.

Im dritten, dem Subjonctif gewidmeten Abschnitt wird in ausführlichster und temperamentvoller Weise unter Ablehnung aller bisherigen Erklärungen die These verfochten, daß die Funktion des Subjonctif im Nebensatze lediglich darin bestehe, den Gedanken des Nebensatzes dem des Hauptsatzes unterzuordnen. Damit könnte man allenfalls einverstanden sein, aber die Frage, weshalb der Redende diese Unterordnung vornimmt, bleibt nach wie vor bestehen. Und erst mit der Antwort hierauf wäre eine wirkliche Erklärung der Anwendung des Subjonctif gegeben.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes: S. 67 wird beklagt, daß in den bisherigen Erörterungen über den Konjunktiv die Wichtigkeit des *élément traditionnel* verkannt sei, welches neben dem *élément purement psychologique* nicht zu seinem Rechte gekommen sei. Dazu die Anmerkung: *Un homme comme Tobler* (so!) *ne voulait-il pas qu'on traitât le subjonctif de la formule 'je ne sache pas que ...' au chapitre du subjonctif dans la phrase relative!* Genau das Gegenteil ist der Fall. V.B. I² 118 sagt Tobler wörtlich: 'Die deutschen Grammatiker tun unrecht, wenn sie diese Redeweise (viz. *que je crois, que je pense, que je sache*) da behandeln, wo vom Konjunktiv in Hauptsätzen die Rede ist — sie tun es, weil *je ne sache pas*, mit dem es sich aber ganz anders verhält, als selbständiger Satz vorkommt.' Kann man Tobler gründlicher mißverstehen — oder flüchtiger lesen — als de Boer getan hat? Über *je ne sache pas* äußert er S. 82

übrigens seine Ansicht dahin, es sei *une transposition, dans la principale, de la formule que je sache,* begeht also denselben Fehler, den Tobler bei den deutschen Grammatikern rügt. — S. 98 wird gelehrt, im Mittelalter und im 16. Jahrhundert (so!) finde man *'de temps en temps'* nach den einen Wunsch ausdrückenden Verben den Indikativ und als Beispiel gegeben: *Por Dieu vos proi et por son fil Que vos ne me tenez por vil* (Perceval 1763) unter Hinweis auf Bischoffs Konjunktiv bei Chrestien S. 41. *'Mais cet emploi est très rare'.* Auch hier hat de Boer wieder sehr flüchtig gearbeitet. Erstens gibt er eine falsche Verszahl an (1763 statt 3176), zweitens hätte er von Bischoff sowohl wie von Tobler (V.B. I² 27) lernen sollen, daß in *tenez* der Imperativ vorliegt, der in diesem Falle (nach den Verben des Wünschens) keineswegs *très rare* ist. Ebenda (S. 98) handelt de Boer über *faites* und *dites* nach Verben des Wollens: *il s'agit, si je ne me trompe* (!), *d'une contamination avec l'impératif, ou, si l'on veut* (!) *d'une anacoluthe.* Daß Tobler die Frage V. B. I² 29 behandelt und mit — wie zu sagen unnötig — guten Gründen die Annahme anakoluthischen Gebrauchs abgelehnt hat, macht Herrn de Boer nichts aus; auch seine Berufung auf Meyer-Lübke III § 579 ist hinfällig, weil M.-L. überhaupt kein Beispiel für *faites* und *dites*, sondern nur für *fai* und *di* gibt, Fälle also, wo gar kein Zweifel über den Modus herrschen kann! Was unter *contamination avec l'impératif* zu verstehen ist, bleibt Herrn de Boers Geheimnis. — S. 101 findet sich die ganz allgemein gehaltene Behauptung, im Mittelalter herrsche nach Verben der Gemütsbewegung bei gewissen Autoren, z. B. Wace und den großen Chronisten, der Indikativ vor, bei anderen, besonders Chrestien de Troyes, *on trouvera* (!) *plus souvent la subordination psychologique,* will sagen den Konjunktiv. Bischoff stellt dagegen S. 47 fest, daß das Altfranzösische es vermeidet, den Ausdrücken der Gemütsbewegung einen die Veranlassung derselben angebenden Satz mittels der Konjunktion *que* anzugliedern. Aus den Werken Chrestiens kann er nur fünf sichere und ein zweifelhaftes Beispiel solcher Konstruktion beibringen, deren drei mit unbestrittenem Indikativ, bei zwei weiteren könnte auch der Konjunktiv vorliegen. Es ist interessant, daß de Boer als Herausgeber der Philomena S. LVIII Nr. 2 sich Bischoff durchaus anschließt! — Die Seiten 115 ff. beschäftigen sich im Anschluß an Toblers V.B. II² 17 ff. — de Boer kennt nur die erste Auflage der V. B. — mit dem Konjunktiv in Sätzen wie *un des bons dîners que j'aie faits. L'adjectif emphatique bon,* fragt de Boer, *aurait-il réellement la valeur d'un superlatif relatif, comme on* (!) *le prétend?* Unter *'on'* kann jedenfalls nicht Tobler verstanden werden, der solche Fälle ausdrücklich von denen scheidet, in denen dem Relativsatze ein Superlativ vorangeht, und hinzufügt: 'man hat kein Recht, von superlativischem Sinn des Positivs zu sprechen.' Aber freilich, auf Toblers Darlegungen näher einzugehen, hält de Boer gar nicht für erforderlich, und wenn er bestreitet, daß *bon* den Wert eines *superlatif relatif* habe, so behauptet er dafür, ihm komme der Wert eines *superlatif absolu* zu — *'ce qui est tout autre chose.'* Mit dieser Feststellung hat er die Frage, über die *un homme comme* Tobler sich den Kopf zerbrochen hat, auf die einfachste Weise von der Welt gelöst. Nur daß er noch hinzufügt: *la tournure ... n'est pas naturelle* (!), *elle est même* (!) *très rare.* Tobler aber gibt nicht weniger als 25 Belege aus alter und neuer Zeit.

Ich breche ab, so viel es an dem Buche noch auszusetzen gäbe. Nach allem Gesagten kann ich nicht glauben, daß de Boer der Mann ist, die allein wissenschaftliche und praktische Grammatik des modernen Französisch zu schreiben, deren Fehlen er in seinem Vorwort beklagt.

Marburg a. d. L. Alfred Schulze.

Engwer, Theodor, und Eugen Lerch, Französische Sprachlehre (Engwer-Jahncke-Lerch, Französisches Unterrichtswerk, Einheitsausgabe). Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1926. 227 S.

Inwieweit diese Sprachlehre[1] in der Schule praktisch ist, bleibe dem praktischen Schullehrer zur Beurteilung überlassen. Als Einführung in die französische Sprache hat sie vortreffliche Neuerungen. Sie bezieht Druck und Ton in die sprachliche Beobachtung, und zwar reinlich und ausdrücklich gesondert; die Bezeichnungen 'druckstark' und 'druckschwach' sind empfehlenswert; leider hat Engwer die passende Bezeichnung für 'stammbetont' (§ 313) nicht geschaffen. Könnte man nicht von 'Stammdruck' und 'Endungsdruck' reden? Es ist sonderbar, daß einer Sprache wie der deutschen eine solche Bezeichnung nicht sollte abgerungen werden können. — Engwer setzt jedenfalls das Verhältnis von Druck und lautlicher Form in besseres Licht, als dies in den Grammatiken älteren Stils geschah, besonders erklärt er die druckstarke Form aus ihrer Stellung (nicht, wie es so häufig zu finden, umgekehrt!).

Er lehrt den Schüler die Beziehungen als Hauptsache sehen und setzt daher folgerecht die Kasus- und Konjugationslehre mitten in die Syntax. Ebenso anerkennenswert ist die Neuerung, daß die Wortstellung in die Beziehungslehre eingearbeitet ist, und zwar mit aller Breite; ebenso daß eine ganz umfangreiche Wortbildungslehre vorausgeschickt ist. Das Kapitel 'Bedeutungswandel' wird gewiß willkommen sein, aber Lerch mußte von der Betrachtung des jetzigen Sprachzustandes ausgehen (wie in allen andern Kapiteln), also von der gegenwärtigen Bedeutungsvielheit der Wörter, und diese allenfalls rückblickend erklären.

Die Voranstellung eines kurzen geschichtlichen Überblicks ist sehr erwünscht; er sollte aber bei einer nächsten Auflage gründlich überarbeitet werden:

§ 1. Es ist gar nicht erwiesen, daß die Zählweise nach Zwanzigern auf die Kelten zurückgeht, eher das Gegenteil. Vgl. Marg. Rösler[2]. — Die Grenze zwischen Vulgärlatein und Romanisch ist nicht gleichbedeutend mit der zwischen Vulgärlatein-Französisch, da dazwischen die beträchtliche Zeit des Galloromanischen liegt. Wer will diese Grenze abstecken? — 'Das Französische übernahm von den Franken ... germanische Lehnwörter.' Dies paßt auf das Vulgärlateinische, nicht aber auf die Franken. Die behielten ihre eignen Erbwörter, auch als sie sich romanisierten. — § 3. Heinrich II. erwirbt nicht nur Aquitanien, sondern auch Guyenne-Auvergne-Limousin-Poitou. — Die Darstellung des 'Ausfalls' der Konsonanten ist allzu irreführend: '*m* und *e* sind frühzeitig abgefallen, später auch der Dental'. Das *-m* gehört doch überhaupt in keine romanische Periode; der Abfall des *-e* ist mindestens 1000 Jahre später als der des *-m*, und von einem Konsonanten-Ausfall ist bei dem gewählten Beispiel keine Rede. — Die Erklärung von 'Roman' ist allzu dürftig. — S. 4. Die richtige Erklärung über die Verdrängung der Kasus steht als 'möglich' in der Anmerkung, die unmögliche oben im Text. Die ganze Darstellung sieht so aus, als ob es sich um einen Vorgang des Altfranzösischen handelte, während er doch in und vor die plautinische Zeit hinabreicht. — 'Ablativus absolutus und Partizipialkonstruktionen' werden nicht z. Z. höherer Entwicklung dem Lateinischen nachgeahmt, sondern sind von vornherein gar nicht geschwunden (*mon escient*), ebenso absoluter Akkusativ (*mon veuil*). — S. 5. Statt Kolumbus, Luther hätte die literargeschichtliche Kolumne doch mit den literarisch wichtigsten Erscheinungen gefüllt werden können: die allegorischen Versromane usw. — Die latini-

[1] Die Sprachlehre ist von Engwer. Die Kapitel 'Überblick über die französ. Sprachgeschichte' S. 1—12 und 'Bedeutungswandel' S. 39—42 sind von Lerch.

[2] Das Vigesimalsystem im Romanischen (Beih. 26 zu Gr. ZRPh) und Die Vigesimalzählung im Engl. und im Anglonormann. (Engl. Studien 59, 1925).

sierenden Schreibungen sind viel älter als das 16. Jahrhundert. — S. 6. Wenn *le lycée, incendie, musée* übernommen werden, so ist damit nicht 'vom Lateinischen so viel wie möglich zu bewahren' gesucht (man konnte ja [*liseəm*] = [*albəm*] bilden), sondern umgekehrt: auch gelehrte Wörter haben sich dem Sprachgebrauch eingefügt. — In der literarischen Spalte fehlen die wichtigen Anfänge des modernen Dramas: Garnier, Hardy. — S. 7. Nicht die Beschränkung im Wortschatz ebnet dem Französischen den Weg zur weltbeherrschenden Stellung, sondern die politische Lage und die kulturelle Höhe. Der Ausländer lernte nicht französisch, weil es 'leicht' war, sondern weil er es brauchte und kennen wollte. — S. 9. Der Satzbau des Neufranzösischen ist 'freier' als der latinisierende 'pedantische' der Renaissance? Gerade das Umgekehrte wäre das richtige. — Zu § 51a. Das französische *CGT* wird mit 'deutsch *ACI* (Acc. cum Inf.)' verglichen. Meines Wissens ist *Aci* kein selbständiges Wort wie *Cégété*, das seinerseits produktiv ist: *le Cégétiste* u. a. — § 26. Der 'Grad der Schwächung eines Lautes richtet sich nach der Bequemlichkeit der Aussprache, der Deutlichkeit'. Mißverständlich. Er richtet sich nach der Mundfaulheit, Nachlässigkeit des Sprechenden, dem Grad der Bereitwilligkeit und Fähigkeit des Hörenden, noch zu verstehen. 'Bequemlichkeit' ist bekanntlich etwas individuell Verschiedenes. — § 102. Die Ausdrücke 'Sinnsubjekt' '-prädikat' sind annehmbar, wenn es wirklich praktisch zweckmäßiger sein sollte, den Schüler mit einer Bedeutungserweiterung der Wörter Subjekt, Prädikat zu belasten, statt von Thema und Hauptvorstellung zu reden.[1] In der Darstellung S. 50 ist aber 'Sinnsubjekt' und 'Ausgangspunkt' einfach zusammengelegt, was prinzipiell unrichtig ist. Das Sinnsubjekt liegt durchaus nicht immer im Anfang; der 'Ausgangspunkt' ist häufig Anknüpfung, Bekanntes, von wo aus eben erst fortgeschritten wird. Aber das Neue (das 'Sinnprädikat') kann überraschend auch am Anfang stehen. In dem angeführten Stück ist *Alors* Sinnsubjekt, *de ce personnage* Anknüpfung, *qu'emplissait* gehört zum 'Sinnprädikat' usw. Wenn Engwer jedesmal den Ausgangspunkt sperrt, so beleuchtet er damit nur, daß jedes Satzglied am Satzanfang stehen kann, was eigentlich nicht zu beweisen war. — In der guten modernen Darstellung der Laute und der Aussprache ist leider der alte Ausdruck 'Stütz-ə' beibehalten (§ 35). Der Schallgipfel ist nie geschwunden, weil er naturmäßig dem stimmhaften Laut innewohnt. — § 84. *benêt* 'eig. ein Gesegneter, d. h. einer dem ohne eigne Anstrengung alles zufällt'. Sicher nicht. *benêt* steht auf einer Stufe mit *innocent: beati sunt pauperes spiritu.*

Wien. Elise Richter.

Rutlidges Bureau d'Esprit. Treuer Abdruck der zweiten Ausgabe (London 1777) mit den Varianten der vorhergehenden (Lüttich 1776, 1777) und einer Einleitung, herausgegeben von Erna Wolf. Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, herausgegeben von Behrens, Heft XVI. Gießen 1925. 173 S. 6 M.

Die Geschichte der gegenseitigen geistigen Beziehungen zwischen England und Frankreich, analog dem Buche von Reynaud über die zwischen Deutschland und Frankreich, ist noch nicht geschrieben. Nicht daß es an bedeutenden Einzeluntersuchungen fehlte! Besonders über das Eindringen Shakespeares in Frankreich ist man nicht schlecht unterrichtet, nachdem sich vor allem neben dem Standardwerk von Lacroix neuerdings auch eine gewichtige englische Stimme hat vernehmen lassen. Dennoch werden noch, wie erst kürzlich einer der führenden Kritiker des modernen Frankreich, Albert Thibaudet, in der '*Europe Nouvelle*' prophezeite, unzählige spezielle Monographien nötig sein, ehe eine solche allgemeine Geschichte der englisch-französischen Beziehungen möglich ist.

[1] Vgl. meine Grundlinien der Wortstellungslehre, ZRPh. 40.

Erna Wolf trägt ihr Scherflein dazu bei, indem sie die fast vergessene Komödie des in Paris schriftstellernden Irländers Rutlidge zu neuem Leben erweckt. Das '*Bureau d'Esprit*' fällt zeitlich in die Auseinandersetzung des gealterten Voltaire mit Shakespeare und dem englischen Geist, die ihren Höhepunkt in den beiden berühmten Schreiben Voltaires an die Akademie vom Juli 1776 fand und die ihre Erklärung darin hat, daß Voltaire merkte, daß man, wie Brandes sagt, 'die Räucherpfanne, die er für Shakespeare geschwungen hatte, dazu benutzen wollte, seinen eigenen Kopf zu zerschmettern.' So gehört denn das Lustspiel in die Reihe der Schriften, die wie der '*Essai sur le génie et les écrits de Shakespeare*' und die '*Apologie de Shakespeare*' der Lady Montague oder auch der '*Discours sur Shakespeare et sur Voltaire*' des Italieners Baretti für den englischen Geist in die Bresche gegen den alten Haudegen traten. Es gießt seinen Spott über die Clique um Voltaire, die, unter dem Banner des 'großen Mannes' kämpfend, gegen Andersdenkende despotisch vorgeht, selbst aber nur von Ehrgeiz, Anmaßung und Eifersucht getrieben wird. Den Höhepunkt erreicht die Komik in der Szene, in der Voltaires Büste gekrönt und die Shakespeareübersetzung verbrannt wird, denn '*Shakespeare est un barbare; qui pourrait contredire cela?*' — Die Herausgeberin hat die ältesten vorhandenen Drucke des '*Bureau d'Esprit*' miteinander verglichen und die Abweichungen durch Anmerkungen kenntlich gemacht. Zudem hat sie dem Ganzen eine Einleitung vorausgeschickt, die alles Wissenswerte über die Biographie und die Vorbilder des Dichters, die Klärung der zahlreichen Anspielungen auf Zeitgenossen, die Überlieferung des Textes usw. gibt. Diese Einleitung ist gewissenhaft gearbeitet, doch scheint der Verfasserin eine Stelle bei Lacroix '*Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français*', S. 203, entgangen zu sein, wo von Rutlidge die Rede ist und wo eine '*Défence de Shakespeare, composée (novembre 1776) par le chevalier Rutledge*' genannt ist, welche die Verfasserin in der biographischen Skizze nicht erwähnt. Oder sollte diese 'Défense', was die Abfassungszeit vermuten läßt, überhaupt mit unserem 'Bureau d'Esprit' identisch sein? Dann wäre doch wohl erst recht ein Wort darüber zu sagen gewesen.

Ilmenau. Alfred Götze.

Espinosa, Au. M., Cuentos populares españoles recogidos de la tradición oral de España y publicados con una introducción y notas comparativas. Stanford University, California. Stanford University Publications. University Series. Language and Literature. III, 1. 2. 8°. III, 1: S. 1—168; III, 2: S. 169—346.

Die Märchenforschung hat sich auf der Iberischen Halbinsel nicht gleichmäßig entwickelt. Während in Portugal schon vor Jahrzehnten T. Braga, der ausgezeichnete Kenner und verdienstvolle Förderer der portugiesischen Volkskunde, eine umfangreiche Sammlung von 'Märchen aus dem Volksmund' herausgab[1] und in der Folgezeit eine ganze Reihe weiterer Märchen vorwiegend in Zeitschriften[2] veröffentlicht wurde, während Katalonien über einen rondallari verfügt[3] und Mallorca dank der unermüdlichen Tätigkeit von Mn Ma Alcover eine ebenso reiche wie sprachlich und volkskundlich hoch bedeutsame Sammlung besitzt,[4] während vor kurzem auch auf Menorca

[1] *Contos tradicionaes do povo portuguez.* Lisboa, 1869.

[2] Man vergleiche die bibliographischen Angaben von Au. F. G. Bell, *Portuguese Bibliography.* Oxford, 1922, s. v. Folklore.

[3] *Rondallari catalá.* Veröffentlicht 1909 von R. Miquel y Planas.

[4] *Aplec de rondaies mallorquines d'* En Jordi des Recó (A. Mn Alcover Pre). Ciutat de Mallorca. Bisher acht Bände, z. T. in zweiter Auflage.

die planmäßige Sammelarbeit von Märchen begonnen hat,[1] ist das übrige Spanien auf diesem Gebiet etwas zurückgeblieben. Seit Fernán Caballero ihre *Cuentos, oraciones y adivinanzas* (Leipzig 1874, 1878) und ihre *Cuentos y poesías populares* (Sevilla 1859; Leipzig 1887) veröffentlichte und die Sevillaner Schule unter der Führung von Antonio Machado in den achtziger Jahren auch der Märchensammlung ihre Aufmerksamkeit schenkte,[2] sind m. W. keine größeren Versuche, am allerwenigsten in der Richtung, das Material unverfälscht zu veröffentlichen, mehr unternommen worden.[3]

Um so dankbarer begrüßen wir das Unternehmen von Au. M. Espinosa, der durch Märchenforschungen jenseits des Ozeans angeregt und von der American Folk-Lore Society großzügig unterstützt, fünf Monate dem planmäßigen Sammeln von Märchen auf der Halbinsel (1920) gewidmet hat. Der amerikanische Gelehrte hat den größten Teil der spanischen Provinzen (mit Ausschluß des katalanischen, baskischen und galizischen Sprachgebiets) bereist und, wie zu erwarten war, eine reiche Ausbeute erzielt. Insgesamt sind von ihm 300 Märchen aufgezeichnet worden, die nunmehr im wesentlichen unverändert der Öffentlichkeit unterbreitet werden.

Der erste der beiden mir vorliegenden Bände enthält eine allgemeine Einleitung über Stand und Probleme der vergleichenden Märchenforschung (S. 9—12), eine Übersicht über die spanische Märchenliteratur älterer und neuerer Zeit (S. 12—16), ein Kapitel über die Märchensammlungen im spanischen Amerika (S. 16—19),[4] einen Bericht über die Reise und Methode der Materialsammlung des Verfassers (S. 19—22) und schließlich eine Erklärung über die angewandte Rechtschreibung (S. 22—25). Darauf folgen die Märchen, nach Gattungen eingeteilt. Der erste Band enthält I. Cuentos de adivinanzas, II. Cuentos humanos varios, III. Cuentos morales, der zweite IV. Cuentos de encantamiento. Insgesamt liegen jetzt 162 Märchen aus den verschiedensten Teilen des bereisten Gebietes, z. T. in mehreren Varianten, z. T. auch in rein mundartlicher Form vor. Der dritte Band soll V. Cuentos picarescos und VI. Cuentos de animales enthalten, der vierte und letzte eine Würdigung und Erklärung der Märchen auf volkskundlich-vergleichender Grundlage bringen.

Erst nach Veröffentlichung dieser Bände wird es möglich sein, ein endgültiges Urteil über die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes Espinosas abzugeben. Aber schon jetzt wollen wir dem amerikanischen Forscher, dem wir schon so manchen wertvollen Beitrag zur hispanischen Volks- und Sprachkunde verdanken und der sich nun als kühner Pionier auf einem ganz unbestellten Gebiete erprobt und bewährt hat, unsere Anerkennung für seine gewiß nicht mühelose Sammelarbeit und die sorgfältige Veröffentlichung seines Materials aussprechen. Sowohl dem Volkskundler wie dem Sprachforscher sind die *Cuentos populares españoles* hoch willkommen.

Hamburg. F. Krüger.

[1] *Rondaies de Menorca recullides i anotades* per A. Ferrer Ginart. Cintadella, 1914.

[2] Vgl. A. Guichot y Sierra, *Noticia histórica del folklore. Orígenes en todos los países hasta 1890. Desarrollo en España hasta 1921.* Sevilla 1922, ein Werk, aus dem zugleich zu ersehen ist, wie sich die volkskundliche Forschung in Spanien auf anderen Gebieten entwickelt hat.

[3] Neuerdings hat C. Cabal ein Buch *Los cuentos tradicionales asturianos* Madrid [1924] veröffentlicht. In Asturien sind auch von Llano Roza de Ampudia Märchen gesammelt und 1925 in Madrid veröffentlicht worden.

[4] Vielleicht hätte sich ein Hinweis auf die von M. L. Wagner (*Beiträge zur Kenntnis des Judenspanischen von Konstantinopel.* Wien 1914) und W. Simon (ZRPh XL, 658—673) gesammelten judenspanischen Märchen empfohlen.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker. Halle, Niemeyer, 1925. III, 4 (Mittelalter) [A. v. Martin, Das Problem der mittelalterlichen Weltanschauung. — R. Ficker, Die Musik des Mittelalters und ihre Beziehungen zum Geistesleben. — J. M. Müller-Blattau, Musikalische Studien zur altgermanischen Dichtung. Ein Versuch. — G. Misch, Die Autobiographie des Abtes Wibert von Nogent. — H. Brinkmann, Zur geistesgeschichtlichen Stellung des deutschen Minnesangs. — H. Naumann, Ein Literaturbericht zum frühgermanischen Altertum]. — IV, 1. 1926 [K. Holl, Über Begriff und Bedeutung der dämonischen Persönlichkeit. Berliner Rektoratsrede, geh. am 3. Aug. 1925. — H. Zimmer, Zur Rolle der Yoga in der geistigen Welt Indiens. — E. Hoffmann, Pauli Hymnus auf die Liebe. — A. Schirokauer, Otfrid von Weißenburg. — Günther Müller, Zur Bestimmung des Begriffs 'altdeutsche Mystik'. — H. Pflaum, Rationalismus und Mystik in der Philosophie Spinozas. — Hans R. G. Günther, Psychologie des deutschen Pietismus].

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, hg. von J. Ilberg. Leipzig-Berlin, Teubner, 1925. I, 4 [H. Wachtler, Der Zeus des Pheidias zu Olympia. — W. Bombe, Neues aus dem alten Rom (mit einer Doppeltafel). — W. Willige, Shakespeare als Dichter der Wiedergeburt. — H. Schwarz, Die Überwindung des französischen Rationalismus und des englischen Empirismus durch Kant. — A. Biese, Der eherne Klang in Theodor Storms Lyrik. — F. Hartung, Die geschichtlichen Grundlagen der Weimarer Reichsverfassung. — F. Knapp, Impressionismus und Expressionismus. — U. Bernays, Soziologie des Wissens. — J. Waßner, Jugendpsychologie. — Berichte. Nachrichten]. — I, 5 [M. Pohlenz, Handlung und Held in der griechischen Tragödie. — J. Vogt, Eduard Nordens 'Geburt des Kindes'. — K. Weidel, Die Religion des deutschen Idealismus. — P. Sickel, Der Traum in Friedrich Hebbels Dichtungen. — F. Hartung, Die geschichtlichen Grundlagen der Weimarer Reichsverfassung. — H. Leisegang, Bernard Shaws 'Heilige Johanna'. — E. R. Curtius, Probleme der französischen Kulturkunde. — E. Bruhn, Die Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens. — F. Knapp, Bamberg. — Berichte. — Nachrichten]. — I, 6 [Fr. Börtzler, Das wahre Gesicht des Sokrates. — Fr. Kuntze (†), Ein Plautinisches Lustspielmotiv in der Weltliteratur. — F. Hartmann, Das Alter der finnisch-germanischen Berührungen. — Fr. Philippi, Die westfälische Feme. — O. Walzel, Das Rheinbuch. — Fr. Karpf, Dibelius' Englandbuch und die Auslandkunde. — A. Hämel, Die spanischen Universitäten. — G. Reichwein, Die geschichtliche Beurteilung von Gegenwartsfragen. — K. Dürr, Mittelalterliches und neuzeitliches Latein im Unterricht der Gymnasien und Realgymnasien. — R. Petsch, Ein Modedrama aus hellenistischer Zeit. — Berichte. — Nachrichten].

Litteris. II, 3, Dec. 1925 [v. Harnack, Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen].

Language. II, 1, March 1926 [H. Collitz, World languages. — W. Petersen, The vocalism of Greek verbs of the type πίτνημι. — E. H. Sturtevant, On the position of Hittite among the Indo-European languages. — S. Kroesch, Analogy as a factor in semantic change. — J. de Angulo, The development of affixes in a group of monosyllabic languages of Oaxaca].

Zeitschrift für Ortsnamenforschung, hg. von J. Schnetz. München, Oldenbourg, 1926. I, 2, S. 81—160 [P. Skok, Brendisium und Verwandtes. —

E. Schwartz, Walchen- und Parschalkennamen im alten Norikum. — W. Kaspers, Die Weilerorte der Kölner Gegend. — J. Schnetz, Der Flurname Espan. — E. Schröder, Wissener — Meißner. — D. Liewehr, Gewitsch im Schönhengst. — C. Battisti, Die Erforschung der Ortsnamen in Oberetsch während der Jahre 1914—1924].

Speculum, a journal of medieval studies. Publ. quarterly by the Medieval Academy of America. I, 1, Jan. 1926. 121 S. 4°. [Eine neue Zeitschrift und eine neue gelehrte Gesellschaft stellen sich uns vor. An der Spitze des Redaktionsausschusses steht E. K. Rand, 107 Lake View Avenue, Cambridge, Mass. Bezugspreis: $ 5 jährlich; dies ist zugleich der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder. Diese Vierteljahrsschrift will 'conduct, encourage, promote and support research, publication and instruction in medieval records, literature, language, arts, archeology, history, philosophy, science, life, and all other aspects of medieval civilization.' Bezuggelder sind zu richten an 'Medieval Academy of America, 248 Boylstone street, room 312, Boston, Mass. Den Mitgliedern wird die Zeitschrift umsonst geliefert. Inhalt des ersten Heftes: Rand, Editor's preface. — Koffman, The M. A. A.: historical background and prospect. — Haskins, The spread of ideas in the Middle ages. — Beeson, The vocabulary of the Annales Fuldenses. — Hanford, The progenitors of Goliath. — Friend, Two mss. of the school of St. Denis — Young, The home of the easter play. — Thornton, The poems ascribed to Frederick II. and 'Rex Fredericus'. — Notes. Reviews. — A handful of helps to the stųdy of medieval Latin etc. Dem neuen Unternehmen, doppelt wichtig in dieser Zeit des sinkenden Interesses an mittelalterlichen Forschungen, sei Glück und Heil gewünscht.]

Zeitschrift für das gesamte deutsche Real- und Reformschulwesen. I, 1/2, Frankfurt a. M., Diesterweg, Februar 1926 [Ellenbeck, Zum Geleit. — Becker-Duisburg, Unsere Aufgaben. — Baethke, Vor 50 Jahren. — Vilmar, Das Frankfurter System und die neueste Schulreform. — Ortmann, Der Kampf um das Reformrealgymnasium. — Krüper, Das neue Reformrealgymnasium. — Eickhoff, Ein 7. Realschuljahr. — Schiffer, Mittelschule und höhere Schule. — Hünerhoff, Die Forderung der Querverbindungen zwischen den Unterrichtsstoffen. — Untereiner, Die preußische Schulreform und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. — Walter, Erfolge der Landheimbewegung an den deutschen Schulen. — Lampe, Die Ergebnisse der im Jahre 1924/25 abgehaltenen Prüfungen für das Lehramt an höheren Schulen; Aus der preußischen Hochschulstatistik. — König, Der Verband der Vereine ehemaliger Realschüler Deutschlands].

Jahresberichte des literarischen Zentralblattes: Englische, romanische, slawische Sprachen und Literaturen. Jahrgang 1924. Bd. 12. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler, 1925. 127 S. Preis 4 M. [E. Mühlbach hat den englischen Teil bearbeitet, S. 1—57; H. Wengler den romanischen, A. Luther den slawischen. Nur deutsche Arbeiten des Jahres 1924 sind berücksichtigt, diese aber mit Einschluß der Rezensionen und selbst kleinere Aufsätze in Wochen- und Tagesblättern. Nach dem englischen Teil zu schließen, ist ein erheblicher Grad von Vollständigkeit erreicht und in der Beschreibung der Schriften korrekte Geschicklichkeit gezeigt. Möge das sehr nützliche und verdienstliche Unternehmen jedes Jahr weiter erscheinen, den Forschern und den Buchhändlern zur Wohltat!]

A m m a n n, H., Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen. I: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortbedeutung. Lahr i. B., Schauenburg, 1925. VIII, 134 S. [Beim Verstehen kommt es auf zwei Faktoren an: auf das Wort, mit der ihm eigenen lautlichen und seelischen Sphäre, und auf den Hörer mit seiner Art zu schauen und zu empfinden. Der Linguist ist geneigt, beim ersten Faktor vom zweiten abzusehen, und gerät dadurch in die Gefahr der Geistlosigkeit; der Psychologe, der sich zu wenig auf geschichtliches Vergleichen einstellt, gerät leicht ins Abstrahieren und

Dozieren. Ammann, der von Husserl mit hoher Achtung spricht, greift in seinen Beispielen fast niemals über nhd. Rede hinaus; es ist zweifelhaft, ob dies durch noch so viel Scharfsinn der Reflexion sich wettmachen läßt. Er sagt S. 19 von der Philologie, sie frage einzig, was der einzelne Sprachschöpfer aus der Sprache gemacht, welche eigentümlichen Wirkungen er ihr abgewonnen habe. Aber hat die Sprache für den echten Philologen nicht auch ein eigenes Schauen, Denken, Singen? Natürlich spricht hier Ammann von philologischer im Gegensatz zu sprachwissenschaftlicher Methode, die da fragen könne, welche Sprache ein einzelner Sprachschöpfer vorfand und welche seiner Neuschöpfungen allgemeines Sprachgut wurden; aber in Wirklichkeit wird man solche Frage in den Schriften der Linguisten verhältnismäßig selten aufgeworfen finden; es gibt große, sehr geschätzte Grammatiken von alten Sprachen und Dialekten, ohne daß jemals darin auf einen Einzelautor eingegangen wird. Er sagt ferner S. 33, der Satz: 'Das geht dich nichts an', bestehe zweifellos aus fünf Worten, aber anderseits doch nur aus vier Wörtern, nämlich aus zwei Fürwörtern, einer Verneinung und einem Zeitwort. Ist diese Unterscheidung zwischen Worten und Wörtern gemeingültig? Man erinnere sich an Hamlets Ausspruch über das Gerede des Polonius 'Worte, Worte' und frage sich, was dagegen 'Wörter, Wörter' bedeuten würde — dann dürfte sich eine Unterscheidung zwischen zusammenhangsloser und zusammenhängender Rede ergeben, und das ist wohl etwas anderes. Auch ist hier viel von der Bedeutung gesagt, die von einem Worte getragen werde; Empfindungswörter aber waren, wie es scheint, die ursprünglicheren und sind heute oft noch die stärkeren. Der Philosoph ist geneigt, die linguistischen Dinge fast nur verstandesmäßig zu betrachten, wie er sie behandelt, und doch haben sie schon im Munde des gewöhnlichen Menschen viel Gefühlsmäßiges; wieviel erst im Munde des Sängers! Besonders auffällig ist die Unterscheidung von Sprechen und Reden auf S. 39: danach ständen sie einander gegenüber 'nicht wie Leib und Seele, sondern wie Seele und Geist'. Nun heißt aber die Poesie, bei der es gewiß mehr auf Seele als auf Geist ankommt, nicht 'gebundene Sprache', sondern 'gebundene Rede'. Es läßt sich also, wenn man von geschichtlicher und vergleichender Linguistik an Ammanns Buch herantritt, sehr viel Anregendes herausfinden. Er hat sich entschieden durch die Aufwerfung zahlreicher Fragen verdient gemacht. Vielleicht ist dies die Hauptaufgabe des Sprachpsychologen, der den Reallinguisten hiermit viele Forschungswege zu zeigen vermag.]

Zilsel, E., Die Entstehung des Geniebegriffes. Tübingen, Mohr, 1926. VIII, 346 S. Geh. 12 M., geb. 15 M. [Den griechischen Wurzeln des Geniebegriffes wird zuerst nachgegangen: der Vorstellung vom Schutzgeist, dem sokratischen Daimonion, dem Enthusiasmus, Longin usw. Der Renaissance gilt der zweite Teil: Dichterruhm wächst, das hervorragende Ingenium wird als göttlich gefaßt, Scaliger kommt allmählich zur Bezeichnung des hochbegabten Menschen selber als Genius. Über die eigentliche Ausgestaltung einer Genieästhetik durch Dryden und Addison, die es beide besonders auf Shakespeare absahen, gleitet der Verfasser nur kurz dahin und ohne auf die vielen einschlägigen Forschungen auf diesem Gebiete einzugehen. Griechen und Neulateiner sind am meisten ausgebeutet.]

Richter, E., Wie wir sprechen. (Aus Natur- und Geisteswelt, 354.) 2. vollst. umgearb. Aufl. 134 S. mit 5 Abb.

Saitschick, R., Genie und Charakter, Shakespeare — Lessing — Goethe — Schiller — Schopenhauer — Wagner. 2. verm. Aufl. Darmstadt, E. Hofmann. 360 S. und 6 Bildnisse. [Die zwei Begriffe, die bei verschiedenen Hauptautoren untersucht werden, haben nicht sehr deutliche Grenzen. Wie sie ineinandergreifen, wird in Form von losen biographischen Skizzen illustriert. Ob ein literarisches Genie auch ethischen Charakter haben muß, wäre an Byron am interessantesten zu studieren.]

Cysarz, H., Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft. Kritik und System. Halle, Niemeyer, 1926. 304 S. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Haller-Schleiden, G., Vom Bilsenkraut und Sonnengott Eine sprachgeschichtliche Weltumsegelung. E septentrione lux, ex oriente nox. Oegstgeest bei Leyden, Selbstverlag des Verfassers, 1925. 77 S. [Ausgang ist die Etymologie von Bilsenkraut, wie sie der bayrische Forscher Heinr. Marzell in seinem Büchlein 'Unsre Heilpflanzen' 1922 vom Namen des Bilsenkrautes gab: belinuntia, hergeleitet vom keltischen Gott Belenos, der dem griechischen Apollon entspricht. Davon ausgehend bietet Verfasser eine Menge indogerm. Etymologien und mehr oder minder mythische Verknüpfungen, die vielfach ansprechen und manchmal auch Zweifel wecken. Ein Register wäre bei einer so lose geordneten Untersuchung doppelt dankenswert gewesen.]

Jäger, P., The correspondent's handbook (Welthandelssprachen für höhere Schulen). Leipzig, Gloeckner, 1926. 151 S.

Mühlhausen, L., Die vier Zweige des Mabinogi (Pedeir ceinc y Mabinogi). Mit Lesarten und Glossar. Halle, Niemeyer, 1925. 144 S. 7 M.

Vasmer, M., Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slawen. I: Die Iranier in Südrußland. (Veröffentlichungen des baltischen und slawischen Instituts Leipzig, hg. von Gerullis und Vasmer. III.) Leipzig, Markert, 1923. 80 S. [Die Fortsetzung bringt vielleicht neues Licht über die östlichen Parteien von Alfreds Ohthere-Bericht.]

Hopp-Hanisch, Russisches Lesebuch. 2. Teil. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 159 S. 5,20 M.

Moslemische Revue. III, 1, Jan. 1926 [Aus den Quran. — M. M. Ali, Die Lehre vom Verzicht auf Gewalt und der Quran. — Sadr-ud-Din, Der Gedanke der Erlösung im Islam. — F. K. Khan Durrani, Der Islam als moralische Idee. — Lady Ali Baig, eine indische Frau, über die Stellung der moslemischen Frauen. — A. A. Kuraishi, Abu Bekr, Der erste Kalif des Islam. — H. Marcus, Zur Würdigung der 'Sprüche des Propheten'. — H. Lohbauer, 'Die Wahrheit'. — Sadr-ud-Din, Das Glaubensbekenntnis des Islam]. — 2, April [Das Ramazanfest und unsere Feier in der Moschee. — D. K. Khan Durrani, Predigt zum Ramazanfest. — Islamische Kultur. — Sadr-ud-Din, Wie sichert der Quran die Rechte der Frauen. — F. K. Khan Durrani, Fatalismus und Islam. — H. Marcus, Nietzsche und der Islam. — K. K. Khan Durrani, Was ist Islam. — Sprüche des Propheten].

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philol. XLVI, 11—12, Nov.—Dez. 1925. — XLVII, 1—2, Jan.—Febr. 1926. — 3—4, März—April.

Mod. lang. notes. XL, 7, Nov. 1825 [H. Trouchon, Gibbon en Hongrie: premières traces. — S. T. Graves, On allegory in 'The tempest'. — A. M. Sturtevant, Old Saxon notes. — H. S. Pancoast, Note on King Lear. — F. P. Magoun, jr., Two lexicographal notes. — S. T. Williams, Landor's criticism in poetry. — J. F. Enders, A note on Jonson's 'Staple of news']. — 8, Dec. [J. A. Walz, 'Alderman', a supposed anglicism in German. — F. Brooke, Shakespeare's moiety of the Stratford tithes. — W. P. Mustard, Notes on Thomas Nashe's works. — R. Fouré, Le mariage de Chateaubriand. — C. Searles, Allusions to the contemporary theatre of 1616 by François Rosset. — B. M. Woodbridge, The original inspiration of 'Le procurateur de Judée'. — J. N. Bush, Martin Parker's 'Philomela'. — E. F. Showmake, Laws of pronunciation in eastern Virginia]. — XLI, 1, Jan. 1926 [M. P. Tilley, A parody of 'Euphues' in 'Romeo and Juliet'. — W. Silz, Nature in the tales of Otto Ludwig. — B. Brown, Robert of Gloucester's 'Chronicle' and the 'Life of St. Kenelm']. — 2, Feb. [R. G. Ham, Otway's duels with Churchill and Settle. — R. D. Havens, William Somervile's

Earliest poem. — T. M. Campbell, Friedrich Schlegel's apostasy and the 'Europa']. — 3, March [W. Wells, Spenser's dragon. — M. T. Herrick, Joseph Trapp and the Aristotelian 'Catharsis'. — A. Schaffer, Albert Glatigny: A study in literary relationship]. — 4, April [W. Kirkconnell, The 'Epilogue' to 'Dramatis Personae'. — C. A. Moore, 'Midnights meditations' (1646). A bibliographical puzzle. — A. C. L. Brown, Did Chrétien identify the Grail with the mass?].

Publ. of the Mod. Language Ass. of Am. XL, Supplement. list of the members, 1925. 188 S. [Eigentlich ein Adreßbuch der neusprachlichen Lehrerschaft in den Vereinigten Staaten]. — XLI, 1, March [J. E. Shaw, The 'Donna Angelicata' in 'The Ring and the book'. — W. L. Bullock, The lyric innovations of Giovanni della Casa. — E. M. Denkinger, Actor's names in the register of St. Bodolph Aldgate. — B. V. Crawford, Questions and objections. — E. H. Zeydel, The German language in the Prussian academy of sciences. — C. H. Ibershoff, Bodmer's indebtedness to Klopstock. — J. C. Blankenagel, The island scene in Wielands 'Oberon'. — W. A. Speck, George Borrow and Goethe's Faust. — J. B. Moore, Emerson on Wordsworth. — N. Foester, Emerson on the organic principle in art. — H. H. Clark, Lowell's criticism of romantic literature].

Die Neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXIII, 5, September-Oktober 1925 [Marianne Thalmann, Gestaltungsfragen lyrischer Übersetzungen. — Th. Zeiger, Die Neueren Sprachen nach den Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen in Preußen vom Jahre 1925. — Vermischtes: O. L. Jiriczek, Zu Hamlet II, 2, 156. — L. Hannauer, Das einsilbige Wort im englischen Vers. — K. Ettmayer, Das Dialektwörterbuch der romanischen Schweiz. — W. Küchler, Griselda und Grîshildar. — F. H. Mautner, Zum Problem und zur künstlerischen Form des Tartuffe. — G. Moldenhauer, Neuere portugiesische Literaturgeschichte. — R. Riegler, Zur Redensart 'Die schwarze Kuh hat ihn gedrückt (getreten)'. — Anzeiger]. — XXXIII, 6, November-Dezember 1925 [K. Voßler, Das Passivum, eine Form des Leidens oder des Zustandes? — E. Winkler, Die neuen Wege und Aufgaben der Stilistik. — B. Cron, Über Wesen und Bedeutung der englischen Volksliedbewegung. — Vermischtes: E. Schön, Über 'das Französische' als Aufgabe der französischen Kulturkunde. — V. Klemperer, Der Streit um den Begriff Kulturkunde. — Margarete Rößler, Congreves 'Double Dealer' in deutscher Übersetzung. — G. Haack, Spanisch die dritte Weltsprache. — A. Streuber, Der 9. Philologentag in Heidelberg und die neueren Fremdsprachen. — W. Marqardt, Der Londoner Ferienkursus für Ausländer. — H. Heldmann, Ferienkursus der Universität London in 'Spoken English'. — An unsere Leser. — Anzeiger].

Die neueren Sprachen. 8. Beiheft: E. Moosmann, Shakespeares König Heinrich IV. Erster Teil. Eine Vorlesung für Primaner in englischer Sprache. — 9. Beiheft: E. Moosmann, Shakespeares Macbeth. Eine Vorl. f. Prim. in engl. Spr. Marburg, Elwert, 1925.

Neuphilologische Mitteilungen. XXVI, 8, Nov. 1925 [G. L. van Roosbroeck, The source of Piron's Clapperman. — E. Öhmann, Zu den finnisch-germ. Lehnbeziehungen, II. — A. Långfors, Un Écho, note additionelle]. — XXVII, 1—2 [H. Petersen, Une vie inédite de saint Georges. — G. Schoppe, Ergänzungen zu Kluges Etymologischem Wörterbuch. — R. Riegler, Nochmals schwed. tordyvel 'Mistkäfer'].

The journal of English and Germanic philol. XXIV, 3, July 1925 [E. H. Mensel, Einige norwegische Zauberformeln. — M. P. Tilley, Two Shakespearean notes. — C. M. Lotspeich, Romance and Germanic linguistic tendencies. — J. Wiehr, Camilla Collett. — Th. Geißendoerfer, Über Goethes geplantes Volksbuch. — R. Kelso, Sixteenth century definitions of the gentleman in England. — E. Ch. Baldwin, Paradise Lost and the Apocalypse of Moses. Ph. Seiberth, Musik und Dichtung im 18. Jahrhundert. — W. A. Craigie,

The nationality of King Alfred's Wulfstan. — L. A. Shears, Theme and technique in the Novellen of Ferdinand von Saar. — E. C. Knowlton, Nature in early German]. — 4, Oct. [E. K. Heller, Studies on the story of Gawain in Crestien and Wolfram. — A. M. Sturtevant, Gothica. — R. F. Jones, A conjecture on the Wife of Bath's prologue. — W. Graham, Some predecessors of the Tatler. — A. Steiner, W. H. Prescott and Jakob Wassermann].

Mod. philol. XXIII, 3, Febr. 1926 [E. H. Wilkins, The pre-Chigi form of the 'Canzoniere of Petrarch'. — J. C. Brown, Goldsmith's indebtedness to Voltaire and Justus van Effen. — H. L. Bruce, W. Blake and Gilchrist's remarkable coterie of advanced thinkers. — O. J. Campbell and P. Mueschke, 'Guilt and sorrow'; a study in the genesis of Wordsworth's aesthetic. — W. Farnham, John Higgin's 'Mirror' and 'Locrine'. — M. W. Scott, Variations between the first and the final edition of Balzac's 'Les employés'. — C. E. Parmenter, The authorship of 'La grande genéalogie de Frippelippes. — A. R. Nykl, Mexican-Spanish etymologies].

Studies in philol. XXIII, 1, Jan. 1926 [R. E. Spiller, The English literary horizon: 1815—1835 as seen by the American travellor). — G. L. Paine, The Indians of the Leather-Stocking tales. — A. L. Reed, Self-portraiture in the works of Nathaniel Hawthorne. — F. T. Thompson, Emerson's indebtedness to Coleridge. — J. B. Moore, The master of Whitman. — E. E. Leisy, Materials for investigations in American literature]. — 2, Apr. [S. A. Tannenbaum, A new study of Shakspere's will. — F. M. Padelford and M. O'Connor, Spenser's use of the St. George legend. — E. H. Oliphant, The authorship of 'The revenger's tragedy'. — E. A. Peers, Milton in Spain. — T. V. Smith, Two observations upon Saurat's 'Milton: man and thinker'. — G. C. Taylor, Shakspere and Milton again. — H. Craig, Recent literature of the English renaissance].

The mod. language review. XXI, 1, Jan. 1926 [C. Brown, A thirteenth-century manuscript at Maidstone, I. — R. C. Goffin, Chaucer and 'reason'. — P. Z. Round, Greene's materials for 'Friar Bacon and Friar Bungay'. — R. W. King, Italian influence on English scholarship and literature during the romantic revival, VI. — J. Murray, Marcel Proust. — E. A. Peers, Literary ideas in Spain from 1839 to 1854. — A. H. Krappe, The Valkyries]. — 2, Apr. [T. P. Harrison, Bartholomew Yong, Translator. — G. Hjort, The good and bad quartos of 'Romeo and Juliet' and 'Love's labour's lost'. — V. M. Jeffery, Italian influence in Fletcher's 'Faithful shepherdess'. — F. C. Green, Who was the author of the 'Lettres portugaises'. — A. F. Bell, Notes on Luis de Leon's Lyrics. — A. C. Dunstan, Sources and text of the middle high german poem 'Die Hochzeit'].

Germ. rom. Monatsschrift. XIV, 1—2, Jan./Febr. 1926 [K. Jaberg, Idealistische Neuphilologie (Sprachwissenschaftliche Betrachtungen). — V. Moser, Grundfragen der frühneuhochdeutschen Forschung. — H. Kindermann, Die literarische Entfaltung des 19. Jahrhunderts. — L. v. Hibler, Lord Byron [illegible] seinen Parlamentsreden]. — 3/4, März/April [E. Beutler, Die Comedia [illegible]ilz, ein antiker Mimus bei den Gauklern des 15. Jahrhunderts. — A. W[illegible]ter, Sprache, Sprachen und Völker. — B. Heimann, Die Erdgeistszene i[illegible] [illegible]faust als lyrisches Monodrama. — W. Fischer, Der demokratische G[illegible]danke in der neueren amerikanischen Literatur].

Neophilologus. X, 3, April 1925 [J. H. Scholte, Over het ver[illegible]ardigen van wetenschappelijke edities van werken uit de nieuwere letter[illegible]nde. — J.-M. Carré, Michelet en Hollande. — H. G. Martin, 'De gevallen van Telemachus' par Sybrand Feitama, II. — Th. Absil, Sprache und [illegible]de. Zu d[illegible] Saussures 'Allgemeiner Sprachwissenschaft', II. — F. P. H. Pri[illegible] van Wel[illegible] Kantteekeningen bij H. Poutsma's Grammar of late modern E[illegible]ish, II, Se[illegible]tion I, A: Nouns, adjectives and articles, III. — W. van Do[illegible] An enqu[illegible] into the causes of Swinburne's failure as a narrative poet. [illegible]h special

ference to the 'Tale of Balen', IV. — W. van der Gaaf, Een kantteekening bij een kantteekening. — D. C. Hesseling, Bezwaren en gevaren bij het vertalen van het Nieuwe Testament]. — XI, 2, Jan. 1926 [A. Borgeld, Verbreiding en verbinding van eenige anecdoten en vertellingen, I. — A. Buytendorp, Quelques mises au point sur Philippe Quinault, I. — J. H. Scholte, Humanismus und Reformation. — M. Speter, Grimmelshausens Einfluß auf Christian Weises Schriften. — H. A. W. Speckman, The cipher inscription on the monument of William Shakespeare at Stratford-on-Avon. — A. G. van Hamel, De klauken van het Jersch-Gaelisch. — Herkenrath, Carmina Burana no. 36 und no. 176]. — 3 [A. Borgeld, Verbreiding en verbinding van eenige anecdoten en vertellingen, II. — S. Feist, Sprachliches Neuland. — J. J. Salverda de Grave, Le double développement de '*e*' ouvert dans lat. '*bene*'. — A. Buytendorp, Quelques mises au point sur Philippe Quinault, II. — G. van Poppel, Die 'Fioretti' im deutschen Gewande. — J. H. Scholte, Zu Goethes Technik in 'Dichtung und Wahrheit'. — L. P. Eijkman, The soft palate and nasality. — Jos. Schrijnen, Een nominativus absolutus in het oudlatijn. — D. C. Hesseling, Neotestamentica].

Philol. quarterly. IV, 3, Oct. 1925 [H. Craig, Shakespeare's depiction of passions. — K. M. Lynch, D'Urfé's L'Astrée and the 'Proviso' scenes in Dryden's Comedy. — B. Tapper, Dilthey's poetics. — H. Klingelhöfer, De Livii Capite VII. 2. — J. D. Rea, Jaques on the microcosm. — A. H. Fairchild, A note on Macbeth. — F. A. Pottle, The part played by Horace Walpole and Jame Boswell in the quarrel between Rousseau and Hume. — M. H. Studley, Milton and his paraphrases of the Psalms. — E. M. Grant, Theodore de Banville]. — V, 1, Jan. 1926 [C. L. Finney, Keats's philosophy of beauty: An interpretation of the allegory of Endymion in the light of the Neo-Platonism of Spenser. — W. A. Oldfather, A Fleury text of Avianus. — A. J. Dickman, Le rôle du surnaturel dans les chansons de geste. — O. M. Johnston, Interpretation of the first canto of Dante's Divina Commedia. — C. C. Coulter, Boccaccio's acquaintance with Homer. — C. H. Ibershoff, Heine's Harzreise once more. — F. Schneider, Heines 'Ich hatte einst ein schönes Vaterland'. — E. Macmillan, The plays of Isaac Bicherstaff in America. — H. Z. Kip, Five unpublished letters by Carl Hilty. — R. S. Forsythe, Notes of 'the Spanish tragedy'. — W. P. Mustard, Notes on Thomas Kyd's Works. — J. E. Gillet, The 'Egloga Sobrel Molino de Vascalon']. — 2, Apr. [R. C. Flickinger, Some problems in scenic antiquities. — W. E. Peck, An unpublished ballad by P. B. Shelley — A. H. Gilbert, Scenes of discovery in Othello. — M. Baudin, L'américaine au théâtre. — B. L. Ullman, Latin manuscripts in American libraries. — H. L. Bourdin und S. T. Williams, Hospitals (during the revolution): an unpublished Essay by J. H. St. John de Crèvecœur. — H. D. Gray, Shakespeare's share in 'Titus Andronicus'].

Festschrift zum XIX. Neuphilologentag in Berlin. — Bericht über die Verhandlungen der XIX. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes in Berlin vom 1.—4. Oktober 1924. Herausgegeben von A. Brandl, M. Kuttner, A. Ludwig und R. Schade. Berlin SW 48, Otto Stollberg & Co. [Seit längerer Zeit war es wieder möglich, für den Neuphilologentag eine Festschrift herauszugeben, wie dies vor dem Kriege üblich war. Die Berliner von 1924 reiht sich würdig an ihre Vorgängerinnen. Henry Mackenzies Einführungsrede über die deutsche Poesie von 1788, neugedruckt von A. Brandl, ist, abgesehen von dem Interesse, das eine zeitgenössische Kritik der Jugendwerke Goethes und Schillers an und für sich hat, das wichtigste Denkmal für die beginnende Anerkennung unserer 'Klassiker' im Ausland. Ernst Gamillscheg (Innsbruck) behandelt mit aller Genauigkeit des gewissenhaften Philologen die romanischen Ortsnamen des Untervintschgaus und erweist die seinerzeit von Chr. Schneller, Ascoli und Gartner aus den gesprochenen Dialekten erwiesene Einheit des rätoromanischen Sprachgebiets

neuerdings aus den Orts- und Flurnamen in ihrer jetzigen und älteren, urkundlich zu erweisenden Form. Sein Aufsatz hat so entgegen den Versuchen tridentinischer Mundartenforscher, vor allem Carlo Battistis, welche die etschländischen Mundarten als italienische ansehen möchten, gerade in der jetzigen Zeit der Versuche, das obere Etschtal als 'terra italiana' zu erklären, hohe nationale Bedeutung. Max Kuttner steuert unbekannte Briefe zur 'Histoire de Charles XII' von Voltaire bei, Albert Ludwig einen Aufsatz zur Aufnahme Shakespeares und Vorbereitung Schillers im deutschen Bühnendrama. Von Friedrich Wiske und Max J. Wolff enthält der Band noch einige wohlgelungene Übersetzungen spanischer, italienischer, englischer und französischer Poesie. — Der Bericht ist diesmal ein stattlicher Band von 268 Seiten, dessen Zusammenstellung — vor allem eine Arbeit M. Kuttners — keine geringe Leistung war. Neuphilologen, die nicht in Berlin zugegen sein konnten, können daraus entnehmen, was sie versäumt haben; denen, die anwesend waren, werden die guten Auszüge der Vorträge und die kurz zusammengefaßten Berichte über die Wechselreden eine bleibende Gedächtnisstütze sein. Die Titel der gehaltenen Vorträge sind aus den Ankündigungen und kurzen Berichten in der Fachliteratur bekannt. Der Bericht gewinnt an Wert durch das Mitgliederverzeichnis des Neuphilologenverbandes, das immer mehr zu einem neuphilologischen Adreßbuch wird, und die Beigabe eines kurzen Berichtes über die Nürnbergertagung von 1922, über die wegen der Inflationszeit kein Sonderbericht erscheinen konnte. Karl Brunner.]

Otto, E., Methodik und Didaktik des neuspr. Unterrichts. Versuch einer wissenschaftlichen Unterrichtslehre (Handbibliothek des Philologen). Bielefeld, Velhagen, 1925. 2. u. 3. Aufl. XII, 380 S. [Um die Übersicht zu erleichtern, ist ein Sachverzeichnis beigefügt, sowie ein 'Beispiel des schließlich Erreichten', um zu zeigen, wie die Abiturienten eines Realgymnasiums die Wiedergabe einer deutschgelesenen Geschichte bewältigten. Auch ist der Teil, der die wissenschaftliche Unterrichtslehre begründet, mehrfach modernisiert worden.]

Singer, S., Die Artussage. Bern, Haupt, 1926. 24 S. [Die Arthursage hat einen sehr schwach bezeugten historischen Kern, wenn man von Ortsnamen absieht. Kein Wunder, daß Arthur in dieser Schrift als ein reiner Mythus angesehen wird, als ein Führer für die Seelen Verstorbener ins Schattenreich. Antike und germanische Vorstellungen werden zur Unterstützung dieses Satzes mit viel Gelehrsamkeit aufgeboten.]

Ranke, F., Tristan und Isold (Bücher des Mittelalters, herausgegeben von F. von der Leyen, III). München, Bruckmann, 1925. 283 S. Geh. 8,50 M., geb. 10 M. [Dies im guten Sinne volkstümliche Werk will von den alten Quellen der Tristansage, besonders von den deutschen, in Wort und Bild eine unmittelbare Vorstellung geben. Es beginnt mit der erschlossenen keltischen Urfassung und begleitet sie mit Ansichten von Tristans Heimatgegend. Der Liebestrank und Isolde Weißhand gesellen sich dazu, immer noch in Cornwall. Dann taucht mit Eilhard von Oberg ein sicherer Text auf und erzählt von Gericht und Flucht, der Wolfsfalle, dem Tod der Liebenden. Es folgt Béroul mit der Ausmalung des Waldlebens; dann Episodengedichte: Das Geißblatt, Die Nachtigall, Tantris der Narr; jetzt erst Thomas und schließlich Gottfried von Straßburg mit den Nachzüglern. Den Schluß macht die isländische Tristanballade. Die Abbildungen sind geschöpft aus dem Wienhauser Tristanteppich, Anfang 14. Jh., dem Londoner Tristanteppich um 1370, dem Petersburger Tristankästchen, 14. Jh., dem Münchner Codex germ. 51, 13. Jh., den Ziegelfliesen von Chertsey um 1270, dem Freskenzyklus von Schloß Runkelstein um 1400, der Pariser Handschrift 103 des frz. Prosaromans spät 15. Jh., dem Londoner Elfenbeinkästchen früh 14. Jh. und dem Bamberger Buchsbaumkamm früh 15. Jh. Das Ganze ist ein Prachtwerk, dem nur ein Stammbaum für die verschiedenen Fassungen und allenfalls eine Reihe knapper Inhaltsangaben fehlt, um die Entwicklung der Sage glänzend zu verdeutlichen.

van Tieghem, Paul, Précis d'histoire littéraire de l'Europe depuis la Renaissance. Paris, Alcan, 1925. [Wenn ein Deutscher den Auftrag erhalten würde, auf etwa 300 Oktavseiten einen Grundriß der europäischen Literaturgeschichte von der Renaissance bis auf die Gegenwart zu verfassen, so würde er eine Geschichte der leitenden Ideen schreiben. Er würde zeigen, wie die beiden Strömungen des Klassizismus und Nationalismus sich aus dem Boden der Renaissance entwickeln, wie sie sich bekämpfen und durchdringen, bis sie endlich durch den von der modernen Philosophie erzeugten Individualismus zurückgedrängt, aber nicht gebrochen werden, sondern mit ihm und durch ihn eine neue Kunst hervorbringen. — Der Franzose verfährt ganz anders. Er rückt den Gesichtspunkt der Form in den Vordergrund, und dieses Verfahren hat zum mindesten den einen praktischen Vorzug, daß der Verfasser die gesamte wissenschaftliche Literatur ausscheiden und sich nur an die Dichtung und solche Prosaschriften halten kann, die durch die Form wirken wollen. Die Kunstformen, Lyrik, Epos, Drama, um nur die wichtigsten zu nennen, beruhen auf psychologischen Notwendigkeiten, sie bilden einen feststehenden Rahmen, und es ist Aufgabe und Zweck des vorliegenden Buches, zu zeigen, was die einzelnen Nationen und Autoren in die vorhandenen Formen gegossen haben und mit welchem Erfolg. Diese Anlage bewährt sich für die ältere Zeit sehr gut, aber je mehr sich die europäische Geisteseinheit verliert, um so mehr zersplittert das Buch, und um so häufiger werden Absätze mit der ominösen Überschrift 'Verschiedene Autoren', in die alles wahllos hineingeworfen wird, was sich unter eine sachliche Rubrik nicht unterbringen läßt. Daß sich unter diesen 'verschiedenen Autoren' häufig gerade die besten und selbständigsten Geister befinden, liegt in der Natur der Sache. — Es gehört Mut dazu, ungefähr 900 Dichter auf einem so knappen Raum zu behandeln, zumal da der Verfasser, selbst wenn er aller europäischen Sprachen mächtig sein sollte, doch nur einen Bruchteil ihrer Werke persönlich gelesen haben kann. Er war also darauf angewiesen, Beurteilungen aus zweiter Hand zu übernehmen, aber die damit verbundene große Gefahr hat er mit anerkennenswerter Sicherheit vermieden. Seine Urteile sind oft anfechtbar, aber, soweit ich sie nachprüfen kann, stets begründet. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, über Shakespeare oder Goethe auf zwei Seiten nicht nur etwas Brauchbares, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar Vollständiges zu sagen und kleinere Autoren, aber oft noch solche von europäischer Bedeutung, in wenigen Zeilen oder gar nur wenigen Worten zu charakterisieren. In dieser Beziehung besitzt der Verfasser eine erstaunliche Begabung. Diese Kunst der knappsten Zusammenfassung bewirkt es, daß aus seinem Buch mehr als ein Leitfaden geworden ist, ja daß es — zumal für die früheren Perioden — häufig eine interessante und anregende Lektüre bietet. Daß es frankozentrisch ist, d. h. daß Frankreich ausführlicher behandelt wird als andere Länder, soll nicht als Vorwurf erwähnt werden, da das Buch, wie aus der Einleitung hervorgeht, in erster Linie für den französischen Schulgebrauch bestimmt ist. Im Unterricht kann es vortreffliche Dienste tun. Max J. Wolff.]

Germanisch.

Revue germanique. XVI, 4, Oct./déc. 1925 [F. de Broissia, Le lyrisme de J.-H. Voss. — Louis Brun, Quelques récentes études sur Hebbel. — V. Michel, Lettres inédites de Sophie de La Roche à Wieland, V. — H. Bischoff, Courants modernes dans la littérature et la critique allemande, III]. — XVII, 1, Janv./mars 1926 [F. de Broissia, Le lyrisme de J.-H. Voss. — V. Fleury, Les précurseurs de la république allemande, III. — E. Koessler, Guillaume II à la scène. — L. Pineau, Une épopée norvégienne: 'Christine, fille de Laurans', par Sigrid Undset].

The Germanic review, issued quarterly by the Department of Germanic Languages of Columbia University. New York, Columbia University Press.

I: Jan. 1926. 90 S. II: Apr. 182 S. [Die Herausgeber sehen ein starkes Anwachsen der germanistischen Studien in den Vereinigten Staaten voraus und wollen diese in ihrer ganzen Breite fördern. Nur Pädagogik und Dissertationen sind ausgeschlossen. Es folgen als beste Erläuterung obigen Programms die Artikel: An der Spitze einer vom hochverdienten Altmeister Kuno Franke, 'The plays of Sebastian Franck and Jacob Böhme in the history of Germany literature'; M. Schütze, Herder's conception of 'Bild'; B. J. Vos, An unpublished letter of Bürger; H. Collitz, Weg, 'Die Wand', ein Beitrag zur deutschen Wortkunde; E. Prokosch, The hypothesis of a pre-Germanic substratum; L. M. Hollander, The didactic purpose of some Eddic lays; A. B. Faust, In memoriam, Henry Wood; E. H. Zeydel, An unpublished letter of Klopstock; O. Koischwitz, Das Bühnenbild im Sturm und Drang; F. Schneider, Gutzkows 'Wally' und J. F. Strauß 'Das Leben Jesu'; S. Liptzin, G. Kinkel und Semmig; W. J. Heuser, Hauptmann and Novalis; A. Jacobson, Walt Whitman in Germany since 1914; A. B. Benson, A list of the English translations of the 'Frithjofs Saga'; M. Schlauch, French romance in Early Flemish prints. Reviews. Notes. Der neuen Schwesterzeitschrift sei Glück und Gedeihen gewünscht].

Germanica. Eduard Sievers, zum 75. Geburtstage. 25. Nov. 1925. Halle, Niemeyer, 1925. 727 S Br. 36 M. [O. Basler, P. Placidus Amon. Ein Beitrag zu den Anfängen der altdeutschen Studien in Österreich im 18. Jh. — V. Michels, Zur deutschen Akzentgeschichte. — L. Bloomfield, Einiges vom germanischen Wortschatz. — H. Sualahti, Eine germanisch-romanische Bezeichnung des Iltis. — H. Collitz, Das Wort Ketzer. — K. Bohnenberger, Zu den Ortsnamen. — A. Goetze, Spuren alter Hörigkeit in heutigen Familiennamen? — H. Lindroth, Zur urnordischen Runeninschrift des sog. Rösteines in Bohuslän. — D. A. Seip, Zur mittelnorwegischen Sprachgeschichte. — H. Falk, Die altnordischen Namen der Beizvögel. — M. Olsen, Kǫrmt ok Ǫrmt. — E. Mogk, Nordgermanische Götterverehrung nach den Kultquellen. — B. Borowski, Funktion, Affekt, Gliederzahl und Laut. — H. Weyhe, Zur altenglischen Flexion. — E. Wadstein, Beowulf. Etymologie und Sinn des Namens. — M. Förster, Die Französierung des englischen Personennamenschatzes. — K. Luick, Weitere Studien zu den neuengl. Lehnwörtern. — J. Schatz, Althochd. Doppelformen schwacher Verba. — L. Berthold, Die Quellen für die Grundgedanken von V. 235—851 der altsächsisch-angelsächsischen Genesis. — K. Zwierzina, Vokalschwankungen in der Sprache der mhd. Ordensdichtung. — F. Karg, Hypotaxe bei Hartmann von Aue. — H. de Boor, Über Brechung im Frühmittelhochdeutschen. — K. v. Kraus, Neue Bruchstücke einer mhd. Liederhandschrift. — Ph. Strauch, Beiträge zu den St. Georgener Predigten. — A. Leitzmann, Wolframianismen im Biterolf. — J. Schwietering, Die Bedeutung des Zimiers bei Wolfram. — A. Lindqvist, Joachim Rachels Satyrische Gedichte. — F. Neumann, Der Altonaer 'Joseph' und der junge Goethe. — Rätselforschungen: I. A. Jolles, Rätsel und Mythos. — II. W. Porzig, Das Rätsel im Rigveda. Ein Beitrag zum Kapitel 'Sondersprache'. — R. Blinnel, Die rhythmischen Mittel. — F. Braun, Rußland und die Deutschen in alter Zeit].

Vom Werden des deutschen Geistes. Festgabe Gustav Ehrismann. Hg. P. Merker und W. Stammler. Berlin, de Gruyter, 1925. 260 S. Br. 8 M., geb. 10 M. [K. Helm, Spaltung, Schichtung und Mischung im germ. Heidentum. — E. Kock, Altgerm. Parallelismus. — F. Panzer, Zur Erzählung von Nornagest. — H. Sualahti, Bemerkungen zu den Glossen des Trierer Predigerseminars. — J. Schwietering, Typologisches in mittelalterlicher Dichtung. — K. Zwierzina, Md. e<i. — S. Singer, Erec. — J. Scholte, Symmetrie in Gottfrieds Tristan. — H. Naumann, Der wilde und der edle Heide. — F. Schröder, Bemerkungen zum Nibelungenlied und zum Volksepos. — H. Schneider, Ursprung und Alter der deutschen Volksballade. — H. de Boor,

Stilbeobachtungen zu Heinrich von Hesler. — G. Rosenhagen, Der Pfaff Amis des Strickers. — J. Bruinier, Anklamer Namen im Ausgange des Mittelalters. — W. Stammler, Zur Sprachgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. — O. Behaghel, Zur Wortgeschichte. — P. Merker, Bodmers Parzivalbearbeitung. — E. Gulzow, Wackenroder und Pommern. — Ph. Strauch, Briefe von Jacob Grimm an A. F. Pott, — L. Sütterlin, Die Vorwörter im Pfälzer Volksmund].

Skandinavisch.

Scandinavian studies and notes. VIII, 6, May 1925 [A. B. Benson, Bayard Taylor's interest in the Scandinavian north. — A. Linvald, Danish historical research in recent times].

The Oxford book of Scandinavian verse, XVIIth century—XXth century, chosen by E. Gosse and W. A. Craigie. Oxford, Clarendon Press, 1925. VII, 432 S. [Als 12. der 'Oxford books of verse', 8. der fremdsprachlichen, liegt hier eine Auswahl aus der nordgermanischen Versliteratur vom 17.—19. Jh. vor. Sämtliche skandinavischen Sprachen sind vertreten, das Dänische, Norwegische, Schwedische und Isländische, bis auf das Färöische — dafür ist die schwedische Dichtung Finnlands berücksichtigt. Die Gedichte sind in der Regel in der Fassung des ersten Druckes gegeben. Der Standpunkt der Herausgeber ist der englische, sie stützen sich nicht auf skandinavische Blütenlesen und Geschmacksrichtungen, sondern wählen aus dem Reichtum der Verspoesie selbständig aus. Sie bevorzugen Gedichte, die für das Empfinden und Leben der nordischen Menschen charakteristisch sind. Sie führen vor nationale Helden wie König Christian, Niels Ebbesen, Valdemar Atterdag im Dänischen, Olav Trygveson, Erling Skjalgsson, König Carl im Norwegischen, Erik und Gustav Vasa, Karl XII. im Schwedischen, Gunnar und Njáll sowie ihre berühmten Frauen Helga die Schöne und Bergþóra im Isländischen; sie zeigen den dänischen Ritter und Spielmann, den Bauern und Seemann, den norwegischen Bauern und die Sennerin, den schwedischen und finnischen Bauern, den Isländer in Armut und Alter, in seiner Gastfreiheit, als Dichter und Pfarrer. In großer Zahl sind aufgenommen Natur- und Heimatlieder, auch Gedichte, die sich auf englische Dinge beziehen, wie die Klippen bei Dover, eine Szene an der Londoner Börse, Taylors Lied in Björnssons 'Maria Stuart'. Doch kann man diese Sammlung nicht eigentlich ein Lesebuch über das Gegenwartsleben nennen, dazu sind frühere Zeiten zu stark vertreten. Oft wirkt es mehr wie ein literarhistorisches Lesebuch. Auffällig ist das Fehlen von Volkspoesie und sogar Gedichten anonymer Verfasser. Es fehlt auch mancher ungern vermißte Name, wie der des Schweden Thorild, der als erster in Skandinavien reimlose Verse schrieb. Gerne hätte man von der eigenartigen Gattung der 'rímur' des Isländischen einige Proben gesehen; nur zwei 'mansöngvar' haben vor Craigies Augen bestanden. Das Fehlen ausreichender Proben geistlicher Dichtung ist am empfindlichsten bei der isländischen Literatur, wo fast jeder Dichter fromme Verse geschrieben hat; man kann sich die Seele des Isländers nicht richtig vorstellen, wenn nicht angedeutet ist, wie sehr sein Blick von der düsteren Umwelt immer in ein glänzendes Jenseits gerichtet ist. Es fehlen auch die schwedische wie die isländische Nationalhymne, die auch nach Form und Inhalt Beachtung verdienen: 'Du gamla, du fria, du fjällhöga nord' und 'Eldgamla Ísafold'. Diese ist in der Einleitung wenigstens genannt; allerdings kann man sie heute kaum noch als solche bezeichnen, an ihre Stelle ist Matthias Jochumssons 'O, guð vors lands' getreten, das ebenfalls fehlt. Eine Bevorzugung der berühmtesten Dichter entsprechend ihrer Bedeutung kann man der Sammlung nicht nachsagen, die vielen kleineren kommen vielmehr stark zur Geltung. Nur im norwegischen Teile füllen die wenigen Namhaften, Welhaven, Wergeland, Björnsson, in weitem Abstande auch Ibsen, fast den ganzen Raum — begreiflich bei der Jugend und der erst in

diesem Jahrhundert überwundenen Armut jener Literatur. Im ganzen kommt die stark in der Vergangenheit festgehaltene Gepflogenheit des Schauens, wie sie für den skandinavischen Dichter seit Jahrhunderten und auch noch in der Gegenwart Sitte ist, kräftig zum Ausdruck. Auf Musik und Anmut haben diese nordischen Künstler seltener geachtet; kein Wunder, daß sie auch dieser Sammlung ziemlich ferngeblieben sind. Georg Weber.]

Niederländisch.

Leuvensche Bijdragen. XVII, 3—4, 1925 [L. Grootaers, Zuidnederlandsch Dialectonderoek: 1. Het Zuidnederlandsch Dialectwordenboek. — 2. Aanwijzingen voor de medewerkers. — 3. Onze woordenlijsten. — Voor een Nederandsche Dialectbibliotheek. — J. Van de Wijer, Ons Toponymisch Onderzoek].

Deutsch.

Euphorion. XXVII, 1. Stuttgart, Metzler, 1926 [K. Burdach, Die Disputationsszene und die Grundidee in Goethes Faust. — J. Collin, Heinrich v. Kleist, Der Dichter des Todes. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Seele. — A. Sauer, Grillparzer und das Königliche Schauspielhaus in Berlin. Mit einem ungedruckten Briefe des Dichters. — J. Nadler, Forschungsprobleme der Literatur des 19. Jh.s].

Jahrbuch der deutch-amerikanischen Gesellschaft von Illinois. Hg. von J. Goebel. Jg. 1924/25, vol. XXIV/XXV (Deutsch-amerikanische Geschichtsblätter). Chicago, Illinois, The University of Chicago Press, 1925. 222 S. [Goebel selber füllt den Band mit einer interessanten Studie über 'Amerika in der Phantasie deutscher Dichter'. Er beginnt 1497 und geht herab bis knapp an die Gegenwart. Dabei treten die großen Auswanderungswellen zu Anfang des 18. und um die Mitte des 19. Jh.s stark hervor. Anfangs sahen unsre Landsleute im Westen lauter Goldinseln; dann lockten Indianer und Indianerinnen, Neger, Kolonisten; das 'neue, freie Vaterland' bewirkt eine förmliche Europaflucht; Sklaventum und Indianermord schrecken ab; 'der wilde Westen' beschäftigt die Phantasie. Den Schluß macht eine mächtige Bibliographie. Nachträge werden dem gelehrten Verf. gewiß willkommen sein. Als Anhang erscheint seine Festrede vor der Germanistic society of Cincinnaty, december 1923, die sehr offen die Korruption unter den amerikanischen Abgeordneten und die dadurch bewirkte politische Apathie weiter Bevölkerungsschichten ausmalt. — Der Beitritt recht vieler deutscher Bibliotheken zu dieser leistungsfähigen Gesellschaft wäre ihr sicherlich willkommen.]

Studies in German literature. In honor of Alexander R. Hohlfeld by his students and colleagues. Presented on his 60th birthday, Dec. 29, 1925 (University of Wisconsin studies in language and literature, Nr. 22). Madison 1925. 268 S. [Preface. — A. W. Aron, Anatole France and Goethe. — J. Ch. Blankenagel, Heinrich von Kleist's pursuit of happiness. — F. Bruns, Die Motivierung aus dem Unbewußten bei Heinrich von Kleist. — G. Ch. Cast, The religious views of Gerhart Hauptmann as reflected in his works. — M. B. Evans, The attitude of Andreas Gryphius toward the supernatural. — E. Feise, Zum Problem von Goethes 'Clavigo'. — G. F. Lussky, Die Frauen in der mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung. — B. Qu. Morgan, Three translations of Goethes Iphigenie auf Tauris. — L. M. Price, Richardson in the moral weeklies of Germany. — E. Prokosch, Rhythmus und Persönlichkeit in Goethes Faust. — Ch. M. Purin, Tolstoi und Kröger. Eine Darstellung ihrer literarischen Beziehungen. — E. C. Roedder, Blätter aus meiner Schillermappe].

Festschrift August Sauer. Zum 70. Geburtstag des Gelehrten am 12. Okt. 1925. Dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Stuttgart, Metzler. 402 S. [E. G. Kolbenheyer, Festgruß an August Sauer. 1. Teil, Stoff und Form: J. Schwering, Die Idee der drei heiligen Sprachen im Mittelalter. — K. Burdach, Universelle, nationale und landschaftliche Triebe der deutschen Schrift-

sprache im Zeitalter Gottscheds. — J. Petersen, Zur Lehre von den Dichtungsgattungen. — E Gierach, das Wesen des silbenzählenden Verses. — F. Hüller, Der Versschluß in Goethes 'Hermann und Dorothea'. 2. Teil, Persönlichkeit und Werk: A. Hauffen, Belege zu Fischarts Wirksamkeit als Amtmann in Forbach. — F. Muncker, Zu Wielands Jugenddichtungen. — L. Magon, Eine unbeachtete Fernwirkung von Friedrichs d. Gr. 'De la littérature allemande'. — R. Unger, Hamann und die Romantik. — K. Glossy, Ein Gutachten J. Schreyvogels über Matthäus Collins poetischen Nachlaß. — G. Stefansky, Grillparzers geistige Persönlichkeit. — R. Backmann, Grillparzers Erwachen. — B. Seuffert, Grillparzers Spielmann. — E. Lehmann, Symbolik in Stifters 'Bergmilch'. — A. Rosenbaum, Zwei Briefe von Gottfried Keller. — A. Bettelheim, Eine ungedruckte Schnurre Ludwig Anzengrubers. 3. Teil, Stamm und Landschaft: J. Nadler, Schlesien und die Lausitz 1814—1848. — Enzinger, Probleme einer tirolischen Literaturgeschichte].

Die Ernte. Abhandlungen zur Literaturwissenschaft. Franz Muncker zu seinem 70. Geburtstage überreicht. Halle, Niemeyer, 1926. 413 S. [F. Strich, Natur und Geist der deutschen Dichtung. — R. Woerner, Goethes Weltanschauung im Faust. — W. Hertz, Fausts Himmelfahrt. — E. Berend, Der Typus des Humoristen. — J. Petersen, Das goldene Zeitalter bei den deutschen Romantikern. — M. Sommerfeld, Die dichterische Autobiographie seit Goethes 'Dichtung und Wahrheit'. — R. Unger, Conrad Ferdinand Meyer als Dichter historischer Tragik. — Ch. Janentzky, Shakespeares Weltbild, Das Tragische und Hamlet. — V. Klemperer, Jeanne d'Arc als dichterische Gestalt. — A. Kutscher, das Naturtheater. Seine Geschichte und sein Stil. — H. Borcherdt, Der Renaissancestil des Theaters. Ein prinzipieller Versuch. — J. Nadler, Ostfranken 1814—1848].

Mahnken, G., Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen (Hamburgische Texte und Untersuchungen zur deutschen Philologie, II, 4). Dortmund, Ruhfus, 1925. 128 S. 8 M.

Schirmer, A., Deutsche Wortkunde, Eine Kulturgeschichte des deutschen Wortschatzes. (Sammlung Göschen, 929.) Berlin, de Gruyter, 1926. 111 S.

Stolte, H., Wie schreibe ich die Mundart meiner Heimat? Ein Beitrag zur Niederdeutschen Rechtschreibung und Mundartenforschung auf der Grundlage der Ravensberger Mundart in Brockhagen und Steinhagen. Leipzig, Lenz, 1925. 88 S.

Hördt, Ph., Muttersprache und Volkserziehung (Wissen und Wirken, 31.) Karlsruhe, Braun, 1926. 150 S. 3 M.

Geißler, E., Erziehung zur Hochsprache. 1. Teil: Die gute deutsche Aussprache, ihre Entwicklung, ihre Forderungen. (Handbücherei für den deutschen Unterricht. 1. Reihe, Bd. 5.) Halle, Niemeyer, 1925. 222 S. Kartoniert 6 M., gebunden 7,50 M.

Moll, W. H., Über den Einfluß der lateinischen Vagantendichtung auf die Lyrik Walters von der Vogelweide und die seiner Epigonen im 13. Jh. Amsterdam, H. J. Paris, 1925. VIII, 146 S. [Leben und Stoffe Walters werden mit denen der lateinischen Vagantendichter zusammengehalten und namentlich eine enge Verwandtschaft in der Landschaftsmalerei bewiesen. Sobald Verf. zur Übereinstimmung in Einzelheiten kommt, hebt er besonders die Parallelen zwischen dem Tanderadei-Lied und Carm. Bur. 37 hervor, wo die 6. Str. beginnt: 'Fronde sub arboris amena, dum querens canit Philomena, suave est quiescere, suavius ludere in gramine cum virgine speciosa'. Die Parallelen geben zu denken; auch was Verf. über Walters Standesandeutungen sagt. Erst nach dem 12. Jh. beginnen die Vaganten zu sinken und die herumschweifenden Kleriker zu einem öffentlichen Ärgernis zu werden; aber auch nach Walter ist ihr Einfluß noch zu spüren. Wie die Vaganten auf die me. Lyrik wirkten, wäre noch ganz zu untersuchen.]

Ranke, F., Die Allegorie der Minnegrotte in Gottfrieds Tristan. (Schriften

der Königsberger Gelehrten-Gesellschaft. II. Jahrgang. Geisteswissenschaftliche Klasse. Heft 2.) Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1925. 39 S.

Wolfram von Eschenbach, Parzival. Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch von H. Jantzen (Samml. Göschen, 921). Berlin, de Gruyter, 1925. 127 S.

Knauer, A., Fischarts und B. Schmidts Anteil an der Dichtung 'Peter von Stauffenberg' 1588. (Prager deutsche Studien, 31.) Reichenberg i. B., Sudetendeutscher Verlag, 1925. 71 S.

Bräuning-Oktavio, H., Silhouetten aus der Wertherzeit. Hg. aus dem Nachlaß von J. H. Voß und C. Schuberts Silhouettenbuch. Darmstadt, Wittich 1926. XIV, 59 S. 4°. [Die Umgebung Goethes wird wieder lebendig in diesem Prachtbande mit schwarzweißen Gestalten, über denen der Geist von Lavaters Physiognomik schwebt. In der Einleitung wird uns gezeigt, wie man die Bilder aufnahm: das Profil des Sitzenden hebt sich von einem beleuchteten Spiegel im Hintergrunde ab und wird mit Hilfe eines Papierrahmens aufgezeichnet. Dann spazieren die gesellschaftlichen Größen der Zeit vor uns auf, die Familien Voß und Boie und Graf Stolberg, die Dichter Bürger und Herder, Lessing, Leisewitz, Wieland, Goethe u. a., natürlich auch Lotte Kästner und der Physiognome Lavater selbst, schließlich Gelehrte, Theologen und reine Weltkinder mit Zöpfen, aber noch ohne Augengläser, die Lippen oft künstlich markiert. Mit bescheidenen Mitteln wird ein Kult der Persönlichkeit getrieben, der vieles von der Kleinliteratur jener Tage uns erklärt. Was an Schriften über Silhouetten vorhanden ist, zitiert ein Anhang und gibt auch über die dargestellten Persönlichkeiten knappe Auskunft.]

Clenze, C. v., From Goethe to Hauptmann. New York, The Viking Press, 1926 [Studies in a changing culture. I. A Renaissance vision: Goethe's Italy. — II. A romantic view of art: German predecessors of Ruskin. — III. Realism and Neo-Romanticism in two great narrators: Keller and Meyer. — IV. Naturalism in German drama from Schiller to Hauptmann. — V. Hauptmann's treatment of the lower classes: A twentieth-century vision].

Goldschmidt, H., Das deutsche Künstlerdrama von Goethe bis R. Wagner. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, hg. von F. Muncker, LVII.) Weimar, Duncker. X, 161 S. 5,50 M. [Die tüchtige Arbeit will nicht nur Stoffgeschichte geben, sondern bringt die behandelten Dramen in engsten Zusammenhang mit den Entwicklungen des geistigen Lebens ihrer Entstehungszeit. Daß sie dabei über ihren engeren Bereich hinausgreift, wird niemand tadeln, mag schon der Titel *Der Künstler im deutschen Drama* als angemessenere Bezeichnung erscheinen — freilich wird man auch dann Hölderlins *Empedokles* mit einigem Erstaunen in dieser Umgebung begrüßen. Auch nachwagnerische Dramen werden zum Vergleich häufig herangezogen. Belesenheit und Urteil der Verfasserin verdienen alles Lob, nur hätte sie zur vollen Auswertung ihrer Arbeit noch ein Personen- und Dramenverzeichnis hinzufügen sollen. A. Lg.]

Koch, F., Schillers philosophische Schriften und Plotin. Leipzig, Weber, 1926. 86 S.

Kommerell, M., Jean Pauls Verhältnis zu Rousseau. Nach den Hauptromanen dargestellt. Marburg a. d. L., Elwert, 1925. XI, 179 S. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, hg. von E. Elster, Nr. 23.) [Nachdem die bisherige literarische Würdigung Jean Pauls dargestellt ist (ein Abschnitt, der durch die Erscheinungen des Jubiläumsjahrs überholt ist), nachdem ferner eine Übersicht über die Wirkung Rousseaus auf eine Reihe führender Geister Deutschlands gegeben worden ist (wobei S. 58 diese Wirkung bei Goethe nicht bloß auf Werther beschränken sollte), wird in Kap. III—V das eigentliche Thema behandelt, und zwar unter Beschränkung vor allem auf die *Unsichtbare Loge* und den *Titan*. Ein dankbarer Gegenstand: Verf. zeigt,

wie Rousseau, für den jungen Jean Paul das Vorbild des 'hohen Menschen', ein wesentlicher Helfer zu seiner Entwicklung zum Dichter war, wie der Schüler dann über den Meister hinausgelangte und imstande war, dessen Erziehungsgedanken fortzuführen und umzugestalten. A. Lg.]

Schinnerer, O. P., Woman in the life and work of Gutzkow. New York, Columbia University Press, 1924. XII, 127 S. [Die Darstellung der persönlichen Beziehungen Gutzkows zu Frauen sowie der Spiegelung, die seine Erfahrungen in seinen Werken gefunden haben, bringt zu den Ergebnissen der Forschungen Houbens und anderer nichts Neues hinzu. So liegt der Ton auf dem dritten Kapitel, in dem (S. 72—110) die Ansichten des jungdeutschen Führers über Emanzipation, freie Liebe und Ehe entwickelt und geprüft werden. Dabei ergibt sich, daß Gutzkow gar nicht der Umstürzler war, für den er galt; freilich hat er sich den Ruf mit seinen für ihn bedenklichen Folgen durch einzelne aufsehenerregende Äußerungen, die sich aus seiner leidenschaftlichen Reaktion auf persönliche Enttäuschungen erklären, selbst zugezogen. A. Lg.]

Maync, H., Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk. Frauenfeld, Huber, 1925. 434 S. Geh. 12 M., geb. 16 M.

Wihan, J., Henrik Ibsen und das deutsche Geistesleben. (Prager deutsche Studien, 36.) Reichenberg i. B.; Kraus, 1925. 73 S.

Neuburger, P., Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage. (Palaestra, 145.) Leipzig, Mayer, 1924. VII, 332 S. [Die Neigung der Romantiker zur Einstreuung von Gedichten in ihre Romane ist allbekannt, ebenso daß sie sich dafür als Vorbild auf den Wilhelm Meister berufen konnten. Neuburgers großes Verdienst ist, daß er mit ungemeiner Belesenheit zeigt, welche alte, weitverbreitete Überlieferung für die Verseinlage bestand. Feinsinnig erörtert er deren verschiedene Arten, die Bedingungen, unter denen sie verwandt wurde, die Absichten, die man damit verfolgte. Der Hauptteil untersucht dann die Übung der Romantiker in Theorie und Praxis. Die sorgfältige und eingehende Arbeit läßt keine Frage unbeantwortet, die irgendwie mit dem Thema in Verbindung steht. A. Lg.]

Doernenburg, E., De profundis, Gedichte. Braunschweig, Goeritz, 1922. 166 S. [Die deutsch-amerikanische Dichtung blüht weiter. Doernenburg ist nicht ein Neuling. Bereits 1916 erschien von ihm ein Band Lyrik, betitelt 'Sturm und Stille', bei der International News Company, New York. Die erste Hälfte: 'Aus eiserner Zeit', begleitet das deutsche Tun und Leiden während der ersten Kriegsjahre mit heißer Anteilnahme; beschaulicher ist die zweite Hälfte, betitelt 'Ideal und Leben'. Auch einen Beitrag zur Kenntnis Wilhelm Raabes hat er zusammen mit W. Fehse herausgebracht: 'Raabe und Dickens', Magdeburg, Creutz, 1921, 68 S. Jetzt liegt von ihm vor eine neue Sammlung Lyrik voll amerikanischer Stimmungsbilder, in die sich naturgemäßer Schmerz über den amerikanischen Kriegsanteil vorsichtig manchmal einschleicht. Von den Dichtern unserer Zeit haben ihm — außer Raabe — am meisten Conrad Ferdinand Meyer, Emil von Schönaich-Carolath und Detlev von Liliencron gesagt. Aber auch altdeutsche Sage, Walter von der Vogelweide und Goethe, Ahasver und Wagner standen ihm vor Augen. Am kräftigsten erschließt er sich im Schlußgedicht 'Deutschland':

'Nicht allein bist du geritten
Erzumklirrt durch Nacht und Neid;
Mitgestritten, mitgelitten
Haben wir an deiner Seit'.
Mit dem Schild, dem fleckenlosen,
Haben wir dein Haupt bewacht,
Ob auch gift'ger Pfeile Tosen
Uns umschwirrt aus Lügennacht'.]

Englisch.

The yearbook of the universities of the empire. 1926, ed. by W. H. Dawson for the universities' bureau of the British Empire. London, Bell, 1926. XII, 792 S. [Die englischen Universitäten des weiten Britenreiches sind auf 67 angewachsen; sie werden hier nach allen Seiten geschildert: Stäbe, Unterrichtsmittel, Verwaltung, Stipendien, Kongresse usw. Auswärtige Universitäten sind jetzt nicht mehr berücksichtigt, weil ein französisches Buch nach Art der 'Minerva' sie behandle: 'Index generalis', 56 Revue de Vaugirard, Paris VI. Nur die Studenten des Auslandes, die sich auf englischen Universitäten einschreiben ließen, sind noch gezählt: Österreich sandte 16, die Tschechoslowakei 12, Dänemark 13, Frankreich 47, Deutschland 78, Schweiz 64 usw. Anhänge verzeichnen eine große Menge verwandter Unterrichts- und Forschungsanstalten, die mit den Universitäten zusammenhängen. Das Ganze ist der größte Katalog von hohen Schulen, den ein einzelnes Reich der Erde jemals aufgestellt hat.]

The year's work in English studies, vol. V, 1924, ed. for The English Association by F. S. Boas and C. H. Herford. London, Oxford University Press, 1926. 318 S. [Voran steht großes Lob für die 'excellent series' von Legouis und Casamiens und ihre englische Literaturgeschichte. Dazu eine bescheidene Ausstellung: die Franzosen zitieren alle englischen Schriften und Zitate in französischer Übersetzung! — Unter den englischen Werken, die das 1. Kapitel als 'General works' bespricht, erscheint auch der Essay von John Drinkwater über 'Patriotism in literature', der nicht vergessen werden sollte, wenn man über Drinkwater im ganzen handelt; einsichtig deutet der Rezensent an, daß ein Buch mit so viel 'judicious passion and eloquence' mehr in die patriotische als in die wissenschaftliche Literatur gehört: 'It might well be commended to politicians and all persons who think it a simple matter to be patriotic', S. 11. — Die Kapitel über Grammatik und älteres Englisch konnten kurz ausfallen; die solide Ausbeute hierin war auch in England nicht groß. Um so reicher ist die Elisabethperiode vertreten, allerdings fast nur mit Einzelforschung; Bries Artikel über Deismus und Atheismus haben da einen Ehrenplatz. Herford hat das Kapitel über Byron beigesteuert, das wegen des Byronjubiläums besonders umfänglich ausfiel.]

Englische Studien. LX, 1. Joseph Wright, dem vielseitigen Gelehrten und trefflichen Menschen, dem Mittler englischer und deutscher Sprachwissenschaft, zu seinem 70. Geburtstag am 31. Oktober 1925 gewidmet von Mitforschern in Deutschland, Österreich und der Schweiz [J. Hoops, Joseph Wright. — L. Schücking, Waldere und Waltharius. — G. Hübener, König Alfred und Osteuropa. — M. Förster, Die altenglischen Traumlunare. — F. Liebermann, Vorstufen zur staatlichen Einheit Britanniens bis 1066. — F. Holthausen, Grammatisches. — W. Horn, Die Entwicklung des mittelenglischen kurzen *u* im Neuenglischen. — K. Luick, Zu ne. halfpenny. — A. Eichler, 'Master' als Höflichkeitswort in Shakespeares Dramen. — O. Funke, Jespersens Lehre von den 'Three ranks'. — K. Brunner, Die Schreibtradition der Dialektschriftsteller von Lancashire. — L. Fehr, James Joyces 'Ulysses'].

Anglia. XLIX, 4, Dez. 1925 [A. Gaw, John Sincklo as one of Shakespeare's actors. — F. C. Steinermayr, Der Werdegang von J. Galsworthys Welt- und Kunstanschauung. — K. Nagel, Wie ein Volkslied wird. — A. Heinrich, Charles Dickens und die 'Faust Outlines'. — V. Langhans, Zu John Kochs Artikel in Anglia 37, 193. — F. Klaeber, Zur jüngeren Genesis. — O. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — P. A. Merbach, Eine Hamlet-Bibliographie. — J. Koch, Ergänzungen und Berichtigungen]. — L, 1 [E. v. Schaubert, Zur Geschichte der Black-Letter Broadside ballad. — J. Koch, Nochmals zur Frage des Prologs in Chaucers 'Legend of good women. — V. Langhans, Hugo Lange und die Lösung der Legendenprolog-

frage bei Chaucer. — J. Koch, Nachtrag zu meinem letzten Aufsatz über Chaucers Legendenprolog. — E. Einenkel, Bemerkungen zu dem Streit über Chaucers Legendenprolog].

Beiblatt zur Anglia. XXXVI, 8, 12; XXXVII, 1—5.

English studies. VII, 3, June 1925, Amsterdam [F. Karpf, English as the first foreign language in secondary schools]. — VIII, 1, Febr. 1926 [W. van Doorn, James Stephens. — Mario Praz, English studies in Italy]. — 2, Apr. [W. J. Pienaar, Edmund Spenser and Jonker van der Noot. — E. Kruisinga, How to study Old English syntax].

American speech. I, 7, Apr. 1926 [T. Ramsaye, Movie Jargon. — E. Avery, Standards of speech. — G. Lee, In sporting parlance. — K. Malone, American and Anglo-Saxon. — J. L. Haney, Our agile American accents. —E. F. Piper, Quadrille Calls].

Anglica, Untersuchungen zur englischen Philologie, Alois Brandl zum 70. Geburtstag überreicht. (Palaestra, 147/8.) Leipzig, Mayer & Müller, 1925. Band I: Sprache und Kulturgeschichte. 184 S. [I. Sprache: W. Horn, Zweck und Ausdruck in der Sprache: Die Verneinung im Englischen. — E. Ekwall, Englische Ortsnamenforschung. — A. Mawer, Some place-name identifications in the Anglo-Saxon chronicles. — W. Keller, Keltisches im englischen Verbum. — J. Hoops, Werder, Rasen, und Wiese. Eine Untersuchung zur germanischen Wortgeschichte. — K. Luick, Beiträge zur englischen Sprachgeschichte. 1. Zu den altenglischen Lehnwörtern. 2. Zur Entwicklung von me. *an* im Neuenglischen. — F. Liebermann, Zum deutsch-englischen Wörterbuch. II. Kulturgeschichtliches: W. Dibelius, Die Selbständigkeitsbewegung der englischen Kolonien. — J. A. Falconer, The reform of modern language teaching in the Dutch universities. — R. Inchhoff, Bibliographie der Schriften von Alois Brandl.] — Band II: Literaturgeschichte. 474 S. [F. Klaeber, A note on the battle of Brunnanburh. — M. Förster, Die spätaltenglische Marienpredigt aus Vespasian D. XIV. — F. Holthausen, Ein mittelenglischer Hymnus auf Maria und Christus. — K. Brunner, Romanzen und Volksballaden. — H. Hecht, H. Medwalls Fulgens and Lucres. Eine Studie zu den Anfängen des weltlichen Dramas in England. — F. Brie, Das Märchen von Childe Rowland und sein Nachleben. (Christopher Middleton's Chinon of England, Peele's 'Old wife's tale' und Milton's Comus.) — W. B. Charlton, Romantic traits in Shakespeare's comedy. — L. Kellner, Cymboline, eine textkritische Studie. — E. Sievers, Shakespeares Anteil am King Lear. — W. W. Greg, The escapes of Jupiter; an autograph play of Thomas Heywood's. — G. C. M. Smith, Some unpublished poems of Thomas Randolph. — Th. Spira, Die Aufgabe der Miltonforschung. — G. H. Cowling, The English teaching of Dr. Hugh Blair. — B. Fehr, Ein Wort zur englischen Empfindsamkeitsliteratur des 18. Jahrhunderts. — M. F. Liddell, Der Stil der englischen Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert. — Ch. H. Herford, Literature, drama and music in Manchester. — S. B. Liljegren, The origin of Sartor Resartus. — A. Steinbach, Thomas Hardy und Schopenhauer.]

Heinzel, O., Kritische Entstehungsgeschichte des ags. Interlinear-Psalters. Berliner Diss. und Palaestra. Leipzig, Mayer & Müller, 1926. [Zuletzt war Wildhagen der Geschichte dieses Denkmals ernstlich nachgegangen. Freilich unter Beschränkung auf wenige Handschriften. Heinzel beschränkt sich auf zwölf Psalmen und den Hymnus Magnificat, führt diese aber durch alle Handschriften durch. Seine Methode besteht darin, daß er von diesen dreizehn Stücken einen kritischen Text herstellt und dann aus den Varianten mühelos die Verwandtschaftsverhältnisse der Hss. abliest. Um die Geschichte der wechselnden Textgestaltung zu verfolgen, sieht er zunächst von den grammatischen Erscheinungen ab und achtet nur auf die lexikalischen; so vermag er eine ältere Überlieferungsgruppe herauszuschälen, dann verschiedene Umarbeitungen und Kontaminierungen, wobei der ursprüngliche

anglische Wortschatz immer mehr durch sächsische Elemente verdrängt wurde. Dann erst fragt er nach der Dialektschreibung der ältesten Überlieferungsgruppe und vermag sie namentlich dadurch als anglisch zu erweisen, daß anglische Formen noch da und dort in späteren, wesentlich sächsischen Hss. wiederkehren, während sächsische Elemente in der ältesten Textschicht fehlen. Innerhalb des Anglischen wird Mercien als Urheimat erwiesen, namentlich durch *æ* > *e*. Entstehungszeit: ebenfalls nach Ausweis sprachlicher Formen wohl noch 8. Jh. Schließlich macht Verf. noch eine Probe auf die Verläßlichkeit seiner 12 Psalmen, indem er von einem weiteren, nämlich Nr. 70, die noch unveröffentlichten Hss. druckt und sichtet; die aus den 12 Psalmen geschöpften Ergebnisse wurden dadurch nicht verändert.]

Englische Verfassungsurkunden des 12. und 13. Jh.s, hg. von L. Riess. (Kleine Texte für Vorles., hg. Lietzmann, 155.) Bonn, Marcus, 1926. 60 S. [Magna Charta selbst, ihre Vorläufer, ihre Erneuerungen und die päpstlichen Annullierungen bis herab zu 1305 sind hier bequem zugänglich gemacht, mit Einleitungen versehen und durch ein Glossar erläutert, in dem der Einfluß der damaligen Volkssprache auf das Juristenlatein sehr greifbar wird. Wir brauchten mehr solche Dokumentensammlungen aus der englischen Geschichte.]

Haddow, G. E., Chaucer and his times (Home university library). London, William & Norget. 2nd edition, 26, 256 S. 2 s. 6 d. [Verfasserin bemüht sich rechtschaffen, in den großen Autor des 14. Jahrhunderts sich hineinzufühlen, der für den Sinn des modernen Engländers viele Rätsel birgt. Am schwierigsten wurde ihr der Troilus-Roman. Der Held erscheint ihr 'conventional enough'; hübsch, tapfer und entschlossen, so daß ihn eigentlich jedes Mädchen lieben müßte, ist er doch überbescheiden und hilflos. Cressida ist ein furchtsames Mädchen, 'a shallow little character', das unser Mitleid herausfordert. Pandar erscheint als 'good-natured old uncle', als 'utterly unimaginative and prosaic person', der ebenso wenig die Leidenschaft kenne wie die Amme in Romeo. So handelt ein ganzes Kapitel über Chaucers Beschreibungskunst vom modernen Standpunkt aus. Daß das Rittertum bereits sank, ist richtig erkannt, aber daß sich Chaucer hauptsächlich mit der aufstrebenden Bürgerklasse beschäftigt habe, wird mancher bezweifeln. Auch die klare Jahreszahl 1386 für den Anfang der Canterbury-Tales mag Kopfschütteln verursachen. Der mächtigste und interessanteste Mann am damaligen Londoner Hofe, John of Gaunt, obwohl mit Chaucer mehrfach in persönlicher Verbindung bezeugt, wird niemals erwähnt. Gut ist aus dem Büchlein nur zu ersehen, wie Chaucer auf den heutigen Engländer wirkt.]

Morgan, A., Mrs. Shakespeare's second marriage, being an examination of a persistent theory. (Papers of the New York Shakespeare Society, 14.) New York, Unionist-Gazette Association, Somerville, New Jersey, U. S. A., 1926. 62 S. [Im Begräbnisbuch der Pfarrei Stratford steht unter dem Jahre 1623: 'Mrs. Shakespeare' und darunter: 'Anna uxor Ricardi James', beides durch eine Klammer verbunden. Es ist kühn, daraus eine zweite Heirat für die Witwe des Dichters zu erschließen, gegen das Zeugnis auf ihrem Grabstein und angesichts der Häufigkeit des Namens Shakespeare. Noch kühner ist, was über die Stellung der Witwe zur Folio von 1623 vermutet wird. Beachtung verdient in diesem Büchlein wohl nur der Hinweis auf das große Format der Folio, in dem in der Elisabethzeit sonst nur Bibeln hergestellt wurden, S. 49.]

Shakespeare, Sämtliche Werke, Band I—IX. München, Georg Müller, 1925. [Auf der Seite hinter dem Titel erfahren wir etwas mehr über diese königliche Ausgabe. Da steht: 'mit Anmerkungen herausgegeben von L. L. Schücking und E. von Schaubert. Die Übertragungen von A. W. von Schlegel und L. Tieck. 'Pericles von Tyrus' übersetzte H. Steinitzer, die Gedichte T. Robinson'. Die vorliegenden neun Bände enthalten nun sämtliche Dramen (ohne *Pericles*) von *Titus Andronicus* bis *Heinrich VIII.* in

chronologischer Reihenfolge oder doch in einer Anordnung, welche auf die Entstehungszeit Rücksicht nimmt. So bringt der erste Band nach der jugendlichen Römertragödie die frühen Komödien (*Verlorene Liebesmüh*, *Irrungen*, *Veroneser*), in Bd. II folgen *Heinrich VI.* und *Richard III.*; Bd. III beginnt mit *Richard II.*, schließt an ihn aber *Romeo*, *Sommernachtstraum*, *Widerspenstige*, so daß wir *König Johann* und *Heinrich IV.* (getrennt durch *Kaufmann von Venedig*) erst in Bd. IV lesen. Geboten wird der reine Text ohne jede Anmerkung oder Einleitung; soweit solche Beigaben geplant sind, müssen sie also einem besonderen Bande vorbehalten sein. Der Text ist der Schlegel-Tiecksche, soweit ich sehe, unter Verzicht auf alle Revision; wenigstens ergaben meine Stichproben nur ganz unwesentliche Abweichungen, bei denen es sich wohl um Druckversehen handelt, so *Heinrich IV.* (2. Teil) Prolog v. 20 (Versanfang): *Darauf spielen kann;* Brandl und W. Keller: *Drauf spielen kann; Othello* I, 2. v. 40 f.: *die Flotte verschickt ein Dutzend Boten nacheinander;* Brandl und Keller: *verschickt*, im Urtext: *the galleys Have sent.* Anderseits haben Brandl und Keller *Othello* I, 1, v. 48: *recht wie die Esel seines Herrn*, während unsere Ausgabe entsprechend dem englischen Text: *like his master's ass* den Singular hat. — Danach sucht diese Ausgabe ihre Besonderheit darin, der klassischen deutschen Shakespeareübertragung ein äußeres Gewand zu geben, wie es ihr bisher meines Wissens noch nie geworden ist. Das Großoktavformat, das ausgezeichnete Papier, der klare Druck in großen Antiqualettern, die dem Auge wohltuenden Zwischenräume der Zeilen — all das ist musterhaft und eine hervorragende Leistung unserer Buchkunst — freilich auch nicht für bescheidene Börsen berechnet. Aber das war die erste Ausgabe der Gundolfschen Erneuerung einst auch nicht; freuen wir uns, daß wir jetzt Schlegel-Tieck nicht mindere Ehren erwiesen haben! Mögen die noch fehlenden epischen und lyrischen Gedichte, dazu der verheißene *Pericles* und die sonstigen Beigaben Schückings und seiner Mitarbeiterin bald vorliegen; es wird dann hoffentlich Gelegenheit sein, auf das Ganze noch einmal zurückzukommen. A. Lg.]

Shakespeares Werke in Einzelausgaben. Leipzig, Inselverlag. König Heinrich IV. auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels bearb. von Hermann Conrad, nach dem Tode des Verf. durchgesehen von F. Jung. 457 S. — Das Wintermärchen, auf Grund der Übertragung Dorothea Tiecks übers. von B. E. Werner. 166 S. — König Richard III., auf Grund der Übertragung A. W. Schlegels bearb. von F. Jung. 199 S. [Diese interessante Erneuerung von Schlegel-Tieck geht rasch der Vollendung entgegen. Aus dem Kommentar, der sich in geschmackvoller Kürze hält, ist hervorzuheben ein wohlbegründetes Bekenntnis zur Echtheit von Heinrich VI.]

Shakespeares Sonette, erläutert von A. Brandl, übersetzt von L. Fulda. Neue Ausgabe. Stuttgart, Cotta, 1925. XLVII, 156 S. [Das Büchlein ist fast unverändert geblieben, abgesehen von einer Auslassung, die nicht ins Wesentliche eingreift. Bei aller Vorsicht gegenüber den scheinbaren Realitäten und der schimmernden Rhetorik dieses hochlyrischen Zyklus — auf diese Sonderung ist besonders geachtet — bleibt noch manches der Nachgestaltung des Lesers überlassen. Die Probleme sind da so fein, daß Kritik naturgemäß übergehen muß in Geschmack.]

Fischer, R., Shakespeares Sonette: Gruppierung, Kunstform; aus dem Nachlasse hg. von K. Brunner. (Wiener Beiträge, 53.) Wien, Braumüller, 1925. VIII, 182 S. [Es war nicht bloß ein Werk der Pietät, diese nachgelassene Schrift des feinsinnigen Stilbeobachters Rudolf Fischer herauszugeben; die Sonettforschung wird dabei auch positiv gefördert. Mit Nachdruck wird darauf verwiesen, daß die vorhandene Gruppierung, obwohl nicht vollständig, doch bis zu einem gewissen Grade eine Nachredaktion beweist. Ein historisches Bündel Begebenheiten liegt zugrunde, aber zugleich eine ästhetische Fiktion, deren Grenzen durch Stilvergleichung herausgearbeitet werden sollen.

— allerdings möchte man sich statt der minuziösen Vergleichung dieser Sonette untereinander eine weiter ausgreifende Vergleichung mit ähnlicher Lyrik anderer Elisabethaner wünschen. Treffend sagt Fischer am Schluß über das Sonettenbuch von Sidney Lee, dieser habe zwar eine weitgehende Stilabhängigkeit Shakespeares von gemeinsamen Vorbildern bewiesen, 'verfehlt war aber sein Schluß: Weil Shakespeare reichlich nachahmt, dichtet er unpersönlich. Lee hat sich von seiner materiellen Forschung verblenden lassen'. Auch gute Ansätze hat Fischer gemacht, um diese Kunstform der Sonette sorgsam zu ergründen; leider war es ihm nicht vergönnt, selber die Arbeit bis zu fruchtbringenden Ergebnissen durchzuführen. Es bedeutet schon sehr viel auf dem gefährlichen Gelände der Sonettforschung, daß er Unlogik und Phantastik mied und dafür mit möglichst mathematischer Genauigkeit die Formprobleme formulierte. Wo Fischer aufhörte, da muß die solide Forschung weiterspinnen.]

Albert, A. E., A history of English literature. A practical text book for senior classes. London, Harrap, 1923; Alleinvertretung für deutschsprechende Länder: Leipzig, Teubner. 237—542 S. [Der vorliegende Band beginnt mit S. 237 und der Überschrift 'Section II'; die Darstellung setzt ein mit Thomson und der 'period of transition', die bis Burns gerechnet wird. Es folgt eine 2. Periode: 'return to nature', d. h. die Zeit des Wordsworth und Byron. Daran reiht sich die Viktorianische Zeit und schließlich in angenehmer Ausführlichkeit die Gegenwart. Eine Anzahl Tabellen sucht die Entwicklung der verschiedenen literarischen Gattungen plastisch zu veranschaulichen. Lebensbeschreibung der Dichter, Beurteilung der Werke, Anleitung zu Schülerarbeiten, Vorbemerkungen über die kulturelle Eigenart der Periode und Proben von den Dichtern selber werden gegeben, alles mit einer Realistik, die meist erfrischend wirkt; manchmal auch drastisch. Vom Historiker Gibbon z. B. erfahren wir, daß er manchmal, besonders durch seine ironischen Bemerkungen über das Christentum, 'reveals a sniggering nastiness of humour', S. 275. Wordsworth ließ sich durch die 'adoration of a couple of women' verführen, sich selber zu ernsthaft zu nehmen, S. 313. Byron verfällt in der Satire oft in 'a kind of reckless arrogance', ja, er wird 'deliberately outrageous'; sein Vater war 'a rake and a scoundrel', seine Mutter 'a foolish, unbalanced woman'. Shelley gefällt sich in 'continual rhapodizings' und wird dabei 'tedious and baffling . . . he lacks humour and his political poetry is often violent and unreasonable', S. 333. Man sieht, Albert sagt die Wahrheit, und er sagt sie auch von Dichtern, die noch leben, z. B. von Shaw, dem er zuschreibt 'a jesting, paradoxical mishanding of the truth, often glaringly personal . . . his opinions are purely destructive', S. 461. Wie so manches 'praktische' Handbüchlein der englischen Literatur entbehrt dieses sowohl psychologischer Feinheit als philosophischer Tiefe, und allzu rückhaltlose Aussprüche über Geschmacksdinge fallen manchmal aus dem Stil. Aber so reden englische und schottische Literaturleute, wenn sie unter sich sind, bei einer kurzen Pfeife am Kamin; man hört sehr deutlich heraus, wie gegenwärtig der literarische Wind bläst. Schlecht geht es dabei der ganzen Viktoriazeit, die so prüde war, das Rauchen auf der Straße und das Radfahren der Damen — etwas anticipando gedacht — unanständig zu finden, S. 381. Imperialismus wird nicht gerade gerühmt; Kipling dankte ihm nur für eine Zeit einen Namen; nach dem Burenkriege 'the patriotic poem began to suffer eclipse', S. 455. Der Ire Yeats gilt als 'a fastidious poet writing little and revising often'; sein Stil ist echt keltisch 'a meditative and melancholy beauty, a misty idealism, and a sweet and dignified diction', S. 468. Hardy hat dagegen 'the large tolerance of the master to regard men's action with open gaze', S. 382. Deutlich schwebt der gesunde Hausverstand über diesen epigrammatisch geformten Sätzen].

Praz, M., La fortuna di Byron in Inghilterra. Firenze, La Voce, 1925. XII, 179 S. [Es ist naturgemäß, daß die Italiener, für deren staatliche Eini-

gung Byron viel getan hat, ihm ein warmes Interesse bewahren und sein Nachleben mit Sympathie verfolgen. Praz hat es aber auch mit Sachkenntnis getan, wozu ihm allerdings S. C. Chew mit seiner Zitatensammlung 'Byron in England' 1924 das Material sehr reichlich an die Hand gab. Ganz richtig ist betont, daß der überraschende Erfolg des 'Childe Harold' 1812 in London sich durch eine Weltschmerzmode erklärt, die gerade damals in der höheren Gesellschaft herrschte. Wodurch entstand diese Mode? Hatten ihr nicht Thomas Moores Lyrik und Walter Scotts Marmion ganz wesentlich vorgearbeitet? So kommt man schließlich doch wieder auf literarische Vorstufen hinaus. — Vier Jahre später folgte ein ebenso jäher Sturz von Byrons persönlichem Ansehen. Hat sein Ehestandsunglück seinem literarischen Stern geschadet? Vielleicht bei den kleinen Skribenten des Tages und bei den flimmernden Eintagsfliegen der Gesellschaft; aber bei den namhaften Autoren ist nichts Wesentliches davon zu spüren. Selbst die Ausgelassenheit seines Don Juan vermochte ihm die Hochachtung Walter Scotts nicht zu entfremden. Daß auch nach seinem Tode der Zauber seiner Gestalten durch eine Reihe von Jahren fortdauerte, wird am klarsten durch das Nachleben und Nachgestalten seines Weltschmerztyps z. B. beim jungen Bulwer. Solches Tun dürfte noch charakteristischer sein als die Stimmen der Kritiker, auf die sich Praz verläßt. — Zutreffend ohne Zweifel ist dann das Abflauen des Byronismus mit dem Anschwellen der sozialen Fragen in der englischen Literatur seit 1832 zusammengebracht. Man hat gesagt, Wordsworths Schale ging aufwärts, indem die des Byron sank, und dazu stimmen auch die Prazischen Belege. — Für die weiteren Phasen seines Ruhmes und Nichtruhmes kommen dann wohl individuelle Neigungen der neuen Schriftsteller stark in Betracht; erziehliche Geister mußten ihn scheuen, ästhetische bewundern; die Masse stand gleichgültig daneben, denn ihre Haltung ist ihrer Natur nach philisterhaft. Hervorgehoben sei, daß der größte Staatsmann Englands im 19. Jh. und zugleich kein unbedeutender Romanschriftsteller, Disraeli, ihn bereits in den zwanziger Jahren als großen Realisten erkannte; Heuer in seiner Diss. über die Entstehungsgeschichte von 'Vivian Gray' hat darauf kürzlich aufmerksam gemacht; wie eine modernste Entdeckung wurde das Urteil dann wieder im Jubiläumsjahre 1924 da und dort laut, und vielleicht wird sich das Urteil in der Zukunft auf dieser Linie ausleben. Indem es Praz nicht auf eine mechanische Zitatensammlung abgesehen hat, sondern auf eine tiefer schürfende Problembetrachtung, hat er seinem Buche — trotz des Vorgängers Chew — ein starkes Interesse verliehen. Gerne betrachtet man auch die beigefügten Abbildungen von Byron-Porträten, von der Lady Caroline Lamb und von Augusta Byron.]

Brailsford, H. N., Shelley, Godwin, and their circle. (Home university library, 77.) 256 S. 2 s. 6 d. [Eigentlich müßte auf dem Titel dieses vorzüglichen Büchleins 'Godwin' voranstehen, denn ihn als den Gedankengeber Shelleys in allen politischen Theorien zu erweisen, hat sich Verf. zur Hauptaufgabe gestellt. Er ist aber auch den Lehrmeistern Godwins nachgegangen, besonders Price und Paine, deren Schriften die französische Revolution in das englische Geistesleben zuerst verpflanzt hatten. Mit einer Predigt, sagt Brailsford, begann diese Revolutionsepoche und denkt dabei an die Kanzelberedsamkeit des Nonkonformistengeistlichen Price in seiner Kirche Old Jewry, London, aus der sich Burke den Anlaß zu seinen berühmten 'Reflections on the French revolution' 1790 holte, und mit einem lyrischen Drama habe sie aufgehört — mit Shelleys 'Hellas'. Neben Price traten zuerst die Patrioten Palmer, Muir u. a. auf, die wegen ihrer Begeisterung für die Menschenrechte deportiert, aber zugleich vom jungen Southey besungen wurden; sowie die Mitglieder der Corresponding Society, geführt vom Schuhmacher Thomas Hardy, alsbald in den Tower gesetzt. Längst hätte dieses merkwürdige Kapitel englischer Kulturkämpfe in der Literatur einer genaueren Aufhellung

bedurft, als sie Dowden in seinem bekannten Buch über die Revolution in England bot; Brailsford trägt dies jetzt nach, behandelt auch die Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft mit einer ritterlichen Sympathie, die fast gegen den Stil ihres Denkens verstößt, und verhehlt dem Leser nicht die natürlichen Verwandtschaftsbeziehungen der Häuser Godwin und Shelley. Die flott geschriebene Studie ist sehr lesenswert.]

Weiss, H., Die 'Poems and lyrics' des Robert Nicoll. Erlangen, Buchdruckerei Döres, 1925. Diss. 75 S. [Nicoll, dessen Gedichtband auf der Erlanger Bibliothek liegt, war ein schottischer Tagelöhner, der 1837 im Alter von 23 Jahren starb und, obwohl einer der besten Nachfahren des Burns, von der Literaturgeschichte fast übersehen ist. Sein Verhältnis zu diesem Vorgänger und zum schottischen Volkslied wird genau studiert. Die Vorstellungen der Verfasserin vom Verhältnis des Volksliedes zu Kunstdichtern, S. 27, werden allerdings von John Meiers Forschungen nicht bekräftigt; es scheint sehr schwer zu sein, richtige Kenntnis dieser Gattung zu verbreiten.]

Chesterton, G. R., The Victorian age and literature. (Home university library 70.) London, Williams & Norgate. 8th edition 1925. 251 S. 2 s. 6 d. [Wer die Viktorianer schon kennt, findet sie hier aus der Vogelperspektive glänzend beleuchtet und geistreich beurteilt. Die Literatur dieser Periode erscheint als ein Nachklang der Revolution und zugleich als deren Überwindung. Sie entbehrt der Einheitlichkeit, ist niemals ganz groß und hinreißend, aber auch niemals verächtlich oder humorlos. Sie hat einen gewissen Idealismus, aber immer mit Vorsicht. Tennyson ist ein Mann von Vergilischem Zuschnitt, aber zugleich vorstädtisch, 'a provincial Virgil'; Browning bleibt immer menschlich, sogar immer englisch, 'following his nose like a bull-dog'. Wir erfahren, daß Fanny Burney den ersten guten Roman schrieb, Miss May Sinclair den letzten — solch kühne Urteile begegnen öfters. Die George Eliot vermeidet die äußersten Pole von Tragödie und Komödie und ersetzt sie durch 'a certain more or less satisfied seriousness'. Der Viktorianer, in seiner Halbheit, sinkt manchmal herunter ins Lächerliche, aber er ist immer erfolgreich. Was Mrs. Browning über Staatsmänner sagt, ist reiner Instinkt, und eben deswegen oft treffend, z. B. wenn sie anläßlich des Falles von Napoleon das Epigramm ersinnt 'And kings crept out again to feel the sun'. An Swinburne ist der Stil die Hauptsache; William Morris geht darüber hinaus, denn er ist ein — Handwerker. Zu einem Ende kam dies Ringen zwischen geistiger und materieller Theorie in England, das mit der hl. Allianz begonnen hatte, auf unheilige Weise durch Darwin: unter seinem Anprall fiel alles, was am Viktorianischen Rationalismus gut war, zu Boden und zerkrümelte zu Staub. Kipling markiert das Ende: einen zynisch-romantischen Imperialismus. Am Schluß blickt ein bedeutsamer Satz in die Zukunft: 'If we continue the capitalist use of external arms, it will lie heavy on the living'. Ein sehr anregendes Büchlein; man sitzt neben einem reichen Geiste nach Tisch bei der Zigarre.]

Escher, E., Harriet Martineaus sozialpolitische Novellen. Weida i. Thür., Thomas, 1925. 108 S. [Sowohl die Abstammung der Erzählungsweise von den Schriftstellerinnen Hannah More, Maria Edgeworth und Jane Austen, als die der Gedanken von Adam Smith, Malthus und Ricardo wird klargestellt: Armengesetze und Steuerunfug spielen kräftig herein. Die Erzählerin selber sagt sich mit wachsender Reife von ihren nationalökonomischen Jugendidealen los: 'The pretended science is no science at all.' Sie gesteht dem einst geschmähten Robert Owen allmählich eine wichtige Rolle zu und fühlt immer deutlicher, daß die orthodoxe Nationalökonomie das ganze in der Hauptsache zerstörende Werk verrichtet habe, dessen sie fähig war. Man kann nicht gerade sagen, daß sie zu Carlyle und Ruskin überleitete, aber sie entdeckte eine neue Welt in der Soziologie des Auguste Comte, die ihr Philosophie und Religion zugleich wurde.]

Postma, J., Tennyson as seen by his parodists. Amsterdam, H. J. Paris, 1926. 199 S. [Die englische Literatur ist seit dem Ende des 18. Jh. besonders reich an Parodien, was mit dem ausgebildeten Stilgefühl auch des gewöhnlichen Engländers zusammenhängt. Tennyson forderte solchen Spott in ungewöhnlichem Grade heraus, weil er die poetische Pose liebte und in mancherlei Hofdichtungen verwendete, aber auch durch seinen Übertritt aus dem liberalen ins konservative Lager in 'Locksley Hall', durch seine Baronisierung und einen zum Agressiven neigenden Patriotismus. Daß er persönlich in der Gesellschaft eher scheu auftrat und sich selber gerne in den Winkel stellte, kam gegenüber seiner monumentalen Geste als Schriftsteller nicht in Anschlag; sein Wort und nicht seine persönliche Erscheinung überwog. Schon sein Jugendgedicht 'Timbuktoo' mit seinen kühnen Bildern und Reimen weckte Nachäffung, und bereits 1880 konnte man die komische Parallele dazu hören: 'If I were a Cheshawary In the sands of Timbuktoo I should eat a missionary, Hat and hair and hymn-book too'. Nicht gerade dies Gedicht, aber eine Reihe anderer, zum Teil sehr langer, ist von Postma im Anhange abgedruckt, und eine Bibliographie von zwei Seiten verzeichnet die mannigfachen Zeitschriften und Bücher, aus denen Verf. geschöpft hat. Das Buch bezeichnet wohl die kritischste Zeit für Tennysons Nachruhm.]

Kleinschmit v. Lengefeld, F. R. H., Die Lyrik Robert Brownings vor dem Jahre 1868. Eine literarische Untersuchung. Marburg, Hessischer Verlag Euker, 1926. 61 S.

Stevenson, R. L., Treasure-Island to which is prefixed his essay on 'My first book'. (The world's classics, 295.) London, Oxford University Press, 1925. XXIV, 256 S. 2 s. [Ein reizender Neudruck, das Format bequem für die Tasche und die Typen bequem für das Auge. Die Geschichte erschien zuerst 1883, ist aber noch so unverstaubt, daß sie keines Kommentars bedarf.]

Wilde, O., Letzte Briefe, deutsch von M. Meyerfeld. Berlin, S. Fischer, 1925. 173 S. [Abermals hat Meyerfeld seine Feder in den Dienst des größten unter den modern-englischen Ästheten gestellt und eine Menge Feinheiten seines Innenlebens mit feiner Nachempfindung verdeutscht. Die Moral steht nicht auf der Tagesordnung, wenn man kühne Dichter studiert; dennoch wird man mit einigem Staunen gleich im zweiten Briefe lesen, wie seine Frau die Photographie seiner Jungen ihm schickt, ohne zu versprechen, daß er sie sehen dürfe: 'Es ist eine schreckliche Strafe, lieber Robbie, und ach wie sehr verdiene ich sie!' Dann kommen unentwegte, oft sehr hochgeformte Liebesausdrücke für Robbie und zwischendurch sehr viele Anspielungen auf die poetischen Werke, die er nach der Zuchthauszeit noch schrieb. Diese Briefe sind in der englischen Ausgabe nur verstümmelt gedruckt; die amerikanische gibt sie ungekürzt, ist aber nur zu Liebhaberzwecken in 23 Exemplaren hergestellt, so daß gewöhnliche Leser sie nicht erreichen. Die letzten 26 Briefe werden hier überhaupt zum allerersten Male mitgeteilt, der Sohn Oscar Wildes hat sich erst jetzt zu ihrer Veröffentlichung entschlossen. Den Schluß macht der ausführliche Bericht über Wildes letzte Tage von Robert Ross — ein ergreifendes Dokument, das hier zum ersten Male ungekürzt erscheint. Es ist fraglich, ob der Forscher oder der Liebhaber dem Übersetzer, der hier zugleich Originalersetzer ist, mehr zu danken hat.]

Döll, M., Die Verwendung der Mundart bei Thomas Hardy. Gießen, Selbstverlag des Engl. Sem., 1923. 24 S. [Hardy verwendet das durch Fielding in den englischen Roman eingeführte Kunstmittel der Dialektrede ziemlich häufig; merkwürdigerweise nur sehr wenig in seinem sonst sehr realistischen 'Jude the Obscure'; der Dialekt hat für ihn eher etwas Idyllisches. In der Bezeichnung des Dialektes ist er fast ebenso leichtfüßig wie Walter Scott. Es ist schade, daß Verfasser nicht mehr die Studie von Urlau über den Dialekt von Dorsetshire, 1921, benutzen konnte, in der die Heimatsmundart Hardys mit Hilfe eines Lokaldichters und grammophonischer Platten festgestellt ist.]

Spies, H., Kultur und Sprache im neuen England. Leipzig, Teubner, 1925. XVI, 216 S. Geb. 8 M.

Small, G. W., The comparison of inequality. The semantics and syntax of the comparative particle in English. Greifswald, Abel, 1924. IX, 173 S. [Introduction. — Ch. I. a) The Indo-European system of comparison. — b) The Latin and Romance comparative particles. — Ch. II. The temporal nature of the English comparative particle. — Conclusion. — Parataxis and the subordinate clause. — The shift in meaning of the conjunctive particle].

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. M. 1,60 each:

Vol. 4680: Mrs. W. K. Clifford, Sir George's objection.
„ 4692: G. K. Chesterton, Tales of the long bow.
„ 4693: W. Pett Ridge, Just like aunt Bertha.
„ 4694: Sinclair Lewis, Arrowsmith.
„ 4695: Baroness von Hutten, Candy and other stories.
„ 4696: Edith Wharton, The mother's recompense.
„ 4697: W. B. Maxwell, Children of the night.
„ 4698: Berta Buck, The immortal girl.
„ 4699: H. G. Wells, The secret places of the heart.
„ 4700: Vernon Lee, The golden keys.
„ 4701: E. M. Delafield, Mrs. Harter.
„ 4702: Baroness Orczy, Unravelled knots.
„ 4703: Gertrude Atherton, The crystal cup.
„ 4704: Floyd Dell, This mad ideal.
„ 4705: Joseph Conrad, Suspense.
„ 4706: Anthony Hope, Little tiger.
„ 4707: E. M. Delafield, The chip and the block.
„ 4708: Hugh Walpole, Portrait of a man with red hair.
„ 4709: J. C. Snaith, Thus far.
„ 4710: P. G. Wodehouse, Carry on Jeeves!
„ 4711: Mrs. Belloc Lowndes, Bread of deceit.
„ 4712: Berta Ruck, Kneel to the prettiest.
„ 4713: H. G. Wells, The country of the blind and other stories.
„ 4714: P. G. Wodehouse, Sam the sudden.
„ 4715: F. Swinnerton, The elder sister.
„ 4716: W. Cather, The professor's house.
„ 4717: R. Macaulay, A casual commentary.
„ 4718: W. B. Maxwell, Fernande.
„ 4719: E. Temple Thurston, Mr. Bottleby does something.
„ 4720: B. Tarkington, Women.
„ 4722: K. R. G. Browne, A lady from the south.
„ 4723: H. G. Wells, Christina Alberta's father.
„ 4724: Floyd Dell, Runaway.
„ 4726: John M. Synge, The Aran Islands.

Brandt, H. C., German-English-Dictionary. New York, Stechert, 1925. 962 S. [Verfasser hat schon lange vor dem Kriege begonnen, dies Wörterbuch ganz neu aus den Quellen herauszuarbeiten. Leider starb er 1920, und nun erscheint der fertige deutsch-englische Teil als in sich geschlossener stattlicher Band. Die deutschen Schlagwörter, auch wenn mehrere Ableitungen von ein und derselben Wurzel aufeinander folgen, sind übersichtlich auseinandergehalten. Viele deutsch-amerikanische Lehnwörter aus dem Englischen sind mit aufgenommen.]

Chambers's twentieth century dictionary of the English language: pronouncing, explanatory, etymological, with compound phrases, technical terms in use in the arts and sciences, colloquialisms, full appendices, and copiously illustrated. Ed. by Ph. Davidson with supplement containing hundreds of additional de-

finitions. London, Chambers, 38 Soho Square, 1926. VIII, 1240 S. 8,60 M. [Der alte Chambers ist mächtig aufgebürstet worden. Er will nicht bloß dem Alltagsbedürfnis genügen, sondern auch dem literarischen, geschäftlichen, technischen, militärischen und kirchlichen Spezialisten. Hiezu gibt er Aussprache, Herkunft, zahlreiche Zusammensetzungen und Phrasenverknüpfungen der Wörter. Das Supplement enthält auf 32 S. Wörter neuerer Art, darunter auch das beanstandete 'Boche, bosche, bosh, n. (abusively) a German', während das ebenso beanstandete 'Hun ... a Hungarian, a barbarian: (mod.) a German' noch in den Haupttext auf S. 446 gekommen ist; die deutsche Vertriebsbuchhandlung Teubner versichert in einem Begleitschreiben, daß in der nächsten Auflage diese beiden Wörter verschwinden werden. Die Zugaben zum eigentlichen Text sind hier besonders reich; sie stellen zusammen die Prä- und Suffixe des Englischen, landläufige Abkürzungen, Eigennamen mit Angabe der Herkunft, Lehnwörter unnationalisierter Art, Maße und Gewichte. Die Illustrationen sind dem Buche geblieben, der äußere Umfang ist durch dünnes Papier und kleineres Format vermindert, ohne daß die Deutlichkeit der Typen gelitten hätte. Was immer noch fehlt, ist ein Wörterbuch der amerikanischen Ausdrucksverkürzungen, über die man immerfort stolpert, wenn man Mencken, Sinclair Lewis u. a. moderne Sittenschilderer von New York liest.]

Fowler, H. W., A dictionary of Modern English usage. Oxford, Clarendon Press, 1926. VIII, 742 S. 7 s. 6 d. [Anregen und beinahe unterhalten will dies neuartige Wörterbuch, an dem der Verfasser mit seinem zu früh verstorbenen Bruder 1911 zu arbeiten begann und der Verlag gewiß nicht viel verdient. Syntax, Wortbildungslehre, Kulturverhältnisse und ein reicher Phrasenschatz sind hineingearbeitet und werden dem Leser bei guter Gelegenheit ausführlich beigebracht. Gleich zu Anfang bei *a* erhalten wir reichliche Anweisung über den Gebrauch des unbestimmten Artikels. Beim zweiten Worte, *abondon*, sollen wir 'French words' nachschlagen und erhalten dort einen Überblick über das ganze Wortgut, das über den Kanal gewandert ist. Beim dritten Posten, *abbreviate*, lenkt Verfasser unsere Aufmerksamkeit auf das Suffix *-able*. Hinter *abetter*, *~or* heißt es: 'see ~ or', wo wir eine gründliche Abhandlung über den Vokalwechsel bei Suffixen finden. *Abigail* gibt Anlaß zu einem Hinweis auf: 'sobriquets', d. h. Umschreibungen, z. B. 'Philosoph von Sanssouci' für 'Friedrich der Große', wobei Verfasser bis Bacon zurück- und bis Conan Doyle heruntergeht. Ohne Zweifel ist das Wörterbuch sehr lehrreich und bietet auch dem Forscher eine Fülle von Material.]

Wessely, J. E., Pocket dictionary of English and German languages. 39. Aufl., völlig umgearbeitet und ergänzt von W. Ebisch. Leipzig, Tauchnitz, 1926. VIII, 227, 328 S. [Vor allem fällt der deutlichere Druck auf; dann eine verbesserte phonetische Umschrift unter sichtlichem Einfluß von Schröers Aussprachewörterbuch. Dieser Einfluß dürfte sogar noch stärker sein. Sonst ist nur die Bedeutung kurz verzeichnet, mit wenigen Zusammensetzungen. Am Schluß des englisch-deutschen Teils steht eine Reihe Eigennamen mit Aussprachebezeichnung, dazu eine Liste der unregelmäßigen Zeitwörter, Orts- und Personennamen, die im Deutschen wesentlich anders lauten als im Englischen. Dem Tagesbedürfnis zu genügen, ohne den Träger zu beschweren, ist das gesteckte Ziel, und das ist erreicht; das Buch geht eben noch in eine tüchtige Rocktasche.]

Jones, D., An English pronouncing dictionary (showing the pronunciation of over 50000 words in international phonetic transcription). Revised edition with supplement. London, Dent, 1924. XXVIII, 426 S. 7 s. 6 d. [Die Einleitung handelt über Art und Bezeichnung der Aussprache, wobei gewisse Laxheiten der Umgangsrede neuartig zusammengestellt sind. Die Wortlisten selbst sind mit unverkennbarer Sorgfalt bearbeitet und enthalten auch viele Eigennamen, darunter z. B. Synge = '*siŋ*'. Leider fehlt Sewanee, obwohl Universitätsstadt; und von Shakespeare erhalten wir nur die Aus-

sprache mit e^i. Byron soll lauten '*baiərən*'. Wo 'two equal accents' zu hören sind, ist es in der Regel angegeben; bemerkenswert sind 'unless, unlimited, unlooked, unmannerly, unmerciful' u. a. mit unbetontem *un*, während dies Präfix in den meisten Fällen 'equal accent' trägt. Beide Aussprachen sind verzeichnet bei 'unmeaning, unmerciful, unmistakable' u. a. 'Oxfordstreet', einer der wenigen zusammengesetzten Straßennamen mit nur einem Akzent, fehlt. In Wörtern wie 'philosophy' und 'nativity' zeigt die erste Silbe keine Länge; ebensowenig die zweite in 'hostile'. Bei 'hospitable' kann die erste oder zweite Silbe betont sein. 'Privacy' kann man sprechen mit a^i oder mit *i*, 'primer' in der Bedeutung 'Elementarbuch' ebenso; 'legend' hat nur kurzes *ĕ*. Die Proben dürften ein Urteil über den Grad der Genauigkeit und Vollständigkeit gewähren. Das Buch wird noch in späten Zeiten als Autorität zitiert werden; um so genauer ist die Autorität jetzt nachzuprüfen.]

Emersleben, O., Praktische englische Lautkunde auf analytischer Grundlage. Eine Vorstufe für jeden englischen Lehrgang. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 40 S. und drei Abbildungen der Zungenlage bei *th* und *l* (hell und dunkel). [An drei nach deutschen Melodien gangbaren Gedichten ('I have a little sister', 'Do your best' und 'Our home is the ocean') mit Interlinearumschrift (Assoc. phon. intern.) und -übersetzung lehrt Verf. die Aussprache der englischen Laute. Ausgehend von der historischen Schreibung, tragen die Schüler selbsttätig alle auftretenden Wörter, nach dem Lautwert ihrer betonten Vokale geordnet, in die entsprechenden Rubriken einer Lauttafel ein. Das analytische Prinzip der Lautveranschaulichung ist konsequent und für den jugendlichen Schüler in anregender Weise durchgeführt. Eine Zusammenstellung der Konsonanten (mit klarer Scheidung der stimmhaften von den stimmlosen), eine Übersicht über die Vokale mit kurzer Charakteristik ihrer Lautbildung und ein alphabetisches Wörterverzeichnis schließen die Lautlehre ab. Zur Veranschaulichung der Methode ist die erste Strophe von 'I have a little sister' in Form von drei Unterrichtsstunden — ein getreues Abbild unterrichtlicher Erlebnisse — beigefügt, eine Darstellung, die viel Beachtenswertes bietet. F. Fiedler.]

Breul, K., Land und Leute in England, vollständig neubearbeitet (Langenscheidts Handbücher für Auslandkunde). Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1926. VI, 650 S. und 3 Pläne. [Die letzte Auflage datierte von 1906; aus den starken Veränderungen des Textes, vorgenommen mit kundiger Hand, sind die Wirkungen des Weltkrieges zu ersehen. Wehmütig liest man den Artikel: 'Deutsche in England', der die Wegfegung aller unserer Vereine und Wohlfahrtseinrichtungen beschreibt, nur mit teilweiser Ausnahme des deutschen Hospitals. Warnend fügt Breul hinzu: 'An eine völlige Übersiedelung behufs Annahme einer Stelle zur Ausübung eines Berufs oder auch nur zur Aufnahme des Wohnsitzes auf längere Zeit, ist nur in ganz besonderen Ausnahmefällen zu denken.' Selbst zu einer aupair-Stelle können Deutsche nur mit schriftlicher Erlaubnis des Arbeitsministeriums angenommen werden; 'bei der strengen Handhabung der Fremdenvorschriften ist auch die Vermittlung der deutschen Konsulate in England nutzlos' (S. 140). Früher kamen deutsche Germanisten öfters als Lektoren an englischen Hochschulen unter, das hat aufgehört; zu diesen Stellen gelangen nur mehr junge Engländer, die sich durch längeren Aufenthalt in deutschsprechenden Ländern vorbereitet haben. — Unter 'Shakespeare' wird besonders auf die 'Shakespeare-Association' verwiesen, die größtenteils auf die im Jahre 1916 von Sir Israel Gollancz im Jubiläumswerk '*The book of homage*' vorgetragenen Ideen und Vorschläge begründet sei; im genannten B. o. H. waren bekanntlich Japaner und Chinesen vertreten, nur keine Deutschen. So läßt sich Artikel für Artikel die Erneuerung des längst beliebten Buches verfolgen; am interessantesten bei den Ausführungen über Theater und Zeitungen.]

Aronstein, P., Englische Wortkunde. Leipzig, Teubner, 1925. VIII,

130 S. [Dies ist nicht eine dürre Wortliste, sondern ein historisch geordnetes und von Problemen durchzogenes Buch, das auch dem Zusammenhang des Wortschatzes mit der Syntax nachspürt; es wird gute Schüler anziehen und sollte auch von Forschern nicht übersehen werden. Zuerst befaßt es sich mit der Frage, woher die englischen Wörter stammen und warum die germanischen Elemente immer mehr zurückgedrängt werden. Die Sprache wird immer reicher an technischen und anderen gelehrten Wörtern von antiker Herkunft, und zugleich haben die germanischen Wörter im Englischen mit ihren abgeschwächten Suffixen eine geringere Bildungsfähigkeit. Selbst die germanischen Vorsilben, wenn unbetont, werden reichlich abgestoßen; dadurch verzichtete die englische Zunge auf einen großen Vorteil der deutschen, die sehr viel und glücklich mit Vorsilben arbeitet. — Ferner wird eingegangen auf die Einsilbigkeit des Englischen und die Gegensatzwirkung von langen, vielsilbigen Wörtern; es fragt sich dabei nur, ob man z. B. 'I do not know', geschrieben als vier Wörter, aber gesprochen mit einem einzigen Akzent, nicht eigentlich als einwortig zu betrachten hat, entsprechend dem lat. 'ignoro'. Der Verbalgebrauch von Substantiven, Adjektiven und Adverbien wird eingehend und mit vielen Originalbeobachtungen erörtert; Neubildungen solcher Art haben wohl zunächst in der Regel einen komischen Beigeschmack. Die umgekehrte Verwendung von Verben als Substantiven entbehrt dieser Besonderheit. — Differenzierung von Wörtern verschiedenen Ursprungs führt tief in die historische Grammatik und auch in die Kulturgeschichte. Über die Zusammensetzungen im modernen Englisch ist hier wohl überhaupt zum ersten Male gründlicher gehandelt. Zusammenfassend findet Aronstein das Englische zwar reicher an Wörtern als das Deutsche, aber auch verstandesmäßiger und gefühlsarmer.]

Deutschbein, M., H. Mutschmann, H. Eicker, Handbuch der englischen Grammatik. Leipzig, Quelle, 1926. XVI, 279 S. [Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft sollen hier für die Schule nutzbar gemacht werden. Dies bezeichnet die Vorrede als Ziel. Erstrebt wird es nicht durch eine maßvolle Durchdringung der Schulgrammatik mit verbessertem wissenschaftlichem Denken, sondern durch ein Nebeneinander von 'Wissenschaftlicher Grundlegung' und 'Darbietung im Unterricht': jene geht voran, oft in vielen Paragraphen, diese folgt. Professionelle Pädagogen mögen entscheiden, ob solches Lehren in doppelter Form im Prinzip sehr praktisch ist. Tatsächlich streben die 'wissenschaftlichen' Paragraphen nach einer Ausbildung von Spezialisten in syntaktischer und noch mehr in stilistischer Forschung, während für den Unterricht Bilder und Lektüre herangeholt werden. Das Ringen nach wissenschaftlicher Vertiefung veranlaßte den Gebrauch sehr zahlreicher Neuwörter, obwohl in der Einleitung S. VII der Grundsatz aufgestellt ist: 'Fachausdrücke, mit denen der Schüler keine Vorstellung verbindet, sind zunächst möglichst zu vermeiden.' In dem einen Paragraph I 6 z. B. erscheinen unter der Überschrift 'Phasenaktionsarten' folgende, selbst für Wissenschaftler nicht immer verständliche Bezeichnungen: 'punktuelle Aktionsart', 'perfektiv-ingressive Aktionsart', 'perfektiv-egressive Aktionsart', 'imperfektive (kursive) Aktionsart'. Sind diese Kategorien wirklich mit wissenschaftlicher Klarheit gesondert oder zu sondern? Obwohl sie für Forscher recht nützliche Antriebe bieten können, ist ihre Nutzbarkeit für die Schule zu bezweifeln. Der entsprechende Unterrichtsparagraph I 31 sucht nun Beispiele für kursive und punktuelle Aktionsart zu bringen, die einerseits auf einer allgemeinen Erfassung dieser beiden Rubriken beruhen, anderseits den Gebrauch ganz individueller Verben beleuchten. Wird sich diese Methode bewähren? — Außer den syntaktisch-stilistischen Dingen sind in einer kurzen Einleitung auch phonetische Probleme behandelt. Ein Fortschritt in der Beschreibung der Produktionsweisen ist weder bei Vokalen noch bei Konsonanten zu beobachten, obwohl manches gegenüber der älteren Dar-

stellungsgepflogenheit verändert ist; Schritt für Schritt kann man treffendere Ratschläge für die Schüler erwarten. Nur für das Vorkommen von 'two equal accents' ist Anerkennenswertes vorgebracht, und auch da ergibt ein Vergleich mit dem Aussprachwörterbuch von Jones, daß sowohl Vollständigkeit als Genauigkeit zu wünschen übrig lassen. Die Schreibung des Neuenglischen zu erklären ist gar kein Versuch gemacht. Noch dankbarer vielleicht wäre es gewesen, die ne. Verbalflexion mit der nhd. zusammenzuhalten. Dabei wäre freilich die historische Methode zu Ehren gekommen, und auf diese ist im ganzen Buche sorgfältig verzichtet. Wäre nur die dafür bevorzugte 'philosophische' Methode mit der zwingenden Logik betrieben, wie sie häufig die syntaktischen Arbeiten der Skandinavier auszeichnet!]

Bock, P., u. H. Gruber, Elementarbuch der englischen Sprache. (Methodischer Lehrgang d. engl. Spr. von G. Dubislav, P. Boek und H. Gruber. Ausg. D. Für Schulen, die das Englische nicht grundständig, sondern erst in IV, UIII oder UII lehren.) Berlin, Weidmann, 1925. 116 S. — Ausg. C. Für alle Schulen, die das Englische als erste Fremdsprache lehren. Elementarbuch 1. Teil: Für die Sexta der Real-, Oberreal- und Reformschulen, der deutschen Oberschule und für die 6. Kl. der Lyzeen und Mittelschulen. 2. neubearb. Aufl. Berlin, Weidmann, 1925. 103 S. — Elementarbuch 2. Teil: Für die Quinta und Quarta der Real-, Oberreal- und Reformschulen und der deutschen Oberschule, für die 6. und 5. Kl. der Lyzeen und die 4. und 3. Kl. der Mittelschulen. 2. unv. Aufl. Berlin, Weidmann, 1925. 123 S. — Kurzgefaßte Schulgrammatik der englischen Sprache. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1925. 124 S.

Hausknecht, E., The English student, Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache und Landeskunde. 24. verb. Auflage. Berlin, Herbig, 1925. 140 S. — Vocabulary, 118 S.; Englische Schulgrammatik. 24. neubearbeitete Auflage der bisher mit dem English student zusammengebundenen Grammatik. Berlin, Herbig, 1925. 104 S. — The English student; Sonderausgabe. Berlin, Herbig, 1925. 82 + 33 S.

Kruisinga, E., A handbook of present-day English I: English sounds. IV. ed. Utrecht, Kemink, 1925. XII, 312 S. [In der Behandlung der Vokale folgt Verfasser den bewährten Führern Bell und Sweet. Über diese hinaus sucht er zu gehen in der Erforschung der Flüsterlaute, allerdings unter Verzicht auf jedes Experiment. Im Kapitel 'quantity' unterscheidet er wohl zwischen 'bad' und 'bet', verschmäht aber die Zerteilung des Begriffes Länge in Zweigipfligkeit und langsamen Stimmabsatz, indem er die Forschungen von E. A. Meyer und Ehrentreich zwar anführt — S. 83 —, aber nicht verwertet. Unter 'stress' scheint er nach S. 85 nur 'degrees of loudness' zu verstehen. Die Leselehre ist sehr ausführlich; die Wörter z. B., in denen *o* geschrieben, aber wie *u* gesprochen wird, sind wohl sonst nirgends derart vollständig verzeichnet. Die Rücksicht auf holländische Benützer macht sich vielfach geltend, aber nicht in einer für den Deutschen störenden Weise. Als Anhang sind lange Listen von Wörtern mit bemerkenswerter Sonderaussprache zusammengestellt; bei 'shortlived', 'suffragett', 'throughout', 'uncouth' u. dgl. wäre das Vorhandensein von 'two equal accents' zu verzeichnen gewesen. Das Buch geht weit über die gewöhnlichen Schulbedürfnisse hinaus und ist, ohne gerade neue Wege einzuschlagen, recht dankenswert.]

Emersleben, O., Praktische englische Lautkunde auf analytischer Grundlage, eine Vorstufe für jeden englischen Lehrgang. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 41 S.

Berneburg, E., Einführung in die englische Lautkunde. Winke und Wege besonders für den englischen Anfangsunterricht mit einem Anhang über englischen Tonfall. Leipzig, Teubner, 1925. 36 S. [Das Heftchen soll durch eine Art von Lautfibeln auf das Anhören von Sprechplatten vorbereiten; des näheren wird auf das Teubnerische Unterrichtswerk 'Learning

English' und die Gebrauchsanweisungen der Berliner Odeon-Werke zu den Doegen-Odeon-Sprechmaschinen verwiesen. Der erste Abschnitt gibt leider eine schiefe und unvollständige Anleitung, *w* zu sprechen. Das Rezept für südengl. *r* ist zum wenigsten sehr umständlich. Der Aufruf, nur die Umschrift der Association Phonétique zu benutzen, S. 3, übergeht die klare Tatsache, daß diese Umschrift für französische Qualitäten und nicht für englische eingerichtet ist; an Bell-Sweet festzuhalten, ist durchaus nicht Eigenbrötelei. Was Konsonanten betrifft, ist es unpraktisch, stimmhaftes *th* im Wechsel mit stimmlosem zu üben; jenes steht dem *d* am nächsten — vgl. 'burthen' und 'burden', 'murther' und 'murder' —, dieses dem *s*. Die Angaben über Tonfall, S. 11, sind ganz dürftig. Ob es dem Anfänger gut ist, gleich von Anfang die phonetische Transkription und erst unter dieser in kleineren Lettern die normale Schreibung zu sehen, mögen praktische Lehrer entscheiden. Zur Lautfibel, S. 19: Lautet *wh* in 'what' und 'white' wirklich wie bloßes *w*? S. 22: Hat das erste 'do' in 'what do you do?' normalerweise Länge? Hat 'mistress' als zweiten Vokal wirklich *ə* und nicht vielmehr *i*? Wird *d* in 'and', wenn Konsonant unmittelbar folgt, wirklich gesprochen? Endlich: müssen so sinnarme Sätze gewählt werden, wie z. B. 'I like my fine white shirts'? Oder 'Is this the ceiling?' No, it is the floor'? Völlig fraglich ist es schließlich, was Anfänger mit der komplizierten Vokaltafel von Jones auf der letzten Seite anfangen können.]

Brandeis-Reitterer, Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen. 1. Teil: An English primer. 5. unv. Aufl. besorgt von F. Karpf und Th. Reitterer. Wien, Deuticke, 1925. 170 S. und Münzentafel. — 2. Teil: A first English reader. 4. unv. Aufl. von F. Karpf und Th. Reitterer. Wien, Deuticke, 1926. 168 S. mit Bilderanhang und Vogelschau von London.

Brunner, K., Übungsstücke zur Einführung in die neuenglische Sprache bei Anfängerkursen an Hochschulen. Mit einer kurzen Grammatik hg. von K. Brunner. 2. verb. Aufl. Wien und Leipzig, Deuticke, 1926. 111 S. [Die Abweichungen von der 1. Aufl. sind gering: Im 1. Teil 'Aussprache' wird mit Recht auf die Intonation hingewiesen; der 3. Teil 'Lesestoff' bringt 'Zenith' (Sinclair Lewis) statt 'German Student Life' (Mark Twain), sowie die Gedichte 'The Mayor of Gary' (Carl Sandburg) und 'A City Park' (Alter Brody) statt Longfellows 'Excelsior' und D. G. Rossettis 'The Blessed Damozel', außerdem neu Th. Hoods 'I remember'. Geblieben ist die wenig glückliche Verwendung des Umschriftzeichens ɔ (= o in *not*, *on*, *frog*), das auch für *home*, *stone*, *cold* usw. (S. 1), *go*, *negro*, *depot*, *hope* usw. (S. 7) und für *soap*, *boat* usw. (S. 8) gelten soll. Solche Angaben müssen den Anfänger irreführen. Auf den Quantitätsunterschied in *drop* und *rob*, *hot* und *odd* (S. 7) ist nicht hingewiesen, ebensowenig bei *ship* — *rib* (S. 6), *life* — *five* (S. 7) und in ähnlichen Fällen. Ganz unhaltbar ist die Angabe: ī (= deutsch: lieben) *eel*, *feel* usw. (S. 1). Der 2. Teil 'Grammatik' beginnt mit der Wortstellung und behandelt knapp die Wortklassen vom Artikel bis zum Verbum. Ein Anhang enthält die wichtigsten Adjektiva und Verben (getrennt) mit Präpositionen (alphabetisch), Hinweise auf die Silbentrennung, den Gebrauch großer Anfangsbuchstaben und der Satzzeichen. Den 3. Teil 'Lesestoff' bilden 17 Prosatexte, meist aus Sweets 'Primer of spoken English', und 7 Gedichte. F. Fiedler.]

Dinkler-Zeiger-Humpf, Englisch für ältere Schüler. Teil II: Abriß der englischen Grammatik von Th. Zeiger. Leipzig, Teubner, 1924. 109 S. Karton. 1,20 M. [Ganz im Sinne der 'Richtlinien' bietet Teil II die Grammatik neben Teil I, dem kulturkundlichen Lesebuch. Kein Vorwort, kein Hinweis darauf, in welcher Schulgattung oder Klassenstufe die Bücher zu verwenden sind. Der Zusatz 'für ältere Schüler' läßt zunächst nur an die Oberstufe der Gymnasien denken, doch ist die Verwendung auch auf der Mittelstufe der übrigen Schularten möglich. Bedenklich ist aber an der

Grammatik das Fehlen einer Lautlehre (mit kurzem Hinweise auf die Intonation) und eines alphabetischen Inhaltsverzeichnisses zum Nachschlagen. Gerade ältere und nachdenkende Schüler können beides nicht gut entbehren, namentlich nicht das letztere, weil Formlehre und Syntax ungetrennt behandelt sind. Die Betrachtung der Wortarten beginnt mit dem Verbum und schließt die Syntax der Hilfsverba, der Partizipien und des Gerundiums, des Infinitivs und Konjunktivs ein. Regeln stehen voran, kurze charakteristische Beispiele folgen (warum nicht umgekehrt?) Die Aussprache des Flexions-*s* und der Endung *-ed* wird bei den entsprechenden Verbformen angegeben. In gleicher Weise werden Substantiv und Artikel, Adjektiv, Pronomen und die übrigen Wortklassen behandelt. Ein kurzer Anhang belehrt über Zeichensetzung, Silbentrennung und im Gebrauch großer Anfangsbuchstaben. Die Gesamtdarstellung ist knapp und auf das Wesentliche beschränkt. F. Fiedler.]

Ellmer-Sander, Lehrbuch der englischen Sprache. Lesebuch für die Mittelstufe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. 98 S.

Gade, H., und A. Herrmann, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als 1. Unterrichtssprache. (Gade-Hermann, Engl. Unterrichtswerk A.) 2. Aufl. Bielefeld, Velhagen, 1926. X, 160 S., dazu eine Karte von England.

Elementarbuch, Ausg. B, für Knaben- und Mädchenschulen, mit Englisch als 2. Fremdsprache, hg. von H. Gade. (Gade-Herrmann-Lichtenberg, Engl. Unterrichtswerk.) Bielefeld, Velhagen, 1926. 70 S. [Zuerst kommt Lesestoff, wobei Schritt für Schritt auf die Grammatik verwiesen wird. Reime, Geschichten und Anekdoten für Kinder erscheinen reichlich am Anfang; es folgen Stücke aus Robinson Crusoe und über London. Abbildungen und eine Münzentafel sorgen für Anschauung. Auch deutsche Übungen sind beigegeben und ein Wörterregister mit Ausspracheverzeichnis.]

Grund-Schwabe, Englisches Lehrbuch, Ausgabe A, III. Teil. Normalausgabe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 244 S. [Ein 'kulturkundliches Lesebuch' für die Mittelstufe (U III bis U II) mit einigen Erzählungstexten modernsten Charakters (z. B. Dr. Eckener's Report) und ein paar wertvollen Gedichten. Die landeskundlichen Texte mit kurzen Randhinweisen auf die einschlägigen gramm. Kapitel geben in weiser Beschränkung auf die Hauptsachen ein klares und eindrucksvolles Bild von den bedeutendsten Entwicklungsphasen Englands bis in die Gegenwart: Geschichte, Kolonialpolitik, Verfassung, Home Rule usw., das Wichtigste über Amerikas Entwicklung und Bedeutung, daneben Dinge des Alltagslebens und der Technik werden reichlich berücksichtigt. In Verbindung mit entsprechender, zusammenhängender Klassenlektüre läßt sich das gebotene kulturgeschichtliche Material mühelos bereichern und zur Erweiterung auf der Oberstufe auswerten. Sprachlich bieten die Stücke sehr viel praktisch brauchbares und modernes Englisch. Ein nach Stücken geordnetes Wörterverzeichnis erleichtert die Vorbereitung. Daß die Benutzung des Buches einen Lehrer verlangt, der im modernen England kulturell und sprachlich zu Hause ist, bedeutet einen besonderen Vorzug. In einem anhangartigen Teil schleicht sich schamhaft ein Übungsbüchlein ein mit 'Exercises' (Ergänzungen und Umformungen engl. Sätze nach gramm. Gesichtspunkten) und deutschen Übersetzungsstoffen (meist Einzelsätzen), denen einige freie Umformungen früherer engl. Stücke folgen. Solche Übungen sind von jedem Lehrer leicht zusammengestellt und daher im Sinne der 'Richtlinien' entbehrlich. Druckfehler in diesem Teil: S. 188, Satz 2 muß *form* für *from,* Satz 3 till 7½ . (Punkt) statt ? stehen. Bedenklich ist das leidige Übersetzungsdeutsch in Sätzen wie: Der Weichensteller stürzte zu der Stelle, wo sein Kind lag, *fürchtend,* er würde einen ... Leichnam finden (S. 224, Satz 1, oben), Der Engländer ... las die 'Times', *ruhig die Pfeife rauchend* (S. 229, Nr. 18); für: der andere *fährt fort zu lesen* (ib.) erscheint mir besser: liest weiter. Nicht gerechtfertigt ist 'sie' in: Sobald *sie* die Mündung der Garonne

erreichten ... (S. 228, Nr. 12), weil beziehungslos. Auch für Übersetzungsaufgaben gilt 'idiomatisches Deutsch!' als erste Forderung; Schwierigkeiten lassen sich durch Hilfsangaben beheben. F. Fiedler.]

von Greyerz, O., Stilkritische Übungen. Namenlose Textproben zur Übung des sprachlichen Stilgefühls. 1. Stücke in ungebundener Rede. Leipzig, Klinkhardt, 1925. 61 S. Geh. 2 M. [Eine Zusammenstellung von 74 meist kurzen, aber wortgetreuen Proben aus guten wie schlechten Prosaschriften, auch mundartlichen, des 16.—20 Jh.s in bunter Reihenfolge, aber mit gesteigerten Schwierigkeiten, soll zur Bildung eines eigenen Urteils in Stilfragen ermuntern. Name des Vf.s, Titel des Werkes und Jahr des Drucks bleiben ungenannt, um dem Lernenden unbefangene Beurteilung zu ermöglichen. Nur ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis (nach Verfassernamen geordnet) am Ende des Buches gibt einige Aufklärung; der Anfänger allerdings sucht vergeblich nach Angaben zur Nachprüfung seiner Ergebnisse. Die ausführliche Einleitung gibt eine klare Anweisung, welche Funde aus einem Text herauszulesen sind (Sprachzeitalter, landschaftl. Herkunft, Alter, Geschlecht, ja Stand des Vf.s usw.) und die wichtigsten Gesichtspunkte, nach denen Beispiele zu ordnen wären (gramm. Formen und Sprachgebrauch, Wortschatz, Wortwahl, Wortklang usw.), kurz, eine Anleitung zum richtigen Lesen für unfertige, unsichere Leser, die vielen zu empfehlen ist. F. Fiedler.]

Zeiger, T., Abriß zur englischen Grammatik, Teil II (Dinkler-Zeiger-Humpf: Englisch für ältere Schüler). Leipzig, Teubner, 1924. 109 S. M. 1,20.

Menges, O., English composition. Aufgaben nebst Vorbereitungen zu mündlichen und schriftlichen Stilübungen hauptsächlich im Anschluß an die Schullektüre. Halle a. d. S., Gesenius, 1925. 162 S. [Mit diesem Buch schließt Vf. seine mehrfachen Veröffentlichungen von Hilfsbüchern für den engl. Unterricht ab. Er bietet einleitend ein paar vollständige Erzählungen und zwei Briefproben aus engl. Feder als Stilmuster, im übrigen aber aus langjähriger Unterrichtserfahrung erwachsene eigene kürzere und längere Dispositionen, Pläne und Umrisse, meist aus erprobter Schullektüre. Berücksichtigt werden die bekanntesten Dramen Shakespeares (sehr ausführlich), die Romantiker Byron und Scott, aus dem 19. Jh. Dickens (Christmas Carol, David Copperfield) und Tennyson (Enoch Arden, Idylls of the king) und daneben Dichtungen zweiten Grades von Scott, Byron, Shelley, Campbell und Rossetti. Es folgt eine eingehende — für die Aufgaben der Schule zu reichliche — Darstellung der Metrik mit erläuternden Beispielen. Dann werden Parlamentsredner des 18. und Historiker des 19. Jh.s (bes. Seeley) herangezogen, dazu Carlyle, Ruskin und Matthew Arnold, im Anschluß daran die Entwicklung des engl. Parlaments. Ein Überblick über die engl. Literatur bietet in Schlagworten die Entwicklung des Dramas und des Romans. Im übrigen folgen Themen über Begebenheiten des alltäglichen Lebens, aus dem Gebiete der Geschichte und der Technik. Ein Anhang behandelt den Weltkrieg mit seinen Begleiterscheinungen und Folgen und schließt mit einer Anleitung, engl. Stil an deutschen Schulen zu lehren. Für die sprachliche Korrektheit darf die helfende Hand einer geborenen Engländerin bürgen. In der Hand eines tüchtigen Schülers macht das Buch den Lehrer entbehrlich. in der Hand des Lehrers aber bedeutet es mit Ausnahme der Abschnitte über Metrik und Weltkrieg eine Art Vorbereitungsbädeker, der leicht wie eine Eselsbrücke für gedankenarme oder bequeme Benutzer anmutet. F. Fiedler.]

Morich, R. J., Der englische Stil. Ein Übungsbuch für Deutsche. Nebst einem Schlüssel, 335 + 94 S., hg. von Th. Reitterer. 2. wesentl. unveränd. Aufl. Leipzig, Deuticke, 1925. 335 S. [Ein Neudruck der seit zwei Jahren vergriffenen 1. Aufl. Eine Fülle charakteristischer Proben deutschen Stils aus den verschiedensten Gebieten der meist modernen Litteratur gilt es, in idiomatisches Engl. zu übertragen. Alle Gebiete kommen in nach Länge und Inhalt richtig bemessenen Abschitten zu ihrem Recht: Romane und Novellen

neben Darstellungen aus der Geschichte, Kultur-, Kunst- und Literaturgeschichte; das Drama, Reisebeschreibungen und die gute Tagespresse; dazu ein paar naturwissenschaftliche Abhandlungen und einige Handelsbriefe. Als Übersetzungshilfen folgen 1) zahlreiche, aber keine überflüssigen Anweisungen zum Übersetzen für den konkreten Fall, 2) synonymisch-phraseolog. Bemerkungen in alphabetischer Ordnung und 3) Erörterungen zur Syntax in stetem Hinblick auf die Stilistik. Die beiden letzten Abschnitte beanspruchen nicht Vollständigkeit; sie gehen auch nicht methodisch auf feste Resultate aus wie Aronsteins Stilistik, bieten aber mit großem Fleiß und feiner Unterscheidung gesammelte Einzelbeobachtungen und betonen mit Recht die für den Deutschen schwierigen Kapitel der Präpositionen und Adverbien auf Kosten anderer Wortklassen. Die Namen der beratenden Helfer A. E. Schönbach, Luick und J. H. Fowler sprechen für die Güte des Buches. Das Buch ist nicht nur für Universitätsseminarien und -proseminarien usw., sondern auch für die Prima unserer höheren Schulen durchaus geeignet und warm zu empfehlen. Als Hilfsmittel für gelegentliche Stilübungen, Anleitung zum Essay und zur freien Nacherzählung entspricht es den Anforderungen der 'Richtlinien'. Leistungen dieser Art, wenn auch nicht in gleicher Vollkommenheit, können und müssen wir von unseren Abiturienten fordern. F. Fiedler.]

Hübner, W., Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1925. 62 S. [Das knappe, aber inhaltsreiche Büchlein beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen Kernproblem des ganzen neusprachlichen Unterrichts. Früher las man etwas Gutes oder etwas historish Belehrendes; jetzt will man kulturkundliche Kenntnis des Fremdvolkes erreichen. Einverstanden; das ist sehr wichtig, und wenn es jetzt mit einer gewissen Einseitigkeit zur Hauptsache gemacht wird, so wird man dies im Vergleich mit der früheren Enge des Gesichtskreises hinreichend begreiflich finden. Ist dabei vielleicht die Masse des Fremdvolkes zu sehr betont auf Kosten der großen Einzelmenschen, die alle Fortschritte der Kultur im Wesentlichen machen und für die Sprache zur Geltung bringen? Wer diese Klippe vermeiden will, mag bei Kulturkunde mehr an Lebenskunde denken, und jedenfalls trifft letzterer Ausdruck mehr die Schwierigkeit, die zu überwinden ist; denn nichts ist so dem geregelten und rubrizierten Unterricht widerstrebend wie das freie, bunte Leben. — Hübner sieht den Dingen auf den Grund und empfiehlt deshalb, auf der Schule nicht systematische Kulturkunde zu geben, sondern im Anschluß an die Lektüre zu kulturkundlicher Beobachtung anzuleiten. Das hat den Vorteil, daß der Wechsel der Kulturverhältnisse, die ja nicht einem See, sondern einem Flusse gleichen, immerfort erfaßt werden kann; sowie daß abstraktes Wissen, indem es die Schüler durch Künstlerworte aufnehmen, sich in seelisches Erlebnis wandelt und dabei viel warme Kulturwerte erzeugt. Man spricht so leicht vom 'englischen Menschen'; nicht bloß zeitlich hat er sich seit Jahrhunderten mächtig abgestuft, auch in der Gegenwart gibt es vielerlei Engländertypen, je nach der Gesellschafts- und Bildungsschicht, auf die man blickt; mitten im Endlichen tritt uns eine unendliche Mannigfaltigkeit entgegen, die ebenfalls zu stetem Neubeobachten ladet. Es wird also wohl so kommen müssen, daß auf der Universität die Systematik des Kulturstudiums betrieben wird, bis der künftige Lehrer der höheren Schule die erforderliche Aufmerksamkeit, die wesentlichen Probleme, die grundlegenden Kenntnisse und die verfügbaren Hilfsbücher gewonnen hat, worauf er innerlich hinreichend von Forschungskraft durchglüht sein kann, um jüngeren Schülern beim Unterricht die Augen zum eigenen Schauen zu öffnen. Auch das von erprobten Lehrern oft hervorgehobene Bedenken wird dabei überwunden, daß man auf der Schule nur in seltenen Fällen bis zur Kulturkunde vordringen könne: Lebensbeobachtung läßt sich — wenn der Lehrer kulturkundlich eingestellt ist — von der ersten Grammatikstunde an erreichen. Lehrerpersönlichkeit wird also

zum Haupterfordernis; und da ist es nur folgerichtig, daß Hübner keinen Kanon von Lehr- und Lesebüchern aufstellen will, sondern die Auslese des Stoffes vertrauensvoll dem Studienrat anheimstellt. Noch mehr: es ist vielleicht ein Zeichen besonders erfolgreichen Unterrichts, wenn die Klasse einen Wunsch nach einem bestimmten Lesestoff andeutet, und solches Eigenverlangen der Schüler dürfte von einsichtigen Behörden mit freundlicher Vorliebe berücksichtigt werden. Hübners fördernde und wohldurchdachte Ausführungen sind zu einer der kurzen Schriften zusammengedrängt, aus denen viel zu lernen ist.]

Dinkler, R., Kulturkundliche Übersetzungsstücke (Dinkler-Zeiger-Humpf, Englisches Unterrichtswerk, IV). Leipzig, Teubner, 1924. 30 S. [Inhalt: I. Aus der Geschichte der englischen Sprache. II. Cromwell und das Puritanertum. III. Die englische Verfassung seit 1688. IV. Wie England regiert wird. V. Das England Shakespeares — aber mit der Freiheit der Geistesentwicklung sah es anders aus! VI. Dickens. VII. England als Industrieland. VIII. England in Indien. IX. Des Engländers Glaube an seine Überlegenheit usw., 29 Stücke mit einem Wörterverzeichnis.]

Elias, E. L., This England of ours, ed. with notes and glossary by M. Fuhrmann (Diesterwegs Neuspr. Reformausg., 75). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. IV, 47 S. [Als Kriegsgefangener lernte Hg. diese schlichte, auf kindliches Verständnis eingerichtete Beschreibung Englands in Gesprächform kennen und druckte sie zum Besten deutscher Anfängerklassen ab.]

Arbeitsbogen für höhere Schulen. Hg. F. Karsen, bearb. von A. Ehrentreich. [English youth movement I: A) Introduction. B) Religious youth movement. — English youth movement II: C) The federation of British youth movements. D) The political youth movement. — English youth movement III: E) Brigades (cont.) and woodcraft movements. — English youth movement IV: E) Woodcraft movements (cont.) F) Supplement for I–III. G) English folk dance movement. H) Ideas and ideals of modern youth. J) Youth in India.]

The England and America reader. Kulturkundliches Lesebuch für die Mittelstufe aller Anstalten, hg. von H. Gade. (Gade-Herrmann-Lichtenberg, Engl. Unterrichtswerk.) Bielefeld, Velhagen, 1926. VIII, 111 S. mit einem Plan von London, einer Karte von England und 12 Abbildungen im Text. [Beschreibungen des Landes, zuerst unter Betonung der Meerespartien. Die Szenen aus der englischen Geschichte beginnen mit der normanischen Eroberung und reichen bis herab zu Nelsons Schlacht am Nil; dazu treten Szenen aus der amerikanischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf die 'Pilgrim Fathers'. Bei den Zügen des englischen Nationalcharakters sorgen Anekdoten für Anschaulichkeit. Sehr nützlich sind die Paragraphe 'English customs and manners', während die Tiergeschichten und Sachbeschreibungen mehr dem Kindergeschmacke Rechnung tragen. Den Schluß macht ein lustiges Verschen: 'I'd like to find a story-book, The best I've ever read' usw. Aus den mit gutem Bedacht hier vereinigten Lesestücken ist sicherlich viel und angenehm zu lernen.]

Treasures and trifles for little folk. (With the use of the Grammophone) by J. Plant. (Diesterwegs neuspr. Reformausg., 79.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1926. 72 + 38 S.

Meyer, F., Szenen aus den Dramen von W. Shakespeare (Westermann-Texte). Braunschweig, Westermann, 1925. 82 + 30 Seiten.

Readings from Spencer selected and annotated by O. Barnstorff (Diesterwegs Neuspr. Lesehefte, 49). Frankfurt a. M., Diesterweg. 31 S. M. 0,30.

Hawthorne, N., The dragon's teeth, aus den 'Tanglewood tales' ausgew. und gekürzt. Hg. von L. Bertholdt (Diesterweg, Neusprachliche Lesehefte, 37). Frankfurt a. M., 1925. 32 S.

Stevenson, R. L., Treasure Island. Sel. and ed. with notes (45 S.) for the use of schools by R. Günther in collaboration with Th. Clasen; mit vier

Textbildern. (Diesterwegs neuspr. Reformausg., 74.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 77 S. [Eine kurze Einleitung enthält das Wichtigste über St.s Leben und Werke. Der Text ist stark gekürzt, aber ohne Nachteil für das Verständnis. Das Sonderheftchen 'Notes' bietet keinerlei kulturkundliche Bemerkungen; abgesehen von ganz wenigen Erläuterungen zu Personennamen finden sich nur Worterklärungen in englischer Sprache. Wozu haben wir Wörterbücher? F. Fiedler.]

Emerson, R. W., English traits. Selected chapters ed. with notes and glossary (63 S.) by G. Schad. (Diesterwegs Neuspr. Reformausg., 71.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 115 S. [Der Text beschränkt sich mit Recht auf die 12 wichtigsten Kapitel (3—13 und 18 der Originalausgabe) in gekürzter Fassung. Eine gedrängte Einleitung gibt Aufschluß über E.s Leben und Werke. Die Anmerkungen erläutern Orts- und Personennamen, geschichtliche Zusammenhänge, Gebräuche und Einrichtungen, kurz, das Realienmaterial. Von den gleichfalls gebotenen Worterklärungen sind viele überflüssig, weil jedes bessere Wörterbuch sie enthält; sie gehören allenfalls in das Sonderwörterbuch der Ausgabe. F. Fiedler.]

Lord Haldane, Great Britain and Germany. Hg. von G. Schad. (Diesterwegs neusprachliche Lesehefte, 85). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 31 S.

Massey, C., In the struggle of life. Ein Lesestoff zur Einführung in die Lebensverhältnisse und die Umgangssprache des englischen Volkes. Für den Schulgebrauch bearb. von A. Harnisch. Mit einem Anhang: Englisches Leben, Bemerkungen und Land und Leute und einem Plan von London. 16 verb. Aufl. Leipzig, Reisland, 1926. 141 S. mit Wörterbuch von 32 S.

American short-stories, mit Einleitung und Anmerkungen, zum Schulgebrauch, hg. von J. Friedländer. (Pariselles u. Gades frz. und engl. Schulbibl. A, 221.) Leipzig, Renger, 1926. X, 108 S. [Es ist gut, wenn auf der Schule gelegentlich ein Beispiel der spez. amerikanischen Literaturgattung gelesen wird, die man als 'short stories' bezeichnet. Friedländer sagt in der Einleitung zunächst einiges über diese Gattung; er findet, daß sich Roman und Novelle nur durch die Quantität unterscheiden, nicht durch die Qualität, S. III. Ist nicht beim Roman das Sittenbild ein wesentliches Zubehör, während die Novelle der Aufdeckung einer interessanten Seele durch einen seelenbewegenden Vorfall gilt? Die 'short story' läßt Friedländer qualitativ von der Novelle sich unterscheiden — aber wie, das wird durch die von ihm dargebotenen Zitate aus C. A. Smith und Bret Harte nicht klar. Mit wenig Worten konnte er sagen, daß es sich da stets um eine große, realistisch wunderbare Überraschung handelt, durch die ein ganzes Leben umgewälzt wird. Er zitiert auch einige einschlägige Kritikerwerke: Schönbach, Brander Matthews, B. Perry, H. Canby, und gern würde man beifügen C. J. O'Brian, 'The best short stories of 1924', und noch mehr A. C. Ward, 'Aspects of the modern short story'. Steht es einer Einleitung für den Schulgebrauch nicht gut an, wenn sie auch die neueste Forschung berücksichtigt? Gerade wenn eine Sammlung so viel Vortreffliches enthält, wie die vorliegende, dürfte eine solche Frage als Zeichen von Achtung und Aufmerksamkeit gelten. — Friedländer skizziert dann das Leben von Poe, aus dem er zwei Perlen abdruckt: 'The purloined letter' und 'Descent into the Mælström'. Des weiteren enthält das Büchlein je zwei Proben von Hawthorne und Mark Twain sowie eine von Bret Harte — leider ohne Näheres über die Autoren zu verraten.]

Hope, E. R., 'Depend upon yourself'. Eine englische Novelle zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des englischen Volkes, hg. und mit Anm. in engl. Spr. versehen von E. Hofmann. 2. Aufl. Leipzig, Reisland, 1926. VIII, 91 S. und ein Plan von London. [Die Novelle ist von Hope praktisch für Schulzwecke zusammengestellt und handelt von den Erlebnissen eines Knaben in englischen Städten, Schulen und Kolonien.]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XLIV, 1 [W. Mulertt, Zur Erinnerung an Hermann Suchier. — A. Rzehak (†), Römerstraßen in Frankreich. — N. Maccarone, Note etimologiche e lessicali. — L. Karl, L'art d'Amour de Guiart. — Vermischtes: L. Spitzer, Hispanistische Wortmiszellen. — Elise Richter, Zu G. Rohlfs', Das romanische *Habeo*-Futurum. — G. de Gregorio, Etimologia del sic. *macalubbi*. — L. Spitzer, Rabelaisiana. — H. Breuer, Zum Text des 'Fergus'. — Besprechungen: E. Gamillscheg, V. Bertoldi, Un ribelle nel regno de' fiori. — W. v. Wartburg, Jean Haust, Étymologies wallonnes et françaises. — A. Hämel, Revista de filología española. — Hermann, Hugo-Schuchardt-Brevier. — Fr. Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist. — J. Haas, Über sprachwissenschaftliche Erklärung. — F. de Bourgeois, Sprachverwirrung und Versöhnung der Geister. — H. Breuer, M. Leo, Studien zu Rutebeuf. — L. Pfandl, Th. Heinermann, Geschichte der spanischen Literatur]. — XLIV, 2 [O. Schultz-Gora, Vermischte Beiträge zum Altprovenzalischen (nicht Altfranzösischen!). — A. Hilka, Eine italienische Version der Katharinenlegende. — L. Karl, L'art d'Amour de Guiart. — Vermischtes: L. Spitzer, Französische Etymologien. — P. Marchot, Une évolution phonétique du wallon primitif. — Ders., Le gaulois archaïque *apia*. — A. Camilli, Quisquilie di latina volgare. — G. Tilander, *Onnie, onniement, aonnier*. — G. Tilander, Remarques sur quelques passages du Roman de Renart. — O. Schultz-Gora, Zum Text des 'Fergus'. — Besprechungen: Fr. Beck, B. Croce, La poesia di Dante. — H. Hefele, Dante. — K. Federn, Dante Alighieri, Das neue Leben. — Dante Alighieri 1321—1921. — Salverda de Grave, Dante. — Is. van Dijk, Dantes Vita Nuova. — L. Karl, H. Thieme, Essai sur l'histoire du vers français. — P. Meyer et G. Huet, Doon de la Roche. Chanson de geste. — C. Appel, D. Scheludko, Mistrals 'Nerto']. — XLIV, 3 [I. Bacinschi, Zur Geschichte der *l*-Verbindungen im Romanischen. — A. Hilka, Eine neue Version des Bueve de Hantone. — L. Jordan, Die Quelle des Aucassin und die Methode des Urteils in der Philologie. — Vermischtes: N. Maccarone, Nuove note etimologiche e lessicali. — L. Jordan, Potentiale und irreale Bedingungssätze im Vlat. u. Afrz. — Ders., *impromutuare* > *emprunter*. — P. Skok, Alb. *štok* = rum. *soc* < lat. *sabūcus*. — U. T. Holmes, Die betonten Objektspronomina mit unpersönlichen Verben. — E. Winkler, Die altfranzösische Novelle von der Tochter des Grafen von Ponticu. — Besprechungen: W. Meyer-Lübke, Karin Ringenson, Étude sur la palatalisation de *K* devant une voyelle antérieure en français. — O. Schultz-Gora, Hilde Jaeschke, Der Trobador Elias Cairel. — L. Spitzer, R. Th. Holbrook, Étude sur Pathelin. — H. Hatzfeld, Führer durch die literarischen Meisterwerke der Romanen, II. Spanische Literatur. — G. de Gregorio, Contributi al Lessico etimologico romanzo. — H. Hatzfeld, L. Pfandl, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. — C. G. Santeson, F. Shears, Recherches sur les prépositions dans la prose du moyen français]. — XLIV, 4—5 [P. Benoit, Die Bezeichnungen für Feuerbock und Feuerkette im Französischen, Italienischen und Rätaromanischen. — L. Mühlhausen, Untersuchung über das gegenseitige Verhältnis von Crestiens Conte del Gral und dem kymrischen Prosaroman von Peredur. — H. F. Muller, Pre-history of the Mediaeval Drama: The Antecedents of the Tropes and the conditions of their appearance. — Vermischtes: Leo Spitzer, *¡Polaina!*. — M. L. Wagner, Spanisch *tan* und *mas* mit Verblassung der ursprünglichen Funktion. — St. Hofer, Das Verratsmotiv in den chansons de geste. — Besprechungen: E. Gamillscheg, Glossaire des patois de la Suisse romande. — L. Jordan, A. Hilka, Der afrz. Prosa-Alexanderroman nach der Berliner Bilderhs. nebst dem lat. Original der Historia de Preliis. — G. Brockstedt †,

Benoit de St.-Maure und seine Quellen. — Marguerite Zweifel, Untersuchung über die Bedeutungsentwicklung von *Langobardus* — *Lombardus*. — Ges. f. rom. Lit. Bd. 34, 41. — A. H. Krappe, The legend of Radrick. — P. de Mugica, Monner Sans, Asnologia. Vocabulario y Refranero. — Monner Sans, De gramática y de lenguaje. — R. Lemos, Semántica o ensayo de lexicografía Ecuatoriana. — Monner Sans, Mi labor en el Plata. — R. Lemos, Barbarismos fonéticos del Ecuador. — García-Lomas, Dialecto popular montañes. — Monner Sans, Perrologia. El perro a través del diccionario y del refranero]. — XLIV, 6 [M. Regula, Etymologische Nachlese an der Hand des REW. — G. Tilander, Notes sur le texte du roman de Renart. — Vermischtes: G. Rohlfs, Südital. *yuška, šuška* 'Spreu'. — Ders., Zu den süditalienischen Namen des 'Wegerich'. — L. Spitzer, Afrz. *luire* 'bespringen' (von Widdern). — P. Marchot, Bas-latin *traugum* (Loi des Ripuaires). — Fr. Beck, Dantes Beziehungen zum Orient. — A. Schreiber, Eine dunkle Stelle in der Bibel Guiots von Provins. — Besprechungen: Fr. Beck, R. Ortiz, Studii del Canzoniere di Dante. — Günther Müller, A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach. — H. Walther, K. Strecker, Ekkehards Waltharius. — A. H., Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften. — L. Spitzer, Bemerkung. — Ders., Zu Ztschr. XLIII (sp. *rigodón*). — W. Meyer-Lübke, Zu Ztschr. XLIV, 130. [Es scheint ein Mißverständnis vorzuliegen: ich habe nicht die Existenz von lomb. und piem. *rabadan* bestritten, sondern nur gesagt, daß Lorck lediglich gen. *ramadan* anführt; dagegen wollte ich die engere Verbindung anfechten, in die M.-L. aprov. *mazan* und die norditalienischen Formen gebracht hatte, und in diesem Punkte ist er ja jetzt zweifelhaft geworden.]

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker, XXXIX, 1, 1921 [P. Berens, Calderons Schicksalstragödien. — Irene von Kunow, Sprach- und Literarkritik bei Antoine Arnauld]. — XXXIX, 2, 1925 [W. Homuth, Vom Einfluß des Lehnswesens und Rittertums auf den französischen Sprachschatz. — W. Esser, Beiträge zur Geschichte des Irrealis in Italien]. — XXXIX, 3, 1925 [W. Fahrenheim, Das Naturgefühl in Honoré d'Urfés Astrée. — R. Zenker, Die Chanson d'Isembart und Joseph Bediers Epentheorie].

The Romanic Review ed. by John L. Gerig. XVI, 3, July—September 1925 [Fr. Boas, Romance Folk-Lore among American Indians. — E. Goggio, Italian influence on Longfellow's Works. — R. H. Williams, Notes on the anonymous Continuation of Lazarillo de Tormes. — Ch. Grimm, Chrestien de Troyes attitude towards woman. — E. Sapir, Memorandum on the problem of an international auxiliary language. — H. Stein, The 'Laurea' Note in the light of the Secretum. — T. F. Crane, Obituary: Henry Alfred Todd. — Reviews. — Instituto de las Españas. — Brief News. — Book Lists. — Book Notes. — Books received. — Faculty Notes]. — XVI, 4, October—December 1925 [F. de Figueiredo, Camões as a lyric poet. — Aur. M. Espinosa, La compensación entre versos en la versificación española. — J. B. Fletcher, The daughter of the sun. — Miscellaneous: J. van Horne, The attitude towards the Enemy in sixteenth century Spanish narrative poetry. — Reviews. — French literary news in brief. — French Book Notes. — Books received].

Sammlung romanischer Übungstexte. Halle 1925. 6. Band: Trobadorgedichte. Dreißig Stücke altprovenzalischer Lyrik. Zum erstenmal kritisch bearb. von A. Kolsen. VIII, 72 S. [Es liegt hier eine Fortsetzung von Kolsens 'Dichtungen der Trobadors' (3 Hefte, Halle 1916—19) vor, sie gehört aber gar nicht in eine Sammlung romanischer Übungstexte, weil sie dem Zweck einer solchen weder durch die Auswahl der Texte noch durch die Bearbeitung derselben entspricht. Eine Menge von Stellen, die nicht bloß dem Studierenden unverständlich sein müssen, ist unerörtert geblieben,

und gar manches ist falsch gedeutet worden. Hier nur ein paar Beispiele. *Aicelma* (18, 50) ist ein unmöglicher Name. *Cavelc* (17, 24) soll das lat. *Cabellio* sein; zum mindesten war hier eine Erläuterung angezeigt. Ein *preisatz*, das 'in bedrängter Lage' heißen soll, ist 29, 1 ohne jede Berechtigung für *presatz* in den Text eingeführt, und selbstverständlich ist E.-B. XII, 31 *prezat* vollkommen in Ordnung. V. 39 von St. 5b stellt mit *q'ab l'Ager-en-Ton' ai faillit* eine höchst sonderbare Zurechtmachung dar. Über den Verstecknamen *On-tot-mi-platz* habe ich in Zs. 42, 369—70 gesprochen. Es ist methodisch unzulässig, selbstgedichtete Verse wie 2, 56 und 8, 59 in den Text zu setzen, anstatt Punkte zu machen. Bei St. 1 fehlen offenbar die beiden ersten Strophen in der Hs.; das erhellt schon aus der mangelnden Themastellung. *Terra de sanguin* (17, 56) bedeutet natürlich nicht 'Blutstein', sondern 'Land des Sanguin'; Sanguin ist der furchtbare Zenghi oder Zenki, s. Bédier, Chans. d. crois. I, 42, Anm., Kugler, Geschichte der Kreuzzüge S. 147, und vgl. Böhmers Rom. Stud. I, 396, V. 295; es versteht sich danach, daß das voraufgehende *Sorc* in *al port de Sorc* (D: *Sor*) nicht, wie S. 72 erklärt wird, die Sorgues sein kann, sondern = 'Tyrus' ist (gewöhnlich *Sur* genannt).]

Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 46: Jaufre, ein altprov. Abenteuerroman des 13. Jahrhunderts. Nach W. Foersters Kollationen auf Grund sämtlicher bekannter Handschriften mit Einleitung, Inhaltserzählung, Anmerkungen, Namen- und Wortverzeichnis hg. von H. Breuer. Göttingen 1925. LXIII u. 444 S. [Durch diese Publikation wird uns nun der nur bei Raynouard, Lex. Rom. I stehende Text bequem zugänglich, und zwar in vollständiger Gestalt nach den beiden Pariser Hss., dem Fragment der Vaticana und dem von Cheltenham. Wir müssen uns freilich auf die Foersterschen Kollationen verlassen. Ob es richtig war, Hs. B an Stelle der von Raynouard bevorzugten Hs. A zugrunde zu legen, erscheint mir zweifelhaft, wenn es auch die vollständigste ist. Der Herausgeber, welcher unter ungünstigen Umständen und in Zeitbedrängnis gearbeitet hat, gedenkt vielerlei in einer Reihe besonderer Artikel nachzuholen; dazu wäre zu wünschen, daß er sich auch den Anmerkungen noch einmal zuwendete, deren Magerkeit durch das S. IX Gesagte keineswegs gerechtfertigt wird. Warum sind übrigens die bei Raynouard vorliegenden Lücken nicht zur besseren Übersicht für den Benutzer zusammengestellt? Was den Text angeht, der nicht zu den schweren gehört und schon bei Raynouard recht lesbar war, so muß ich mich hier mit ein paar Bemerkungen zu den ersten 236 Versen begnügen. Das V. 172 in *pietz le seria* stehende *le* ist S. X und zu 2356 vergessen worden; auch fehlt die Angabe, daß A *li* hat. Die V. 143 und sonst beobachtete Schreibung *es·se* ist nicht zu billigen, da ja *se* keine angelehnte Form darstellt. V. 168 schreibe *s'o*. V. 177 ist in der Anm. nicht richtig verstanden: *negun besoing* gehören zusammen, also 'wenn sie in irgendeine Notlage kommen'; der Plural erklärt sich aus dem *cascun* der vorigen Zeile. *Moure* in V. 235 fehlt im Glossar, obgleich es auch sonst nirgends verzeichnet ist; Hs. A hat das richtige *morre*, eine Nebenform zu *mor* 'Schnauze', das mehrfach belegt ist. Auch *trons* in demselben Verse bringt das Glossar nicht; dem Zusammenhang nach kann nur das einmal von Levy, S.-W. VIII, 493 belegte *tronc* 'abgestumpft' vorliegen, und zwar muß die Nominativform für den Obliquus stehen, obgleich *c* vor *s* im Provenzalischen nicht fällt (also dem Reime mit *redons* zuliebe). *Endés* 236 (A: *andes*) wird im Glossar nicht glücklich mit 'Dreifuß' gedeutet; das kann es ja heißen, aber hier bedeutet es offenbar 'Feuerbock', s. Zs. 44, 403. Bei Levy, S.-W. I, 63b fehlt unsere Stelle.]

Studier i modern Språkvetenskap, utgivna af Nyfilogiska Sällskapet i Stockholm, IX. Uppsala 1924. 323 S. [A. Nordfelt, Om franska lånord i svenskan. — Karin Ringenson, Quelques remarques sur le groupe occlusive

+ nasale. — K. Kärre, The English plant-name *groundsel.* — K. Hård af Segerstad, Une note sur le 'Livre des Manières'. — Åke W. Munthe, Några anteckningar om en grupp spanska kraftuttryck. — R. E. Zachrisson, Some English place-name etymologies. — H. Kjellman, *Autresi* — *aussi* — *ainsi.* Étude de syntaxe historique. — P. Falk, De *Trop par est bons* à *Il est par trop bon.* — E. Staaff, *Voyons voir! Montre voir!* — N. O. Heinertz, Wortstudien. — K. Michaëlsson, Le passage *d* > *r* en français (vgl. Archiv 149, 316). — C. Björkboom et E. Rooth, Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germanique publiés par les Suédois de 1920 à 1924].

Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors, VII. Helsingfors 1924. 368 S. [Dédicace à M. Axel Wallensköld (avec portrait). — W. Söderhjelm, Pierre de Provence et la belle Maguelone. — H. Petersen, Deux versions de la Vie de Saint Eustache en vers français du moyen âge. Édition critique. — O. J. Tallgren, Le problème latin vulgaire de *abietem, arietem, parietem.* — J. J. Mikkola, Zur Vertretung der Gutturale und *tj* in den lateinischen Lehnwörtern des Germanischen und Slawischen. — E. Öhmann, Zur Frage nach der Ursache der Entlehnung von Wörtern. — A. Långfors, Le Bestiaire d'amour en vers par Richard de Fournival, publié. — T. E. Karsten, Zur Erklärung der germanischen Lautverschiebung. — H. Suolahti, Zu den germanisch-finnischen Beziehungen. — Iris Roos, Liste de travaux sur les langues et littératures romanes et germaniques, non scandinaves, publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande au cours des années 1916—1924].

University of Illinois Studies in language and literature. Vol. IX, no. 3, Aug. 1924 [Girolamo Fracastoro Naugerius sive de poetica dialogus, with an English translation by Ruth Kelso and an introduction by Murray W. Bundy. 88 S.]. — IX, no. 4, November 1924 [Cl. G. Lowe, The manuscript tradition of Pseudo-Plutarch's Vitae decem oratorum. 53 S.].

Zauner, A., Romanische Sprachwissenschaft. II. Teil: Wortlehre II und Syntax. Vierte, verb. Aufl. Sammlung Göschen Bd. 250. Berlin u. Leipzig, W. d. Gruyter & Co., 1926. 130 S. 1,50 M. [Der erste, die Bedeutungslehre behandelnde Teil des trefflichen Büchleins ist umgearbeitet und um eine dankenswerte Skizze von den Arten der Bezeichnungsänderungen (Onomasiologie) vermehrt worden. Anderes hat aus äußeren Rücksichten gekürzt werden müssen, aber eine Schädigung des Ganzen wurde nach Kräften vermieden.]

Klemperer, V., Romanische Sonderart. München, Hueber, 1926. 470 S. [Sammlung von 16 an den verschiedensten Stellen erschienenen Aufsätzen, auf die wir noch in einer gesonderten Besprechung zurückzukommen gedenken.]

Fünfundzwanzig lateinische weltliche Rhythmen aus der Frühzeit (VI. bis XI. Jahrh.), ausgew. von F. Schneider. Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters, hg. von F. Schneider, 1. Heft. Rom, Regensberg, 1925. VII, 42 S.

Goetz, G., Aus lateinischen Glossaren. S.-A. aus der Festschrift für Fr. Kluge, S. 39—51. [Von besonderem Interesse für den Romanisten, da es sich um Übergang von *b, v* in *m* handelt.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLVIII, 1, 2, 3 [R. Zenker, Weiteres zur Mabinogionfrage. — J. Brüch, Etymologisches: afrz. *ancenge,* afrz. *mahaignier* und Sippe, frz. *gruyer,* frz. *rechigner.* — G. Rohlfs, 'Idealistische' Neuphilologie. — J. A. Brein, Einige seltene französische Druckwerke des 16. Jahrhunderts in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Eine Ergänzung. — Referate und Rezensionen: L. Jordan, Sechs afrz. Fablels ed. G. Rohlfs. — J. Frank, J. Haas, Kurz-

gefaßte französ. Literaturgeschichte von 1549 bis 1900. I. Band: 1549 bis 1650. — W. Wurzbach, A. N. Cole, Eug. Scribe and the French theatre. — K. Holtzmann, L.-J. Arrigon, Les débuts littéraires d'Honoré de Balzac. — Ders., A. Bellesort, Balzac et son œuvre. — K. Glaser, Mélanges de philologie offerts à M. Johan Vising par ses élèves et ses amis scandinaves. — J. Jud, E. Gamillscheg, Wetzstein und Kumpf im Galloromanischen. — G. Rohlfs, V. Bertoldi, Un ribelle nel regno dei fiori. I nomi romanzi del Colchicum autumnale. — H. Heiß, Ph. Aug. Becker, Melin de Saint-Gelais, eine kritische Studie. — Ders., Ph. Aug. Becker, Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler].

Rolandmaterialien I: Das afrz. Rolandslied nach der Oxforder Hs. ed. A. Hilka. Sammlung romanischer Übungstexte, III./IV. Band. Halle, Niemeyer, 1925. X, 135 S. 3,20 M.

Schürr, Fr., Das altfranzösische Epos. Zur Stilgeschichte und inneren Form der Gotik. München, Hueber, 1926. 512 S. 14 M.

Voretzsch, K., Reinhart Fuchs. Reinke de Vos. S.-A. aus Altdeutsche Textbibliothek 8 und 7. Halle, Niemeyer, 1925. XXVIII u. XXXI S. [Es liegen hier zwei inhaltreiche Einleitungen vor, die eine zu Heinrichs des Glichezaeres Reinhart Fuchs ed. G. Baesecke, die andere zur Neuausgabe des Reinke de Voß durch A. Leitzmann. In der ersten, die den Romanisten mehr angeht als die zweite, erhalten wir zunächst eine Übersicht über die Geschichte der Tierfabel und des Tiermärchens von den Indern bis zum Mittelalter und darauf eine Darstellung der epischen Gestaltung der Tiergeschichte in lateinischer Sprache von Paulus Diaconus bis zum 'Ysengrimus' des Magisters Nivardus von Gent (1150—52). Dann wird unter Auseinandersetzung mit Foulet das Verhältnis des mhd. Reinhart Fuchs zum Roman de Renart noch einmal untersucht und festgestellt, daß es bei dem schon durch die Arbeiten des Verfassers und L. Sudres gewonnenen Ergebnisse zu bleiben habe, nämlich daß der RF. im ganzen wie im einzelnen altertümlicher ist als der Roman de Renart, mithin 'der Dichter des RF. nach älteren Renartbranchen gearbeitet hat, die uns heute nur in überarbeiteter Gestalt vorliegen oder ganz verlorengegangen sind'.]

Gennrich, Fr., Die altfranzösische Rotrouenge. Halle, Niemeyer, 1925. 84 S. 7 M.

Nonnenmacher, E., Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Zweite Auflage. Hartlebens Bibliothek der Sprachenkunde, Teil 61. Wien u. Leipzig (o. J.). VII, 182 S.

Voretzsch, K., Die Sprachgrenze und ihre Bedeutung für Frankreich. Mit einer Karte. S.-A. aus 'Der Deutsche und das Rheingebiet' von Aubin, Baesecke, Ficker, Fleischmann, Fränkl, Hahne, Holtzmann, Schlüter, Schneider, Voretzsch, S. 133—149.

Tilander, G., Dérivés méconnus du latin *lux, lucem* en français et en provençal. S.-A. aus Minnesskrift utgiven av Filologiska Samfundet i Göteborg. S. 153—164. [Man vermißt einen Hinweis auf die längere Anm. von W. Foerster über *delüer* zu Merv. Rigomer 601.]

Sainéan, L., Les sources indigènes de l'étymologie française. T. premier: Nouvelles perspectives, 448 S. T. deuxième: Réalités et mirages, 519 S. Paris, E. de Boccard, 1925.

Eine altfranzösische Liedersammlung. Der anonyme Teil der Liederhandschriften KNPX, hg. von H. Spanke. Roman. Biblioth. no. 22. Halle, Niemeyer, 1925. 458 S. 15 M. [Von den 162 anonymen Stücken der Hss. $K^2N^2P^2X^2$ werden uns hier 142 geboten unter Fortlassung derjenigen, die in anderen Handschriften bestimmten Verfassern zugeschrieben werden und zugleich eine kritische Ausgabe erfahren haben. Die vorliegende Publikation ist erwünscht und wertvoll, da sie viele ungedruckte Lieder bringt, die man nur gern irgendwo übersichtlich zusammengestellt gesehen hätte.

Auch vermißt man überhaupt ein Inhaltsverzeichnis zu dem Buche, oder wird dies etwa unmodern? Auf die Texte folgt ein Abschnitt über die Hss. nebst Inhaltsangabe derselben, ferner ein langes Kapitel zur Metrik der Lieder mit verschiedenen Unterabteilungen, weiterhin folgen Anmerkungen und ein Anhang mit einer ganzen Reihe von Transskriptionen. — Die Behandlung der Texte läßt etwas zu wünschen übrig, und die Anmerkungen stellen den schwächsten Teil dar. Bezüglich der letzteren heißt es im Vorwort: 'Die Anmerkungen verfolgen in erster Linie den Zweck, über Schwierigkeiten, die sich dem Verständnis der Texte bieten, hinwegzuhelfen, wobei ich, was ich meine französischen Kritiker zu beachten bitte, besonders den deutschen Leser im Auge hatte.' Was soll das bedeuten? Denkt Sp. an eine Verschiedenheit des Horizontes französischer und deutscher Romanisten oder verwechselt er gar seinen eigenen mit dem seiner deutschen Leser? Der mangelnde Raum gestattet nur weniges vorzubringen: *Avite* in II, 53 für *avilte* oder *aviute* im Reim zu *escrite* (s. God. I, 528) erforderte um so mehr eine Anmerkung, als bei Tobler, Wb. *avilter* nicht aufgeführt ist (vgl. die Schreibung *avitance* unter *aviltance* bei Tobler). No. III bedurfte erheblich stärkerer textlicher Erläuterung. In Anm. zu IV, 32 heißt es zu *s'en voloie faire here: faire erre* 'nachlaufen', aber einmal ist ein *faire erre* dieses Sinnes sonst nicht belegt, und dann paßt es auch gar nicht in den Zusammenhang; das im Text stehende *here* ist auch nicht verständlich, also fragt es sich sehr, ob nicht, was KNPX für den Vers bieten, Aufnahme verdient. IV, 42 ist *tes ious* 'dein Auge', das Bartsch erst nach Handschrift U zurechtgemacht hat, doch sehr bedenklich, weil eine solche Verwendung des Singulars beispiellos sein dürfte; ich halte die Lesung von KNPX *ti oil dient qui t'acuse* durchaus für annehmbar, s. Tobler, VB I³, 242—43. Bei *valee, susee* (V, 12) fehlt jede Erklärung; ebenso unverständlich ist der Schluß von V. 7. VIII, 8 ist wie XV, 37 ein Sprichwort. VIII, 13 schr. *fox sui* statt *f. mi* (wohl Druckfehler); im übrigen bietet die Redaktion von KNPX entgegen dem in Anm. Behaupteten für dies Stück keine Unklarheiten. XVII, 1 haben alle Hss. *en mai*, das Sp. in *en mi* ändert, ohne sich dazu zu äußern, das geht aber nicht wegen V. 2, der eine Zeitbestimmung voraussetzt; in *la rousee* steckt vielleicht ein Überlieferungsfehler. Selbstverständlich ist XLIV, 49—50 mit Jeanroy hinter *grever* ein Punkt zu setzen und *s'amor est fol s'i fie* (besser *'Fol-s'i-fie'*) zu interpungieren, schon weil ein asserierender Hauptsatz nicht mit einer Form von *estre* beginnen kann. Zu XIX, 24 erhalten wir die Erklärung *orfrois* = *aurifrigium*; es konnte höchstens *aurum phrygium* gesagt werden, vgl. REW. 6471a. Bei XVIII, 16 wird *conseut* mit *consolet* gedeutet; es ist natürlich *consiliet*. Der üble Ehemann, der XIX, 75 *pelés* genannt wird, soll nach Anm. die Haut verloren haben; bekanntlich heißt *pelé* 'haarlos', 'kahlköpfig'. Es fehlt ein Verzeichnis der selteneren Wörter und Wortformen. Der S. IX geäußerte Wunsch zeigt wieder einmal, um nicht mehr zu sagen, wie weit trotz Paul Warncke der Gedächtnisschwund in Deutschland verbreitet ist.]

Cohen, G., Le livre de conduite du régisseur et le compte de dépenses pour le Mystère die la Passion joué à Mons en 1501, p. pour la première fois et précédés d'une introduction. Publications de la Faculté des lettres de l'Université de Strassbourg, fasc. 23. Libr. Istra, maison d'éd. 1925. CXXVIII u. 728 S. 90 fr. [Sehr sorgfältige und verdienstliche, für das Wörterbuch besonders ergiebige Publikation.]

Nikos A. Bees (Béys), Der französich-mittelgriechische Ritterroman Imberios und Margarona und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen. Texte und Forschungen zur Byzantinisch-Neugriech. Philologie. Berlin-Wilmersdorf, 1924. 108 S. [Diese gelehrte Schrift des Herausgebers der Beihefte zu den 'Byzant.-Neugriech. Jahrbüchern' handelt vornehmlich von

den vulgärgriechischen Bearbeitungen des franz. Ritterromans von Peter von der Provence und der schönen Maguelonne; die reimlose Bearbeitung wird um die Mitte des 15. Jahrhunderts angesetzt (S. 40), was gegenüber den Daten des französ. Romans etwas überrascht. Es wird ferner gezeigt, wie der Stoff einen merkwürdigen Ausläufer in der athenischen Volkssage über die Gründung des Daphniklosters durch Imberios und Margarona gefunden hat; diese Sage gelingt es B. schon aus dem Jahre 1588 nachzuweisen, also hundert Jahre früher als die Reiseberichte von Spon und Wheler.]

Goße, E., Tallemant des Réaux or the Miniature biography. Oxford, Clarendon Press, 1925. 24 S. [Angenehm geschriebene Charakteristik von Tallemant des Réaux und seiner 'Historiettes'.]

Haas, J., Kurzgefaßte französ. Literaturgeschichte von 1549 bis 1900. III. Band: 1715—1820. Halle, Niemeyer, 1925. 275 S. 8 M.

Kapp, M., Die Frauengestalten in Molières Werken. Halle, Niemeyer, 1925. 51 S.

Sakmann, P., Was sagt Voltaire? Eine Auswahl aus den Werken, herausg., übers. und eingel. Leipzig, Kröner, 1925. VI, 207 S.

Urtel, H., Guy de Maupassant. München, Hueber, 1926. 300 S. 8 M.

Gelzer, H., Guy de Maupassant. Heidelberg, C. Winter, 1926. 208 S. 8 M.

Lerch, Eug., Romain Rolland. München, Hueber, 1926. 331 S. 7,50 M.

Palgen, Rod., Villiers de l'Isle-Adam auteur dramatique. Paris, Champion, 1925. 93 S. Gr.-8°.

E. Abry, C. Audic, P. Crouzet, Histoire illustrée de la Littérature française. Précis méthodique. 324 illustrations. 7e éd. revue et corrigée. Leipzig, Brandstetter, 1926. 664 S. Geb. 6 M.

W. Martini et Aug. Delauney, Éléments de Littérature française suivis des règles essentielles sur la Versification. 2., verb. Aufl. Dresden, Ehlermann, 1925. 64 S.

Müller, M., Französ. Philosophie der Gegenwart. Karlsruhe, G. Braun, 1926. 57 S. 1,20 M. [Die kleine Schrift gibt einen klaren Überblick über die Entwicklung der französischen Philosophie in den letzten Jahrzehnten. Mit Recht hat die neueste französische Geistesbewegung ein starkes Interesse auch in Deutschland gefunden. Da sie wesentlich auf bestimmten weltanschaulichen Voraussetzungen ruht, so ist ihr Verständnis ohne eine genauere Kenntnis der gleichzeitigen Philosophie nicht möglich. Die vorliegende Schrift kann sehr wohl zu einer ersten Einführung in diese Philosophie dienen. — Mit einigem Erstaunen liest man im Vorwort, daß nach den neuen preußischen Lehrplänen im Unterricht der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten auch Bergson berücksichtigt werden soll. Abgesehen davon, daß man sich von einer solchen Behandlung nicht viel Erfolg versprechen kann, dürfte hier die deutsche Philosophie doch vielleicht ein Vorrecht beanspruchen. M. Wundt.]

Gottschalk, W., Französ. Synonymik: I. Synonymisches Lehrbuch. Heidelberg, C. Winter, 1926. 10,50 M. II. Übungsstücke. Kart. 1,80 M.

Kredel, Elisabeth, Hundert französ. Schlagworte und Modewörter. Gießener Beiträge zur Rom. Philol., hg. von D. Behrens, III. Zusatzheft. Gießen 1926. 183 S. 7,50 M.

Hennig, J., Die französ. Sprache im Munde der Belgier und die Marollenmundart Brüssels. Heidelberg, Grooß, 1926. 67 S.

Kron, R., Le petit Parisien. 21e éd. rev. et corrigée. Freiburg i. Br., Bielefelds Verlag, 1926. 243 S. 3 M.

H. Klinghardt und P. Olbrich, Französ. Intonationsübungen für Lehrer und Studierende. 2., umgearb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. 126 S. nebst 36 S. Anmerkungen. Geh. 6 M.

Engwer-Jahnke-Lerch, Franz. Unterrichtswerk (Einheitsausgabe): Engwer und Lerch, Französ. Sprachlehre. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1926. 227 S. [S. S. 265.]

Grund-Neumann, Kulturkundliches französ. Lesebuch für Oberklassen von Aug. Grund und W. Schwabe. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 240 S. 4,40 M.

Dubislav, Boek, Gruber u. Röttgers, Methodischer Lehrgang der französ. Sprache:

Elementarbuch der französ. Sprache. Ausg. F. Erster Teil. 2. Aufl. Berlin, Weidmann, 1925. 67 S. Geb. 1,60 M. — Ausg. F. Zweiter Teil. 112 S. Geb. 2,20 M. — Ausg. G. 124 S. Geb. 2,20 M.

Schulgrammatik der französ. Spr. Ausg. F und G. Berlin, Weidmann, 1925. 107 S. Geb. 2 M. — 2. Aufl., 1926. 148 S. Geb. 3 M.

Mahon, E., 'Les luttes te rendront fort'. Eine französ. Novelle zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französ. Volkes, hg. mit Anm. und in franz. Spr. 4. u. 5. Aufl. Leipzig, Reisland, 1926. 107 S.

Gieschen-Barthe, Französ. Übungsbuch für Handelsschulen. Mit Grammatik, Sprechübungen und Original-Handelsbriefen. Leipzig, R. Gerhard, 1925. 234 S. Geb. 4,40 M.

Snykers, Manuel du Correspondancier. Leipzig, Gloeckner, 1926. 152 S. Geb. 3 M.

Gerhards Französ. Schulausgaben no. 7: Mme Gagnebin, Une trouvaille, hg. v. M. v. Metzsch. Mit Wörterbuch. Leipzig, Gerhard, 1925. 167 S. Geb. 2,20 M. — No. 24: Collection de contes et nouvelles, Tome I: Auteurs modernes, hg. v. A. Mühlan. 2. Aufl., mit Wörterbuch. 108 S. Geb. 2,20 M.

Provenzalisch.

Sammlung romanischer Übungstexte, 6. Band, s. unter 'Romanisch'.

Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 46, s. unter 'Romanisch'.

Crescini, V., Manuale per l'avviamento agli studi provenzali. Terza ediz. migliorata. Milano, Hoepli, 1926. Gr.-8°. 493 S. [Zu dem gediegenen Buche des bewährten Provenzalisten, das in der neuen Auflage ein anderes Format sowie einen etwas anderen Titel zeigt und diesmal den ganzen 'Boëci' bringt, hier nur ein paar Bemerkungen. Ein Wort über die Anlage des Glossars wäre erwünscht gewesen: es fehlt z. B. *alques* 46, 27, wo es den Sinn von 'sehr' hat, *no·n puesc mais* = 'ich kann nichts dafür', *deman* 37, 33, *fes* 37, 15, wo es ironisch gebraucht erscheint, *perdre* 36, 13, wo es 'aufgeben' bedeutet, s. Zs. 43, 216 zu V. 5598—99 und besonders Zs. 49, 359 zu V. 13—18. Es empfiehlt sich nicht, ein Neutr. Sing. Acc. *lo* ohne weiteres ins Paradigma zu setzen, s. Archiv 134, 200. Die Schreibung *ella·s mét éssma* im Boëci 104 ist für mich unhaltbar. Auf S. 114 A. ist das in Zs. 43, 215 zu V. 4583 Bemerkte übersehen. S. 249 schr. *Raïmbautz.* S. 413 b scheinen mir 'in ogni modo' und 'forse' nicht nebeneinander bestehen zu können. Auf S. 410 war unter *mais* zu 36, 84 zu berücksichtigen, was ich in Zs. 34, 460 zu V. 83 gesagt habe: ein *mais* = '*poichè*' ist hier ganz unwahrscheinlich. Daß Cr. fortfährt, *Malespina* S. 482 als Ortsnamen zu behandeln, kann ich nur beklagen, und es ist nicht richtig, daß 49, 46 Malespina einen Ort bezeichnet, s. Zs. 54, 462. Die Einführung eines *a* aus Sg in 36, 15 ist nicht zu billigen, denn ein finales *a* vor Inf. im Sinne von *per* müßte sonst erst noch nachgewiesen werden. In den Angaben zur 'Flamenca' (S. 273) fehlt der Aufsatz in Zs. 43, 205—21, in welchem die Erörterung zweier Stellen für das hier gedruckte Stück in Betracht kommt.]

Italienisch.

Testi italiani antichi a cura di S. Frascino. Halle, Niemeyer, 1925. 64 S. Sammlung Roman. Übungstexte, V. Band.

Schneider, Fr., Neuere Dante-Literatur V. S.-A. aus Histor. Zeitschrift 134, 1 (1926), S. 31—47.

Piur, P., Petrarcas 'Buch ohne Namen' und die päpstliche Kurie. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Frühreniassance. Halle, Niemeyer, 1925. 416 S. 18 M.

G. Vasari, Vite de' più celebri pittori, scultori e architetti. Auswahl und Kommentar von Elvira Olschki. Mit 30 Abbild. Heidelberg, Grooß, 1926. 346 S. 8 M.

Mortier, A., Ruzzante (1502—1542), un dramaturge populaire de la Renaissance. Tome premier. Paris, Peyronnet et Cie, 1925. 285 S.

Das Tagebuch des Marchese Lucchesini (1780—82). Gespräche mit Friedrich dem Großen, hg. von Fr. v. Oppeln-Bronikowski und G. B. Volz. Rom. Bücherei no. 5. München, Hueber, 1926. 104 S. [Willkommene Neuausgabe der drei auf dem Preußischen Geh. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem befindlichen Hefte, die von Fr. Bischoff (1885) und Campolieti (1911) nicht befriedigend ediert waren. Die gut orientierende Einleitung und die sorgsamen Erläuterungen rühren von Volz her, während Oppeln-Bronikowski die Hs. genau verglichen hat.]

Appel, C., Erlebnis und Dichtung bei G. Carducci. Breslau 1926. 10 S.

Labande-Jeanroy, La question de la langue en Italie. Public. de la Faculté des Lettres de l'Université de Strassbourg, fasc. 27. Strassbourg, Istra, 1925. 264 S. — Dies., La question de la langue en Italie de Baretti à Manzoni. Paris, Champion, 1925. 133 S.

Garbini, A., Antroponimie ed omonimie nel campo della Zoologia popolare. Parte II, vol. I—II: Omonimie. Acad. di agric., scienze e lett. (volume fuori serie). Verona, Tipogr. Veronese, 1925. 1598 S. [Vgl. dazu Arch. 147, 317.]

Neuere italienische Schriftsteller. XV.: Severino, A., Le Bellezze d'Italia. Mit Vorwort, histor. u. künstler. Anmerkungen. I. Teil: Rom, Neapel, Sizilien. Heidelberg, Grooß, 1925. 179 S. 5 M.

Bangerts Auslandbücherei no. 15: Huber, J., Italienisches Lesebuch für Kaufleute. Hamburg, Deutscher Auslandsverlag W. Bangert (o. J.). 164 S. Geb. 4 M.

Spanisch.

Revista de filología española. Director: Ramón Menéndez Pidal. XI, cuad. 2º, Abril—Junio 1924 [B. Sánchez Alonso, Los satíricos latinos y la sátira de Quevedo (Conclusión). — S. Gili Gaya, Influencia del acento y de las consonantes en las curvas de entonación. — Miscelánea: A. G. Solalinde, Un códice misceláneo con obras de Alfonso X y otros escritos. — L. Spitzer, Esp. *sángano*, port. *zangão*. — L. Spitzer, *masculillo*. — S. Gili Gaya, Datos biográficos sobre D. Carlos Coloma. — L. Spitzer, *Echarse pullas*. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — XI, cuad. 3º, Julio—Septiembre 1924 [T. Navarro Tomás, Manuel Ramírez de Carrión y el arte de enseñar a hablar a los mudos. — M. L. Wagner, En torno a las 'Etimologías españolas' de G. Rohlfs. — P. Bohigas Balaguer, El 'lanzarote' español del manuscrito 9611 de la Biblioteca Nacional. — Miscelánea: J. F. Montesinos, Contribución al estudio de la lírica de Lope de Vega. — R. Menéndez Pidal, *farmalio, farmario, faramalla*. — R. Menéndez Pidal, *apodar*. — L. Spitzer, Murc. *dedo margarite, margarin* 'petit doigt'. — L. Spitzer, Esp. *carrillo*, port. *carrilho*, 'joue', esp. *carrillera* 'mâchoire'. — Notas bibliográficas. — Noticias]. — XI, cuad. 4º, Octubre—Diciembre 1924 [V. García de Diego, Notas filológicas. — E. Allison Peers, La influencia de Chateaubriand en España.

— J. Sarrailh, Quatre lettres de J. Nicasio Gallego au Duc de Frías. — Miscelánea: J. Vallejo, F. C. Guisasola, M. Herrero García, Notas sobre la 'Celestina'. ¿Uno o dos autores? — L. Spitzer, Anc. esp. *priego*, port. *prego* 'clou'. — R. Menéndez Pidal, Adición a *priego*. — R. M. P., *gañán*. — L. Spitzer, *farmalio, farmario, faramalla*. — M. Herrero García, Un documento universitario. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Pietsch, K., Zur spanischen Grammatik. S.-A. aus 'Homenaje a Menéndez Pidal' I, 1924, S. 33—37. [Gehaltvoller Aufsatz, in dem u. a. die Erörterung über 'Yd yendo' besonderes Interesse erregt; vielleicht hätte hier auf eine ähnliche intensive Verwendung mit dem Infinitiv in anderen romanischen Sprachen hingewiesen werden können, über die Meyer-Lübke, Rom. Gr. III § 135 für Tirol und Graubünden, Ebeling, Probl. d. rom. Syntax S. 113 ff. fürs Italienische, ich im Archiv 137, 230 zu V. 418 für das Altfranzösische und Provenzalische sprechen.]

Zingarelli, N., Per la genesi del Poema del Cid. Alcuni confronti con la crónica general. S.-A. aus den Rendiconti del R. Istituto Lombardo di scienze e lettere vol. 58, fasc. 16—20, 1925. 22 S. [Wenn ein so vorsichtiger Forscher wie Zingarelli sagt, daß der Vergleich des in das Jahr 1140 gesetzten 'Cantar de mio Cid' mit der 'Primera Cronica' bei ihm jeden Glauben an die 'antichità' und 'anteriorità' des ersteren zerstört habe, so macht das schon recht nachdenklich, und was er vorträgt, ist in der Tat sehr gewichtig. Immerhin bleibt noch Weiteres abzuwarten; das Vorliegende soll nur ein 'primo saggio' sein.]

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der rom. Philologie, hg. vom Seminar für roman. Sprachen und Kultur in Hamburg, Bd. VI: W. Giese, Waffen nach der spanischen Literatur des 12. und 13. Jahrh.s Hamburg 1925. 133 S. — Bd. VII: J. Dornhof, Joh. Nik. Böhl von Faber, ein Vorkämpfer der Romantik in Spanien. Hamburg 1925. 46 S.

Dernehl-Landau, Spanisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Ausg. B für ältere Schüler. Grundbuch. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1925. IV, 140 S. Geb. 4,40 M.

Dernehl-Landau, Span. Unterrichtswerk. Grundzüge der span. Grammatik. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1925. VI, 74 S. Kart. 1,40 M.

Beinhauer, W., Frases y Dialogos de la Vida diaria. Leipzig, Reisland, 1925. V, 60 S. 1,50 M. — Dazu Ergänzungsheft, eb., 1925. 115 S. 3 M.

A. de Lima und F. Booch-Arkossy, Lehrbuch der spanischen Sprache zum Selbstunterricht. 7. Aufl. Wien u. Leipzig, Hartleben (o. J.). 191 S. [Das Buch ist für Philologen zum Selbstunterricht nicht geeignet, noch weniger für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Den Hauptteil macht die übliche Darstellung der Formenlehre (mit Übungsstücken) aus, der eigentliche syntaktische Teil umfaßt nicht ganz zwei Seiten. Die Darstellung der Aussprache überbietet an Zahl und Schwere von Fehlern alles bisher Dagewesene. Der 'Nachweis der neuesten und besten Hilfsmittel' ist ganz mangelhaft. F. Krüger.]

Portugiesisch.

Neuere portugiesische Schriftsteller. VII: Eça de Queiroz, Auswahl aus seinen Werken mit einigen deutschen Übersetzungen und einer Einleitung, hg. von Luise Ey. Heidelberg, Grooß, 1926. XXIII, 144 S. 4,50 M.




UNIVERSITY OF GEORGIA LIBRARIES
3 2108 05921 3606

